This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

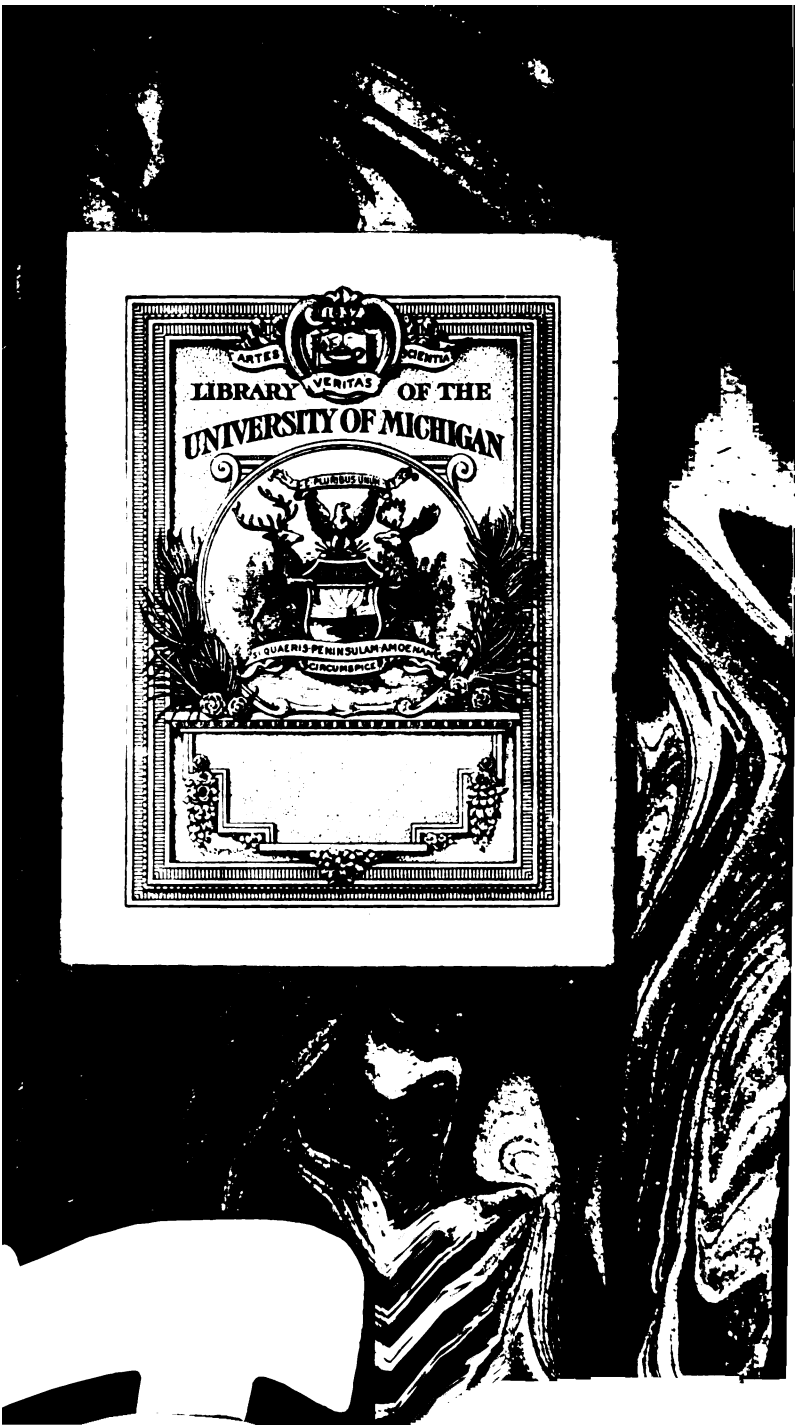
+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.


ARTES
VERITAS
SCIENTIA
LIBRARY OF THE
UNIVERSITY OF MICHIGAN
SI QUAERIS PENINSULAM AMOENAM
CIRCUMSPICE

397
1

CHRISTIAN FRIEDRICH
GERMERSHAVSEN.

20-55-4

Oekonomische Encyklopädie,

oder

allgemeines System

der

Staats-Stadt-Haus- u. Landwirthschaft,

in alphabetischer Ordnung;

von

D. Johann Georg Krünitz,

der Russisch-Kaiserl. freyen oekonomischen Gesellschaft zu St. Petersburg Mitglied, der kön. preuß. gelehrten Gesellsch. in Frankf. an der Oder Beysitzer, der Göttinq. deutschen Gesellschaft, der Oberlausitzer Bienengesellschaft, und der Leipz. oekonom. Soc. Ehren-Mitglied, wie auch der oekonom. patriot. Soc. in Schles. ordentliches Mitglied und Correspondent.

Neun und zwanzigster Theil,

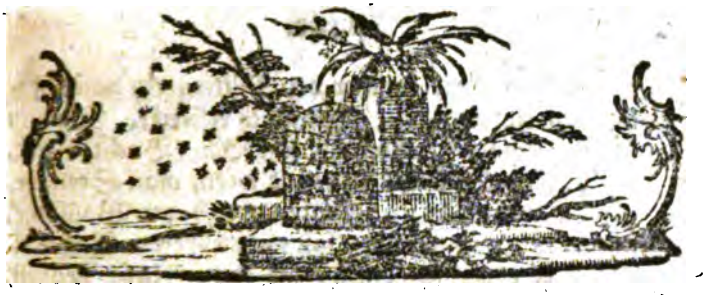
von Jan bis Inf.

Nebst 4 Bogen Kupfer.

Mit Königl. Preußischen und Churfürstl. Sächsischen Privilegien.

Berlin, 1783.

bey Joachim Pauli, Buchhändler.



I. J. J.

Janaca. Unter diesem Nahmen beschreibt Dapper ein afrikanisches Thier in Nigritien, mit Hörnern, welches von der Größe eines Pferdes, aber dicker und kurzfüßiger sey, einen langen röthlichen Hals mit weißen Flecken, und, der Erzählung nach, an den Rippen gewisse Blasen habe, durch die es Athem hohle, und welche die Ursache wären, daß dieses Thier vom Lausen, wobey es große Sprünge und Sätze mache, nie ermüde. Die Hörner desselben gleichen unsern Ochsenhörnern, sind inwendig hohl, und werden von den Wahrsagern gebraucht, dadurch zu reden, wenn sie etwas wahrsagen wollen.

Janbu, ein Städtchen in Asien; siehe Jamba.

Janeiro, oder Ganairo und Ganabara, ein Fluß und eine portugiesische Landschaft oder Provinz in Brasilien, in Süd-Amerika.

1. Der Fluß dieses Nahmens, Rio Janeiro, ist sehr groß, wenn man seine Breite betrachtet, aber sehr klein, wenn man seinen Lauf in Erwägung zieht, indem seine Breite an manchen Orten auf 7 bis 8, sein

ganzer Lauf aber, welcher von Mitternacht nach Mittag geht, kaum auf 12 Meilen sich erstreckt. Da muß derselbe bey seinem Einflusse eine Bay (Bucht) machen, welche salziges Wasser hat, und worin man Seefische, als: Hayen, Rochen, Störe, und so gar Wallfische, findet: so kann man ihn fast mit mehrerem Rechte einen See oder Meerbusen, als einen Fluß, nennen, wie denn Leri ihn wirklich und sehr wohl einen Culde-sac nennet. Von diesem Flusse hat nun

2. die Capitania oder Provinz ihren Nahmen. Diese Landschaft begreift die Küste von Brasilien von dem Vorgebirge St. Thomas, bis an dasjenige, welches gegen Abend der Bay von Ubatuba ist, in sich. Sie gränzet an die Capitanien von Spirito Santo und St. Vincent. Die vornehmsten Städte darin sind: St. Sebastian, oder, wie diese Stadt von dem Flusse Janeiro, an dem sie liegt, auch genennet wird, Janeiro, welche einen guten Hafen hat; und Angra de los Reyes. Die Ebenen dieser Capitania, und die Ufer des Flusses Janeiro, sind ungemein fruchtbar an Zuckerrohr, Indig, Tobak und Baumwolle. Man hat auch daselbst Getreide gesäet, welches vollkommen gut fortkommen würde; allein, man treibt mit demselben eben so wenig Handlung, als mit dem Tobak, von welchem die Einwohner, vermöge eines ausdrücklichen Verbothes, um der Tobakshandlung von der Bay aller Heiligen keinen Eintrag zu thun, nicht mehr bauen dürfen, als sie zu ihrem eigenen Gebrauche, und zu einiger Handlung mit den Spaniern von Buenos Ayres benöthigt sind; wie denn auch die Einwohner keinen Wein bauen dürfen, damit sie, die Handlung mit Europa zu unterhalten, genöthigt bleiben. Die Gebirge, welche diese Ebenen umgeben, haben einen großen Ueberfluß an Brasilienholze, welches nebst dem Zucker, Indig, der Baumwolle, dem Leder, und dem Thran, den vornehmsten Gegenstand der Handlung

der

der Einwohner ausmachen, und hinreichend sind, dieselben zu bereichern, wie sie denn unter allen Einwohnern von Brasilien die begütertsten sind, und sich am stärksten auf die Handlung legen. Ihre Zucker- Indig- und Tobak- Plantagen werden, wie überall in Brasilien, durch Negern besorget und gebauet. Es wohnen aber auch noch viele indianische Familien unter ihnen, welche für sie arbeiten, doch mit dem Unterschiede, daß letztere eine völlige Freyheit genießen, da hingegen die ersten in einer unerträglichen Sclaverey leben. Mit diesen portugiesischen Einwohnern von Janeiro treiben die Spanier von Buenos-Ayres ihren stärksten Handel, indem letztere den erstern Mehl, Zwieback, und eingesalzenes oder an der Sonne getrocknetes Fleisch, liefern, da hingegen jene diesen im Tausche Zucker, Tobak, Indig, Wein, Branntwein, und vielerley europäische Waaren, geben, welche die portugiesischen Schiffe nach Janeiro bringen. Der Branntwein, welchen die Portugiesen den Einwohnern von Janeiro überlassen, ist von zweyerley Art; nähmlich eine, welche von Wein gemacht ist, und von Lissabon nach Janeiro gebracht wird; und die andere, welche aus Zucker in dem Lande selbst gemacht, und Guildive oder Guildine genannt wird. In der Landschaft Janeiro hat man bisher auch verschiedene goldreiche Bergwerke entdeckt, wovon die Portugiesen bereits gute Ausbeute gehoben haben.

Die Stadt am Janeiro, nebst der Bay und dem Hafen, sind mit Batterien und Schanzen wohl verwahrt, wovon besonders die auf der Ziegen-Insel, einen halben Büchsen-Schuß von der Stadt, zur Bedeckung derselben wichtig, und mit 4 Bollwerken versehen ist. Dennoch landete im J. 1711, Mr. du Gue-Trouin an der Küste dieser Landschaft mit einer französischen Escadre, bemächtigte sich des Hafens und der Stadt, erhielt durch Brandschatzung und Plünderung eine sehr ansehnliche Beute, und that mit Verbrenn-

ung der Waaren und Schiffe den Portugiesen einen Schaden, welcher sich auf 25 Mill. Livres belief.

Jangade, oder Balse, eine Art Flöße, oder Fahrzeuge, von neben einander gelegten Balken, deren man sich in Peru, theils zur Fischerey, theils zur Handlung bedient. Nach des Don Ant. de Ulloa Beschreibung, in seiner Reise nach dem südlichen Amerika, bestehen die Balsen, oder Jangaden, aus 5, 7 bis 9 Balken, von einem Holze, welches am Flusse Guayaquil unter dem Nahmen Balsa bekannt ist, von den Indianern bey Darien aber Pucro genannt wird. Die Balsa ist ein weißliches, weiches, schwammichtes und sehr leichtes Holz. Ein Stück davon, welches 3 bis 4 Varas (*) lang, und 1 Schuh dick ist, kann von einem Knaben aufgehoben, und ohne Mühe fortgetragen werden. Aus diesem Holze verfertiget man die Jangaden, Fig. 1633. Darüber geht ein Boden oder Verdeck, L, aus Bretern, oder Tafeln von Rohr; auf demselben wird ein Dach, C, mit zwey Seiten aufgeführt. An statt der Raa setzt man eine Stange von Mangleholze, wie sie bey D vorgestellt ist, darauf. An statt des Fockmastes hat man eine andere Stange von gleicher Gestalt. Man schiffet damit nicht allein auf dem Flusse Guayaquil, sondern auch auf der Süd-See, bis nach Payta. Sie sind nicht allein in Ansehung der Größe, sondern auch des Gebrauches, unterschieden. Einige dienen zur Fischerey, andere zur Handlung auf gedachtem Flusse, worauf allerley Waaren und Früchte von dem Zollhause nach Guayaquil, und von hier nach Puna, Salto de Tumbez, und Payta, verführet werden. Andere, welche prächtiger gebauet sind, dienen zu Fortbringung vornehmer Personen, welche Landgüter und Landhäuser besitzen; die-

(*) Vara, oder Varra, ist ein spanisches und portugiesisches Längenmaß, und beträgt 5 F. 5 Z. und 6 Lin. pariser Mußet, daß sie also 1 und eine halbe par. Elle ausmacht.

dieſelben ſchiffen darauf den ganzen Fluß hinauf, mit aller Bequemlichkeit, die ſie nur in einem Hauſe haben können. Die Pucros, woraus ſie gebauet werden, ſind 12 bis 13 Toiſen lang, und 2 bis 2½ Schuh dick. Die 9 Stangen, Pfähle oder Balken, woraus ein ſolches Fahrzeug beſteht, beträgt folglich in der Breite 20 bis 24 Schuh von einer pariſer Toiſe; dieſes macht 3 bis 4 ſolche Toiſen aus. Nach dieſem Verhältniſſe kann man auch die Größe derjenigen Jangaden, welche nur 7, oder noch weniger Balken haben, beurtheilen. Die ganze Befeſtigung der Balken an einander, woraus dieſe Fahrzeuge beſtehen, geſchieht durch Bejuken (eine Art von Bindweiden); damit bindet man die Balken dicht an einander, und durch die Knoten, welche oben darüber geknüpfet werden, bekommen ſie eine ſo feſte Haltung, daß ſie der Gewalt der Wellen, auf der Fahrt nach der Küſte Tumbez, und Payta, widerſtehen können. Dieſe Bejuken haben die Eigenſchaft, daß ſie, wenn ſie einmahl gut zuſammen geknüpft ſind, ſich durch die beſtändige, wiewohl kurze, Bewegung, die alle ſolche Fahrzeuge nothwendig haben müſſen, ſich nicht von einander begeben. Es geſchieht aber oft, daß die Indianer unterlaſſen, die Bejuken zu viſitieren, und nachzuſehen, ob ſie nicht etwann durch die Zeit wandelbar geworden ſeyn. Wenn ſie nun alsdenn die Bejuken nicht ausbeſſern, und an ihrer Statt nicht andere neue anknüpfen, ehe ſie eine Fahrt unternehmen, ſo geſchieht es hernach, daß ſie von einander gehen, wenn das Fahrzeug mit Waaren oder anderer Laſt beſchweret wird, und mit den Wellen zu kämpfen hat. Die Ladung geht alsdann verloren, und die darauf befindlichen Europäer kommen gemeiniglich um; die Indianer hingegen ergreifen in ſolchem Falle hurtig einen Balken, vermittelſt deſſen ſie den nächſten Hafen zu erreichen ſuchen. Den dickſten Balken läſſet man in

der Länge, am Hintertheile des Fahrzeuges, über die übrigen Balken hervor gehen. An jede Seite desselben bindet man einen andern, und so fort, bis die Anzahl derjenigen, woraus die Jangade bestehen soll, voll ist. Der mittelste Balken dient den übrigen gleichsam zum Fundament, und deswegen ist die Zahl ungleich. Die Last, welche große Jangaden gewöhnlich tragen können, ist 4 bis 500 Centner. Die Nähe des Wassers verursachet hier kein Hinderniß. Die Meeres-Wellen dringen nicht hinein, und das Wasser, welches an die Balken anstößt, kann die Ladung nicht erreichen; denn das Fahrzeug folgt der Bewegung und dem Laufe des Wassers.

Ein solches Fahrzeug geht so gut, und laviert auch so gut, bey widrigem Winde, als irgend ein Schiff, welches einen Kiel hat. Es geht so sicher in der Richtung des Laufes fort, den es nehmen soll, daß es sehr wenig davon abweicht. Dieses wird vermittelst eines gewissen Kunstgriffes, welcher von dem Steuerruder unterschieden ist, bewerkstelliget. Man hat nähmlich hierzu einige Breter, welche 3 bis 4 Varas lang, und ½ Vara breit sind. Man nennt sie Guares. Diese werden an das Vorder- und Hinter-Theil, zwischen die vornehmsten Balken, senkrecht angefüget. Indem nun hernach einige in das Wasser gestoßen, und andere heraus gezogen werden, kann man solcher Gestalt das Fahrzeug auf die Seite wenden, den Wind gewinnen, sich wenden, das Fahrzeug in die Runde drehen, und es also allemahl in die erforderliche Stellung bringen, nach dem es die Absicht des Schiffenden erfordert. Diese Guaren können so leicht regieret werden, daß, wenn das Fahrzeug einmahl auf seinen Strich gebracht worden ist, nur ein einziges Guare gebraucht, und 1 oder 2 Fuß weit eingetauchet, oder heraus gezogen werden darf, nach dem es für nöthig befunden wird.

Fig. 1633. A, das Vordertheil. B, das Hintertheil. C, die Laube oder Hütte. D, Stangen, welche statt des Mastes dienen. E, Segelleinen (Bouline). F, Schutzhölzer (Bigues). G, Guare, oder Ruder, welches zum Schutzholze und Steuerruder dient. H, die Küche. I, Flaschen mit süßem Wasser (Bouteilles d'aiguade). K, Haupt-Taue oder die Wand (Haubans). L, der Boden oder das Verdeck.

Samml aller Reisebeschreib. 9 B. Lpz. 1751, gr. 4. S. 148. fgg.

Janipaba, nennen Marcgrave und Piso den im XVII Th. S. 329, f. beschriebenen Genipabaum.

Janipha, eine amerikanische Art Brechnuß; s. unter Purgiernuß.

Janitschar, Fr. Janissaire, ein aus dem Türkischen Genitzeri oder Gengitzeri (Jen-Ntschjery) verderbtes Wort, die türkischen in beständigem Solde stehenden Soldaten zu Fuße, und zwar den besten Theil derselben, zu bezeichnen. Es sind das aber nicht mehr die alten, welche in den vorigen Zeiten den Feinden der Pforte so sehr zum Schrecken waren.

Das erste Janitscharen-Corps wurde unter Murad I. ungefähr um das Jahr 1362 errichtet, nachdem sein Vorfahr, Orchan, bereits den Entwurf dazu gemacht hatte. Zufolge eines Befehls von jenem Sultan, mußte der fünfte Mann von allen Kriegsgefangenen, (deren Menge damahls sehr groß war,) zu seinem Dienste ausgehoben werden. Man errichtete daraus ein Corps von etwann 8 bis 9000 Mann, welches allemahl bey der Armee den ersten Rang haben sollte. Um diese Anstalt desto feyerlicher zu machen, sollte ein gewisser muhammedanischer Heiliger und Stifter eines Ordens von Derwischen (einer Art türkischer Mönche,) Nahmens Hadschi Bektasch, diese Truppe mit einer Fahne versehen, ihr seinen Segen geben, und einen Nahmen beylegen. Die Erfindung dieses Nahmens kostete nicht viel Nachsinnen. Hadschi sagte, sie sollten Jen-Ntschjery,

d, i. neue Soldaten, heissen; und dabey legte er einem von ihren Befehlshabern den Aermel seines Rockes auf den Kopf, und sprach den Segen. Seit dieser Zeit führen sie nun den ihnen beygelegten Nahmen. Ihre Kleidung ist eben so wie der andern Türken, ein Doliman oder langer Rock mit kurzen Aermeln, den sie um die Mitte des Leibes mit einem bunt gestreiften, an beyden Enden mit einer goldenen oder silbernen Franse besetzten Gürtel, Coussac genannt, zubinden. Ueber dem Doliman tragen sie eine Art Superweste, Saphi genannt, von blauem Tuch. Statt des Turbans haben sie eine Art Filzmütze, welche hinten hinunter hängt, und wie ein Aermel eines Mannsrockes gestaltet ist, in dessen weitestem Ende sie den Kopf stecken haben; das andere Ende hängt hinten über den Rücken herab wie eine Haube. Ueberdies tragen sie unter der Stirn eine ½ Fuß lange Binde, welche von vergoldetem Silber, und mit falschen Edelsteinen besetzt ist. Diese Kopfzierde, Jarcola, Jercola oder Zerrola genannt, wird an Paradetagen mit langen Federn ausgeschmücket. Ihre gewöhnliche Haupt-Decke aber ist eine wollene Mütze mit einem auf besondere Art geschlungenen Bande.

Ihre Zahl hat sich nach Murad's I. Zeiten sehr vermehrt. Am stärksten war sie zu der Zeit, da ein großer Theil von Ungarn in türkischen Händen war. In dem für sie unglücklichen Kriege, welcher vor dem carlowitzer Frieden geführt wurde, wurde dieses Corps beynahe völlig aufgerieben, und man konnte mit aller Mühe kaum noch 12000 in das Feld stellen. Jetzt beläuft sich die Zahl der eigentlichen Janitscharen, welche auch Janitscharen der Pforte heissen, höchstens auf 40000 Mann; will man aber alles, was Janitschar heißt, rechnen, so kommen über 150000 Mann heraus. Dieses Corps wurde lange Zeit mit Christenkindern recrutiert, die man entweder im Kriege

ge-

gefangen bekam, oder in den eroberten Ländern, statt des Tributes, aushob. Dieses geschieht heut zu Tage fast gar nicht mehr, oder doch nur in dem sehr seltenen Falle, wenn die Aeltern den Tribut oder das Kopfgeld nicht aufbringen können. Man nimmt jetzt gemeiniglich geborne Türken, und darunter sehr häufig Kinder von Janitscharen selbst. Doch müssen auch diese, wie ehemahls die Christenkinder, eine Probezeit aushalten, und unter der Aufsicht des Stambol-Agasi in dem Serail des Sultans sich zu allerley Uebungen unterweisen, und zu allerley schwerer Arbeit, als: zum Graben, Wassertragen, Holzhauen ꝛc. sich gebrauchen lassen. Während dieser Zeit heissen sie Agiam-Oglans, Agem-Oglans, oder Azam-Oglans. Doch werden die gebornen Türken meistens, und zwar bald, nach Verlauf von 1 oder 2 Jahren, unter das Janitscharen-Corps aufgenommen. Sie bekommen anfänglich des Tages nur 6 Asper (ungefähr 6 Kreutzer); dieser Sold kann aber, mit der Zeit, und des Alters oder ausgestandener Kriege wegen, oder Gunst der Officier, bis auf 12, höchstens 15 Asper des Tages steigen. Er wird ihnen von 3 zu 3 Monathen, an Divan-Tagen, im Serail ausgezahlt. Ausserdem bekommen sie von dem Sultan ihre Kleidung, und täglich eine Portion Reiß, 12 Loth Fleisch, und 25 Loth Brod, zu ihrer Nahrung.

Das ganze Corps ist in 132 Regimenter, Bataken, Casernen, oder eigentlich Kammern (Odas) eingetheilt, deren jede ungefähr 800 Mann stark seyn soll, aber oft fast nur halb so stark ist. Zu Constantinopel sind 111 Odas, welche zusammen ungefähr 30000 Mann enthalten. Die eilfte ist die erste im Range; die eilfte hat den zweyten, und die hundert und eilfte den dritten Rang; die übrigen folgen nach der gemeinen Ordnung. Der Sultan lässet sich selbst allemahl in einer Oda, mit dem bestimmten Solde von 7 Asper des Ta-

ges, einschreiben. Aus diesen Janitscharen in der Hauptstadt wird eine gewisse Zahl für die Wache des Sultans genommen, und solche heissen Solaki und Peiki. Jede Kammer hat ihren Obersten, Oda-Baschi, ihren Schatzmeister, Fähnrich, und Koch. Dieser letztere steht bey ihnen in großer Achtung, und hat das Recht, auch Schläge unter die Janitscharen auszutheilen, deren Zahl jedoch nicht über 40 für einen Mann des Tages gehen darf. Seine Staatskleidung hat viel Sonderbares. Sie ist von Leder mit einer großen Schleppe, welche von 2 Personen getragen wird; und sie ist ganz mit silbernen Löffeln, Messern, Schüsseln, Pfannen ꝛc. und Schellen, behängt, so, daß er ohne Hülfe seiner Bedienten, sich nicht regen könnte. In den Kammern oder Baraken geht es sehr ordentlich und regelmäßig zu: Sie dulden auch keinen unter sich, der nur den mindesten Diebstahl begangen, oder eine liederliche Weibsperson geheurathet hat; ein solcher wird aus dem Corps ausgestoßen. Diejenigen von ihnen, welche anständig verheurathet sind, wohnen in besondern Häusern, und nicht bey den übrigen. Wenn ein Janitschar unter das Corps aufgenommen wird, bekommt er von einem Officier eine Ohrfeige, zum Zeichen der Gewalt, unter welcher er steht. Wird jemand wegen schlechten Verhaltens fortgejaget, so reisset man ihm den kleinen Kragen ab, der an ihrer Kleidung angenähet ist. Wenn man jemand am Leben straft, so erdrosselt man ihn gemeiniglich des Nachts, steckt ihn in einen mit Steinen beschwerten Sack, wirft ihn in das Meer, und löset dabey eine Kanone; welches letztere aber jetzt in Constantinopel nicht mehr, sondern nur noch an andern Orten, geschieht. Wegen geringer Verbrechen, werden die Janitscharen auf die Fußsohlen geprügelt, welches sie Falaca nennen.

In

In ihren europäischen Feldzügen führen sie eine lange schwere Flinte oder Muskete mit kurzer Kolbe, einen kurzen Säbel, ein Messer oder einen Dolch mit einem gabelförmigen Hefte, worauf sie im Nothfalle, im Gefechte, ihre Flinten auflegen, um desto sicherer zu zielen. Hierzu kommt noch gemeiniglich eine im Gürtel steckende Pistole, ein Pulverhorn, und eine Tasche oder ein lederner Sack auf der linken Seite an einem Riemen, worin ihre Kugeln sind; diese treiben sie mit Gewalt in den Lauf der Flinte hinein, daher geht das Laden langsam, aber der Schuß reicht weit und hat große Gewalt. In Asien bedienen sie sich auch des Pfeiles und Bogens. In Friedenszeiten werden diese Waffen, wenigstens zu Constantinopel, in einem Zeughause verwahret, und die Janitscharen haben, seit ungefähr 70 Jahren, daselbst nur einen langen Stab, oder ein spanisches Rohr. Sie üben sich bisweilen im Werfen desselben, um die Behendigkeit des Körpers zu befördern. Ausser diesem besteht ihr Exercieren im Scheibenschießen, und im Schwadroniren mit dem Säbel. Wenn Krieg erklärt worden ist und die Roßschweife ausgesteckt worden sind, werden vor die Odas oder Casernen der Janitscharen große Kessel gesetzt, welche 6 Wochen stehen bleiben. Im Felde bekommen die Soldaten von diesem Corps ihre Lebensmittel auf Kosten des Sultans, da hingegen die andern Truppen dieselben von den Marketendern oder aus den Magazinen kaufen müssen. Die Janitscharen essen, jede Kammer oder Oda in Gemeinschaft zusammen. Ihre beste Mahlzeit ist Reiß und Schöpsen-Fleisch. Kaffe und Tobak gehören auch unter ihre Bedürfnisse, auch darf es nicht oft an neu gebackenem Brode fehlen, sonst entsteht Murren und wohl gar Aufruhr.

Wenn sie in freyem Felde einen Feind angreifen, so geschieht es ohne Ordnung. Nur die vordersten feu-

feuern ihre Musketen ab; die andern halten solche mit der linken Hand vor den Kopf, um die Degenhiebe und Bayonetstöße abzuwenden, und gebrauchen den Säbel oder das Messer, welches sie in der rechten führen. Die hintersten hängen gemeiniglich ihre Musketen über die Schulter. Einige nehmen einen Zipfel ihres Unterkleides oder ihrer weiten Hosen zwischen die Zähne, und rennen, wie rasende Thiere, gegen den Feind, indem sie Alla! Alla! d. i. Gott! rufen. Bey wichtigen Belagerungen kommt eine Anzahl unverheyratheter, freywilliger Janitscharen in die Laufgräben, wo sie nicht abgelöset werden, sondern bis zu Ende der Belagerung bleiben, und mit den Arbeitern immer fortrücken und sie bedecken. Man bringt ihnen täglich ihr Essen, und sie machen sich ihren Kaffe, wozu man sie auch mit Holz versieht. Sie bekommen, während dieser Zeit, stärkern Sold, und sind, nach geendigter Belagerung, nicht verbunden, weiter im Felde zu dienen, wenn sie nicht selbst wollen. Ihr Sold bleibt ihnen in jedem Falle.

Ihr oberster Befehlshaber heißt der Janitscharen-Aga, Janissar-Agasi, welcher insgemein ein Pascha von 3 Roßschweifen, zugleich das Oberhaupt der ganzen türkischen Infanterie ist, und sich in Constantinopel aufhält. Ehemahls wählte ihn das Janitscharen-Corps selbst, heut zu Tage aber wählt ihn der Großherr, und gemeiniglich fällt die Wahl auf einen von den Itschoglanen (Icoglans), d. i. Pagen oder Hofjunkern des Großherren. Dieser Aga hat eine unumschränkte Gewalt über das Leben der Janitscharen; wenn er aber stirbt, so fällt sein Vermögen dem Fiscus der Janitscharen anheim. Ein Schnur-Baschi ist ungefähr bey ihnen so viel als Hauptmann; und der Oda-Baschi, welcher sonst über seine Oda zu befehlen hat, steht, wenn sie zu Felde gehen, unter dem Schnur-Baschi, als Lieutenant. Die gedachten

Haupt-

Hauptleute unterscheiden sich durch einen drehenden Federbusch, welcher in einer Röhre von Messing an ihrer Mütze steckt. Diese Röhre haben die gemeinen Janitscharenmützen auch, aber ohne Federbusch. Eine Horta ist bey ihnen so viel als eine Compagnie, und besteht aus 70 Mann, die Officier nicht mitgerechnet.

Die Janitscharen sind, wie ich bereits erwähnt habe, nicht mehr, was sie sonst waren; ihre schwärmerische Wuth hat sich großen Theils verloren, und der Mangel an Ordnung und Disciplin, wie sie heut zu Tage erfordert wird, verursachet, daß sie europäischen Truppen allemahl nachstehen. Sie verachten die Muskete, und mögen kein Bayonet führen, sondern verlassen sich hauptsachlich auf ihren Säbel, welcher aber nicht mehr so brauchbar ist, wie in ältern Zeiten. Die asiatischen Janitscharen haben auch den Fehler, daß sie zu langen und beschwerlichen Märschen nicht viel taugen; die aus den an Ungarn gränzenden Ländern hingegen sind desto dauerhafter. So wie sie für ihre Feinde nicht mehr so furchtbar sind, so sind sie es auch nicht mehr für ihre Sultane, die in den vorigen Zeiten öfters von ihnen sehr übermüthig behandelt und abgesetzt wurden; daher auch manchmahl die völlige Aufhebung dieses Corps beschlossen wurde, welche aber nie zu Stande kam.

Der Müßiggang und die gute Verpflegung machen die Janitscharen muthwillig und aufrührisch, so gar daß sie zum öftern gefährlichen Aufstand erreget, und sich nicht eher haben beruhigen lassen, als bis man ihnen die Köpfe derer, auf die ihr Haß gefallen war, heraus gegeben hat; ja, sie haben in den neuern Zeiten sich unterstanden, Sultane ab- und einzusetzen, und gar zu ermorden. Daher schon Osman sie auszurotten beschloß, darüber aber sein Leben einbüßte. Der berühmte Groß-Vezier Kiuperli hat es seiner angefangen, und den candiotischen Krieg erhoben, auch seinem Sohne den ungarischen auf das beste empfohlen,

ten, damit bey solcher Gelegenheit der Kern vollkommen aufgeopfert würde, wie auch guten Theils geschah. Die übrigen sucht man durch Nachlassung der vormahligen strengen Kriegszucht, durch Aufnehmung allerley Gesindes, durch Einsetzung junger unerfahrner Officiere, durch Verstattung allerley Gewerbes und Hanthierung, womit sie sich ausserhalb den Baraken ernähren, und endlich durch Nachsehen vielen Unterschleifes, welcher mit den Oturac oder Blutsen, indem die Kinder der Officiere von der Wiege an, in den Rollen geführt, und ihr Sold gezogen wird, und auf andere Arten mehr begangen wird, zu entkräften, und ihnen den Muth zu brechen.

Ausser den eigentlichen Janitscharen der Pforte, gibt es noch über 100000, welche auch Janitscharen heissen, aber nichts anders als Handwerker und Land-Miliz sind. Diese dienen meistens ohne Sold, sind durch alle Reiche des türkischen Reiches zerstreut, und gehen nie, oder doch nur äusserst selten, zu Felde. Wenn indessen die Stadt, wo sich solche Titular-Janitscharen befinden, belagert wird, sind sie, dieselbe zu vertheidigen, verbunden. Unterdessen geniessen sie alle Vorrechte des Corps, unter welchem sie eingeschrieben sind. Sie können folglich alle und jede Arten von Gewerbe und Hanthierung treiben, und nur von ihren vorgesetzten Officieren oder von dem commandierenden Pascha bestrafet werden. Ehemahls durften die Janitscharen weder heurathen, noch ein Gewerbe treiben; aber in dem Kriege vor dem carlowitzer Frieden erlaubte man beydes, um Leute zu diesem Corps zu bekommen, unter dem sich fast niemand mehr einschreiben lassen wollte. Die Janitscharen der Pforte, und die im weitläuftigen Verstande, unterscheiden sich dadurch, daß jene bloß Knebelbärte, diese aber lange Kinnbärte tragen. Uebrigens sind in den Festungen immer einige eigentliche Janitscharen, theils zur Vertheidigung im Nothfalle, meistens aber um auf die andern ein wachsames Auge zu haben.

Janken, Jankenhaken, bey den Meſſingbrennern; ſiehe unter Meſſing.

Jannequin, oder, wie Einige ſchreiben, Gennequin, eine Art baumwollenes Garn von mittelmäßiger Güte, welches aus der Levante über Smyrna kommt. Daſelbſt werden, Jahr aus Jahr ein, bis an 1000 Centner verkaufet, und wird deren jeder mit 12 bis 15 Piaſters bezahlet, wenn ſie fein iſt, mit 10 bis 12 aber, wenn ſie grob iſt.

Jänner, der Nahme des Januars in einer deutſchen Geſtalt, welcher gemeiniglich, aber nicht ſo richtig, Jenner geſchrieben wird. Siehe unten, auf dieſer Seite.

Jänner-Schein, in der Kalenderwiſſenſchaft, der Neumond im Jänner oder Januar; ſiehe Schein.

Janſeniſtes, nannte man ehemahls an den Kleidern der Damen eine Art Aermel, welche vorn bis an das Handgelenk ſtießen.

Jante, eine Radfelge; ſiehe Felge.

Januar, L. Januarius, Fr. Janvier, der erſte Monath im Jahre, und der zweyte Wintermonath. Die uralten Römer fingen das Jahr im März, wenn die Sonne in den erſten Grad des Widders gekommen war, an welchen Tag ſie für den allererſten Tag der Welt hielten, und deswegen Mundi natalem (den Geburtstag der Welt) nannten. Es iſt aber dieſer Anfang des Jahres nachher verändert, und das Jahr vom erſten Januar angefangen worden, wobey es bis jetzt geblieben iſt. Dieſe Ordnung hat, wie ich im XXVIII Th. S. 613, gezeigt habe, Julius Cäſar, der erſte römiſche Kaiſer, gemacht, als nach welcher der Januar der erſte Monath iſt.

Von dem Urſprunge des Nahmens Januarius, ſiehe Th. XXVIII, S. 614. Der aus dem Lateiniſchen verkürzte deutſche Nahme iſt Januar; doch iſt auch Jenner, oder richtiger Jänner, üblich. Von Kaiſer

ser Carl dem Großen wurde er, wegen seiner Kälte, der Hartmonath, und, weil er unter den Wintermonathen der mittelste ist, Wintarmanoth, Wintermonath genannt, welchen letztern Nahmen er auch noch führt. Von Einigen wird er auch der Leu- oder Löwen-Monath genannt, weil er unter den drey Wintermonathen der härteste, schärfste und kälteste ist, sonderlich um Hilarii, welcher der 20ste Tag nach Weihnachten zu seyn pflegt. In Lünig's Corp. iur. feud. Th. 3, S. 107, kommt ein Lasemond vor, welchen man gleichfalls für den Januar hält. Im Schwed. heißt er Torsmanod.

Der Januar hat 31 Tage, und d. $\frac{11}{21}$ tritt die Sonne in das himmlische Zeichen des Wassermannes. Die merkwürdigsten Nahmen und unbeweglichen Feste sind: der 1, das Fest der Beschneidung Christi, das Neujahrsfest genannt; 6, das Fest der Erscheinung Christi, Festum Epiphanias, der heil. drey Könige Tag genannt; 13, Hilarius; 17, Antonius; 19, Fabian Sebastian; 25, Pauli Bekehrung. Die Römer mahlten diesen Monath in Gestalt eines Bürgermeisters, welcher Weihrauch auf einen Altar wirft, wobey gemeiniglich ein Hahn steht, zum Zeichen, daß das Opfer des Morgens gebracht worden sey. Sonst bildet man ihn auch unter der Gestalt des Janus mit zwey Gesichtern, einem alten und jungen, ab, das alte und neue Jahr dadurch anzudeuten.

Tag.	Sonnen-Aufg.	Sonnen-Unterg.	Tages-Länge	Nachts-Länge.
1	8 Uhr. 15 Min.	3 Uhr. 4 Min.	7 St. 30 Min	16 St. 30 M.
6	8 ' 14 '	3 ' 49 '	7 ' 38 '	16 ' 22 '
11	8 ' 6 '	3 ' 54 '	7 ' 47 '	16 ' 13 '
16	8 ' 0 '	4 ' 0 '	8 ' 0 '	16 ' 0 '
21	7 ' 52 '	4 ' 8 '	8 ' 16 '	15 ' 44 '
26	7 ' 45 '	4 ' 15 '	8 ' 30 '	15 ' 30 '

Was überhaupt alles dasjenige, was ein guter Haus- und Land-Wirth, diesen Monath hindurch, theils

theils vor sich zu beobachten hat, theils durch seine Leute verrichten lassen muß, betrifft: so besteht dasselbe vornehmlich in folgenden Stücken.

I. Verrichtungen, welche in den Küchengärten geschehen müssen.

1. Wenn in diesem Monathe gelinde und offene Witterung ist, muß man fortfahren, das Garten-Land, damit es theils milde werde, theils in den folgenden Monathen, wenn es besäet oder bepflanzet werden soll, geschwinde zu recht gemachet werden könne, zu riolen, und in Furchen zu schlagen. Denn, wenn es während des Winterfrostes in neben einander her aufgeworfenen, oben spitzig zugehenden Reihen liegt, wird es theils sehr mürbe und fruchtbar, theils kann man auch nachher in der Geschwindigkeit eine ziemlich große Menge zu bestellendes Gartenland eben machen, dessen Zubereitung sonst, wenn es erst zu der Bestellungszeit förmlich riolet werden müßte, viel Zeit wegnehmen würde; gleich wie es auf diese Weise auch gewiß nicht so schlecht zubereitet werden wird, als wenn man es zur Zeit der Bestellung riolen lässet.

2. Auf warm liegende Beete und erhöhete Rabatten, nahe an Mauern, Planken oder Rohrwände, kann man in diesem Monathe abermahl, wie im December, langen Radieß, frühe Möhren und Kopf-Salat säen.

3. In eine warme Gegend des Gartens, kann man, zur Folge auf die bereits im Herbste vorigen Jahres bestellten Erbsen, abermahl etwas frühe Erbsen pflanzen.

4. Auch müssen, zur Folge auf die im vorigen Monathe bereits gepflanzten Bohnen, jetzt abermahl Bohnen gepflanzet werden. Um die Mitte dieses Monathes kann nähmlich von den so genannten Windsor-Bohnen die erste, und von den Sandwich-

Bohnen eine abermahlige Pflanzung gemacht werden welche denn um die Zeit, da die Magazan- und andere frühe Bohnen zu Ende gehen, eßbar sind. Die Windsor-Bohnen dürfen aber vor der Mitte d. M. nicht gepflanzet werden, weil sie den Frost nicht so gut ertragen können, als die Sandwich-Bohnen, welche deswegen auch von den Marktgärtnern, welche nicht so sehr auf die Güte, als vielmehr auf die Menge der zu erzeugenden Gartengewächse sehen, den Windsor-Bohnen, welche doch unter allen späten Bohnen, die wohlschmeckendsten sind, vorgezogen werden.

5. Wenn die Magazan- oder andere frühe Bohnen etwas über der Erde hervor gewachsen sind, müssen sie an die Mauern, Planken oder Rohrwände, an denen sie in einer Reihe her gepflanzt sind, mit einem Bande, so dicht als möglich, hinan gezogen, und bey starkem Frost, zum Schutz gegen denselben, mit Schilfrohrwipfeln, Farnkraut, Heide, oder andern dergleichen leichten Sachen, bedecket werden. Wenn dieses gehörig besorget wird, pflegen sie selbst in einem solchen Winter, da alle andere der Kälte ausgesetzte frühe Bohnen erfrieren, sicher durchgebracht werden zu können.

6. Wenn in d. M. der Frost sehr heftig werden sollte, müssen die im November über die Artischocken her angehäuften Erdreihen, (damit der Frost nicht so tief eindringe, daß die Artischocken erfrieren,) entweder mit alter Gärberlohe, oder mit Pferdemist, Streustroh, oder Farnkraut bedecket werden.

7. Wenn, wie es sich oft eräugnet, dieser Monath sehr kalt, und die Erde zugefroren seyn sollte, und folglich nicht gegraben werden könnte, kann unterdessen Dünger in den Garten geschaffet und über das Gartenland ausgestreuet, auch können die Rohr-Wände ausgebessert, Sämereyen ausgerieben und rein gemacht, die zum Behuf der im künftigen Mo-

nathe

nahe zu beschneidenden Spalterbäume nöthigen Stückchen Tuch und Nägel (*) vorläufig angeschaffet, und die sämmtlichen Gartengeräthschaften wieder in gehörigen Stand gesetzet werden, damit man dadurch nachher bey erfolgender gelinder Witterung nicht an andern, keinen Aufschub leidenden, Gartenarbeiten gehindert werde. Denn, wenn man sich die in diesem und dem folgenden Monathe eintretende gute Witterung zur Gartenbestellung nicht zu Nutze macht, sondern dieselbe bis in den Frühling oder Sommer verschiebet, so leidet man nachher, besonders in einem trocknen Boden, sehr großen Schaden.

8. In d. M. müssen, um frische Gurken zu ziehen, Gurkenkerne auf ein Mistbeet gestecket werden.

9. Wenn es um eines oder das andere, was man um diese Jahrszeit von den Mistbeeten nach und nach zu haben gedenkt, mißlich stehen sollte, (wie insonderheit in schlechten Jahren, oder wenn man bey der Wartung der Beete keine gehörige Sorgfalt bewiesen hat, wohl zu geschehen pflegt,) muß davon in d. M. auf Mistbeete drey bis vier Mahl eine wiederhohlte Aussaat gemachet werden, damit, wenn die eine oder andere Aussaat fehl schlagen sollte, die andern den Verlust ersetzen mögen.

(*) In England sind die Küchengärten mit den Frucht- oder Obstgärten verbunden, und mit Mauern von Ziegelsteinen umgeben, an welchen Spalterbäume gezogen werden. Die großen Zweige dieser Bäume werden am Geländer mit Weidenreisern befestiget; die kleinen Fruchtzweige aber werden nicht angebunden, sondern vermittelst eines um jeden herum geschlagenen Stückchens Tuch, und eines etwann 1 Zoll langen kleinen Nagels befestiget, welcher durch die beyden zusammen geschlagenen Enden des den Zweig umfassenden Stückchens Tuch, in die Fugen der Mauer in den Falk eingetrieben wird. Ein solches Stückchen Tuch ist gerade von der Länge und Breite, als die Stückchen Tuch auf den Probekarten der Kaufleute zu seyn pflegen, und also ungefähr einen Finger lang und breit, oder 3 bis 4 Z. lang, und etwa einen halben Z. breit.

10. Auch müssen, zur Folge auf die im vorigen Monathe gemachten Spargel-Treibebeete, in d. M. abermahl eines oder zwey derselben, jedes etwann 3 Wochen nach dem andern, gemachet werden, damit an Spargel während des Winters kein Mangel sey.

11. Kresse, gelber Senf, Schnittkohl, Radies, Rüben, und andere kleine Salatkräuter, pflegen um diese Jahrszeit im freyen Lande selten zu gerathen, und müssen also in d. M., damit sie schnell wachsen, auf mäßige Mistbeete gesäet werden. Wenn es dazu an Fenstern fehlt, kann man über die Mistbeetkasten Tonnenreife ausspreiten, und solche mit Matten behängen. Wenn die Witterung nur einiger Maßen gelinde ist, so ist eine solche Bedeckung hinreichend. Bey starkem Frost aber müssen die Matten, damit die Kälte nicht in die Beete eindringen könne, überdem noch mit Stroh beleget werden. Die Salatkräuter pflegen unter einer solchen Bedeckung ganz gut aufzukommen; nur wachsen sie unter derselben nicht so schnell, als diejenigen, welche mit Fenstern bedeckt sind.

12. Wenn in d. M. offene Witterung und die Erde nicht zu naß ist, muß abermahl an einen Theil Stauden-Sellerie, zum Bleichen, Erde angehäufet werden. Man kann die Erde überhaupt um diese Jahrszeit, um dieselbe gegen den Frost zu schützen, nie zu hoch an sie anhäufen.

13. Wenn in d. M. starker Frost seyn sollte, muß ein Theil der mit Erde angehäuften Stauden-Sellerie, und der zum Bleichen in Furchen in die Erde gelegten Winter-Endivien, mit langem Streustroh oder mit alter Gärberlohe zugedecket werden, damit der Frost nicht eindringe, weil man sonst während desselben nichts davon zum Gebrauch aufnehmen könnte.

14. Bey offener Erde muß in d. M. an die frühen Erbsen und frühen Bohnen, um sie gegen den Frost zu sichern, Erde angezogen werden. Die Erde muß dann aber in der Oberfläche trocken seyn, weil sie, naß angehäuft, an ihren noch zarten Stängeln Fäulniß verursachet. Auch muß man sich dabey wohl in Acht nehmen, daß die Erde nicht über ihnen her falle.

15. Die Champignonbeete müssen entweder mit Mistbeetfenstern, oder mit frischem langen Stroh wohl zugedeckt gehalten, und, weil das Stroh um diese Jahrszeit von der Nässe gar bald in Fäulniß geht, muß die alte Strohbedeckung weggenommen werden. Sie können überhaupt gegen Frost und Nässe, welche ihnen um diese Jahrszeit beyde gleich nachtheilig sind, nicht sorgfältig genug verwahret werden. Um dieser Ursache willen bedienen sich manche der Fenster zu ihrer Bedeckung, welches, wenn man solche dazu entbehren kann, von großem Nutzen ist.

16. Bey gelinder Witterung muß man von den Winter-Endivien eine Anzahl der besten Pflanzen auf ein warm gelegenes, und, damit die Nässe nicht an ihnen stehen bleibe, sondern abziehen könne, etwas schräge liegendes Beet, zur Saat setzen. Man muß dazu die stärksten und recht voll ausgewachsenen, und, wenn es von der feinen krausen Sorte ist, solche Pflanzen nehmen, welche recht feine krause Blätter haben, weil diese Sorte sonst in 2 oder 3 Jahren meistens ausartet und schlichtblätterig wird.

17. Nach den unter Mistbeetfenstern stehenden Winterblumenkohlpflanzen muß fleißig gesehen, und ihnen die gelb gewordenen Blätter genommen werden. Wenn dieses unterlassen wird, kann das, (besonders wenn, wie es um diese Jahrszeit oft der Fall ist, die Fenster einmahl bey sehr übler Witterung 3 oder 4 Tage nach einander nicht geöffnet werden dürfen, und keine frische Luft hinein gelassen werden

kann) sehr gefährlich für sie werden, weil die verderbenen Blätter, wenn sie in Fäulniß gehen, die in den Beeten eingeschlossene Luft zum Verderben der Pflanzen anstecken; daher man sie ihnen, so bald sie gelb werden, nehmen muß. Auch muß ihnen, so oft es die Witterung nur irgend verstattet, so viel freye Luft, als nur möglich ist, gegeben werden, weil sie sonst zu frech wachsen, und nachher gegen das Ende des künftigen Monathes, da sie bey der ersten guten Witterung förmlich verpflanzet werden müssen, zu weichlich sind, und alsdann der Kälte nicht widerstehen können.

18. Die Glasglocken, unter welchen diejenigen Winterblumenkohlpflanzen stehen, welche den frühesten Blumenkohl geben sollen, müssen, damit frische Luft unter sie kommen könne, und die Pflanzen unter ihnen nicht zu frech wachsen, bey gelinder Witterung auf einer Seite beständig etwas in die Höhe gestützet werden; wenn aber Frostwetter einfällt, müssen sie, so fest als möglich, an die Erde gedrückt werden, damit die scharfen Winde, welche die Pflanzen, wo nicht tödten, doch sehr beschädigen, nicht unter sie streichen können.

19. Wenn man Gurken und Melonen so früh gelegt hat, daß sie jetzt schon aufgegangen sind, muß nach denselben in dieser Jahreszeit, wo das geringste Versehen ihr gänzliches Verderben nach sich zieht, sorgfältig gesehen werden, um sie beständig in einerley gemäßigten Grad der Wärme zu halten, und ihnen, damit der Dunst des Mistes abziehen könne, so oft es die Umstände irgend erlauben, frische Luft zu geben. Weil ihnen aber zu viel kalte Luft eben so nachtheilig ist, als der eingeschlossene Dampf des Mistes nur immer seyn kann, so muß dieses mit großer Vorsicht geschehen. Denn die Hauptsache bey der Erziehung frischer Gurken und Melonen, beruhet auf einer sorgfältigen Aufmerksamkeit auf die Veränderung

und

und Abwechselung der Witterung, und darauf, daß man ihnen den eigentlichen Grad der ihnen dienlichen Wärme zu geben weiß. Die äussere Luft ist in d. M. oft sehr kalt, und kann, wenn sie zu schnell in das Mistbeet hinein gelassen wird, solche zarte Pflanzen, als Gurken und Melonen sind, auf einmahl zu Grunde richten; damit sie also nicht zu schnell hinein stürze, und ihnen nicht plötzlich einen tödlichen Stoß versetze, muß man zuvor, ehe die Fenster, um frische Luft einzulassen, gelichtet werden, ein Tuch von grober Leinwand vor der zu machenden Oeffnung hängen.

20. Wenn, wie es sich in manchem harten Winter zuträgt, die Winterblumenkohlpflanzen erfroren, oder durch einen andern Zufall verunglückt seyn sollten, muß, so bald es die Witterung nur irgend erlaubt, ein mäßiges Mistbeet gemachet, und, um neue Pflanzen zu ziehen, mit Blumenkohl besäet werden. Wenn diese neue Aussaat gut gewartet wird, und die Pflanzen nachher, so bald sie dazu groß genug sind, zur Beschleunigung ihres Wachsthumes, vorerst auf ein anderes frisches Mistbeet versetzet werden, so pflegt man davon demnächst, höchstens nur um 4 Wochen später, als vom Winterblumenkohl, auch recht guten Kohl zu bekommen.

21. Auf eben diese Art müssen, wenn die Winterkopfkohlpflanzen erfroren oder verunglückt seyn sollten, in d. M. auch neue weiße Kohlpflanzen gezogen werden.

22. So bald auf den im December angelegten Spargel-Treibebeeten Stangen hervor stechen, muß sofort vollends so viel Erde aufgebracht werden, daß die Kronen der Pflanzen solche wenigstens 5 bis 6 Zoll hoch über sich haben, und alsdann müssen auch die Mistbeetkasten übergesetzt, und die Fenster übergeleget werden. Wenn nachher die Wärme des Beetes abzunehmen anfängt, muß es,

um solche zu erneuern, und den Spargel im Treiben zu erhalten, aufwärts an den Seiten herum mit warmen Mist etwas angeheitzet, oder, wie es die Gärtner nennen, ausgefüttert werden; die Fenster aber müssen so lange, bis der Spargel wieder durch die jetzt noch aufgelegte Erde hervor sticht, die Nacht über, (und bey übler Witterung, da die Sonne sich nicht blicken lässet, auch bey Tage,) mit Matten und Stroh bedecket werden. So bald denn aber wieder Stangen hervor stechen, muß die Bedeckung, (weil sonst der Spargel weiß bleibt, und alsdann wenig geachtet wird,) bey Tage, wofern es die Witterung erlaubt, allezeit abgenommen werden.

23. Gegen das Ende dieses Monathes, wenn alsdann offene Witterung ist, können schon Möhren, Pastinaken, Porree, und die Kopfkohlsorten zur Saat gesetzet werden. Die Kohlköpfe müssen aber, damit zu Verhütung einer erfolgenden Fäulniß das Wasser aus ihnen abtröpfeln möge, nachdem ihnen die äussern Blätter genommen worden, 3 bis 4 Tage zuvor, an einem trocknen Orte unter einem Obdache an den Stängeln aufgehangen, und dann, (weil sonst der Wind, wenn sie demselben zu sehr ausgesetzt wären, ihre Samenzweige im folgenden Sommer leicht abbrechen würde,) nahe an eine Rohrwand, Planke, oder Mauer gepflanzet werden, wo sie gegen starke Winde Schutz haben. Weil aber, wenn rother und weißer Kohl, savoyer und Wirsing, nahe bey einander zur Saat stehen, der Blüthenstaub der einen auf die Blüthen der andern fällt, und dadurch eine Ausartung veranlasset wird, so muß man nie mehrere Sorten Kohl zugleich neben einander, sondern jede Art in einer gewissen Entfernung von der andern, zur Saat setzen.

24. Im Anfange d. M. müssen mäßige Mistbeete gemachet, und mit Kainfarn (Tanacetum) und Kraus-

Krausemünze bepflanzet werden. Wenn solche gut gewartet werden, pflegen sie im Febr. und März zum Salat brauchbar zu seyn; nachher kann man sie zum Küchengebrauche aus dem freyen Garten genug haben.

25. Wenn die Witterung im vorigen Monathe, oder im Anfange d. M. so strenge gewesen seyn sollte, daß die auf warm liegende Beete gesäeten langen Radiese und frühen Möhren ausgegangen seyn, so müssen, um im folgenden Frühlinge zeitig, und noch eher Radieße und Möhren zu haben, als man sie von einer jetzt in das freye Land zu machenden Aussaat haben kann, so bald es die Witterung verstattet, mäßige Mistbeete gemachet, und damit besäet werden. Diese müssen aber 8 bis 9 Zoll tief Erde haben, weil sonst gedachte Gewächse, welche, so bald sie den Mist berühren, nicht weiter in die Länge wachsen, keine lange Wurzeln treiben können. Auch müssen, in diesem Falle, so bald es die Witterung erlaubt, etwas lange Radieße und Möhren an eine warme Stelle in das freye Land gesäet werden, um davon, nach den jetzt zugleich auf Mistbeete gesäeten, die Folge zu haben.

26. Bey offener Erde und trockner Witterung muß in d. M. abermahl Winter-Endivie zum Bleichen in Furchen geleget werden, und zwar, damit die Nässe besser abziehen könne, in schräge Furchen, in welche dieselbe, auf die nach der Sonne gekehrte Seite, etwa 6 Zoll tief, so geleget wird, daß sie meistens bis an die Spitze der Blätter in die Erde kommt. Wenn man sie, nachdem die etwann zwischen den Blättern befindliche Feuchtigkeit erst abziehen könne, eine Nacht zuvor unter einem luftigen Obdache bey der Wurzel aufzuhängen Gelegenheit hat, pflegt sie nicht so leicht zu faulen. Weil sie aber, wenn sie nicht schon vor dem Eintritt des Frostes zum Bleichen in die Furchen in Erde gelegt ist, der ihr vorher auf ihrem Pflanzenbeete gegen

den Frost, von Matten oder Stroh gegebenen Bedeckung ungeachtet, in einem sehr kalten Winter dennoch leicht zu Grunde geht, so muß man, wenn man sie bis in den Frühling zu haben wünscht, die in einem harten Winter auf ihre Bedeckung zu verwendenden Unkosten nicht achten.

27. Schnecken und andere Arten von Ungeziefer, welche sich um diese Jahrszeit in den Ritzen und Mauellöchern der Mauern, unter Rohrwänden, oder wo sie sonst Schuz haben, besonders aber hinter den an Mauern stehenden Spalierbäumen und in ledigen Töpfen verborgen halten, (wo man ihrer, wenn man es nicht so lange, bis sie sich davon gemacht haben, verschiebt, leicht habhaft werden kann,) müssen jezt aufgesucht und vertilget werden.

28. Damit man den ganzen Sommer hindurch, es sey nun zu eigenem Gebrauch, oder zum Verkauf, einen beständigen Vorrath von Erbsen und Bohnen habe, muß man davon gegen das Ende d. M., wenn offene Witterung ist, zur Folge auf die schon gepflanzten, abermahl eine Pflanzung machen. Auch müssen alsdann auf warm gelegene Beete rundblätteriger Spinat, frühe Möhren, und gemeiner Kopfsalat, oder auch brauner holländischer Kopfsalat gesäet, und solches, wenn es die Witterung erlaubt, jede 14 Tage oder 3 Wochen wiederhohlet werden, damit man solche, wenn etwann die ersten Aussaaten durch den Frost zu Grunde gerichtet seyn sollten, democh frühzeitig habe.

29. Gegen Ende d. M. kann auch etwas Peterstilie und Kerbel in Reihen gesäet werden. Weil beyde lange in der Erde liegen, so hat man für sie von der Kälte wenig oder gar nichts zu befürchten.

30. Bey gelinder Witterung können, wenn man dazu schon zubereitete Beete hat, noch Erdbeeren umgeleget werden, ob es gleich, besonders wenn der Boden

den von Natur trocken ist, besser seyn würde, wenn solches schon im Herbste geschehen wäre. Wer frühzeitig **Erdbeeren** verlangt, kann solche allenfalls noch in d. M. in **Töpfe in gute Erde pflanzen**, die Töpfe alsdann, bis die Pflanzen sich bewurzelt haben, an einen guten Schutz habenden Ort stellen, und solche nachher in ein mäßiges Mistbeet in die Erde senken, wo sie in kurzer Zeit gedeihen werden. Es würde zwar besser seyn, wenn sie bereits im Oct. in Töpfe gepflanzt wären, weil sie sich alsdann vor der Einsenkung in das Mistbeet schon besser hätten bewurzeln können, und alsdann auch weit reichlicher tragen würden. Wenn man aber nicht zeitig genug Erdbeeren zum Treiben auf dieses Jahr in Töpfe gesetzt hat, kann man in d. M. solche Stöcke, welche im vorigen Sommer von Ausläufern stets rein gehalten sind, und jeder Stock einzeln gestanden haben, ohne sie in Töpfe zu setzen, mit voller Erde ausheben, und in ein Mistbeet pflanzen. (Denn wenn man sie Ausläufer hat treiben lassen, so ist der Hauptstock dadurch dermaßen geschwächet, daß er, wenn er zum Treiben gebraucht wird, unmöglich reichlich tragen kann.) Die Erde in dem Mistbeete muß aber eine leimige und starke Erde, und nicht von vielem Dünger fett seyn, weil die Erdbeeren sonst gar zu frech wachsen, und alsdann unmöglich voll tragen können. Das Mistbeet muß auch nicht gar zu sehr bedeckt gehalten, sondern demselben, so oft es die Witterung nur irgend erlaubt, viel frische Luft gegeben werden, besonders alsdann, wann die Erdbeeren in der Blüthe stehen, weil die Blüthen sonst, ohne anzusetzen, abfallen. Sie müssen auch oft begossen werden, weil sonst gleichfalls die Blüthen abfallen, und nicht sonderlich ansetzen. Doch muß das Begießen mit Ueberlegung geschehen.

Wenn man in d. M. Erdbeeren in Töpfe pflanzt, die den ganzen folgenden Sommer hindurch in Schat-

ten,

ten, und von Ausläufern allezeit rein hält, sie auch weder blühen noch tragen läßet, so sind solche auf künftiges Jahr zum Treiben gut zu gebrauchen.

31. Die Küchengarten-Producte in diesem Monathe sind: weißer und rother Kopfkohl, savoyer und Wirsing, Pastinaken, Rüben, Möhren, Kartoffeln, Porree, Zipollen, Knoblauch, Schalotten, Rocambole, rothe Rüben, Braunkohl; auch Sellerie, Winter-Endivien, und Rüben-Rapunzel; und auf Mistbeeten: junger Stechsalat, und die übrigen jungen Salatkräuter, als: Kresse, Rübsen, Radieß, Schnittkohl, gelber Senf, Koriander, Kerbel, Dragun und Krausemünze, wie auch Spargel von den zu Ende des Nov. angelegten Treibebeeten. Man hat auch Zuckerwurzeln, weißen, schwarzen und blauen Broccoli, Haferwurzeln, Scorzonerwurzeln, Peterfilienwurzeln, Champignons, Sauerampfer, Pimpinell, Peterfilie, Salbey, Rosmarin, Thymian, Isopp, Winter-Saturey, weiße Winter-Kohlpflanzen, und Sprossen von den Stränken der im Oct. und Nov. ausgeschnittenen mancherley Kopfkohlsorten, Spinat und Cardonen, Blätter von der weißen sowohl als von der großen Schweitzer-Bete, und einige andere Suppenkräuter. Unter Mistbeetfenstern hat man jetzt auch noch wohl guten braunen holländischen Kopf-Salat, wenn man auf dessen Wartung gehörigen Fleiß gewandt hat.

II. Verrichtungen, welche in Baum-Frucht- oder Obst-Gärten geschehen müssen.

1. Man bedeckt die Wurzeln aller frisch gepflanzten Bäume mit faulenden Blättern, um sie gegen den Frost zu schützen, wofern solches nicht schon geschehen ist, oder sie verdorben sind. Auch müssen die Feigenbäume, welche an den Wänden, Zäunen oder Geländern stehen, entweder mit Matten oder Schilf bedecket werden; dieses wird ihre zarte Ausschößlinge bewahren, daß ihnen vom Froste kein Schade geschieht, auch verursachen, daß die Früchte im Frühlinge sowohl früher, als auch in größerer Menge, zum Vorschein kommen. Ehe dieses aber ge-

geschicht, muß man alle Zweige von den Herbstfeigen entledigen, wenn dergleichen noch an denselben geblieben sind, sonst fallen diese ab, und verletzen die jungen Zweige, welche im folgenden Frühlinge Frucht tragen sollen. Wenn dieses nun solcher Gestalt geschehen ist, muß man die Bäume nicht wieder gar zu plötzlich der freyen Luft bloß stellen, sondern man muß, bey einfallendem gelinden Wetter die Bedeckungen allmählich wegnehmen.

2. Man schneidet alle abgestorbene und angefressene Zweige von den hohen Obstbäumen ab. Ein gleiches kann man mit denjenigen Zweigen thun, welche unter einander in das Kreutz gewachsen sind, oder sonst keinen guten Platz einnehmen. Bey dieser Arbeit aber muß man den verletzten Theil, so viel als möglich, klein und zwar schräge zu machen suchen, damit die Nässe daselbst nicht eindringen könne, und zum großen Nachtheile der Bäume aufgehalten werde.

3. Bey gelindem Wetter kann man die Zwerg-Bäume, und alle starke Arten der Fruchtgewächse, als: Birn- und Apfelbäume, Weinreben, Stachelbeer- Johannisbeer- und Himbeer-Stauden, beschneiden; in Ansehung der Steinobstbäume hingegen, (welche nicht im Herbste beschnitten worden sind,) muß dieses bis in den nächsten Monath aufgeschoben werden; denn wenn gleich nachher, da diese beschnitten worden sind, ein starker Frost einfallen sollte, wird solcher die Wunden der zarten Zweige durchdringen, und sie verderben.

4. Bey feuchtem Wetter kann man die Obstbäume von dem Mose, wo sie damit bezogen sind, reinigen, vermittelst eines besonders dazu eingerichteten Werkzeuges, welches ich im Art. Mos beschreiben werde.

5. Bey gelindem Wetter schneidet man Pfropfreiser von allen Arten des frühen Obstes ab, leget sie

in

in die Erde unter den Schutz eines trocknen Wands oder eines Gezäunes; und bedeckt sie, wenn das Wetter hernach etwann wieder strenge werden sollte, mit Stroh. Die Ursache, warum man sie so früh abschneiden muß, ist, damit man der gar zu starken Aufschwellung ihrer Knospen vorbeuge. Daher muß man nach dem Maße der mehrern oder geringern Strenge des Winters sich richten, und die Pfropfreiser früher oder später abschneiden, so wie auch die Bäume an sich selbst ihre Knospen treiben.

6. Bey gelindem Wetter muß man diejenigen Plätze zu recht machen, welche zur Bepflanzung mit Obstbäumen auf den folgenden Monath bestimmt sind. Man bringt daselbst eine gute Menge frische Erde hinein, und macht sie eben, damit sie etwas Zeit habe sich zu senken, ehe die Bäume darauf gepflanzet werden. Man kann auch die Plätze um die alten Obstbäume, welche einer Verbesserung bedürfen, wieder herstellen, indem man darauf etwas frische Erde und wohl verfaulten Mist fährt. In feuchten und kalten Boden ist vermoderte Düngererde von den Melonen- und Gurken-Beeten die beste; in heißen Boden aber gehört Rindermist. Auch ist der verrottete Schweine-Mist zu den Obstbäumen sehr gut; denn weil dieser an sich selbst kälter, als einige andere Arten Mist, ist, so erhält er die Erde um ihre Wurzeln in der Sommer-Hitze kühl. Wo man auch nur einige dieser Dünger-Erden den Obstbäumen zufüget, müssen solche doch allemahl vorher, ehe sie zur Stelle gebracht werden, vermodert seyn, weil sie sonst denselben mehr schädlich, als nützlich, sind. Sind aber die Bäume sehr alt, so wird es ihnen wenig helfen, wenn dieses gar nahe um ihre Stämme geschieht; denn die Wurzeln, welche ihnen Nahrung zuführen, breiten sich in einen ansehnlichen Raum aus; daher ist es einem solchen Baume zuträglicher, wenn er auf 10 bis 12 Fuß von dem Stamme

Stamme ab gedünget wird, denn alsdann können die jungen Wurzeln daher Nahrung empfangen.

7. In diesem und dem folgenden Monathe, wenn die Erde gefroren ist, kann man auch große Bäume, wie auch die wilden Stämme, darauf man künftig pfropfen will, versetzen; doch ist die Zeit, wenn es stark gefroren hat, wohl in Acht zu nehmen. Denn alsdann muß man dieser Bäume Wurzel von weitem umgraben, und ohne Schaden ablösen, jedoch die gefrorne Erde, so viel möglich daran lassen, und sie mit Wasser begießen, damit es über Nacht fest an einander gefriere, und alsdann auf einem Schlitten, einer Schleife, oder auch wohl auf starken Schultern, zu der vorhin dazu mit gutem durchgeworfenen Dünger zubereiteten Grube bringen, und so, wie sie vorher gegen die Sonne gestanden haben, behutsam wieder einsetzen; sie müssen aber zuvor, ehe man sie ausgräbt, gehörig behauen oder gestümmelt seyn.

8. Wenn es die Witterung erlaubt, muß man die noch rückständigen Herbstblätter, und insonderheit sowohl in diesem als auch in den folgenden Monathen die Raupen- und Wurm-Nester abnehmen, zerquetschen, verbrennen, vergraben, oder in das Wasser werfen, damit das schädliche Ungeziefer möglichst ausgerottet werde. Auch muß man den Schnee, wo er sich an die Bäume gelegt hat, von den Aesten zuweilen sacht abschütteln.

9. Wenn es die Witterung zuläßet, und kein Schnee vorhanden ist, kann man den Gartenboden mit Laugen- oder anderer rohen Asche, und mit Hühner- oder Tauben-Mist, welcher aber vorher recht getrocknet und fein gepülvert seyn muß, bestreuen. Menget man wohl gefaultes und fein gepülvertes Holz darunter, so verursachet es, daß schöner Klee und hohes Gras wächst.

10 Man repariert und erneuert alle verfallene Geländer mit neuen Stäben, und befestigt diejenigen Stellen daran, wo die Stäbe oder Querstangen lose geworden sind, mit Draht. Man muß auch an selbige die Zweige der Obstbäume auseinander legen, und mit zarten Sahlweidenruthen (Wieden) daran befestigen, sich aber dabey in Acht nehmen, daß man die Zweige regulär nach ihrem Abstande ziehe, und sie nicht zu dicht anbinde, damit die Ausschößlinge dadurch nicht geklemmet werden, wenn sie in dem folgenden Sommer wachsen sollen.

11. Man kann zu solcher Zeit auch allerley Pfähle, woran künftig junge Bäume gebunden werden sollen, im Vorrath herbey schaffen, sie zuspitzen und zu recht machen; auch wenn man Schaden von Sturmwinden an den Bäumen befürchtet, denselben vorzubeugen suchen.

III. Verrichtungen, welche in der Pflanz- und Baumschule geschehen müssen.

1. Man muß, bey offener Witterung, zwischen den Reihen der jungen Stämme die Erde einen Spatenstich tief, doch ohne die Wurzeln zu beschädigen, umgraben, das Unkraut in die Tiefe bringen, und einzelne zu weit ausgelaufene Wurzeln der Stämme abstoßen. Letzteres verursachet, daß näher gegen die Stämme zu, neue Fasern ausschlagen, sie werden dadurch zugleich auch zur Verpflanzung bequemer; dieses muß besonders an allen im Winter grün bleibenden Bäumen geschehen, sonst werden sie in wenigen Jahren zur Versetzung untauglich.

2. Junge Kernstämme zum Pfropfen und Oculiren, bey günstiger Witterung, in die Baumschule, in 2½ F. von einander entfernte Reihen, und in den Reihen 15 bis 18 Z. weit, pflanzen.

3. Bey

3. Bey Frostwetter in solche Quartiere der Baumschule, welche kürzlich von jungen Bäumen ledig geworden sind, und aufs neue mit jungen Stämmen bepflanzet werden sollen, Dünger fahren, und solchen hernach regelmäßig, und wenigstens einen vollen Spatenstich tief, untergraben lassen. Man kann auch einen Theil Mist zwischen die Reihen der jungen Bäume, da wo es nöthig ist, hinwerfen, damit derselbe, so bald der Frost aus der Erde ist, eingegraben werden könne.

4. Bey gelindem Wetter, mit dem Umgraben und Kiolen derjenigen Quartiere, welche in den zwey folgenden Monathen mit jungen Stämmen bepflanzet werden sollen, fortfahren.

5. Mit der Zubereitung nicht zu nasser Beete zur Aussaat der Kerne und Steine von Obstbäumen, oder der Mast und Beeren von Forstbäumen und blühenden Staudengewächsen, den Anfang machen.

6. Bey gelinder Witterung, in der letzten Hälfte d. M. Obststeine und Obstkerne, deren erstere den ganzen Winter über in Sand aufbewahret worden, auf 4 F. breite Beete säen, die Steine wenigstens 1½ Z. tief, die Kerne aber nur beynahe 1 Z. tief unter die Erde bringen, und sie im Apr. und May, wenn sie aufgehen, mit der Hand sorgfältig von Unkraut reinigen, und bey trockner Witterung begießen.

7. Von recht gesunden Stachel- und Johannisbeerbüschen vorigjährige 10 oder 12, oder 15 bis 18 Z. lange junge Zweige abschneiden, und solche auf eine schattige Rabatte, reihenweise 12 bis 15 Z. weit, völlig halb so tief als sie lang sind, pflanzen.

8. Bey Frostwetter fleißig nach den jungen Bäumen sehen, und verhüten, daß sie nicht von Hasen, Kaninchen und andern Thieren beschädiget werden, als welche, bey hartem Froste, die jungen Bäume oft

gar, und auch von den erwachsenen Bäumen und Stauden die Rinde abfressen.

9. Bey hellem Wetter kann man die jungen Forst-Bäume ausputzen, beobachtet aber dabey, daß man einige kleine Sprossen an den Stämmen aller jungen Bäume übrig lasse, damit der Saft sich daselbst zum Vollwuchse ihres Holzes aufhalten könne; sonst werden solche zur Stämmung ihrer Gipfel zu schwach bleiben; doch muß man deren nicht gar zu viele daran lassen, weil sie sonst das gerade Wachsthum der Bäume verhindern.

10. Gegen Ende d. M., wenn das Wetter gelinde ist, kann man die Stämme zu den Obstbäumen, wie auch alle junge Forstbäume, versetzen, wenn solches im Herbste versäumt worden ist. Je früher man dieses verrichtet, desto besser ist es, zumahl in trocknem Boden; denn wenn dieses zu spät in dem Frühlinge geschieht, und alsdenn ein trocknes Wetter einfällt, so sind sie in Gefahr zu verderben, zumahl wenn die Gelegenheit es nicht zulässet, sie hinlänglich zu begießen.

IV. Verrichtungen, welche in Lust- und Blumen-Gärten geschehen müssen.

1. Bey Frostwetter muß man die Ranunkeln-, Anemonen-, Hyacinthen- und anderer schönen Blumen Beete bedecken. Diejenigen dieser Gewächse, welche noch nicht aus der Erde hervor ragen, können mit Erbsstroh, oder einer andern leichten Bedeckung, welche aber doch die Luft hinzu lässet, gegen das Eindringen des Frostes in die Erde bewahret werden; diejenigen hingegen, welche bereits hervor kommen, müssen mit Reifen überwölbet, und darauf mit Matten oder Tüchern bedecket werden, damit ihre Wurzeln nicht verderben; bey gelindem Wetter aber müssen sie unbedeckt seyn, und, so viel als möglich, freye Luft genießen. Wenn nun auf diese Weise die Bedeckung

ein-

einmahl beſorget worden iſt, muß man damit, bis das Wetter warm geworden iſt, fortfahren, ſonſt iſt es beſſer, ſich derſelben gar nicht zu bedienen; denn indem man die Pflanzen bedeckt, werden ſie zärtlich, und alſo weniger geſchickt, der Kälte zu widerſtehen, als diejenigen, welche gänzlich der freyen Luft ausgeſetzt geweſen ſind.

2. Hyacinthen, Narziſſen, Schwertlilien und andere Zwiebelgewächſe können mit Lohe bedecket werden, um den Froſt abzuhalten. Wenn auch die Beete über die Fußgänge weit hinaus ragen, muß Lohe, Streu oder Miſt in die Gänge geleget, und ſolche damit erhöhet werden, damit der Froſt nicht zu den Wurzeln dringe.

3. Bey gelindem Wetter kann man diejenigen Ranunkeln- Anemonen- und Tulpen-Zwiebeln, welche man, der Verzögerung des Ausſchlagens wegen, auſſerhalb der Erde gelaſſen hat, wieder einſetzen, damit ihre Blüthe auf diejenigen, welche im Herbſte gepflanzt worden ſind, folge. Es muß dieſes aber nicht geſchehen, wenn die Erde gar zu naß iſt, weil ſie ſonſt in Gefahr ſind zu verfaulen. Woferne es ſich gleich nachher, da ſie gepflanzt worden ſind, zutragen ſollte, daß vieler Regen oder harter Froſt einfiele, ſo müſſen die Beete mit Matten, Erbs- oder anderm Stroh bedecket werden.

4. Man ſticht die Haufen der vermiſchten Erd-Arten fleißig um, damit der Froſt dieſelben mürbe mache, und ihre Klöße zerbreche. Je öfter dieſelben umgerühret werden, deſto eher werden ſie zum Gebrauche tauglich. Man muß auch in dieſer Jahrszeit dergleichen Haufen wieder aufs neue aus dazu gehörigen Theilen zuſammen ſetzen, damit ſich beſtändig Vorrath finde, wenn man deſſen benöthigt iſt.

5. Wenn am Ende d. M. die Witterung gelinde iſt, muß man alle verdorbene Blätter von den Ra-

nunkeln absondern, und die Erde, vom Rande der Töpfe an, so tief heraus nehmen, als man solches nur füglich, ohne die Wurzeln zu berühren, thun kann; hernach füllet man die Töpfe wieder mit frischer fetter Erde bis an die Bollen der Pflanzen auf, wobey man sich aber wohl in Acht nehmen muß, daß man keine Erde zwischen ihren Blättern lasse; dieses wird ihre Blumen sehr stärken, und ihre Ableger zur Trennung geschickt machen. Die Töpfe muß man an einen Ort setzen, wo sie gegen den Frost Schutz finden, denn der Frost zerstöret und verdirbt die Knospen, welche sich in der Mitte der Pflanze gebildet haben. Man muß ihnen aber auch bey gelindem Wetter, so viel als möglich, frische Luft zukommen lassen; denn wenn sie schwach geworden sind, werden auch ihre Blumen kraftlos. Sie müssen auch nicht gar zu trocken gehalten werden; denn ob es gleich nöthig ist, daß man sie vor starken Platzregen bewahre, so müssen sie doch den Genuß von einem mäßigen Regenschauer haben. Solcher Gestalt ist die beste Weise, daß man die Töpfe, so bald sie mit frischer Erde versehen sind, so dicht als möglich an einander geschlossen, in die Blumenschule setze, und alsdann ein Geflecht von Reifen darüber mache, damit sie bey schlimmen Wetter mit Matten bedecket werden, aber auch bey gelinder Witterung so viel freye Luft, als nur möglich ist, genießen können.

8. Die raren Nelken müssen auch gegen heftigen Regen, Schnee und strengen Frost bewahret werden, bey gelindem Wetter muß man ihnen auch, so viel als möglich, freye Luft lassen. Man muß sie in dieser Zeit auch sehr fleißig gegen das Ungeziefer beschützen; besonders richten Ratzen und Mäuse eine große Verwüstung darin an; und wenn die Hasen und Kaninchen dazu gelangen können, lassen sie selten das geringste davon auf seinem Platze zurück. Es hacken

auch

auch oft die Sperlinge, zu solcher Jahrszeit, wenn man ihnen nicht vorbeuget, das Herz aus diesen Pflanzen.

7. Gegen Ende d. M. muß man frischen Mist anschaffen, und denselben auf einen Haufen zusammen werfen, damit er sich in Zeit von ungefähr 12 Tagen erhitze; auch muß man ihn 2 oder 3 Mahl umstechen. Hiervon macht man einige Mistbeete, um darauf die schönsten Arten von jährigen Blumengewächsen, als: dreyfarbigen Hahnenkamm- und kugelförmigen Amarant, diamant-blasige Ficoiden, und andere zarte Gattungen, zu säen, damit sie daselbst zu ihrer Blüthe befördert werden; hierdurch wachsen sie stärker, als wenn sie später gesäet werden; auch kann man auf diese Weise von denjenigen, guten Samen zu erhalten hoffen, welche sonst, wenn sie nicht im Frühlinge einen guten Ruck gethan haben, dergleichen nicht hervorbringen wollen.

8. In der Stube, kann ein Lust- oder Blumen-Gärtner allerley kleine Pfähle und Stöckchen schnitzen, die Nelken und andere Gewächse daran zu binden, Nummern zu künftiger Unterscheidung seiner Gewächse, auch Geländer zu denen Gewächsen, die daran aufwachsen müssen, machen, ingleichem die Blumensamen, welche noch auszumachen sind, vollends ausmachen und verwahren.

Gewächse, welche jetzt im freyen Garten blühen, sind: die Christblume oder Nieswurzel, sowohl die ganz weiße, als auch die mit ganz grünen Blumen, und die kleine schwarze mit rosenrothen Blumen, Helleborus niger minor belgicus, flore roseo; Winter-Wolfswurz, Aconitum hyemale; einfache und doppelte Schneeglöckchen, Narcisso-Leucoium; Wintergrün, Pervinca ꝛc.

In Gewächshäusern aber blühen schon einfache Anemonen, allerley Hyacinthen, als: blaue und weiße Winter-Hyacinthen, frühe Stern-Hyacinthe, Jonquillen, Tazetten, wenn sie zu rechter Zeit bey angehendem Herbste

in Töpfe gepflanzt worden sind; perennirendes Becher-Kraut mit blauer Blume, Cotyledon; wilde und Garten-Schlüsselblume, Primula veris; gelber Bär-Sanikel, Auricula alpina fl. luteo; rundblätteriges Frühlings-Saubrod, Cyclamen; dreyfarbige Viole, Viola tricolor; Berufskraut, Alysson; auch in warmen Gegenden, die Duc de Toll, oder Duc d'hyver genannte Tulpe. Die Sträuchlein des Kellerhalses, Laureola, Daphne Mezereum *L.* welcher in unsern Wäldern häufig wächst, blühen, wenn sie in Gartengeschirre gesetzt, und in Gewächshäusern oder mäßig gewärmten Stuben gehalten werden, mit ihren rothen Blumen, und wegen ihres lieblichen Geruches, auf das angenehmste. Der Bastard- oder Tinus-Lorbeer, Laurus Tinus, hat auch jetzt schöne weiße Blumen. Auch trifft man an dem wohlriechenden catalonischen Jasmin, dessen Blumen weiß mit etwas roth gezeichnet sind, in Gewächshäusern und Kellern, wo sie vor der Kälte verwahrt stehen, in d. M. angenehme und wohlriechende Blumen an.

Harte Bäume und Stauden, davon die 5 ersten jetzt in Blüthe, und die 2 letzten in Frucht stehen, sind: Alaternbaum, Alaternus; Aesche, woran die Manna erzeuget wird; englischer Hagedorn; Erdbeerbaum, Arbutus; Kornelkirsche, Cornus; Hagedorn mit Birnblättern, Mespilus; Hartheu, Ascyrum *L.* ꝛc.

V. Verrichtungen, welche im Gewächs- und Treibhause geschehen müssen.

1. Bey strenger Witterung muß man das Gewächshaus sehr genau gegen den Frost verwahren, denn wenn solcher die Erde der Orangerie erreicht, so verursachet er das Abfallen aller ihrer Früchte, gar oft auch des größten Theiles der Blätter. Deswegen ist es sehr nützlich, wenn, wie ich im XVIII Th. S. 81, fgg. gezeigt habe, unter dem Pflaster des Gewächshauses, längst der freyen Seite, ein Heißgang (welcher ungefähr 2 F. von der Wand ab liegen, 10 Z. in der Weite, und 2 F. in der Tiefe nach dem Zickzack halten kann,) angebracht ist, dessen man sich in sehr harten Wintern bedienen kann. Wo aber diese

Ver-

Veranstaltung nicht gemacht ist, da müssen die Fenster mit Matten, Schilfrohr oder Stroh fest verdeckt seyn; auch muß man in solchem Gewächshause 6 oder 8 große angezündete Kerzen, die Nächte hindurch, brennen lassen. Es ist dieses besser, als wenn man Holzkohlen darin brennen läßet, weil deren Rauch den Pflanzen, so wie den Thieren, in verschlossener Luft schädlich ist. Ausserdem leisten die Heitzgänge auch bey starkem Thauwetter großen Nutzen, indem die mit Feuchtigkeiten angefüllte Luft auch in den Gewächs-Häusern einen starken Dampf verursachet, wenn man ihnen 2 oder 3 Mahl mäßiges Feuer gibt, und dadurch die Luft verdünnet auch erwärmet, als welche im Gegentheil oft zum Beschimmeln der Blätter, und deren Abfallen, Anlaß gibt.

2. Man muß auch alle vertrocknete und modrige Blätter fleißig abpflücken; denn wenn diese an den Bäumen bleiben, stecken sie nicht allein die ihnen zunächst wachsenden Blätter an, sondern verderben auch, zum Nachtheil der Gewächse, die im Hause befindliche Luft. Bey gelindem Wetter muß man frische Luft in das Haus lassen, weil sonst die Gewächse ihre Farbe verändern, und zuweilen auch die Blätter fallen lassen; es muß aber solches in dieser Jahrszeit mit Vorsicht geschehen. So oft man es nöthig findet, muß man die Bäume auch mit Wasser erfeischen, aber ihnen dieses nur sparsam geben; denn es ist jetzt besser, solche oft, aber nur in geringem Maße, als zum Ueberfluß, zu begießen, weil ihnen letzteres sehr schädlich werden kann, besonders wenn bald nachher schlimmes Wetter einfallen, und die Sonne nicht zum Vorschein kommen sollte, wie sich dergleichen zu dieser Zeit oft mit heftigem Froste zuträgt, und man daher genöthiget wird, das Haus viele Tage lang wohl verschlossen zu halten; alsdenn wird die Feuchtigkeit

der Erde in den Kasten und Töpfen zu der dienlichen Luft darin vieles beytragen.

3. Die sehr saftreichen Gewächse müssen bey gelindem Wetter, so viel möglich, Luft genießen; denn wenn sie zu sehr verschlossen gehalten werden, werfen sie gemeiniglich ihre Blätter ab, und scheinen zu verschwinden. Solches wiederfährt besonders den Arten des Hauslaubes, Becherkrautes, Kreutzkrautes und Glaskrautes; diese werden, wenn sie zu sehr getrieben sind, nicht so artig lassen, auch bey weitem nicht so viel Blumen hervor bringen, als diejenigen, denen mehr freye Luft zugelassen ist.

4. Nach den Ananas, welche nun ihre Frucht-Kolben zu zeigen anfangen, muß fleißig gesehen werden; und ist wohl zu merken, daß dieselben einer öftern Erfrischung mit Wasser benöthigt sind, denn sonst ersterben sie, oder wenigstens bleibt ihre Frucht sehr klein; dieses Wasser aber muß wenigstens 12 Stunden vor seinem Gebrauche in das Treibhaus gesetzt seyn, damit es eine gleiche Temperatur mit der Luft des Hauses erlange. Auch muß man das Haus beständig in gleichem Grad der Wärme erhalten, und die Hitze zu dieser Zeit nicht abnehmen lassen, sonst erstirbt die Frucht; zugleich aber muß man auch verhüten, daß das Treibhaus nicht gar zu warm werde, weil dieses die Frucht treiben, und solche daher sehr klein bleiben würde. Eben daher geschieht es oft, daß man an den jungen Pflanzen schon ein ganzes Jahr vor ihrer Zeit die Frucht sieht, sie ist aber überaus klein, und von gar keinem Werthe.

5. Die Kaffebäume, und andere holzige Ehewächse, welche in das Lohbeet des Treibhauses gesetzt sind, müssen ebenfalls zum öftern mit Wasser erfrischet, und ihre vertrocknete oder moderige Blätter beständig abgenommen werden; und wenn einige Blätter unsauber geworden sind, muß man sie mit einem

feuch-

feuchten Schwamme sorgfältig abwaschen. Ein gleiches muß mit dem Ungeziefer geschehen; wenn die Gewächse davon geplagt sind, sonst wird sich dasselbe sehr vermehren, und endlich über alle Gewächse im Hause ausbreiten.

6. Wenn die Lohe im Beete sich ungleich gesenkt hat, so, daß die Töpfe nicht in ihrem Stande bleiben, werden sich an einem schönen Tage die Töpfe füglich heraus nehmen lassen; alsdenn muß man die Lohe umrühren, noch etwas frische (welche, zur Verzehrung ihrer Feuchtigkeit, 8 oder 10 Tage hindurch an einem trocknen Orte gelegen hat,) hinzu thun, und alsdann die Töpfe wieder hinein setzen; dieses wird die Hitze des Beetes erneuern, und den Gewächsen sehr nützlich seyn.

7. Den zarten Arten Aloe, Fackeldisteln, Euphorbien und Melondisteln, muß nur sehr weniges Wasser gegeben werden; denn es ist ihnen zu dieser Zeit die Feuchtigkeit sehr nachtheilig, und zwar besonders, wenn die Luft des Hauses noch dazu nicht in gehöriger Mäßigung der Hitze gehalten wird.

8. Man sucht die jetzt blühenden Gewächse auf, und setzt sie vor das Gesicht, oder bringt sie in die Zimmer.

Gewächse, welche entweder im Gewächs- oder im Treibe-Hause in Blüthe stehen, sind: Melonenbaum, Papaya; jasminähnliche Staude, Jasminoides; alaternähnliche Staude mit Heidehlättern, Alaternoides; die Arten der Euphorbie; afrikanischer Schwertel; verschiedene Arten Aloe; balearisches Hartheu, Ascyrum; hohe afrikanische Hasenpappel; die Arten der Hermannie; Storchschnabel mit scharlachrother Blume; gefüllte indianische Kresse; verschiedene Arten Glaskraut, Ficoides; hohes Hauslaub; die Arten der fetten Henne, Crassula s. Anacampseros; granatähnliche Malpighie, oder Kirsche aus Barbados; canarische Glockenblume; malabarische kletternde Flachsseide, Baselia; persisches Saubrod, Cyclamen; indianischer gelber Jasmin; spanischer Jasmin; Jasmin mit Steineichenblättern; un-

echte Sennesstaude, Colutea; Löwenschwanz, Leonurus; hohe afrikanische Dürrwurz mit gezackten Blättern, Conyza; Dürrwurz mit Salbeyblättern; verschiedene Arten des Windsamenkrautes, Anemonospermos; Goldblume mit Pappelblättern, Chrysanthemum; afrikanisches Kreutzkraut mit stumpfen Blättern, Senecio; afrikanische Dorde mit Meldenblättern, u. a. m.

Reife Früchte tragen jetzt: der Korallkirschbaum, die Pomeranzen- und Limonien-Bäume.

VI. Verrichtungen, welche im Felde oder Feld- und Wiesenbau geschehen müssen.

Zuvörderst muß man, diesen ganzen Monath über, so viel die Zeit und die Witterung es zulassen, den alten Dünger auf die Felder und Wiesen führen, und auf Haufen schlagen, insonderheit, wo es gebräuchlich ist, auf die Gerstenfelder, auch Kohl- Rüben- und andere Länder, unbesorgt um den Mond, ob er die Hörner rechts oder links aufsetze, ob er sich ganz, oder halb zeige. Der noch harte und unverwesete Mist, welcher noch strohartig ist, ist jetzt am besten und nützlichsten auszuführen; denn dem bereits verweseten und wohl verfaulten ist die Kälte schädlich, als welche demselben den besten Saft auszieht. Man muß auch, so wohl in diesem Monathe, als den ganzen Winter hindurch, auf die Felder wohl Acht haben, wo das Schneewasser sich zusammen setzt und nicht ablaufen kann, daß es von der Saat, welche dadurch erstickt wird, abgeleitet, oder durch vorher dazu gemachte Gräben oder gepflügte Furchen abgeführet werde. Wenn es die Witterung erlaubt, kann man die Gräben und Wasserleitungen in den Wiesen räumen, die Wege bessern, auch die Gehäge und Zäune ausräumen, befestigen und ergänzen. Wo ein Mangel an Stroh zum Einstreuen sich befindet, da führe man aus den Wäldern das Moos und Laub unter den Dünger, damit dasselbe verfaule, und das Feld da-

dadurch gedünget werde. Wo man Brücken über Bäche von nöthen hat, ist es bequem, so fern es die Witterung zuläßet, selbige jetzt zu verfertigen.

VII. Verrichtungen, welche in Wein- und Hopfen-Bergen und Gärten geschehen müssen.

Bey gutem harten Wetter kann man den Dünger in die Wein- und Hopfen-Berge führen und ausbreiten. Es ist aber die beste Zeit, die Weinberge zu düngen, vor Winters, und im Winter bis Lichtmesse; doch ist das Ende des Winters bis in den Frühling, auch nicht gänzlich zu verwerfen. In gemäßigt warmen Ländern kann man die Erde um die Rebwurzeln umhacken, und alles überflüssige und schädliche wegräumen; in kalten Ländern aber wird solche Arbeit bis in den Febr., oder gar in den März, verschoben. Wenn das Wetter gelinde, und der Boden ziemlich trocken ist, kann man in hohen und ungedeckten Gebirgen, bey abnehmendem Mond, die Reben beschneiden; auch Reben einlegen oder stürzen, und in sandige Erde verpflanzen. Bey starkem Froste muß man die Weinreben mit trocknem Kuhmist, welcher mit trockner Erde vermischt ist, bedecken, damit bey Aufthauung des Schnees, das Fette die Wurzeln stärken könne. Endlich können auch, bey starkem Froste, Weinpfähle, Stäbe und Latten, woran die Weinstöcke mit der Zeit geheftet werden sollen, bey abnehmendem Mond aus den Wäldern gehohlet, und gehörig gespalten werden, da man sie denn, wenn man nichts nöthigeres zu thun hat, spitzen oder schärfen, und am Feuer anbrennen und abhärten kann.

VIII. Verrichtungen in Wäldern, Förften und Holzungen.

1. Die Brechung und Einsammlung der fichtenen, kiefernen und Lerchenbaum-Zapfen ist, so fern

fern es die Witterung nur irgend zulässet, in diesem Monathe fleißig und ernstlich zu betreiben.

— Es hat zwar schon, besonders in dem Falle, wenn man von vorgenannten Nadelholzsamenarten eine große Menge nöthig hat, die Brechung und Einsammlung dieser Zapfen in den beyden vorhergehenden Monathen geschehen, und der Anfang damit gemachet werden können. Wenn es aber an Tagelöhnern gemangelt, oder wenn eine eingefallene, lange dauernde stürmische und üble Witterung solches verhindert hätte, so kann die versäumte Arbeit im Jan. und Febr. bey vorkommenden schönen und leidlichen Tagen noch vorgenommen werden. Da überdieß keine Fröste den Samenkörnern in den Zapfen zu schaden vermögen, so ist es allezeit sicherer, und besonders auch in Ansehung des Lerchenbaumes, zu bequemerer Ausmachung seines Samens besser, dieselben lieber etwas länger an den Bäumen hängen zu lassen, als solche zu frühzeitig abzunehmen.

2. Man hat sich mit Ausmachung des Samens aus den eingesammelten Zapfen zu beschäftigen. Solches geschieht in geheitzten Stuben, in welchen man vorher unter der Decke derselben und an den Wänden herum, Horden oder Stellagen errichtet hat, worauf die Zapfen geleget und verbreitet werden, da sich denn dieselben vermittelst der Stubenwärme öffnen, und, wenn man alsdann solche Zapfen nur ein wenig rüttelt, den Samen selbst gut und rein fallen lassen. Die Zapfen aber, aus welchen auf solche Art der in ihnen befindlich gewesene Same heraus gebracht worden ist, können alsdann zur Heitzung dieser Darrstuben angewendet werden.

3. Man hat nach den vom Herbste an eingesammelten Zapfen, welche, wegen ihrer vorräthigen Menge, oder wegen des in den Herbstmonathen eingefallenen anhaltenden Regenwetters, noch nicht haben ausgeklingelt werden können, fleißig zu sehen, damit dieselben an einem trocknen und luftigen Orte, wo sie unverdorben und gut bleiben, aufbewahret werden. Sind dieselben etwann bey Regenwetter,

und

und daher etwas feucht eingebracht worden, so muß man sie sehr dünn ausbreiten, auch zuweilen, vermittelst eines Rechens, rühren und wenden lassen.

4. Will man in dem nächstkünftigen Frühlinge pflanzen, so fährt man mit Auswerfung und Verfertigung der desfalls nöthigen Löcher, in d. M., wofern die Witterung solche Arbeit verstattet, fort. Man hat den Vortheil davon, daß die herausgeworfene und gefrierende Erde durch solchen Frost locker gemacht, und zu der Anwendung bey dem Pflanzen in dem folgenden Frühlinge tauglicher und geschickter wird.

5. Die Abfuhre des in den vorhergehenden Monathen geschlagenen und gemachten Holzes aus den Gehauen und dem Walde, ist in d. M., wo nöthig, noch ernstlich zu betreiben, weil der zu solcher Jahrszeit harte und gefrorne Boden dieselbe erleichtert, und zugleich verhindert, daß die Wege nicht so tief ausgefahren und ruiniret werden.

Die Holzschläge werden gemeiniglich im Monath Oct., Nov. und Dec., wofern es die Witterung zuläßet, vorgenommen, und gleich darauf sind auch, oder wenigstens in d. M., die noch zurück gebliebenen Klaftern ꝛc. völlig abzuführen, weil, bey längerer Verzögerung, die Holzsaat, welche noch im Frühlinge vorgenommen werden könnte, unterbleiben, und dem Besitzer des Waldes dadurch ein Nachtheil entstehen müßte. Gleiche Bewandtniß hat es mit dem Schlagholze; denn, wollte man mit dessen Abtreibung bis in den Apr. oder May verziehen, auch dessen Reisig erst im Jun. aufmachen, so ist zu befürchten, daß die Sommerloden durch dieses Reisig wachsen, welche zarte Sprößlinge alsdann durch das Aufmachen großen Schaden erleiden. Ein gleiches geschieht auch, wenn das aufgemachte Reisig bis Aug. und Sept. auf dem Holzschlage in Schock und Schoben liegen bleibt; denn, lässet man erst im Herbste das Holz oder Reisig wegführen, so müssen nothwendig viele neu aufgeschossene junge Sommerloden, oder frischer Anflug des Tangelholzes durch Pferde und Wagen zu Grunde gehen.

6. Bey

6. Bey dieser Holzabfuhre hat der Forstbediente auf die Holzfuhrleute genaue Aufsicht zu haben, daß sie nicht a) bey dem Abfahren, ihrer Bequemlichkeit oder anderen Absichten wegen, verbothene Wege fahren, oder gar neue, durch die Waldung, und über die in vorigen Jahren wieder besäete und bepflanzte Gehaue machen, und dadurch in den Hölzern Schaden thun, und junges Holz, welches sich, ihrem ungereimten Vorgeben nach, schon wieder aufrichten und erhohlen soll, zu Boden fahren und umbringen; b) sich nicht Deichseln, Leiterbäume, Waschstangen, Peitschenstöcke, und anderes Nutzholz, bey dieser Gelegenheit, zu ihrer eigenen Nothdurft, oder zum Verkauf an Andere, abhauen und mitnehmen; und c) nicht etwann, zur Erleichterung der Pferde, von den Klaftern Scheite in dem Walde liegen lassen.

Eine sehr nöthige und der Klugheit gemäße Vorschrift für einen Förster ist, die jedesmahlige und vorgestalt zu veranstaltende Einrichtung der Wege zu dem Holzschlage, und der Abfuhre des Holzes, daß sie nicht im mindesten ein neu angeflogenes Gehau treffen, und durch solches gehen; und den Fuhrleuten ist durchgehends nicht zu gestatten, daß sie sich einer andern, als der ihnen angewiesenen, Straße bedienen. Er muß so viel Einsicht haben, daß er den Fuhrleuten nicht traue, noch weniger seiner Wissenschaft die Schande mache, daß er dem Wiederaufstehen des niedergetretenen und zu Boden gefahrnen jungen Holzes, Glauben beymessen wollte; er muß vernünftiger denken, auch klüger und verständiger handeln, und die gemachten Gehaue vor dergleichen Verderben bewahren.

In Ansehung des im Vorhergehenden angeführten zweyten Punctes, wird ein Revierjäger oder Förster die Einwendung machen, daß man fast unmöglich den Fuhrleuten wehren könne, daß sie nicht bey der Holzabfuhre einiges Nutzholz mit sich gehen hiessen, indem, zu Verhütung dessen, zu jeder Fuhre ein Forstbedienter erforderlich wäre. Allein, diese Einwendung verräth die unordentliche Wirthschafts-Führung eines solchen Försters. Denn in solchen Gegenden, wo eine kluge und ordentliche Einführung Statt findet, lasset

läßt der vorsichtige Förster die Abfuhre nicht einzeln und nach eigenem Belieben der Fuhrleute geschehen, sondern die beladenen Wägen so lange warten, bis alle übrige mit der Ladung fertig sind; alsdann läßet er alle zugleich, in seiner oder eines andern vertrauten und aufmerksamen Forstbedienten Begleitung, aus dem Walde auf dem vorgeschriebenen Wege fahren. Hierdurch wird denn auch zugleich der Schade, welcher durch die Fuhrleute, durch Abwerfung einiger Scheite, zu Erleichternng der Pferde, öfters geschieht, verhütet. Daß aber durch dieses Abwerfen ein größerer Nachtheil, als man glauben sollte, entstehe, erhellet daraus, wenn man betrachtet, daß 2 bis 4 Scheite weniger dem Pferde keine merkliche Erleichterung verschaffen; folglich wirft ein ohne Aufsicht fahrender Knecht 10 bis 15, und zu Erreichung seines Zweckes, die stärksten Scheite, ab, und zwar in solche Dickichte hinein, wo man dieselben nicht leicht gewahr werden kann, wo sie also unnütz verfaulen müssen. Man setze nun den Fall; es würden 100 Klafter abgefahren, jeder Fuhrmann hätte 2 Klafter geladen, und würfe nur 10 Scheite ab, so betragen die 500 abgeworfenen Scheite, deren 130 auf eine Klafter gerechnet werden, schon 3 Klafter und 110 Scheite, welcher Schade beträchtlich genug ist, welcher aber, wie gesagt, durch die Begleitung der allezeit zusammen fahrenden Holzfuhren eben so leicht, als das erwähnte Ausschneiden und Abhauen einiges Nutzholzes, gar füglich vermieden werden kann.

7. Im letzten Viertel dieses Monathes, wenn kein Südwind wehet, oder kurz vorher gewehet hat, und sonst trocknes und reines Wetter ist, kann man Bauholz fällen, welches viel dauerhafter ist, und nicht so leicht wurmstichig wird, als das bey wachsendem oder in vollem Monde gefällte, welches zu solcher Zeit voll Saft und Feuchtigkeit, und also auch dem Wurme mehr unterworfen ist. Das windfällige und wipfeldürre Holz muß man bey dienlichem Wetter, das Reisholz zum Brennen im zunehmenden Monde abhauen, wofern es bald wieder wachsen soll. Das Daubenholz zu allerley Gefäßen, auch Schlitten- Wagen- und anderes Geschirr-Holz, ingleichem

Lat-

Latten, Zaun- und Weinpfähle, Hopfenstangen, Schippen- Spaten- und Gabel-Stiele kann man ebenfalls in Vorrath, wie auch die benöthigten Reif-Stäbe und Reifstangen, zu kleinen und großen Gebäuden, von Aeschen, Eichen, Haselstauden, Ulmen, Weiden, Birken u. d. gl. bey abnehmendem Mond, gegen und in dem letzten Viertel, auf das ganze Jahr abhauen, und ihnen sofort die Rinde abschälen; denn also halten sie an den Fässern etliche Jahre hindurch, da sie im Gegentheil, wenn sie in den Rinden stecken bleiben, viel eher verstocken.

8. Endlich kann man auch Waldstreu anfahren, die sumpfigen Stellen der Fuhrwege damit auszufüllen.

IX. In Ansehung der Viehzucht,

ist zu beobachten, 1. daß man das Vieh wohl warm halte, und in dieser Absicht die Ställe vor der Kälte verwahre, doch darf man ihm deswegen das Tages-Licht nicht völlig entziehen, denn ein allzu finsterer Stall ist dem Viehe eben so wenig zuträglich, als ein kalter.

2. Darf das Vieh nicht zu kalt gespeiset oder getränket werden; das Tränken kann am zuträglichsten um 3 Uhr Nachmittags geschehen.

3. Man muß das Vieh überhaupt mit guter und genugsamer Streu versehen; dadurch erhält man auch den Vortheil, daß der Dünger vermehret wird. Um denselben aber von der besten Güte zu bekommen, kann man die Ställe, wenn sie bis auf den untersten Grund vom Miste gesäubert sind, 1 Fuß hoch, oder etwas darüber, mit gutem Erdmärgel beschütten, und auf diesen erst das Stroh streuen. Der Urin und andere Ausdünstungen des Viehes ziehen sich alsdann in diesen Märgelboden, ohne daß das geringste davon verloren geht, und derselbe wird, wenn man ihn alle

Jahre

Jahre heraus gräbt und auf die Felder führt, der fruchtbarste Dünger werden; bey der wöchentlichen Ausmistung aber muß man nur das Stroh obenhin wegnehmen. An Orten, wo kein Mergel zu haben ist, kann man sich eines guten fetten Lehmes mit gleichem Vortheile bedienen.

4. Man muß das Vieh auch überhaupt bey liehlichem Sonnenschein und warmen Tagen zuweilen aus den Ställen lassen, weil durch diese Ergetzung und Auslüftung die Glieder gelenk bleiben und nicht krampfig werden.

5. Man muß alle Tage, so bald man aufsteht, und ehe man zur Ruhe geht, fleißig nach dem trächtigen Viehe und der jungen Zucht sehen, damit, wenn eines oder das andere aufstößig würde, man sofort zu Hülfe kommen könne.

6. Man muß aber auch mit der Fütterung sparsam umgehen, damit man um Lichtmesse wenigstens noch die Hälfte davon vorräthig habe, weil diese Zeit für die Hälfte des Winters angenommen wird.

7. Was insonderheit das Rindvieh betrifft, so muß fleißig nachgesehen werden, ob die neuen Mägde auch die ihnen vorgeschriebene Futterordnung beobachten. Wenn das Erbsstroh, aus Mangel des Heues, zur Rindviehfütterung kommt, so wird es in diesem und den vorhergehenden Monathen dazu als Häckfel geschnitten, auch allenfalls mit anderm Strohhäckfel vermischt am nützlichsten verbrauchet. Auch muß dafür gesorget werden, daß stets Häckfel für den folgenden Tag in Vorrath sey, damit der Fütterungsplan nicht verrücket, und das Heu vor der Zeit zu sehr angegriffen werde. Hat man in der Winterung Wurzelgewächse, z. B. weiße und gelbe Rüben, Runkel- (Mangold-) Rüben, oder Bete, zum Futter in Vorrath, so muß man fortfahren, sie klein zu stampfen, und, mit Strohhäckfel vermengt, täglich zu geben,

weil sie sonst durch Fäulniß zu sehr vermindern und abnehmen. Pastinaken dauern am längsten, und erfrieren nicht, wenn sie in ihrem Lande gelassen, bey offenem Wetter in den spätern Monathen nach und nach heraus genommen, und zur Fütterung verbrauchet werden. Mit gekochten und zur warmen Tränkung bestimmten Kartoffeln muß man mäßig verfahren. Wenn die einzige anhaltende Tränkung daraus gemachet wird, kann man dem Viehe gar leicht gefährliche Blähungen, Verstopfung, und den Tod zuziehen. Die Ställe werden alle 14 Tage ausgemistet. Damit der Stand und das Lager der Thiere in den Winter-Monathen nicht gefährlich werde, muß der Mist in den Ställen um den zweyten oder dritten Tag mit dem Misthaken gleich gezogen werden, damit das Vieh nicht mit dem Hintern hoch, und mit dem Kopfe zu niedrig zu liegen komme, und sich nicht damit in die Stricke oder Ketten verwirre und erwürge, auch das Verkalben der trächtigen Kühe dadurch verhütet werde. Wo vieles Vieh gehalten wird, da hat man auf dem Hofe so genannte Raufen, welche mit mancherley Strohe gefüllet werden, damit das Vieh in den Mittagestunden, bey leidlicher Witterung, in der freyen Luft fressen möge. Eine solche Veränderung verursachet, daß das schlechte Stroh, welches in den Ställen verachtet wird, von dem Viehe gern gefressen wird. Wenn das Rindvieh auf dem Hofe getränket werden muß, hat man darauf zu sehen, daß bey den Wasser-Trögen kein Eis sey, worauf das Vieh fallen und Schaden nehmen kann. Es muß daher das Eis mit einer Axt rauh gehacket, oder mit Sand gut bestreuet werden. Man kann auch das Eis mit Strohe oder langem Miste bestreuen, Wasser darauf sprengen, und beydes zusammen frieren lassen. Bey dem Tränken des Rindviehes auf dem Hofe muß die Ordnung ein für alle Mahl eingeführet und beybehalten werden,

daß

daß jeder Stall allein heraus gelaſſen werde, damit diejenigen Thiere, die einander unbekannt und keine Stallkameraden ſind, ſich nicht jagen und ſtoßen. So gehören z. B. Kälber und Ochſen nicht auf dem Hofe unter die Kühe. Der Bulle aber leidet keine Ochſen unter oder neben den Kühen, und würde aus Eiferſucht die Ochſen zu Schanden ſtoßen. Deswegen muß ein Stall nach dem andern zur Tränke, oder zum Freſſen aus den Raufen, auf den Hof kommen. Wo Weidevieh gehalten wird, und der Bulle darunter iſt, da fällt das Kalben der Kühe in ſehr verſchiedene Zeiten; man iſt daher genöthigt, die davon gefallenen Kälber in jeder Jahrszeit zur Nachzucht abzuſetzen, und ſorget daher hauptſächlich in den Wintermonathen dafür, daß die abgeſetzten Kälber warm gehalten und gehörig verpfleget werden.

8. Die Schweine werden in den Wintermonathen mit warmen Tranke unterhalten; ſie müſſen aber denſelben nicht zu heiß bekommen. Sie werden zwar, als ſehr heißhungerige Thiere, denſelben nicht verſchmähen, es werden ihnen aber die Gedärme dadurch verbrühet, daß ſie davon entweder verbutten, oder verrecken müſſen. Nebſt warmen Ställen müſſen die Zucht- und Leib-Schweine zum öftern hinreichende Streu bekommen. Da ſie mit Trank unterhalten werden, laſſen ſie viel Urin, wovon Stall und Miſt ſehr naß werden. Dieſem muß man mit fleißigem Unterſtreuen abhelfen. Wenn ſie naß liegen, leiden ſie von der Kälte, und kommen ſehr zurück. Wo, nach gemeiner Art, der Eber unter die Schweine geht, da kann, in Anſehung der Jahrszeit, keine Ordnung mit den Ferkeln oder Werfen der Säue gehalten werden. Die vom ſpäten Herbſte an bis in die Wintermonathe fallenden Ferkel ſind wegen der Kälte ſehr ſchwer aufzubringen, und bezahlen ihr Futter durchaus nicht. Man ſollte alſo die zu ſolcher Zeit gefallenen Ferkel,

als so genannte Spanferkel der Küche überliefern, oder sie in großen Städten verkaufen.

Da in vielen Wirthschaften das so genannte After-Korn, worunter allerley kleines Gesäme ist, den Schweinen vorbehalten wird, so sollte es ihnen nicht roh, im ganzen sowohl als im geschrotenen Zustande, sondern wohl gekocht, gegeben werden: Das kleine Gesäme wird nicht in der Mühle zerschroten, und geht ganz unverdaut von den Schweinen in den Mist, mit diesem aber auf den Acker, wodurch er sehr verunreiniget wird. Man muß ihn daher so lange kochen, bis er aufgeplatzt ist, und alsdann auch den Schweinen zur Nahrung allein werden kann. Das Einquellen bis zum Platzen ist eben so gut.

Wo Schweine in den Waldungen in der Nach-Mast gewesen sind, da werden sie in d. M. wieder heraus genommen, und zum Hausschlachten oder zum Verkauf bestimmet.

9. In Schäfereyen muß man fleißig Acht haben, was täglich jung wird, und wie die Schafe überhaupt gefüttert werden. Man nimmt dazu gemeiniglich gedörrtes Laub von Aespen, Weißbuchen, Haselstauden, Weinreben, und Maulbeerzweige mit den Blättern; dazwischen kann man ihnen zuweilen Erbsen-, Linsen-, Buchweitzen- und Haser-Stroh, auch dürre Schalen von Phaseolen vorschütten, das gute Heu und Grummet aber bis zur Zeit, da sie lammen, aufheben. Man muß ihnen aber kein feuchtes Haferstroh zu fressen geben, weil man sonst dadurch verursachet, daß ihnen die Wolle ausgeht. Hingegen legt man ihnen gern Erlenlaub vor, um zu sehen, welche unter ihnen gesund seyn, oder nicht; denn die gesunden verzehren dasselbe mit größter Begierde; diejenigen aber, die an der Lunge oder Leber einen Schaden haben, übermaulen dasselbe entweder nur, oder fressen ganz und gar nicht davon. (s. Th. I. S. 559.) Es gibt auch noch

ein

ein Merkmahl einer Krankheit an den Schafen, wenn sie nähmlich im Frühlinge die Wolle fahren lassen, ehe man sie ihnen abnimmt. Dergleichen anbrüchige Schafe nun müssen bey Zeiten ausgezeichnet, und von den andern entfernet werden.

Den Schafen muß man auch zu dieser Jahrszeit das Futter mit Salzwasser besprengen. Bey gefrornem Erdboden, und wenn die Saat mit keinem Schnee bedeckt ist, kann man die Schafe mit gutem Nutzen darauf treiben, weil ihnen diese Nahrung nicht allein gesund ist, sondern weil man auch das andere Futter dabey ersparet.

X. Bey der Pferdezucht insonderheit,

ist 1. in Ansehung der strengen Kälte, eben die Vorsicht nöthig, wie bey andern Viehställen, daß nähmlich durch Laden oder Strohdecken der Eingang bey den gegen Mitternacht stehenden Fenstern verwahret werde; doch muß man durch die übrigen Fenster genugsames Licht in dieselben fallen lassen.

2. Man muß die trächtigen Stuten mit hinlänglichem Futter versorgen, doch nicht zu viel auf einmahl, sondern es lieber öfter und in kleinen Portionen geben.

3. Es ist ihnen auch sehr dienlich, daß man sie bey leidlicher und lieblicher Witterung über den andern Tag, ungefähr 1 Stunde lang, am Zügel auf eine Wiese oder auf ein ebenes Feld führe; doch muß man sie nicht frey laufen lassen, noch viel weniger aber einspannen.

4. Eine gleiche Ergetzung kann man auch den Füllen bey dergleichen Witterung, um die Mittagszeit, in dem Hofe erlauben.

5. Bey strenger Kälte muß den trächtigen Stuten und den Füllen das Getränk mit etwas warmen Wasser vermischet werden; welche Vorsicht auch andern Rossen gar nicht nachtheilig ist.

6. Weil die Pferde gemeiniglich am Ende d. M. sich zu haren anfangen, so müssen dieselben wohl gepfleget, fleißig gestriegelt und abgewischet, und überhaupt sehr reinlich gehalten werden, damit sie gut zunehmen und schön werden.

7. Will man die Pferde in d. M. beschlagen lassen, so ist die Zeit des Neumondes, oder 3 Tage nach demselben, am zuträglichsten dazu, weil sie alsdann gute Hufe bekommen.

8. Die Arbeitspferde müssen um diese Zeit tüchtig gefüttert werden, damit sie Fleisch und Kräfte genug zu der bevorstehenden Arbeit bekommen.

XI. In Absicht auf das Federvieh,

muß man 1. nunmehr die Vogel- Tauben- und Hühner-Häuser und Nester wohl zu reinigen und auszuputzen anfangen, damit vornehmlich die Hühner und Tauben wieder legen können; den Mist davon kann man in die Gärten dünn ausstreuen.

2. Die Zuchtgänse werden gegen das Ende d. M. etwas weniger gefüttert, damit sie nicht zu fette und zum Brüten untaugliche Eyer legen. Damit sie auch desto zeitiger zu legen anfangen, müssen sie unterrupfet werden. Wo offenes Wasser ist, werden sie täglich hingetrieben, um darauf einige Stunden zuzubringen.

3. Die Aenten verlangen, in Ansehung des Wassers, gleiche Verpflegung. Bey tiefem Schnee bleiben sie gern, wo sie sind. Daher muß ihnen täglich einige Mahl Wasser in den Ställen vorgesetzet werden. Wo sie nur ein Par Tage nicht reichlich Wasser erhalten, so bekommen sie dicke Kröpfe und sterben.

4. Sollen die Hühner nicht zu spät und zu wenig legen, so müssen sie in warmer Stallung und reichlicher Fütterung gehalten, auch, wenn wegen des Eises kein offenes Wasser auf dem Hofe zu finden ist, ihnen täglich ein Par Mahl warmes oder lauliches Wasser vor-

vorgesetzet werden. Die Verabsäumung dieses letzten Punctes bringt ihnen mit der Zeit auch dicke Kröpfe oder andere unheilbare Krankheiten, besonders aber den Pfipps, zuwege. Damit sie bald legen, kann man sie mit Malz, oder mit gedörrten und geröfteten Früchten, als: geröftetem Hafer, Erbsen, Hanfsamen, oder auch mit geröftetem Brode, füttern, aber nicht überfüttern, weil sie sonst mit dem Legen nachlassen. Desto reichlicher kann man dasjenige Geflügel sich anfressen und ansacken lassen, welches man bloß zur Mast hält; denn dieses würde von sparsamen Futter nie schön und ausgemästet werden. Dabey aber ist wohl zu beobachten, daß demselben das Futter, insonderheit das Afterkorn, nicht nahe bey der Miststätte vorgeschüttet werde; denn weil solches, wie ich bereits oben, S. 52. erwähnt habe, mehrentheils voll Unkraut ist, so könnte dieses dadurch leicht unter den Mist, und mit diesem auf die Aecker kommen, wodurch aber unreines Getreide verursachet, und der gute Same ersticket werden könnte. Eben so sorgfältig muß man sich hüten, Gänsemist unter den andern Dünger zu bringen, weil solcher allen Gewächsen schädlich ist.

5. Es ist nun auch die beste Zeit, Kapaunen zu mästen, und dieses kann man am geschwindesten mit laulich gemachten Nudeln bewerkstelligen. Auch glaubt man, daß sie gern zunehmen, wenn man ihnen, ehe man sie zu mästen anfängt, die zwey Rückenfedern vorher ausziehet.

6. Die Feldtauben müssen reichlich gefüttert werden, sonst treibt sie der Hunger zum Einfliegen auf fremde Böden, wo sie weggefangen werden. Die Mondtauben aber müssen bey dem Froste etwas reichlicher, als sonst, gefüttert werden, damit sie theils ihre Jungen nicht liegen lassen, theils aber ihre Hecken alle Monathe richtig fortsetzen, und daß also beständig darauf Rechnung für die Küche gemachet werden könne.

Die Erinnerung wegen des Waſſers bey den Hühnern findet auch hier Statt.

XII. Bey der Bienenzucht,

muß man die ſeit den zwey vorhergehenden Monathen wohl verwahrten und verſorgten Bienen in ihrem Winterſchlafe oder in ihrer leichten Erſtarrung, ſo viel möglich, erhalten, damit ſie nicht vor der gewöhnlichen Zeit zu oft munter werden, ſich zu ſtark bewegen und zehren. Man muß aber auch dahin ſehen, daß ſie einen beſtändigen Zutritt der äuſſern Luft haben, und nicht erſticken, doch dergeſtalt, daß die ihnen ſo nöthige und angenehme Wärme nicht vermindert werde. Es ſind hierbey keine beſondere künſtliche Anſtalten zu machen, am allerwenigſten aber die Bienenkörbe oder Stöcke in die Erde zu graben, tief in Kaff, Heu oder Rocken zu ſetzen, oder wohl gar in Eisgruben zu bringen.

Bey gelinder Witterung müſſen die Körbe den Tag über, ſo lange der Schnee liegen bleibt, mit der Blechſcheibe, oder dem ſonſt gewöhnlichen Drahs-Schieber verwahret ſeyn. Des Nachts öffnet man die Fluglöcher abwechſelnd ein wenig, damit die Bienen mehr Luft bekommen, und das Gewirk vom Schimmel frey bleibe; weiter öffnet man bey dieſer Jahrszeit nicht leicht ohne Noth.

Nach dem erſten Froſte werden die Bienenhäuſer durch angelegte Breter nur leicht bedecket; und wenn man eine ſtrenge, eindringende und anhaltende Kälte vermuthen kann, deckt man geflochtene Strohhüte auf die Körbe, man nimmt noch Rohrdecken und Baſt-Matten dazu, ohne den Zugang der Luft nach den Luft-Löchern dadurch zu verhindern. Bey dem Nachlaſſe eines ſo auſſerordentlichen Froſtes werden die allzu dichten Bedeckungen ohne Schaden vermindert, welches bey unvermuthet einfallendem Thauwetter, oder

anderer gelinder Witterung, ohne dies höchst nöthig ist. Die Strohdecken sind, wegen der Mäuse und anderer Winterfeinde der Bienen, abzuschaffen; und in manchen Wintern, welche ausserordentlich gelinde sind, ist es besser, die Bienen in den Gärten etwas freyer stehen zu lassen, die man alsdenn wegen des Schneegestöbers und Platzregens dennoch mit den Matten nur leicht verhängen kann. Ein Mehreres von der Auswinterung der Bienen, s. im IV Th. S. 682, fgg.

In diesem und dem folgenden Monathe werden bey gutem Wetter, neue Bienenhäuser oder Schauer mit guten Rohrdächern angeleget, welche ihre Lage, mit Ausschließung der übrigen, gegen Südost haben müssen. Man schaffet, ausser dem nöthigen Bienen-Geräthe, neue Körbe und Stöcke an, und lässet gegen das Ende d. M. schon Bienen versetzen, einkaufen, und bald verführen. Bey der Anlage der neuen Bienenschauer ist zu merken, daß zwey verschiedene Bienenlager in einem Garten nicht zugleich gehalten werden müssen, weil, wenn die eine Flucht der Bienen durch die andere geht, wie es leicht geschieht, wegen des starken Honiggeruches der eine Theil zu Raubbienen des andern wird. Eben dieser unglückliche Umstand findet sich, wenn in etlichen nahe an einander stoßenden Gärten Bienenhäuser, welche eine verschiedene Richtung haben, befindlich sind.

Endlich muß man sich auch jetzt Vorrath von neuen Bruten verschaffen.

XIII. In Ansehung der Fischerey,

müssen 1. in diesem und dem folgenden Monathe die zugefrornen Teiche hin und wieder fleißig aufgeeiset, und dabey große Löcher in das Eis gehauen, oder so genannte Wuhnen (Wuhlen) gemachet werden, damit die Fische recht Luft bekommen. Dieses muß um so

viel öfter geschehen, je dicker das Eis ist, vornehmlich aber, wenn die Teiche keinen Zufluß von frischem Wasser oder von Quellen haben, welche das Wasser an einigen Orten an und für sich selbst offen erhielten.

Diese Arbeit des Aufhauens kann man sich dadurch erleichtern, wenn man in die Löcher oder Wuhnen dicke, aus langen und ganzen, nicht sehr zerquetschten Stroh, wovon die Aehren abgehauen sind, verfertigte und 2 bis 3 Mahl gebundene Bündel, mit dem dünnen Theile der Strohhalme hinein setzt, solche allenfalls mit einem Pfahl, welcher der Länge nach durch das Bündel gestoßen wird, befestiget und so aufrecht stellet, daß die weitern Stürzel oben über das Eis heraus gehen. Denn wenn auch gleich das aufgehauene Loch um das Bündel herum und das Wasser zwischen den Strohhalmen wieder zufrieren sollte, so hat doch die Luft ihren freyen Zugang unter das Eis durch die Strohhalme und Röhrchen; die Fische versammeln sich darunter und schöpfen Luft, und solcher Gestalt ersticken sie nicht; denn auch bey dürrem Stroh behalten die daran befindlichen Knoten Poros, daß die Luft hindurch kann.

2. Man muß die Teiche beständig, so viel als möglich ist, bey vollen Wasser erhalten, damit dieselben bey strenger Kälte nicht zufrieren, und die Fische, wegen Mangel des Wassers, mit den Floßfedern am Eise hängen bleiben.

3. Man muß bey Zeiten gute Behälter zubereiten, damit die Fische bey einem des öftern Aufeisens ungeachtet sich dennoch ereignenden Aufstande (*) so viel möglich, gerettet, und die aufstehenden in ein anderes gutes Wasser gebracht werden können. Wenn aber Thauwetter ist und das Wasser zuläuft, muß man fleißig Acht haben, daß solches nicht auf das Eis trete, sonst

(*) Wenn die Fische in einem zugefrornen Teiche, worauf entweder viel Schnee gefallen ist, oder bey einem Thauwetter viel Wasser stehen bleibt, mithin das Eis auf die Fische drückt, und ihnen die Luft benimmt, oder wegen verderbten Wassers, aus ihrem Winterlager in die Höhe kommen, zu den Wuhnen treten, und Besserung suchen: so wird dieses ein Aufstand genannt.

sonst drückt es dasselbe zu Boden, und erstickt die Fische, und muß man alsdann beständig bey dem Ablasse räumen und öffnen, damit das überflüssige Wasser ablaufe. Wo aber die Teiche mit Schilf verwachsen sind, muß man dasselbe jetzt aushauen oder ausmähen, und man kann sich desselben hernach zum Einstreuen unter das Vieh bedienen.

4. Die Fischhäuser, Fischkasten und Behälter, wo die Karpfen und die Besatzung (der Karpfensatz, d. i. der zweyjährige Same der Karpfen,) überwintert werden, müssen sorgfältig in Acht genommen werden, daß sie nicht zufrieren.

5. Wo es nöthig ist, kann man jetzt Bäume und anderes Holz herbey schaffen, um dasjenige im Frühlinge wieder auszubessern, was etwann das Wasser und die Güsse an Dämmen, Rinnen, Schlägeln (Zapfen), Rechen u. d. gl. Schaden gethan haben möchten.

XIV. Bey der Jägerey und dem Weidwerke,

kann man 1. nunmehr, weil die Wölfe im Anfange d. M. streichen (sich nach der Begattung sehnen und wirklich begatten), die Wolfsjagden anstellen, und die Wolfsgruben, insonderheit wenn kaltes Wetter ist, wohl bestellen.

2. Bey frischem Schnee muß man die Marder, Fischotter, Katzen und Iltisse, als schädliche Raubthiere, fleißig ausspüren und wegfangen, weil ihre Bälge um diese Zeit gut sind, und der heran nahende Frühling ihre Vermehrung allzu sehr befördern möchte.

3. Man kann auch noch Hasen und Füchse jagen, fangen und schießen; hernach aber muß man solches unterlassen, weil sie im künftigen Monathe sich zu paren anfangen.

4. In Wäldern, wo die Sonne anscheint, muß man das hohe Wild mit Heu füttern, und für die Hasen, wo nicht viel Heu übrig ist, Birkenreis zu ihrem Unterhalte abhauen. In eben der Absicht muß man auch den Schweinen nach der Begattung an bequemen Orten Fütterung hinschütten.

5. Gleiche Aufmerksamkeit muß man auch auf die Fasanen in ihren Gehägen wenden, weil sie sonst wenig Futter finden.

6. Nun ist auch die Zeit, den Krammetvögeln auf den Herden, und den Meisen auf Leinruthen nachzustellen. Die Finken, welche auf die Mistställen fallen, geben gute Singvögel ab, wenn sie in d. M. gefangen werden. Man kann sich dazu entweder einer Schlagwand, oder, nach Art der Bauern, bloß einer Reuter bedienen; sie müssen aber hernach nicht mit Hanf, sondern mit Rübesamen gefüttert werden, so fangen sie nicht allein zeitig an zu singen, sondern lassen sich auch, wenn man will, verhalten. Lässet man sie nach verrichtetem Gesange wieder fliegen, so kann man versichert seyn, sie im folgenden Jahre im Schnee wieder zu finden, weil es lauter alte Standvögel sind, welche diese Gegend nie verlassen.

7. Bey frisch gefallenem Schnee können jetzt die Rephühner mit dem sogenannten Schneenetze gefangen werden. Denn, wenn der Schnee ungefähr anderthalb Spannen hoch liegt, und sich ballen lässet, finden sich die Rephühner auf den Weitzenäckern ein, und scharren so tief unter den Schnee, bis sie zu ihrem Geäß auf die grüne Saat kommen; daher sie alsdenn am leichtesten mit dem Netze zu überziehen sind; es muß aber der Zug gegen die Luft, und so schnell als möglich, auch von zwo Personen geschehen, welche weiße Hemden über ihre Kleider anhaben, und es darf dabey weder sehr windiges Wetter, noch der Schnee gefroren seyn.

8. Die

8. Die Hundeställe muß man um diese Jahrszeit warm halten, bey lieblichem Wetter aber kann man die Hunde um die Mittagszeit heraus, und in den Zwinger lassen, damit sie sich an der Sonne etwas erwärmen. Endlich

9. kann man auch nun den zum Jagdzeuge benöthigten Vorrath an Forkeln, Hefteln, Schlägeln, Hacken, und andern Geschirrholze, anschaffen.

XV. Was die häuslichen Geschäfte betrifft,

so muß 1. da in den meisten Gegenden mit dem Schlusse des alten Jahres das Gesinde ab- und neues zuzieht, dasselbe gleich bey dem Eintritt in den Dienst unterrichtet werden, was es in Ansehung der Sittlichkeit sowohl, als auch seiner besondern Arbeiten, zu beobachten hat.

2. Das schon ausgedroschene und auf den Boden aufgeschüttete, hauptsächlich aber das alte Getreide muß alle Wochen einmahl fleißig umgewendet oder umgeworfen werden; denn ausser dem, und wenn es nicht dünn aufgeschüttet ist, erhitzt es sich leicht über einander.

3. Weil bey gegenwärtiger Jahrszeit überhaupt gut dreschen ist, so kann man in diesem und dem folgenden Monathe Heidekorn zum Samen dreschen; wobey anzumerken ist, daß der kleinste Heidekornsame der beste zum säen ist. Ferner, muß man das noch im Stroh steckende Getreide bey kalter Witterung vollends ausdreschen lassen, und also dadurch dem Schaden vorbeugen, welchen die Mäuse in den Scheunen anrichten könnten. Vornehmlich muß man nunmehr die Erbsen völlig ausdreschen, weil weiterhin dasselbe Stroh dem Viehe nicht nützlich ist. Nicht weniger kann man öfters die Getreideproben dreschen lassen, besonders da das Getreide zuweilen wenig ausgeben möchte. Ueberhaupt hat man auch auf die Drescher

fleißig

fleißig Acht zu haben, daß dieselben wohl und rein ausdreschen. Die Körner müssen gehörig gesäubert, und jede Art Getreide besonders aufgeschüttet werden.

4. Man kann jetzt auch die Obstkerne an einen warmen Ort setzen, und dieselben im künftigen April, wenn sie 5 bis 6 Blätter bekommen haben, im abnehmenden Monde hinaus versetzen, und alsdann fleißig mit Mistwasser befeuchten.

5. Man muß das Stroh ordentlich in Bünde oder Schütten binden, und in die Scheunen ins Trockne bringen; die Ueberkehr und Spreu ebenfalls fleißig abtragen, und an gehörigen Orten verwahren, damit man dem Viehe die Siede damit vermischen könne.

6. Man kann in diesem und den zwey folgenden Monathen einen Vorrath von Mehl in seine Haushaltung mahlen lassen. Doch ist es noch rathsamer, solches vor der eintretenden strengen Kälte zu thun, denn bey derselben wird gemeiniglich nur wenig und spröde Mehl gemahlen.

7. In der ersten Hälfte des Monathes müssen Mastschweine und anderes gemästetes und zur Haus-Bedürfniß bestimmtes Vieh aufs späteste abgeschlachtet seyn, weil es bey der großen Kälte nicht allzu wohl mehr zunimmt. Brauereyen und Branntweinbrennereyen machen aber Ausnahmen, weil Träber und Branntweinspühlicht in vielen Gegenden zur Viehmästung allein am nützlichsten zu gebrauchen sind. Das Fleisch wird eingesalzen oder geräuchert.

8. Bey guter Schlittenbahn muß das Brennholz für das ganze Jahr angefahren, auch Bauholz, Steine, und andere Baubedürfnisse zu künftigem Gebrauch herbey geschaffet werden. Kann man aber wegen schlimmen Wetters keine Holzfuhren vornehmen, so läßet man das Gesinde zu Hause Holz spalten und

in

in Stöße ſetzen, das Reisholz zu Stuben- und Backofen-Bündeln hacken, und an gehörige Orte auf einander ſchlichten.

9. Es iſt ſehr dienlich, ſich in d. M. gelegentlich einen Vorrath von allerley hölzernen Werkzeuge, welches man ſowohl im Hauſe, als bey dem Feld- und Gartenbau nöthig haben könnte, als: allerley Leitern, Stiele zu den Miſt- und Reich-Gabeln, Aexten, Hauen, Getreide- und Gras-Senſen, Rechen, Bäume, Siebe, Körbe, u. d. gl. machen zu laſſen.

10. Die Rüſtwägen, Karren, Pflüge, Egen, Pferdegeſchirre und anderes nothwendiges Zeug, können jetzt auch am füglichſten ergänzet und verbeſſert werden. Nicht weniger kann man ſich

11. einen Vorrath von Strohbändern, die man zur künftigen Aernde braucht, oder andere Strohſeile, verfertigen, doch muß man dieſelben vor Ratzen und Mäuſen ſorgfältig verwahren.

12. Wenn man jetzt den Samen zum Sommer-Getreide und andern Sommerfrüchten fleißig reiniget, ſo erſparet man ſich dadurch die verdrießliche Arbeit des Ausgätens im Felde, welche noch überdies Schaden verurſachen kann, ſo unumgänglich nothwendig ſie auch iſt.

13. Der Flachs, welcher bisher noch in den Knoten geblieben und an einem trocknen Orte aufbehalten worden iſt, kann nunmehr vollends ausgemachet werden.

14. Den ſeit Martini gemachten und geſammelten Miſt kann man nun umwerfen, und das oberſte zu unterſt kehren, damit das oben gelegene nicht verſchimmle, ſondern unter ſich komme, und ebenfalls in Fäulniß gehe, und derſelbe alſo durchgängig wohl gekocht ſey, wenn man ihn hernach auf die Wieſen und Aecker führen, oder in die Gärten gebrauchen will.

15. Jetzt

15. Jetzt kann man auch die heimlichen Gemächer räumen, und den Unflath auf die Wiesen, vornehmlich an solchen Orten, wo sonst nicht viel wächst, so dünn als möglich von einander ausschütten lassen. Dieser Dünger ist auch den alten Bäumen sehr nützlich, wenn man ihn einen guten Fuß weit vom Stamme, aber nicht auf die bloßen Wurzeln, schüttet. Wem aber davor ekelt, der kann ihn in eine besondere Grube zusammen schütten, und erst unter freyen Himmel verduften lassen, ehe er ihn gebraucht.

16. Bey gutem Winterwege kann man auch jetzt das Getreide auf die Wochenmärkte zum Verkauf führen. Dieser und der folgende Monath sind auch die beste Zeit, das gedörrte und gebackene Obst, Sauerkraut, Mölmen und Rüben zu Markte zu bringen.

17. Wenn die Kälte in diesem und den beyden folgenden Monathen nicht allzu groß ist, kann man Malz auf das Lager machen, muß aber dabey wohl zusehen, daß die Gerste im Keimen keinen Schaden leide.

18. Man kann sich auch jetzt mit Branntwein-Brennen beschäftigen, sowohl aus Getreide und andern Feldfrüchten, als auch aus Weiz- und Bier-Hefen, Malzsatze, übergebliebenem Kesselspühlicht, wie auch aus Wachholderbeeren oder Hagebutten, wenn der Reif solche wohl mürbe gemacht hat.

19. Auch muß man jetzt Rübe-, Hanf-, Lein- und Rettig-Samen, ingleichem Nüsse, zu Oehl schlagen.

20. Die Feuermauern und Rauchfänge, auch Räucherkammern, müssen um diese Zeit gefeget werden, und es muß überhaupt den ganzen Winter über fleißig nach dem Feuer gesehen werden, daß dasselbe keinen Schaden anrichte. Es ist daher sehr dienlich, in jedem Hofe ein Par Feuerhaken, etliche lange Leitern, und andere zum Löschen nöthige Geräthschaften in Vorrath zu haben; und ein vorsichtiger Hausvater wird niemahls zuerst zur Ruhe eilen, sondern nachdem

sein Gesinde und Kinder zu Bette sind, erst mit einer Laterne in den Ställen und Scheunen genau nachsehen, ob mit dem Lichte vorsichtig umgegangen worden; unterdessen daß die sorgfältige Hausmutter mit gleicher Aufmerksamkeit in der Küche und in den Oefen zusehen wird, ob das Feuer gehörig ausgelöschet, die Aschen-Behältnisse vor allem Zug bewahret, und die Haus- und Hof-Thüren verschlossen worden seyn.

Da in diesem Monathe, wie in den Wintermonathen überhaupt, die Feuerung in den Stubenöfen die stärkste ist, so muß alle Sonnabend ausserhalb des Ofenloches von derjenigen Person, welche das Einheitzen verrichtet, der Rahm oder Ruß mit dem Besen, so weit die Arme reichen, abgefeget werden, welches auch in den übrigen Monathen geschehen muß. Die Feuermauer oder der Schorstein muß nach Verhältniß des zur Feuerung gebrauchten Holzes, und ihrer Menge, alle 4 bis 6 Wochen gekehret werden. Nadelholz gibt und legt mehr Ruß an, als das Laubholz. Wo ersteres gebraucht wird, da muß desto öfter gefeget werden.

Zur Aufbewahrung der Asche müssen feuerfeste Behältnisse bestimmt seyn, und selbige jeden Sonnabend, oder, nach Beschaffenheit des Einheitzens, wohl zwey Mahl wöchentlich, aus dem Ofen geräumet werden.

Des Abends müssen die Ofenthüren zugemachet werden, damit die Katzen aus der Asche nicht glimmende Kohlen in ihren Haaren mit fort tragen, und die Gebäude anzünden. Die Küche muß ihnen aus gleicher Ursache verschlossen seyn, damit sie sich nicht in die heiße Asche des Feuerherdes legen.

21. Wenn durch Ziegeldächer von dem Winde Schnee getrieben worden, so wird er von den Böden abgekehret, damit er nicht von einem unvermutheten Thauwetter zerfließe.

22. Das Eis um die Brunnen herum muß alle Morgen fleißig aufgehauen werden, damit weder Menschen noch Vieh, hauptsächlich das trächtige, gleite oder falle.

23. Den Katzen und Mäusen muß man jetzt mit Gift und Fallen nachstellen, ehe sie Junge hecken, und sich zu sehr vermehren.

Eine emsige Hausmutter besorget, 24. daß von dem durch das Hausschlachten erhaltenen Talge, Lichter gegossen und gezogen werden, und verhütet dabey, daß sie nicht in allzu kalten Gemächern vom Froste aufgerissen werden und zerbröckeln.

25. Wenn das weibliche Gesinde nicht in allen Tagesstunden in Ställen und auf dem Hofe zu thun hat, so muß es, wie in den Früh- und Abend-Stunden, welke Rüben schneiden, oder Federn schleissen, vornehmlich aber fleißig spinnen, damit noch in d. M. Garn zum Weber gebracht werden könne. Das Auslaufen in die Spinnstuben ausserhalb des Hauses, ist Herrschaften und Dienstbothen äusserst schädlich.

26. Ist in den vorhergehenden Monathen noch kein Flachs, Hede oder Werg, zum Spinnen für Lohn ausserhalb des Hauses ausgegeben worden, so muß nicht länger damit gesäumet werden. Je später es geschieht, desto später erhält man das Garn, und wird mit dem Verweben und Bleichen aufgehalten. Die Hausmutter muß auch ferner

27. fleißig nach dem Vorrathe an Butter und Käsen sehen, und ihre Haushaltung darnach einrichten, damit sie mit denselben sowohl, als mit dem Fleische und Zugemüse weder zu karg noch zu verschwenderisch umgehe. Es ist daher ihre Pflicht, nicht allein vor Winters einen hinlänglichen Vorrath von grünen und eingesäuerten Gartengemüse anzuschaffen, sondern auch in Ansehung des gegenwärtigen Verbrauches derselben eine kluge Eintheilung zu machen, daß diejenigen Sorten, welche sich am wenigsten halten, am ersten verspeiset werden. In dieser Absicht kann sie entweder im Sept. ein Stück Gartenfeld mit Schnittkohl besäen, oder einen Vorrath von dem ge-

bauten Braunkohl in ein Gartenfeld dicht an einander einschlagen, und dasselbe vor das Eindringen der Kälte mit Strohmatten bedecken lassen. Ferner kann sie in den Kellern oder in Einsetzgewölben eine genugsame Quantität Wersigkohl, Weißkohl, Kohlrüben, weiße und gelbe Rüben, Pastinaken, Petersilienwurzeln, Rückwurzeln und Erdäpfel in Sand einschlagen, und zum künftigen Gebrauch verwahren. Von diesen angezeigten Arten halten sich die vier letzten am längsten. Wenn nun die grünen Gartengemüse verspeiset sind, kann sie die eingesäuerten Mangoldrippen, saure grüne Bohnen, saure Rüben und Sauerkohl angreifen; die Hülsenfrüchte, als: Erbsen, Linsen, Bohnen, Hirse, Buchweitzen, gedörrte grüne Erbsen, und das gebackene Obst, müssen aber, weil sie sich am längsten aufheben lassen, bis auf die letzt verspäret, oder nur selten zwischen der Zeit angegriffen werden.

28. Sie hat ferner sorgfältige Aufsicht zu haben, daß die Bier- und Rosent-Gefäße rein gehalten, und nicht dumpfig werden. Ueber dies muß sie auch

29. die Viehställe fleißig besuchen, damit sie sehe, ob auch die Kühe recht ausgemolken werden, und das alte sowohl als auch junge Vieh in allen Stücken seine gehörige Fütterung und Wartung erhalte.

XVI. Bey der Küche,

ist 1. in d. M. das Schweinfleisch aus dem Salze, Würste u. d. gl. am besten, weil im Dec. und Jan. das meiste gemästete Vieh geschlachtet wird. Das geräucherte Fleisch und die geräucherte Würste müssen in Zeiten aus dem Rauche genommen werden, damit sie darin nicht zu hart, und bis zum Holzgeschmack geräuchert werden. Die Würste besonders müssen nur so lange im Rauche hängen, bis die äussere Schale durch mäßigen Rauch trocken geworden ist. Sie werden, ob sie gleich alsdann noch weich sind, heraus ge-

nommen, und dahin gehängt, wo sie von der Zugluft berühret, und davon nach und nach gehärtet werden.

2. Viele Speisebedürfnisse müssen wider das Frieren gesichert werden, damit sie nicht ihren guten Geschmack verlieren; z. B. die Würste, Knack- Schlack- Leber- und Blutwürste, bekommen einen kurzen oder krümelichten Geschmack, wenn sie im Rauche vom Froste berühret werden; es ist daher in Ansehung derselben das Schlachten in den Wintermonathen gefährlich. Die Würste des spätern Herbstes sind der Gefahr des Frierens nicht ausgesetzt. Wenn daher in den Wintermonathen die Würste in sehr kalten Nächten gefrieren sollten, so kann man sich nicht anders helfen, als daß in selbigen ein starker Schmauch auf dem Herde von nicht allzu trocknen Spänen unterhalten werde.

3. Man muß dafür sorgen, daß die zum Räuchern vorzubereitenden Speckseiten und Schinken in ihrer Salzlacke nicht frieren, weil alsdann das Salz nicht eingreifen kann. Mit den übrigen zum Räuchern bestimmten Fleischarten hat es gleiche Bewandtniß.

4. Käse und Brod müssen ebenfalls wider das Gefrieren gesichert werden. Der Käse verliert von dem Froste seinen guten Geschmack, und wird krümelicht. Mit dem Brode ist es eben so; und durch davon entstehende Krümeln wird auf dem Gesindetische viel umgebracht.

5. Die Milchkammer muß nach Nothdurft geheitzet werden. Bey der Kälte gibt die Milch zu wenig Sahne. Hiervon entstehen zwar bessere Käse, man bekommt aber desto weniger Butter.

6. Die Obstkammern erfodern große Aufmerksamkeit, daß das Obst nicht friere. Man setzt Teller oder Schüsseln mit Wasser auf den Boden derselben; so bald sich auf dem Wasser die geringsten Eis-Schelfern äussern, ist es Zeit, das Obst hinlänglich

zu

zu zudecken, oder dasselbe, in Kisten eingepackt, in Keller, oder solche Gemächer, wo der Frost nicht eindringen kann, zu bringen.

7. Alle Flüssigkeiten in Bouteillen, Kruken und allerley Gefäßen, sind dahin zu bringen, wo sie nicht gefrieren, und die Aufbewahrungsgefäße nicht von der Kälte zersprenget werden können.

8. Mit allen Dauerspeisen wird räthlich umgegangen, damit sie nicht zu früh verthan werden, und in den Sommermonathen kein Mangel daran sey.

9. Hat man, das Winterobst gut abzusetzen, nicht Gelegenheit gehabt, so wird es theils nach ausgezogenem Brode in den Backöfen immer noch gedörret, theils grün gekocht und verspeiset. Deswegen muß man es alle 14 Tage, da es zuvor wohl alle Wochen geschehen mußte, verlesen, und das anfaulende, oder dasjenige, was seinen Sorten nach nicht mehr dauern kann, ausgesuchet werden.

10. Es wird noch allerley Fleisch in frischem Zustande von zahmen Thieren in der besten Güte, wie die Fische, verspeiset; Aenten und Gänse ausgenommen; es wäre denn, daß erstere von einer späten Brut und gut gemästet, gewählet würden. Die Gänsebraten haben in d. M. den schlechtesten Geschmack. Man hat eine Art Herbsthühner, welche, nach gehöriger Mästung, in diesem und auch wohl im folgenden Monathe gar gut zu seyn pflegen. Die fetten Kapaunen und Poularden sind in diesem, wie in dem vorigen Monathe, noch am besten. Die Fasanen werden, bey wohl behandelten Revieren, auf den Kammern aufbehalten, und jederzeit nur Hähne verspeiset, welche in dem Herbste, bis es einwintert, am feistesten und delicatesten sind, nähmlich so lange sie grüne Saat und Eicheln genießen. Repphühner sind um diese Zeit auch noch gut eßbar und feist, in so fern dieselben zu der grünen Saat kommen können; bey hartem Frost

und Schnee aber sind sie mager, und müssen gefüttert werden, da hingegen diejenigen, welche auf der Kammer wohl abgewartet werden, eßbar bleiben. Schnepfen, Krammetsvögel und Drosseln gibt es im Januar nirgends, als nur in den wärmsten Gegenden Italiens. Von Schwarzwildbret ist nur die Bache gut, wenn offener Boden ist, daß die Sauen brechen können; ist aber harter Frost und viel Schnee, auch im Herbste vorher keine Eichel- und Buch-Mast gewesen, so werden auch die Bachen in d. M. schon geringer, als welche im Dec. gebrunstet, und also aufgenommen (empfangen) haben. Wegen dieser kurz vorher gegangenen Brunst sind auch die Keiler durchgängig so geringe, wie die Hirsche im Oct., folglich zum Essen so wenig im Jan. als im Febr., tauglich. Teichfische, als: Karpfen, Hechte, Barsche, Karauschen, Forellen, sind gut; Aale und Krebse hingegen taugen nicht, und letztere nur mit zu Coulis. Von Seefischen, sind Sander, Moränen, Schnäpel, Austern, Muscheln, Bricken ꝛc. sehr gut.

11. Aus den Winterungen (d. i. den für den Küchengebrauch, in den Wintermonathen wider den Frost in grünem Zustande in Kellern, Gewölben, Erd- oder Sandgruben ꝛc. aufbewahrten Gewächsen,) theils auch aus den Gärten, sind noch alle Gartengewächse, als: alle Kohlarten, weiße und gelbe Rüben, Endivien u. s. f. zum Küchengebrauche vorräthig und brauchbar.

12. Für den Nachtisch hat man in d. M. folgendes Tafelobst:

A. Aepfel: graue und weiße Reinette; weiße Winter-Calville; Drap d'or, oder Characterapfel; gelbe englische Reinette; französische Reinette; Menskoops süßer Apfel; Present royal; Fenouillet; Pomme doux; Haute bonté; Parmain; Pigeon; Bordorfer; Pipping; Api, und Eisapfel.

B.

B. Birnen: die große und runde Ambrette; Winter-Beurré gris; le gras Muſc; l'Echaſſerie; Poire de Rönville; Saint Michel verte; Virgouleuſe, oder Chambrette; Epine d'hyver; St. Germain; Colmar; le Portail; le Sarin verd; la Reine d'hyver.

C. Nußartige Früchte: Lamberts- und Zeller-Nüſſe; Wallnüſſe; Kaſtanien; Krackmandeln.

XVII. In Anſehung der Witterung dieſes Monathes,

haben die Alten folgende Anmerkungen und Beobachtungen gemacht.

1. Wenn der Winter, und inſonderheit dieſer Monath, ungewöhnlich gelinde iſt, ſo folgt gemeiniglich ein rauher und harter Frühling, alsdann aber ein heißer Sommer. Wenn daher vor und in dem Jan. nicht viel Fröſte und Schnee kommen, ſo kommen ſie dagegen gemeiniglich im März und April.

2. Wenn die Sonne den 21 Jan. in das Zeichen des Waſſermannes tritt, und zugleich das Zeichen des Steinbockes berührt, ſo erfolgen unangenehmes und ungeſundes Wetter, ſtarke Kälte, heftige ſchneidende Winde, und zuletzt Regen oder Schnee.

3. Die Witterung des 1 Jan. bedeutet den Auguſt; des 2 Jan., den Sept.; des 3 Jan., den Oct.; des 4 Jan., den Nov.; des 5 Jan., den Dec.; des 6 Jan., den Jannar ſelbſt und den Febr.; des 7 Jan., den März und April; des 8 Jan., den May und Jun.; und des 9 Jan., den Julius. Und zwar, wie das Wetter in jedem Viertel des Tages geweſen, ſo ſey auch hernach jedes Quartal des Monathes beſchaffen.

Uebrigens bringt dieſer Monath den merſten und anhaltendſten Froſt; denn die Sonne kann jetzt die Erde noch wenig erwärmen. Eben deswegen könnte man auch vermuthen, daß der ſtärkſte Grad des Froſtes, den er in jedem Winter erreicht, ſich im Jan. er-

läugnen müßte; und man hält auch gemeiniglich dafür, daß, wenn dieser Monath, und insonderheit die erste Hälfte desselben zurück gelegt ist, die größte Kälte bereits vorüber sey. Allein, man hat oft erfahren, daß der stärkste Frost fast eben so oft in einem andern Monathe eingefallen ist. So hat man auch oft bemerkt, daß, wenn eine strenge Kälte im Anfange des Jan. gewesen ist, und nach etlichen Tagen sich gemildert hat, sie nach dem 29 Jan. von neuem fast eben so heftig geworden ist.

Der größte Frost dieses Monathes wird allemahl durch Süd- oder Südost-Winde verursachet, welche auch überhaupt im Jan. am gewöhnlichsten sind. Die Luft ist dabey gemeiniglich ganz rein, ohne Dünste und Wolken; und solches Wetter hält zuweilen viele Tage nach einander an. Bey einem ausserordentlich starken Froste, dergleichen wir 1740 und in etlichen andern Jahren empfunden haben, hat man vorher bemerkt, daß die Luft trübe gewesen ist, und einzelne Schneeflocken gefallen sind, dabey aber doch die Kälte angewachsen ist, und wenn es dann gegen den Abend oder die Nacht klar geworden, ist der Frost bald auf einen hohen Grad gekommen. Zu anderer Zeit hat man niedrige, geschwinde und dünne Wolken gesehen, welche den Himmel verdunkelten, nach deren Verschwindung ebenfalls die Kälte sehr zugenommen hat; wie denn auch oft bey dem größten Froste der Himmel nicht hell geblieben, sondern mit Dünsten, oder auch mit einem dünnen Nebel in der Oberluft, zuweilen auch mit Eisblättchen, welche in der Luft geschwebet und die Kälte sehr empfindlich gemacht haben, erfüllt gewesen ist.

Ein geringer Frost kann bey Westwind Statt finden, doch währt er nicht lange, es sey denn daß der Wind sich wieder ändert; wie denn die gelinden Winter dadurch entstehen, daß der Wind oft westlich ist.

Der

Der Nordwind ist im ganzen Jahre nicht so selten, als in d. M., und bringt entweder sehr schwachen Frost, oder gar Thauwetter, und allemahl wolkige Luft, ist auch niemahls stark; wie denn überhaupt dieser Monath von Sturmwinden am meisten frey bleibt, ausser in den unbeständigen Wintern, wo Frost und gelindes Wetter oft abwechseln, da denn bey diesem letzten die Westwinde gewaltig stürmen.

Sonst ist der Januar einer der trockensten Monathe, welches den Süd- und Ost-Winden, die jetzt am meisten wehen, zuzuschreiben ist; und da sie über das befrorne Land streichen, können sie nicht viel Dünste mit sich führen; daher sich auch bey gelinden oder abwechselnden Wintern mehr Nässe findet, wie alsdann die Westwinde häufiger sind.

XVIII. Wegen des Jahres und der Früchte Gedeihen,

findet sich 1. in der Erfahrung, daß ein den Winter-Saaten gedeihlichster Januar dieser ist, wenn ein vom trocknen Froste zuvor hart gewordenes Erdreich mit Schnee völlig bedeckt ist, und in solcher Lage sich unverändert erhält; hingegen ist eine Abwechselung mit Frost- und Thau-Wetter den Saatfeldern ungedeihlich, weil die Saat mit Eis beleget wird.

2. Viele Regen in d. M. sind der Saat schädlich, weil sie durch die darauf erfolgenden Nachtfröste gar leicht zu Grunde gerichtet werden kann. Daher das Sprichwort:

Im Jenner viel Regen ohne Schnee,
Thut Bäumen, Bergen und Thälern weh.

3. Wenn die Flüsse und Wässer um diese Zeit sehr klein werden, so wollen alte Weinmeister beobachtet haben, daß gemeiniglich ein gutes Weinjahr darauf erfolge. Daher das Sprichwort:

Wenig Waſſer, viel Wein,
Viel Waſſer, wenig Wein.

Oder: Solt wenig Gewäſſer in dieſem Monathe ſeyn:
So erwarte man vielen Wein;
Iſt aber des Waſſers viel,
So kommt vom Wein das Widerſpiel.

4. Fabian Sebaſtian (d. 20 Jan.)
Läßt den Saft in die Bäume gahn. Um dieſe Jahres-Zeit ſcheint die Natur ſich allmählich wieder zu beleben. Im Pflanzenreiche wird die Bewegung wieder merklich.

5. Vom Vincentius-Tage (d. 22 Jan.) ſagt man:

Vincentii feſto ſi ſol radiat, memor eſto,
Tunc magnum fac vas, tibi nam vitis dabit uvas.

Auf Sanct Vincenzen-Tag, wenn iſt klar Sonnenſchein,
Räſter viel Fäſſer zu, denn es wird auch viel Wein.

Oder: Vincenzen Sonnenſchein
Füllet die Faß mit Wein.

Oder: Vincenzen Sonnenſchein,
Bringt viel Wein.

6. Vom St. Pauli Bekehrungs-Tage (d. 25 Jan.) ſagt man:

Clara dies Pauli bona tempora denotat anni.
Si fuerint venti, deſignant prælia genti.
Si fuerint nebulæ, pereunt animalia quæque;
Si nix & pluvia, tunc ſient tempora cara.

Sanct Paul-Tag ſchön mit Sonnenſchein,
Bringt Fruchtbarkeit an Getreid und Wein.

Oder: Sanct Paulus klar,
Bringt gutes Jahr.

XIX. In Ansehung der Gesundheitspflege oder Lebensordnung, und des Gebrauches der Arzeneyen,

ist nützlich, 1. sich, so viel als möglich, vor der Kälte zu verwahren, theils durch gemäßigte Wärme der Kleidung und Zimmer, theils durch mäßigen Gebrauch wolgewürzter Speisen und guter Getränke.

2. Vor der Mittagsmahlzeit kann man zuweilen eingemachten Ingber, Zittwer, oder Sternanieß nehmen; oder auch in das Getränk, sowohl in Bier als Wein, Alantwurzel, Lorbeeren, Kalmus, u. d. gl. werfen, um den Magen dadurch zu erwärmen. Je jünger und stärker man aber ist, um so viel weniger muß man sich solcher arzeneymäßigen Erwärmungen des Leibes, und Erregungen des Appetites, bedienen. Eine nicht allzu harte Arbeit, oder eine andere gemäßigte Bewegung des Leibes, ist hierzu weit zuträglicher.

3. Wie es überhaupt der Gesundheit nicht dienlich ist, allzu viele und allzu oft Arzeneyen zu gebrauchen, zu purgieren, Ader zu lassen, das Haupt zu waschen, oder zu baden: so ist es solches am allerwenigsten bey strenger Kälte; es müßte denn eine dringende Noth solches erfordern.

Hierauf beziehen sich die in folgende Reime verfaßten Gesundheitsregeln der Alten:

Des Jänners Kält leidet nicht Arzneyn;
Aderlassen kann so gut nicht seyn.
Bade selten; mittel Speis iß;
Von Anieß und Ingwer oft genieß.

Und Joach. Camerarius schreibt:

Mensa amat tepido Jani decurrere victu,
Et refici graeo saepe liquore iubet.
Vena tibi nullos exsudet secta cruores,
Sed calida fas est mergere corpus aqua.

XX.

XX. Nutzen, der in diesem Monathe zu machen ist.

Von den in der Arzeney gebräuchlichen Gewächsen sind in d. M. zu sammeln: weiß und schwarzes Frauenhaar; golden Frauenhaar; Cypichwurzel; die Wurzeln von der Clematis, langen und runden Osterlucey, vom Aron, Haselwurz, Schwalbenwurz, Spargelwurz, Milzwurz, Meisterwurz, Mangoldwurz, Natterwurz, Zaunrübe, Ochsenzungenwurz, Hundszungenwurz, Attichwurz, florentinische Schwertelwurz, Cypressenzapfen, Dragunwurz, Alantwurz, Mannstreuwurz, Steinbrechwurz, Farnkrautwurz, große Enzianwurz, Süßholz, Epheubeeren, Mönchs-Rhabarber, Smyrnenkrautwurz, Grindwurz, Bilsenwurz, Alraunwurz, Bärwurz, Gichtwurz, Pestilenzwurz, Haarstrangwurz, Baldrianwurz, Weinsteinbrechwurz, weiße Steinbrechwurz, Fichtenzapfen, Weißwurz, Färberröthewurz, Kerbelkrautwurz, Zuckerwurz, Tormentillwurz, Potentillwurz. Weil alle diese Wurzeln entweder hart und holzig (stöckerig) werden, oder sofort, da sie aufgenommen sind, zusammen schrumpfen, und alle Kraft verlieren, wenn man sie ausgieht, nachdem sie schon Fasern gesetzt haben, so ist es besser, sie jetzt zum Gebrauch zu sammeln, ehe sie noch auszuschlagen angefangen, und Stängel getrieben haben.

Januarius, Fr. Janvier, heißt auch, bey den Blumisten, eine weiße oder blaue frühzeitige Varietät der im XXVII Th. S. 370. fgg. beschriebenen orientalischen Hyacinthe.

Januarius-Blut, oder wunderthätiges Blut des heil. Januarius, Schutzpatrones des Königreiches Napoli. Dieser Januarius soll im J. 265 geboren, und vom Papste Marcellinus zum Bischof von Benevento erhoben seyn. Unter dem Kaiser Diocletianus aber ist er, auf Angeben des Timotheus, eines römischen Statthalters in Campanien, der christlichen

lichen Religion wegen, erſtlich in einen brennenden Ofen geworfen, hernach gefoltert, darauf den wilden Thieren vorgeworfen, und endlich, da ihn dieſes alles nicht habe tödten können, d. 19 Sept. im J. 289, oder, wie Andere wollen, im J. 305 zu Puzzuolo enthauptet worden. Bey dieſer Enthauptung ſoll eine fromme Matrone zu Puzzuolo, aus heiliger Andacht, zwey gläſerne Fläſchchen oder kryſtallene Phiolen mit dem Blute dieſes entſeelten Märterers gefüllet, und dem damahligen Biſchofe zu Napoli, Severus, als ein großes Heiligthum überbracht haben. Der Körper liegt zu Napoli in der fürſtlichen Haupt- oder Cathedral-Kirche begraben, und das Haupt nebſt den zwey Fläſchchen mit dem darin befindlichen Blute werden in einer beſondern Capelle, welche il Teſoro oder die Capelle des heil. Januarius heißt, hinter dem Hauptaltare in einer mit einer ſilbernen Thüre verwahrten Niſche aufgehoben. Dieſe Heiligthümer werden ordentlicher Weiſe drey Mahl im Jahre, inſonderheit am erſten Sonntage des Maymonathes, und den 10 Sept., als am Tage des Ordensfeſtes, zur Verehrung des Volkes ausgeſetzt, auſſerordentlich aber bey Theurung, Peſt, heftigem Wüthen des Veſuvs, ſchweren Erdbeben, und andern Zufällen, da man des h. Januarius Hülfe nöthig zu haben meinet (*). Und dieſes iſt eben dasjenige Blut, von welchem

(*) Bey Erdbeben und heftigen Ausbrüchen des Veſuvs ſetzen die Neapolitaner auf ihn, als auf einen ſichern Schutzgott, ein vorzügliches Vertrauen; und wenn der Veſuv mit ſeinem Feuerſpeyen es allzu grob macht, ſo, daß die Stadt, wegen deſſen feuerſtrahmt und erſchrecklichen unterirdiſchen Stöße, in Gefahr geräth, ſo wird das Haupt dieſes Heiligen auch auſſerordentlich ausgeſetzt. Indeſſen, da das hölliſche Rauchloch des Veſuvs doch auch ſeinen Kopf für ſich hat, und ſich an den von dem h. Januarius öfters wenig zu kehren geſchienen hat, ſo haben die Neapolitaner in den neuern Zeiten für rathſam erfunden, ihrem Heiligen, zu mehrerer Sicherheit, den Erzengel Michael zu adjungiren; und nach dieſen gemachten vortrefflichen Anſtalten werden alſo beyde in ſolchem Falle zu

chem die römisch-katholische Geistlichkeit behauptet, daß dasselbe, wenn es auch so hart als ein Stein geronnen ist, zu fließen anfange, so bald es nur dem Haupte des h. Januarius genähert werde. Insbesondere wird jährlich am ersten Sonntage des Maymonathes vor dem Versammlungshause des Adels (Seggio) ein großes Gerüst errichtet; gegen Mittag bringt man den Kopf des Heiligen in großer Procession dahin, und Abends auf eben die Art die Flasche mit Blut, und macht alsdann die Probe damit, in dem festen Vertrauen, es werde das Land und die Regierung glücklich seyn in demjenigen Jahre, wenn das Blut sich stark in dem Fläschchen beweget, wie neuer Most gähret, und an Farbe recht hellroth wird, gleichwie man im Gegentheile alles Schlimme und Traurige befürchtet, wenn das Blut entweder gar nicht, oder doch sehr langsam fließt, oder von blasser Farbe ist (*), und läßet man alsdann an Processionen und öffentlichen Kasteyungen nichts ermangeln, um die angedrohete Gefahr abzuwenden.

Die Katholiken sind ihrer Sache in diesem Stücke so gewiß, daß der neapolitanische Rechtsgelehrte, Francesco de Pietri davon schreibt:

Nondum credis Arabs, Scythicis quin Barbarus oris
Confugis ad veræ religionis iter?
Aspice, palpa hæc. Stat longum post Martyris ævum
Incorruptus adhuc & sine labe cruor.

Imo

zugleich ausgerufen, damit es dem lieben Januarius keine Schande sey, wenn er eben so wenig, als der Engel Michael, helfen könne.

(*) Es ist einem Ketzer zu rathen, sich bey dieser Gelegenheit in Acht zu nehmen, weil der Pöbel, wenn das Blut nicht bald fließen will, es leicht auf Rechnung der Ungläubigen schreibt. Hr. la Lande führt das Beyspiel eines englischen Consuls an, welcher im J. 1730 einen nahen Zuschauer abgab. Das Blut wollte nicht flüssig werden. Man bat ihn ganz höflich, während der Zeit sich mit Beschauung der Merkwürdigkeiten des Domes zu beschäftigen. So bald er sich etwas entfernte, siehe da, so geschah das Wunder.

Imo hilaris glisce, consurge, dissilit, ardet
Ocyor, extremæ est impatiensque tubæ.
Perfidus an cernis capiti vt cruor obvius, ante
Frigidus & durus, fervear & liqueat?
Caure vel asperior, vel sit Adamantinus Afer
Sanguine quin duro sponte liquente liqueo?

So richtig die Wahrheit dieser Fließung ist, so ungegründet und falsch ist die Behauptung, daß es ein Wunder, und von der Annäherung des Hauptes dieses Märterers sey. Ja, Nicol. Falcone, Priester zu Napoli, hat, in seiner Lebensbeschreibung des h. Januarius, selbst sehr vernünftig von diesem vorgegebenen Wunder geurtheilt. Es ist in der That ein bloßes Blendwerk, und zwar aus folgenden Gründen. Die in dem Glase befindliche Materie ist braunroth, und gleicht dem peruvianischen Balsam, welcher auch leicht flüssig gemacht werden kann. Das Blut gerinnt sogleich, als es kalt wird, mithin muß die Wärme den Fluß desselben erhalten. Nun steht an dem Tage, da das Wunder geschehen soll, dieses Blut zwischen einer Menge Lichter; das Glas, worin es, und zwar noch in einer kleinern Phiole (welche etwann eines Fingers lang ist,) eingeschlossen ist, wird den umstehenden und mit großer Begierde sich hinzu drängenden Personen zum Kusse an den Mund, und hernach an die Stirn, gehalten; bey solcher Gelegenheit bewegt der Priester dasselbe und stürzt es mehr als tausend Mahl um, daß der Boden oben und auf die Seite zu stehen kommt. Die Wärme seiner Hände, der Qualm der Lichter, der Dunst, welcher aus der Menge des Volkes, in einer warmen Jahrszeit, und endlich der warme Athem, welcher aus dem Munde der Küssenden kommt, nebst andern Umständen, könnten auch eine andere vorher flüssig gewesene Materie schmelzen (*). Es wäre billig, daß man den Ungläubi-

gen

(*) Addison merkt in seiner Reise nach Italien an, daß die heidnischen Priester einer neapolitanischen Stadt sich rühmten, durch

gen und Ketzern genugsame Freyheit vergönnete, die Umstände dieses Wunders genauer einzusehen, an statt daß sie sich, wie Andere, begnügen lassen müssen, daß der Priester, welcher das Blut dem heil. Todtenkopfe nähert, endlich ruft: il miracolo è fatto; (d. h. nun ist das Wunder geschehen!) da dann mit großen Freuden das Te Deum laudamus angestimmet wird.

Das in der Phiole enthaltene Blut ist vermuthlich eine Zusammensetzung eines gefärbten Salzes, welches wie geronnenes Blut aussieht. Wenn zu diesem ein flüssiges Salz von einer andern Art gegossen wird, so entsteht eine Aufwallung, welche in der Chemie etwas gewöhnliches ist. Um nun dieses, ohne daß es bemerket werde, zu dem festen Salze zu bringen, ist der Stöpsel des krystallenen Glases so künstlich eingerichtet, daß in demselben das flüssige Salz verborgen steckt, welches, nach einer ganz unvermerkten Berührung, durch ein kleines Loch an der Seitenwand der Phiole herab rinnt, und den Erfolg bewirket. Wenn nun dieser Stöpsel, nach der zu erreichenden Absicht, kein flüssiges Salz enthält, so kann man die Ungnade, wie in dem ersten Falle die Gnade des h. Januarius sehen lassen. Die Verfertigung dieses Kunststückes ist kein Geheimniß mehr. Scheidekünstler können den Proceß auf mancherley Weise einrichten, weil sie gar wohl wissen, was für Salze in der Vermengung aufwallen.

Je

durch ein Wunder Weihrauch ohne Feuer flüssig zu machen, und glaubt, daß das Fließen des Blutes vielleicht als eine Nachahmung von jenem erfunden worden, um dem Pöbel einen blauen Dunst vorzumachen.

— — Dehinc Gnatia lymphis
Iratis exstructa dedit risusque locosque,
Dum flamma sine, thura liquescere limine sacro
Persuadere cupit. Credat Judæus Apella;
Non ego.

HORAT. *Sat.* I. 5. v. 97.

Je schneller diese Gährung geschieht, um so leichter ist der Erfolg. Die Einrichtung des Gefäßes, und die Verbergung des zulaufenden Oehles, verursachen weit mehr Schwierigkeit.

Es hat wirklich verschiedene Scheidekünstler gegeben, welche dergleichen Kunst, das Blut flüssig zu machen, gewußt haben. Der berühmte Neumann, Hofapotheker in Berlin, hat, seit 1733, dieses Wunder den Protestanten mitgetheilt, und secularisirt. Man lässet nähmlich in 3 Quent Terpenthinöhl, 1 Qu. Wallrath, bey gelinder Wärme, in einem Glase zerfließen, und schüttet etwas fein gestoßenen guten Alaun dazu, bis es von diesem Pulver eine blutrothe Farbe angenommen hat. Alsdann gießt man das Klare von der Solution in eine dünne Phiole ab, welche man wohl verstopfet. Die Masse gerinnt bey gelinder Kälte in eine rothe Substanz, welche einem geronnenen Blute ähnlich ist, und von einer gelinden Wärme, welche man anbringt, z. B. zwischen Lichtern, flüssig wird, ohne daß man eben nöthig hätte, die Lichter in einen Todtenkopf zu stecken.

Eine andere Art, das Blut des heil. Januarius nachzumachen. Man lässt 6 Loth abgekochtes Wasser von wilden Glockenrosen, und 1 Loth Fernambuckholz-Extract allmählich zu einer dünnen Masse einkochen. Hierzu thut man 1 Qu. Borax, $1\frac{1}{2}$ Qu. Pottasche, und $\frac{1}{2}$ Qu. Gummi Traganth, lässet alles in einer Kruke auf gelindem Feuer abrauchen, und bringt es hernach in ein Glas, welches mit einem ausgehöhlten Korkstöpsel versehen ist, in dessen Höhlung ein Schwamm eingepasset wird. Bey Anstellung des Versuches tröpfelt man Vitriolgeist auf den Schwamm, welcher sich, wenn er mit dem Finger gedrückt wird, ausleert, und das Pulver zu einem flüssigen Blute macht.

Hr. la Lande, ein katholischer Schriftsteller, führt B. 6, Cap. 12, einen großen Gelehrten an, welcher dieses Wunder auf das genaueste nachgeahmt hat. Es ließ Derselbe einen Reliquienkasten von der Form des

neapolitanischen verfertigen, worein auch ein Par Phio-
len von eben der Gestalt gesetzt wurden. Sie w-
mit einem Amalgama von Gold, Queckſilber und Zi-
nober, welches wie geronnenes Blut aussah, ang-
füllt. Dieses in Fluß zu bringen, war in den Seit-
des Kastens eine verdeckte Röhre mit flüssigem Queck-
Silber angebracht, und diese mit einer Klappe, doch
dergestalt vermacht, daß davon etwas bey dem Herum-
drehen des Kastens in die Phiole dringen konnte, wo-
durch alsdann das Amalgama nach und nach fließend
gemacht wurde. Indessen können die blinden und
eifrigen Neapolitaner dagegen einwenden, daß Simon
der Zauberer die Wunder des Apostels Petrus, und
die Zauberer des Pharao auch die vom Moses, nach-
gemacht haben, und daß dem ungeachtet das Fließen
des Blutes des h. Januarius ein wahres Wunder sey.

Der Kanzler Pfaff meldet, in seiner Erläuterung über das allgem. als auch deutsche protestant. Kirchen-Recht, es habe ihm ein Proselyt, der Marchese *de Beninca-*, welcher vorher Chorherr bey dieser Kirche gewesen war, erzählt, daß, wenn das Wunder geschehen solle, die Chorherren den Altar umringten, und alsdenn werde in der Geschwindigkeit eine Flasche mit fließendem Blute, an statt des trocknen Blutes, untergeschoben.

Männer von Einsichten und Gelehrte in Napoli wissen, was von diesem Wunder zu halten sey, wenn sie gleich ihre Meinung aus Staatsklugheit nicht entdecken. Und was ist wahrscheinlicher, als daß die Sache auf einen bloßen Kunstgriff ankommt, da dergleichen Fließen des Blutes in mehrern Kirchen Mode ist? Denn man gibt solches auch von dem Blute des heil. Johannes des Täufers, Stephanus, Pantaleon, Vitus, und der h. Patricia vor, und geschieht dergleichen Veränderung in denen Kirchen, wo diese Heiligthümer aufgehoben werden, und zwar gemeiniglich an den besondern Festtagen dieser Heili-

gen

gen (*). Liegt nun der Grund des Fließens des Blutes des Januarius in der Annäherung seines Hauptes, welches noch dazu eine geflickte Nase (**)

 hat:

(*) Der Jesuit *Pietra Santa* handelt weitläuftig davon in seinem Buche Thaumasa, oder von den beständig fortdauernden Mirakeln der kathol. Kirche, womit er 3 Bände angefüllt hat.

(**) In der Capuciner-Kirche zu Puzzuolo ist die Haupt-Büste des h. Januarius, welche die fromme Matrone, die das Blut dieses Heiligen aufgefangen hat, verfertigen, und an dem dasigen Orte, wo er nähmlich enthauptet worden ist, aufsetzen lassen. Vor dem Eingange gedachter Kirche lieset man:

Divo Januario
Diocletiani scelere obtruncato
Ne quod sacri corporis sanguine maduerat
Solum, sine honore diutius maneret,
Neapolit. Civitas ære P. F.
MDLXXX.

Das in derselben befindliche, wohl gearbeitete Brustbild, welches den h. Januarius vorzustellen geglaubt wird, soll von einem heidnischen Künstler auf bloßes Bedeuten der Matrone, welche des Januarius Blut aufgefangen hat, verfertigt worden seyn. Nach diesem Busto, gleich als nach einem Original, richten sich alle Bildhauer und Mahler, welche diesen Heiligen abbilden wollen. Die Nase dieser Statüe hat Gelegenheit zu einer erbaulichen Legende gegeben. Die saracenischen Seeräuber sollen nähmlich, bey einer ehemahligen Verwüstung dieser Gegend, auch an gedachter Statüe zugleich ihre Ruchlosigkeit ausgeübet, und ihr die Nase abgeschlagen, selbige auch so gar mit zu Schiffe gefangen weggeführet haben. Ein entsetzlicher Sturm, welcher sie hierauf überfallen, habe ihr Gewissen so rege gemacht, daß sie sich entschlossen, solches abgebrochene Stück vor Angst in die See zu werfen. Die Bürger zu Napoli, wie sie den beklagenswerthen Verlust wahrgenommen, den man der Ehrlichkeit und dem guten Nahmen ihres großen Patrones zugefüget, hätten sofort, zu dessen Wiederersetzung, die schönsten Nasen von verschiedenen der berühmtesten Bildhauer verfertigen lassen; allein, es habe keine einzige neu verfertigte Nase weder sich an das Bild schicken, noch daran fest sitzen wollen, ob man gleich allen möglichsten Fleiß und Sorge dabey angewandt hätte. Endlich hätten die Fischer bemerkt, daß sie ein Steinchen, welches sie öfters als unnütz wieder in die See geworfen, allezeit in ihren Netzen mit heraus brächten, daher sie Gelegenheit genommen, es für dasjenige, was es wirklich war, zu erkennen; wie es denn auch ohne die geringste Hülfe von Menschenhänden, so bald man es dem gestümmelten Brustbilde des h. Ja-

nuarius

hat: ſo liegt er bey den übrigen in den Feſttagen, oder wie beym Johannes, in der Leſung der Meſſe von ſeiner Enthauptung. Welche Thorheit!

Ja-

nuarius genähert, ſich augenblicklich an den mancelhaften Ort begeben, und auf ſolche Art die vollkommene Naſe, wo an der Riß, wo die Abſonderung ehemahls vorgegangen, noch ein wenig zu ſehen iſt, wieder hergeſtellet habe.

An eben dieſer Statüe zeigt man unter dem einen Ort die Narbe und das Merkmahl einer Peſtbeule, welche dieſe marmorne Bruſtbild vor der im J. 1656 entſtandenen groſſ Peſt bekommen haben ſoll, um dadurch ſolche Landplage vo zubedeuten. Was ſolche Koſtbarkeiten, welche von keiner Ec ete geringe geachtet werden, betrifft: ſo ſieht man an den Ringe dieſes Bildes einen Rubin von der Größe einer mittl mäßigen Muskatennuß, und etliche große Smaragden an ei nem Kreutze, welches auf der Bruſt hängt. Gegenüber beſin den ſich auf einem Steine etliche rothe Flecken, welche von dem Blute des h. Januarius herkommen ſollen. Im J 1697 ließ der Cardinal Giacomo Cantelmi den Hauptaltar mit einem ſchönen marmornen bas-relief, welches den Märtyrertod des h. Januarius vorſtellt, und durch den berühmten Bildhauer Vaccaro verfertiget worden iſt, auszieren, wo bey folgende Inſcription zu leſen iſt:

D. O. M.
Divo Januario
Supremo Regni Neapolitani Patrono
Hic loci ante XIV Secula
Sanguine
E cæſis cervicibus
In ſacrum iuxta lapidem
Guttis adhuc recentibus aſperſum
effuſo
Ampullisque vitreis Neapoli ſumma Religione
ſervato
Atque ad perenne Catholicæ fidei teſtimonium
Cum capiti concretus occurrit
Mira ebullitione liquescente
Una cum SS. Sociis
Martyrii lauream adepto
Jacobus Cardinalis Cantelmus
Archiepiſcopus Neapolitanus
Anno Dom. M. DC. XCVII.

Von dem dieſem Heiligen zu Ehren geſtifteten Ritterorden, ſ. den folgenden Artikel.

Lettre concernant la relation du miracle de la liquefaction du ſang, operé à l'intention de celui, qui ſe pratique à Naples au ſang prétendu de St. Janvier, à Berl. ce 28 Janv. 1734, 8. in *Miſcellan. Duiſburgenſ.* To. II. Faſc. 1. Amſt. & Duiſb. 1734, 8. S. 195, f.

S. auch *Bibliech. Germaniqu.*, A. 1734, To. XXIX. à Amſt. 1734, 8. S. 195, f.

Berlin. Realſchulzeit. v. J. 1753, S. 991, f. und v. J. 1754, S. 572, f.

J. G. Keyslers Reiſen 2c. 3 B. Hannov. 1776, gr. 4. S. 794, f. und 849, f.

(Löhe) Die Ehre Gottes aus der Betracht. des Himmels und der Erde, 3 B. Nürnb. 1778, gr. 8. S. 337, fgg.

J. G. Volkmanns Nachrichten von Italien, 3 B. Lpz. 1778, gr. 8. S. 122, fgg.

J. S. Halle Magie, Berl. 1783, gr. 8. S. 96, und 108.

De redivivo ſanguine D. Januarii Epiſcopi & Martyris tripartitum opus, Auct. P. JO. DOMINICO PUTIGNANO. Pars prior, de ſanguine ebulliente. Pars altera, de ſanguine præſagiente. Neap. 1723. 1725. 4. 2 Voll. 406 S. ſ. *Memoir. de Trev.* Janv. 1726. S. 23 — 49.

Januarius-Orden. Der Ritterorden des heil. Januarius zu Napoli, iſt, dieſem Heiligen zu Ehren, im J. 1738, d. 3 Jul. von Don Carlos, dem damahligen Könige beyder Sicilien geſtiftet, und die Anzahl der Ritter ungefähr auf 60 geſetzt worden, die entweder aus königlichen, fürſtlichen, oder markgräflichen und gräflichen Familien herſtammen. Das Ordenskreutz iſt ein goldenes, achtſpitziges, weiß emaillirtes Kreutz, in deſſen Mitte das Bildniß des h. Januarius, als Patrones dieſes Ordens, in biſchöflichem Habit, zu ſehen iſt, in der linken Hand das aufgeſchlagene Evangelienbuch, darauf eine Phiole oder Flaſche mit dem, im vorhergehenden Artikel erwähnten, berühmten Blute dieſes Märterers ſteht, haltend, mit der rechten aber den Biſchofsſtab umfaſſend. In jedem der vier innern Winkel des Kreutzes erblickt man eine goldene Lilie. Dieſes Kreutz tragen die Ritter ſchief von der rechten Schulter nach der linken Hüfte zu, an einem handbreiten, gewäſſerten leibfarbenen

Bande, zum Andenken des gewaltsamen Todes, w
chen dieser Bischof hat ausstehen müssen (s. oben,
77). Ueberdies tragen die Ritter dieses Ordens
einen achtspitzigen, mit Strahlen gestickten silbe
Stern auf der linken Brust, dessen vier Mittelsp
länger sind als die Eckspitzen. Auf diesem Ster
ein viereckiges silbernes Kreuz mit einer goldenen
fassung, darauf mit goldenen Buchstaben die Orde
Devise: IN SANGUINE FOEDUS zu lesen, w
zwar so gesetzt ist, daß in dem Ende zur Rechten: I
SAN, oben GUI, zur Linken NE FOE, und un
DUS zu sehen ist; in den vier Winkeln des Kre
präsentiren sich vier mit Gold gestickte Lilien. F
1634. Die Ceremonien-Tracht oder der Orden
Habit der Ritter bey vorfallenden Solennitäten,
ein purpurfarbener mohrener Mantel, welcher üb
und über mit goldenen Lilien gestickt, mit perlfarbene
Taffet gefüttert, auf Hermelinart mit schwarzen F
cken untermischt, und mit zwey langen über den Lei
herunter gehenden Bändern oder Schnüren von Seide
und Gold geziert ist. Der Hut ist von schwarzem
Sammet, und mit einer weißen Feder versehen. Der
Leibrock, die Weste und Beinkleider, bestehen aus
Drap d'argent mit weißem Grunde. Auf dem Rocke
sowohl, als auch auf der linken Seite des Mantels,
ist der Ordens-Stern angeheftet. Der König ist alle
zeit Großmeister.

Janus, war ein alter König in Italien, welcher den Saturn, als dieser von seinem Sohne Jupiter aus dem Himmel verjagt war, freundlich aufgenommen, und dafür vom Saturn die Gabe erhalten hatte, in die Zukunft und in das Vergangene zu schauen; daher er zwey Gesichter gehabt haben soll. Nach seinem Tode wurde er unter die Zahl der Götter versetzt. Man bildet ihn ab, wie er in der einen Hand einen Stab führt, als Vorsteher der Landstraßen; und wie

er

er in der andern Hand einen Schlüssel hält, als Erfinder der Thüren und Schlösser; eben dieser Schlüssel schloß die Jahre auf und zu. Numa Pompilius, zweyter König in Rom, ließ dem Janus einen Tempel bauen, den man zu Kriegszeiten verschlossen hielt, in Friedenszeiten aber offen ließ. In einem Zeitlaufe von 700 Jahren war dieser Tempel nur zwey Mahl verschlossen.

Das Janus-Fest, Fr. Januales, wurde zu Rom d. 1 Jan. mit Tanzen und andern öffentlichen Lustbarkeiten gefeyert. Die römischen Bürger erschienen an diesem Tage in ihren schönsten Feyerkleidern, und zogen in Procession, unter Vorantretung der Bürger-Meister, in ihrem Ceremonien-Habit, in das Capitolium, dem Jupiter zu opfern. Man machte einander Geschenke, wünschte einander recht viel Gutes, und nahm sich sehr in Acht, irgend ein Wort zu sagen, welches von unglücklicher Bedeutung seyn könnte. Zugleich opferte man auch dem Janus Feigen, Datteln und Honig, als ein Sinnbild der Fruchtbarkeit des bevorstehenden Jahres.

Janus-Fisch, oder Messerfisch, holl. Mesvisch, Ikan-Pisau des Valentyn, Amphisilen cauda recta *Sobæ*. Centriscus scutatus, dorso loricato lævi *Linn.* An diesem kleinen amboinischen Fische läuft sowohl die Schnautze, als auch der Schwanz, lang gestreckt und spitzig aus; den Rücken bedeckt ein knochiger Panzer, welcher sich hinten in einen Stachel endigt. Messer-Fisch heißt er, weil sein Körper wie ein bauchiges Messer gestaltet ist, woran man sich den Rüssel als die Spitze des Messers vorstellt. Die Nahrung scheint er bloß durch Saugen an sich zu ziehen, indem die Schnautze fast keine Kiefer hat. An dieser Schnautze hangen unten zwey, wie Gold glänzende, Häutchen herab, welche bis zum Bauche fortlaufen, wo sich eine bis zum Schwanze reichende Bauchflosse erhebt.

Japan, Japon, oder Japonien, L. Japonia, Fr. Japon, ein großes Reich, welches den östlichsten und äussersten Theil von Asien ausmacht, aus verschiedenen Inseln besteht, und Jedo zur Hauptstadt hat. Daher japanisch, japonesisch, zu Japan gehörig oder daher gebürtig. Ein Japaner, ein Japonese oder Japoneser, Fr. Japonois; eine Japanerinn, oder Japoneserinn, Fr. Japonoise.

Dieses Reich wird von den Europäern Japan oder Japon (nach deutscher Aussprache eigentlich Shapon) genannt, von seinen Einwohnern aber mit verschiedenen andern Nahmen und Characteren bezeichnet. Unter denselben ist in der gemeinen Sprache und Schrift der gebräuchlichste Nipon, welches sie nach ihrer Mundart, des Wohlklanges wegen, oft Nifon, die Nankinsche aber und andere Süd-Sineser Sipon aussprechen. Es heißt nach dem Buchstaben der Sonnen Feste; denn Ni heißt im Japanischen das Feuer, oder, in edlerer Bedeutung, die Sonne, und Pon eine Grundfeste.

Unter den andern Nahmen dieses Reiches, welche aber mehr in Schriften, als im Sprechen, gebraucht werden, sind folgende die vornehmsten: Tenka, d. i. das unterhimmlische (nähmlich Reich), als wenn kein anderes mehr existirte; Fino Motto, d. h. der Grund oder die Wurzel der Sonne; Anaadsi Sima, d. i. eine erdene Schaum-Insel; Akitsima, oder, nach der gemeinen Aussprache, Akitsusima; Fonsijo, d. i. der echte Morgen; Jamatto, welches auch besonders eine gewisse Provinz dieser Länder bezeichnet; Nojwara oder Nojwara Kokf; Qua oder Wa.

Man hat von diesem Lande zwar jederzeit so viel gewußt, daß es aus vielen Inseln bestehe, aber mit keiner Zuverlässigkeit zu bestimmen sich getrauet, ob es lauter wirkliche Inseln seyn, oder ob nicht einige von denselben mit der großen Tatarey, oder dem Lande Yedso und Amerika zusammen hangen, bis man endlich im J. 1740, durch die Bemerkungen und Land-

Kar-

Karten, welche die aus Rußland nach Kamtſchatka geſchickten Bemerker gemacht haben, die völlige Gewißheit erhalten hat, daß das japaniſche Reich aus lauter Inſeln beſtehe, welche von der großen Tatarey, und dem Lande Yedſo oder Jeſſo durch eine Meerenge abgeſondert werden, welche die Meerenge von Sangaar genannt wird.

Lettre de Mr. *Deliſle* à Mr. *Caſſini*, ſur la queſtion que l'on peut faire, ſi le Japon eſt une iſle, ſt. im *Journ. d. Sav.* du 31 Mai 1700, S. 403 — 414.

Die japaniſchen Inſeln liegen zwiſchen dem 31 und 42ſten Gr. nördlicher Breite, und zwiſchen dem 157 Gr. und 175 Gr. 30 Min. öſtlicher Länge. Ihre Richtung geht nach Nord-Oſt und Oſt-Nord-Oſt, mit einer irregulären und beynahe durchgehends ſchmahlen und ungleichen Breite, von dem äuſſerſten Ende der Provinz Fiſen bis zu dem äuſſerſten Ende der Provinz Oſju. Die Länge beträgt in gerader Linie 200 deutſche Meilen, unter welcher Berechnung aber die weiter abgelegenen, dem japaniſchen Reiche unterworfenen Inſeln oder Küſten nicht mit begriffen ſind.

So wie das großbritanniſche Reich aus drey großen Königreichen beſteht, ſo hat auch das japaniſche Reich drey große Inſeln, und iſt von einem Meere umgeben, welches daher das japaniſche Meer, L. Mare Japonicum, Fr. Mer du Japon, genennet, und in das weſtliche und öſtliche eingetheilet, und wodurch es gegen Morgen von Californien und Neu-Mexiko, gegen Abend von China und Corea, gegen Mittag von den philippiniſchen Inſeln und von China, und gegen Mitternacht von der Inſel Yedſo getrennet wird. Die Küſten, Meerbuſen und Häfen ſind überall mit ſteilen Bergen umgeben, und das Waſſer iſt an vielen Orten ſeicht, oder mit Klippen und Strudeln angefüllt, ſo, daß die Annäherung groſſer Schiffe ſehr gefährlich iſt. Solcher Geſtalt iſt das japaniſche Reich durch die Natur ſelbſt zu einer eigenen kleinen Welt von allen Län-

dern abgesondert, befestigt, und mit allen Bedürfnissen des Lebens so versorgt, daß es ganz für sich allein, ohne Hülfe anderer Nationen, bestehen kann.

Alle japanische Inseln zusammen genommen, führen den Titel eines Kaiserthumes, das aus verschiedenen Provinzen besteht, welche den Titel der Königreiche führen, und wiederum in andere Provinzen abgetheilt sind. Eigentlich besteht dieses Kaiserthum aus drey großen, von einander abgesonderten, und vielen kleinern Inseln. Die größte und vornehmste unter den drey großen Inseln, wovon das ganze Reich den Nahmen hat, heißt Nipon oder Nifon, liegt, der Länge nach, von Abend nach Morgen, und hat die Gestalt eines Kinnbackens, dessen Krümme nach Norden gewandt ist. Die zweyte Haupt-Insel liegt der ersten südwestlich, und ist von derselben durch eine Klippen- und Inseln-reiche Meerenge abgesondert. Sie heißt Ximo (Schimo), von der Lage Sai kokf (Festland) oder von der Zahl ihrer 9 Provinzen Kjusju (d. i. Neunland), oder Bungo von ihrer Hauptstadt. Sie hat 148 deutsche, oder 140 japanische Meilen Länge, und 40 bis 50 Breite. Die dritte ist von den beyden ersten gleichsam umgeben, hat beynahe eine viereckige Figur, besteht aus 4 Fürstenthümern oder Provinzen, und hat daher den Nahmen Xicoko, Xicocoff oder Sikokf, d. i. Vierland. Diese drey große Inseln sind mit beynahe unzählbaren, um und zwischen ihnen liegenden, theils frucht- theils unfruchtbaren, Inseln umgeben, die auch von großen und kleinen Regenten bewohnt und beherrscht werden. Alle diese Lande sind im J. 590 nach Christi Geburt von dem Erbkaiser Sjusjun in 7 große Landschaften, Hauptwege oder Districte, im J. 681 aber vom Kaiser Ten Mu noch in 66 Provinzen eingetheilt worden, über deren jede ein Fürst oder Statthalter gesetzt wurde. Zu diesen kamen im vorigen Jahrhunderte noch 2 Provinzen,

Iki,

Iki, sonst Isju, und Tsusima, sonst Taisju, welche man in dem Kriege wider die Einwohner von Corea erobert hatte, daß also nun das ganze Reich aus 68 großen Herrschaften oder Provinzen zusammen gesetzt war. Die erste Eintheilungen und Nahmen sind zwar noch bis jetzt beybehalten, aber die abwechselnden Begebenheiten der folgenden Zeiten haben diese Lande in 604 kleine Landschaften oder Districte zerrissen.

Auf gedachten 3 Haupt-Inseln findet man ungefähr 13000, meistens sehr volkreiche, aber offene Städte, deren Straßen in geraden Linien fortlaufen, und einander in rechten Winkeln durchkreutzen. Diese Straßen sind nicht gepflastert, doch haben sie meistens an den Häusern einen bequemen Weg für die Fußgänger. Sie enthalten nicht über 60, und selten weniger als 30, Häuser, und haben an jedem Ende ein hölzernes Thor, welches des Nachts geschlossen wird. Jede Straße hat an einem mit Geländern versehenen Orte alle zur Rettung bey Feuersbrünsten erforderliche Werkzeuge und einen eigenen verschlossenen Brunnen. Die Anzahl der Flecken und Dörfer ist sehr groß; besonders füllen sie auf der Insel Nifon beynahe den ganzen Raum von einer Stadt zur andern.

Die zwey vornehmsten Städte in der Insel Nifon, und zugleich im ganzen Reiche, sind Meaco, oder Miaco, wo der Dairo, oder geistliche Fürst seine Residenz hat, und Jedo, Jeddo, Jedum, Jendo, Xedo, Xeddo, oder Xendo, wo der Kubo, oder weltliche Fürst seinen Aufenthalt hat.

Zu den benannten Provinzen kommen noch einige entlegene Länder, welche zwar nicht eigentlich zu dem japanischen Reiche gehören, aber doch unter des Kaisers Schutze und einer gewissen Oberherrschaft stehen. Diese sind: 1. die Inseln Kjuku, oder Liquejo, zwischen Japan und der Insel Formosa, deren Einwohner sich Unterthanen des Fürsten von Satzuma,

als ihres ehemahligen Ueberwinders, nicht aber des Kaisers von Japan, nennen. 2. Tsjosin, oder dritter und äusserster Theil der Halbinsel Corea, und im Nahmen des Kaisers von dem Fürsten von Iki und Tsusima regiert wird. 3. Ein Theil von Kamtschatka, oder, wie es die Japaneser nennen, Jedso, Jeso oder Jesso, dessen Gouvernement der Kaiser dem Fürsten von Matsumai, welcher seine eigene Staaten in der großen Provinz Osju besitzt, anvertrauet hat.

Endlich gibt es noch zwey Inseln, welche von Osju ost- und nordostwärts ungefähr 150 (*) deutsche Meilen entfernt sind, aber doch, wie die Japaner behaupten, zu ihrem Reiche gehören. Sie haben sehr schöne Nahmen. Die kleinste, nördlichste, und also entfernteste, heißt Ginsima, d. i. Silberinsel; die nähere und größere, Kinsima, d. i. Goldinsel. Die Beschaffenheit und Lage dieser Inseln sind vor den Ausländern sehr geheim gehalten, und dies um desto mehr, weil die viel versprechenden Nahmen schon lange die Lust einer genauren Bekanntschaft bey den Europäern erzeugt haben. Der König von Spanien ließ sie schon 1620 durch einen erfahrnen Schiffer aufsuchen, welcher sie aber, weil ihm die Lage nicht genau bekannt war, nicht finden konnte. Der spanische Monarch behauptete, daß diese Inseln ihm gehörten, weil sie in der, ihm von dem Papste zuerkannten, westlichen Hemisphäre lägen. Auch von Batavia aus hat man dieselben 1639 mit einem Schiffe, und 1643 mit zwey Schiffen gesucht; den beyden letztern war dabey auch die Entdeckung der amerikanischen und tatarischen Küsten aufgetragen. Sie fanden aber nicht nur die Inseln nicht, sondern, als der Schiffer der Jacht Bre-

(*) Nach Kämpfer 150, nach Jägers geographisch-historisch-statistischen Zeitungs-Lexicon, Th. 1. Nürnb. 1782, gr. 8. S. 736, 750 Meilen. Bey Letztern ist es vermuthlich ein Druckfehler.

Brecken in einem Hafen unter 40 Gr. N. Br. mit einigen Personen an Land ging, wurden sie sogleich zu Gefangenen gemacht, gebunden nach Jedo geführt, und so hart behandelt, als wenn sie das ganze Reich hätten verrathen wollen.

Im J. 1675 entdeckten die Japaner eine große Insel, durch eine von ihrer Insel Fatsisjo mit Sturm dahin verschlagene Barke. Man vermuthet, daß sie 300 Meilen ostwärts von Fatsisjo entfernt sey. Man hat auf derselben keine Menschen, aber einen guten Boden, Bäche, fruchtbare Bäume, und unter denselben auch den Baum Arrak, (wie die mitgebrachten Früchte bewiesen,) angetroffen; man kann aber hieraus schließen, daß diese Insel südlicher liegen müsse, als man angab, weil diese Bäume nur in heißen Ländern wachsen. Die Ufer lieferten eine unglaubliche Menge Fische, auch Krebse, 2 bis 3 Klafter lang. Man gab dieser Insel den Nahmen Bunesima, und legte ihr, weil sie unbewohnt ist, den Character einer Insel ohne Menschen bey.

Fatsisjo, oder Fatsisjogasima (d. i. die Insel von 80 Klafter hoch,) ist eine weit in Süden entlegene japanische Insel. Sie gleicht unter gleichem Meridian mit Jedo, etwa 80 Wassermeilen vom festen Lande, mit dem sie durch viele auf einander folgende kleine Inseln gewisser Maßen verbunden ist. Sie ist die vornehmste Insel, auf welche die in kaiserliche Ungnade gefallenen Großen des Reiches verwiesen, und über dem jähen, klippigen Ufer, dessen Höhe der ganzen Insel den Nahmen gibt, gefangen gehalten werden. Sie müssen hier ihre Kost mit Weben verdienen, und diese müßige und witzige Köpfe verfertigen hier die schönsten seidenen Zeuge des ganzen Reiches, von denen einige ihnen von andern nicht können und dürfen nachgemachet, auch nicht an einen Fremden verkaufet und auffer Landes geführet werden. So oft man in

die-

dieſe Inſel Proviant oder neue Gefangene bringt, muß das ganze Fahrzeug vermittelſt eines Krahnes hinauf gewunden und eben ſo wieder herab gelaſſen werden. Da die Inſel gar keinen andern Zugang hat, iſt ſie alſo von der Natur hinlänglich bewahrt und befeſtigt.

Japan iſt, nach China, das älteſte Reich, welches vorhanden iſt. Sieht man, wenn man den Urſprung einer Nation beſtimmen will, auf die Sprache der Nation, und deren Eigenthümliches, wie auf das ſicherſte und untrieglichſte Mittel dieſes Zweckes, ſo muß man von den Japanern nothwendig behaupten, daß ſie eine ſelbſtſtändige originale Nation ſind. Denn wenn man die japaniſche Sprache durch alle ihre Worte und Eigenſchaften aufs ſtrengſte unterſucht, ſo findet man ſie von aller Vermengung und Vermiſchung mit andern Sprachen ihrer Nachbarn, woraus man die Verwandtſchaft und den Urſprung der Nation muthmaßen könnte, ganz rein und frey. Ohne Zweifel iſt alſo wohl die japaniſche Nation unmittelbar von den babyloniſchen Völkern nach dieſen Inſeln ausgezogen; und es iſt ſehr wahrſcheinlich, daß ſie ſich unter Weges bey andern Völkern nicht lange aufgehalten, oder wenigſtens mit denſelben ſich nicht vermiſcht hat, weil ſie ſonſt ihre ſelbſtſtändige Sprache nicht ohne den Zuſatz fremder Wörter würde haben erhalten können. Durch allmählichen Zuſatz aus fremden Landen und die zufällige Ueberkunft vieler Ausländer, gediehen die Japaner nach und nach zu einem großen Volke, und lebten viele Jahrhunderte hindurch unter polyarchiſcher Regierung, bis ſie endlich einen allgemeinen König, nähmlich den Deſin Mu Ten Oo über ſich erwählten.

Die Japaner ſelbſt behaupten, nach ihrer fabelhaften Meinung, daß ſie aus dem Geſchlechte der Menſchgötter von

von Isanagi und Isanami(*), welche anfänglich in der Provinz Isje wohnten, abstammeten, und aus der ersten Bewegung des Chaos durch göttliche Kraft entsprungen wären.

Es ist mehr als wahrscheinlich, daß die japanische Regierungsform sich stets zur unumschränkten Herrschaft neigte; einer Herrschaft, welche nicht so tyrannisch, als diejenige der Fürsten des otschmanischen Stammes, und unbegränzter, als die gewöhnliche und sehr ausgedehnte Gewalt der Monarchen war. Diejenigen, die einen verschmitzten Arzt, welcher durch einen Zufall von China auf diese berühmte Inseln verschlagen wurde, zum ersten Könige von Japan machen; und diejenigen, die einen unmittelbaren Abkömmling des Noah, welcher vorher in der Tatarey gewohnt haben soll, auf den japanischen Thron setzen, kommen alle darin überein, daß dieser Monarch eine unumschränkte Herrschaft führte. Die Japaner selbst bekräftigen die Wahrscheinlichkeit dieser Muthmaßung durch alle ihre Erzählungen von ihren ersten Dynastien. Man weiß, daß die asiatischen Völker den Despotismus lieben; man möchte sagen, daß die Sclaverey eine natürliche Disposition ihrer Seele sey, und daß sie ohne den geringsten Begriff jener herrlichen Unabhängigkeit, die wir als ein unterscheidendes Kennzeichen der Menschheit ansehen, geboren werden. Die Japaner, welche nur die unumschränkte Gewalt kennen,

(*) Sie haben zwey verschiedene Genealogien Gottheiten. Die erste ist ein Geschlecht himmlischer Geister und ganz unbefleischter Götter, welche eine unbegreiflich und unbestimmt lange Zeit die Welt, d. i. Japan, regiert haben. Die andere Genealogie aber besteht aus einer Reihe irrdischer Geister oder Menschgötter, welche gleichfalls die japanische Welt sehr lange, aber bestimmte Zeit regiert haben, und von denen der letzte Isanagi no Mikotto heißt, und seine Gemahlinn Isanami no Mikotto. Von den Menschgöttern, sagen sie, stammte das Menschengeschlecht ab.

nen, verstehen nichts von den Wörtern Aristokratie und Demokratie. Sie haben nicht einmahl eine günstige Meinung von denen Völkern, die einem Herren, den sie selbst erwählt haben, oder Mehreren ihrer Mit-Bürger, denen sie nach freyem Willen die höchste Gewalt anvertrauen und nehmen, gehorchen. So groß ist die Macht des National-Vorurtheils!

Wenn man in den entferntesten Jahrhunderten stets Kaiser in Japan gesehen hat, so mußte man auch Unruhen, Aufruhr und alle Plagen, welche die Anarchie, diese unvermeidliche Folge des Mißbrauches der unumschränkten Gewalt, mit sich bringt, gewahr werden. Die Geschichtschreiber dieses Winkels der Erde berichten uns, daß jede Provinz ihren König hatte, daß aber alle diese Könige einen unter ihnen als Kaiser erkannten, dem sie eine desto freyere Huldigung leisteten, je leichter sie ihn dahin zu bringen vermochten, ihrer Macht oder ihren vereinten Wünschen nachzugeben. Es hatte mit seiner Obergewalt wenig zu bedeuten. Dieser so sehr geehrte und so wenig gefürchtete Kaiser von Japan aber brachte seine stolze und zu mächtige Vasallen unter das Joch; er brachte es so gar dahin, die weltliche Herrschaft durch die geistliche Gewalt zu unterstützen, und vereinigte Priester und König in Einer Person. Auf diese Art beherrschte er mit seinem zweyfachen Schwerte Gewissen und Körper. Dennoch stürzte eine sonderbare Revolution diesen Coloß über den Haufen. Man sieht mit einmahl die geistliche Gewalt von der weltlichen sich trennen, einen Feldherren sich dieser bemächtigen, und die andere mit dem Rauchfasse großmüthig dem Dairo (dieses ist der Nahme des geistlichen Kaisers von Japan,) überlassen. Dieser Officier, genannt Kubo, ein dem weltlichen Kaiser beygelegter Nahme, erklärte sich dreist für den Gesetzgeber des Volkes, welches er regieren wollte. Sogleich wurden alle Sachen vor seinen

nen Richterstuhl gebracht, wo er den Gütern und der Freyheit der Japaner Fesseln anlegte. Er erlaubte, daß man dem Dairo geistliche Ehrenbezeugungen machte, daß man ihn als ein unfehlbares Orakel in Religionssachen und für den unmittelbaren Oberherren der Diener der Altäre ansehe, aber durch weise Anordnung hielt er den Religionseifer in Zügel. Er konnte die Krone, welche er sich selbst aufgesetzt hatte, nicht befestigen, als wenn er den Dairo völlig abhängig machte. Man wußte in Japan, wie an andern Orten, daß der Vorwand der Religion schwache und nachgebende Fürsten oft der Gefahr ausgesetzt habe, einen Thron zu verlassen, den ihnen das Recht der Geburt gab, oder den sie mit dem Degen in der Faust an sich brachten. Dieses bewog ihn, dem die Hände zu biethen, dessen Füße er küßte. Man denke nicht, daß der Kubo keine Verschwörungen zu zerstreuen, keinen Aufruhr zu bestrafen hatte; aber sie entstanden nie in der Absicht, den Dairo auf den Thron zu setzen, von dem er gestürzt war. Die Japaner ehren ihn als einen Halbgott, aber sie sind überzeugt, daß sein Reich nicht von dieser Welt ist. Sie hägen eine standhafte Treue gegen den Kubo; und können sie sein tyrannisches Joch nicht ertragen, so suchen sie nie Hülfe bey dem Dairo, sondern wählen sich einen andern Kubo. Die Gewalt, welche derselbe hat, ist nicht gänzlich uneingeschränkt, ob sie gleich sehr ausgebreitet ist. Es sind Gesetze vorhanden, ehrwürdige Gränzen, welche die Kubo's nie überschritten haben, ohne die strafbare Verwegenheit mit ihrem Leben oder mit ihrem Throne zu büßen. Man muß es zum Ruhme der japanischen Monarchen gestehen, daß, seitdem das weltliche Regiment für sich besteht, man wenige Kaiser gefunden hat, welche ihre Unterthanen zu unterdrücken gesucht hätten. Diese Mäßigung ist sowohl die Wirkung der

Weisheit der Gesetze, als der Vortrefflichkeit des National-Characters.

Es gibt nur wenige Gesetze in Japan; daher ist die Polizey desto schärfer. Der Kubo theilt nach Belieben die großen Würden aus, und die von seiner Hand eingesetzten Statthalter legen ihm Rechenschaft von ihrer Verwaltung ab. Das geringste Versehen wird, so bald es bekannt ist, strenge bestraft. Diese Statthalter haben wieder andere Männer unter sich, die dem Volke Recht sprechen; aber sie urtheilen und entscheiden nie als letzte Richter. Der geringste Unterthan kann gerade an den Monarchen appelliren. Man weiß von den vielen Tribunalen, welche eben so viele verschlingende Abgründe sind, nichts. Der Japaner, welcher die Entscheidung seines Rechtshandels dem Kubo überläßet, findet die leichtesten Mittel, die Gerechtigkeit seiner Sache darzuthun. Dennoch ist es selten, daß die Japaner in gewöhnlichen Händeln das Urtheil der Unter-Richter verwerfen. Derjenige, der seinen Proceß verliert, erkennt sein Unrecht, und unterhält eine zu günstige Meinung von seinen Richtern, als daß er sie für blind oder ungerecht halten sollte. Da überdies die Gerechtigkeit hier nicht feil ist, so ist die Chicane nicht im Gange. Die Statthalter können versetzt werden; selten sterben sie auf ihrem Platze. Jedes Jahr, und zuweilen noch öfter, gehen sie nach Jedo, der Residenz des Kaisers, und während ihrer Amtsverwaltung behält der Kubo ihre Weiber und Kinder als Geißel ihrer Treue zurück. Ihre bestimmte Einkünfte sind mäßig, die Accidenzien aber machen dieselben ansehnlich. Sie können während ihrer Verwaltung nichts an sich bringen, noch Schulden über ihre jährliche Einkünfte machen. Wer eine einzige Vorschrift übertritt, wird aller Güter beraubet, und seine Reichthümer verschlingt der kaiserliche Schatz. So bald die ersten Minister seinen Reichthum gewahr

werden,

werden, geben sie dem Kaiser Nachricht davon, welcher, ohne weitere Formalität, die Hälfte des Gewinnes fordert. Die Entschädigungen folgen der Untersuchung der von dem Volke gegen die Statthalter eingegebenen Klagen, wenn sie gegründet befunden werden, auf dem Fuße nach. Sind sie hingegen ungegründet, so werden die Reichsten zu großen Contributionen verurtheilet, und die weniger begüterten mit außerordentlichen Abgaben auf eine gewisse Zeit beschweret, welche aber der Hof nie unter irgend einem Vorwande fortwähren läßet.

Verbrechen werden in Japan auf eine harte Art bestraft. Selten bleibt der Schuldige ungestraft, und sein Verbrechen zieht das Verderben seiner Familie, so zahlreich sie auch seyn mag, nach sich. Uebrigens beschwert der Despotismus, welcher durch die Gesetze von Japan selbst errichtet zu seyn scheint, die Unterthanen nicht; sie haben leichte Abgaben, welche weder grausam noch drückend eingehoben werden. Die Regierung wacht darüber, daß Ruhe und Ordnung in allen Classen der Bürger herrschen. Sie kennt die Kunst, dem frechen Murren zuvor zu kommen, welches, wenn es geringe geschätzt oder zu lange geduldet wird, in offenbaren Aufruhr ausartet. Die Vertheilung der Aemter ist in Japan unzählbar, weil man überzeugt ist, daß, je mehr die durch ihre Aemter mächtigen Männer an Anzahl vermehret werden, desto weniger ein Aufruhr zu befürchten ist.

Macht und Reichthümer des Kaisers und des Reiches. Wenn man von der Macht eines Reiches nach den zahlreichen und geübten Heeren, die es unterhält, oder die es bey jeder Gelegenheit durch die natürliche Stärke seiner Lage, durch eine Menge innerer Hülfsmittel, und mit gänzlicher Unabhängigkeit von aller fremden Hülfe, aufbringen kann, urtheilt: so

muß man gestehen, daß Japan der mächtigste Staat des Erdbodens ist. In Friedenszeiten besteht das Heer aus 100000 Mann zu Fuße, und 20000 zu Pferde, zur Zeit des Krieges aber wird die Infanterie auf 368000, die Cavallerie aber auf 38000 Mann vermehret, und der Kaiser kann auf das erste Signal 400000 Mann unter seine Fahnen versammeln; Leute, die von der Wiege an Soldaten waren, und die durch Gefahr und Tod nicht geschrecket werden. So bald der Befehl vom Throne ergangen ist, eilen die Truppen zu ihren Sammelplätzen. Die Großen des Landes sind verbunden, so viele bewaffnete Leute zu stellen, als ihre Reichthümer ihnen erlauben, und sie machen sich eine Pflicht und ein Verdienst daraus, die Befehle des Monarchen ohne Aufschub zu vollziehen.

Die Gränzen Japans bieten feindlichen Einfällen Trotz. Das Meer, welches diese berühmte Inseln umgibt, dient zu einem Bollwerke, welches dem verwegensten Muthe unübersteiglich ist. Es ist, erwähnter Maßen, voller Klippen, wird stets durch unbeständige und wüthende Winde in Bewegung gesetzt, und reicht den Feinden ein sicheres Grab dar. Die Meerbusen und Häfen von Japan würden die europäischen Schiffe, wenn sie auch ohne Gefahr so weit gelangen könnten, nicht sichern. Die geringe Tiefe des Meeres ist ein Hinderniß, welches die der Schiffahrt so sehr kundigen Holländer nur durch die wachsamste Vorsicht aus dem Wege räumen. Gesetzt, man könnte Schiffe bauen, welche diesem Seestriche angemessen wären, so sind doch die Winde so ungewiß, und die unter dem Wasser verborgenen Felsenspitzen so gehäuft, daß eine zahlreiche Flotte beständig Gefahr liefe zu scheitern. Ueberdies sind die Japaner thätig und vorsichtig. Die getrennten Inseln, welche die großern umgeben, sind mit Castellen und Schildwachen versehen.

ken. Oefters hat man vergeblich die Eroberung von Japan versucht. Die Chineser wagen sich nicht mehr an eine Beute, welche ihnen mehr als ein Mahl entgangen ist.

Die Hülfsquellen der Japaner sind unzählich. Sie sind sich selbst, in Ansehung der Lebensbedürfnisse, hinreichend. Um sich zu vertheidigen, dürfen sie nur der Natur zu Hülfe kommen, welche sie vor allem Ueberfall in Sicherheit gesetzt hat. Die genaue Wache, welche man auf den vier Inseln, die hinter Tsiusima und Jso liegen, hält, scheint so gar unnöthig; denn derjenige, der sich ihrer bemächtigt hätte, würde Gefahr laufen, aus Mangel an Lebensmitteln umzukommen. Uebrigens würde die Eroberung einer dieser Inseln mehr Menschen kosten, und größere Unkosten verursachen, als der verderblichste Krieg.

Die Reichthümer eines Staates kündigen sich durch ein Ansehen von Wohlhabenheit an, welches durch alle Stände verbreitet ist. Diese Reichthümer sind aber nur in so weit wahrhaftig schätzbar, als sie aus dem Lande selbst, welches sie verschönern, als aus einer Quelle entspringen. Nun aber findet sich alles in Japan, was zur Nothdurft und zum glänzendsten Luxus erfordert wird. Es könnte von seinem Ueberflusse ganze Nationen bereichern. Ehe wir aber die verschiedenen Zweige der Landesreichthümer, welche den Japaner vor Mangel in Sicherheit setzen, näher betrachten, wollen wir einen Blick auf die Einkünfte des Kaisers werfen.

Seit der Trennung der beyden Zepter, sind die Krongüter der Würde des Kubo heimgefallen, welcher heutiges Tages der einzige weltliche Kaiser ist. Der Dairo hat bestimmte Einkünfte, deren größter Theil in Accidenzien besteht. Die ersten Domänen des Kaisers bestanden in dem unmittelbaren Besitze der Provinzen Semotsuke, Jamatto, Kawatsi, Idsumi

und Sitzu, davon Meaco die Hauptstadt ist. Seit der letzten Revolution sind noch sieben andere Provinzen hinzu gekommen, wodurch die Einkünfte um so viel ansehnlicher geworden sind. Kämpfer lässet sie bis auf 407 Millionen holländ. Gulden steigen. Die Reichthümer des Kubo-Sama aber sind nicht auf die jährlichen Einkünfte der kaiserlichen Domänen eingeschränkt; die Bergwerke und der Handel vermehren sie erstaunlich. Die Steuern und Auflagen, ob sie gleich sehr mäßig sind, überhäufen gleichfalls den kaiserlichen Schatz mit Einkünften, weil Japan ausserordentlich bevölkert ist. Alle Auflagen fallen nur auf die Grundeigenthümer und Bewohner der Städte, wo die Häuser nach Maßgabe des Bodens, den sie einnehmen, d. h. so und so viel nach der Quadrat-Elle, bezahlen. Die gebaueten Felder sind einer Steuer unterworfen, welche in natura entrichtet wird, und den achten Theil der Producte ausmacht. Man bezahlt von den Wäldern einen Grundzins, gewöhnlich 3 pro Cent. Man weiß von keiner Kopfsteuer auf dem Lande, sondern nur in den Städten, wo sie doch nur alle 8 Jahre von den Grundeigenthümern entrichtet wird. Diese Kopfsteuer beträgt ungefähr 3 holl. Gulden.

Der Hofstaat des Kaisers von Japan ist sehr ansehnlich, die Kosten seiner Hofhaltung sind unermeßlich, und hierzu kommen noch die öffentlichen Ausgaben, welche er zu bestreiten hat. Dem ungeachtet verzehrt er, nach der einstimmigen Versicherung aller Geschichtschreiber, in jedem Jahre nur drey Monathe seiner Einkünfte. In andern Ländern glauben die Fürsten gute Haushälter zu seyn, wenn sie nur zwey Jahre voraus verzehrt haben. Man weiß in Japan nicht, was National-Schulden für ein Ding seyn.

Man erwäge die unermeßliche Bevölkerung dieses Landes, so wird man zugestehen, daß die Kopfsteuer und die Abgaben

Abgaben von den Häusern ungeheure Summen eintragen müssen. Die Städte sind aneinander gehäuft. Auf der einzigen Insel Ximo rechnet man mehr als 115 Städte, davon die geringsten über 1000 Häuser enthalten. Man weiß, daß die Asiater ein Drittel weniger Raum zur Wohnung brauchen, als die Europäer. Jedo, die Hauptstadt von Japan, enthält 730000 Häuser; Osaku, 180000; Amasi, 45000; Sakai, 50000, u. s. w. Wenn der zehnte, der zwanzigste Pfennig, verhältnißmäßige Steuern, die Mark Goldes, die Auflagen auf die Betriebsamkeit, auf das Kaufen und Verkaufen, und andere Auflagen, welche in andern Ländern, wie z. B. in Frankreich, gehoben werden, in Japan eingeführt wären, so würde der Kubo mehr als 8000 Millionen reich seyn.

Japan rühmt sich eines gesunden Klima; die Luft aber ist sehr ungestüm, durchgehends kalt, und des Winters mit vielem Schnee beladen, allein doch in den Hundstagen unerträglich heiß. Der Himmel ist das ganze Jahr hindurch mildreich in Bewässerung des Landes, besonders in den Monathen Jun. und Julius, welche bey ihnen deswegen Satsuki, d. i. Wassermonathe, genannt werden. Auch Donnerwetter hört man hier nicht selten.

In der umgränzenden stürmischen, mit vielen Klippen über und unter dem Wasser besetzten, See sind zwey gefährliche Strudel: der Faisaki, den man nur zwischen Ebbe und Fluth vermeiden kann, und der Narroto bey der Provinz Awa, welcher aber, weil man sein fürchterliches Geräusch von fern hört, leicht vermieden werden kann. Auch Wasserhosen sieht man bisweilen sich aus der See erheben, und über das Land wegstreichen. Man mahlt sie wie einen Drachen mit einem Wasserschwanze ab, und glaubt, daß es ein Wasserdrache sey, welcher mit gewaltsamen Drehungen in der Luft fahre, und nennt des-

wegen diese Wirbelwinde Tats Maki, d. i. Drachen-Wirbel.

Der japanische Boden ist mehrentheils uneben, mager, felsig und bergig, aber durch den unverdrossenen Fleiß der Einwohner doch fruchtbar gemacht; doch nicht so sehr, daß er seinen Bewohnern ohne Beyhülfe desjenigen, was die See an Fischen, Muscheln, und mancherley Seekräutern, hergibt, Nahrung geben könnte; wozu noch ausserdem die nicht urbaren Berge und steinigen Gründe beytragen müssen, durch Wurzeln und wilde Kräuter, welche aus Dürftigkeit ihre Vorfahren zu bereiten und genießbar zu machen gelernt haben.

Das Land ist mit vielen süßen wasserreichen Strömen versehen, deren viele, wegen der hohen Gebirge, von welchen sie herab stürzen, und der oftmahligen Platzregen, so schnell fließen, daß man nicht wohl herüber kommen kann. Die vornehmsten sind folgende. 1. Der gefährliche Ujinjava oder Ujinfluß. Er ist ohne Brücke, eine gute halbe Viertelmeile breit, und muß durchgewatet werden. Er hat auf seinem Grunde große Triebsteine, und fällt mit einer großen Macht Wassers wie ein Pfeil herab. Ohne kundige dazu bestellte Führer, deren fünf bey knietiefem Wasser ein Pferd durchführen müssen, kann man nicht hindurch reiten. Wenn diese Führer jemand verführen gehen lassen, kostet es ihr Leben. 2. Der Omoifluß; er ist deswegen berühmt, weil, nach dem Zeugnisse der japanischen Chronikenschreiber, im J. 285 vor C. G., in der Provinz, wovon er seinen Nahmen führt, auf einmahl und in einer Nacht entstanden ist. 3. Der Askagana, welcher deswegen für merkwürdig gehalten wird, weil er die Tiefe seines Grundes stets verändert.

Der

Der japanische Boden wird oft von Erdbeben erschüttert; aus Gewohnheit aber achtet man es so wenig, wie bey uns ein Donnerwetter. Das gemeine Volk sagt: es krieche wieder ein Wallfisch unter dem Lande her, und habe nichts zu bedeuten. Nicht selten aber ist die Erschütterung so heftig und anhaltend, daß davon die Gebäude, zum großen Ruin der Städte und mit Verlust von vielen tausend Menschen, über einander fallen, an deren Statt fürchterliche Klüfte, oder breite mit schwefeliger Materie angefüllte Sümpfe entstehen.

Der Reichthum des japanischen Bodens, worin er alle bekannte Länder in der Welt übertrifft, besteht in vielerley Mineralien, besonders in den vornehmsten Metallen: Gold, Silber und Kupfer.

Schwefel, die Mutter der Metalle, zeigt sich an vielen Orten, durch rauchende, theils flammende Berge, Thäler, warme Bäder, und wird auch selbst in Substanz gefunden. Den meisten Schwefel liefert die Insel Iwogasima (Schwefelinsel), im Lande Satzuma, wie auch das Land Simabra; allein aus Ehrfurcht, den daselbst herrschenden Geist nicht zu erzürnen, wird an dem letztern Orte kein Schwefel gesammelt.

Gold liefern die Berge und Thäler verschiedener Landschaften. Es wird solches theils aus seinem reinen Erze, theils aus gewissem Sande, und auch nicht weniger, aus dem Kupfer geschieden und herausgebracht. Ohne Befehl und Erlaubniß des Kaisers dürfen die Gold- und alle andere Minen im Reiche nicht geöffnet und bearbeitet werden. Zwey Theile des Ertrages bekommt der Kaiser, und den dritten Theil der Landesherr, als Besitzer des Grundes. Das reichste Erz und feinste Gold liefert die nördliche Provinzial-Insel Sidori. Man findet daselbst Adern,

aus welchen ein Catti Erz 1 bis 2 Tail Gold enthält; doch sollen, seit einigen Jahren, die Adern, sowohl hier als auch in andern Bergwerken, nicht sehr einträglich gewesen seyn, und es soll dieses zu der scharfen Aufsicht und strengen Einrichtung des äußländischen Handels mit den Holländern und Chinesern die vornehmste Ursache gegeben haben. Man findet hier auch einen goldreichen Bergsand, welchen der Landesfürst gar wohl zu nutzen weiß, ohne dem kaiserl. Hofe Nachricht und Antheil davon zu geben. Surunga hat jederzeit das meiste Golderz geliefert, und es wird auch daselbst von dem Kupfer geschieden. Satzuma hat unter andern eine Mine, von dessen Erze ein Catti 4 bis 5 Tail Gold geben soll. Es ist aber verbothen, hier zu brechen, weil man befürchtet, es möchte dessen nicht viel seyn, und es auf folgende Zeiten aufhebt. Domura hatte an dem Seebusen zu Okus einen überhangenden Berg, welcher vor einigen Jahren einfiel, und in die See stürzte. Man fand hierauf so reichen Goldsand und Erz, welches die Hälfte reines Goldes enthielt, aber durch Taucher aus der Tiefe heraufgeholt werden mußte. Diese Aernde währte aber nur wenig Jahre; denn bald nachher trug es sich zu, daß durch die Macht der Wellen, welche aus der offenen ungestümen See herdrangen, dieser goldene Boden fadenhoch mit Moder überschwemmet, und der unschätzbare Reichthum verschlungen wurde. Arme Leute sammeln daselbst noch heutiges Tages am Ufer Sand, und erhalten durch langes Spühlen einiges Gold, wiewohl so wenig, daß sie sich davon nicht ernähren können. In Tsikungo, bey dem Dorfe Hosino, befindet sich eine Goldgrube, zwar voller Wasser, doch hoch und so gelegen, daß man den Fels an der niedern Seite durchbohren, und von seinem Wasser befreyen kann; als man dieses zu bewerkstelligen versuchte, entstand plötzlich ein erschreckliches Ungewitter,

welches

welches die Arbeiter nöthigte, von ihrem Vorhaben abzustehen, und alle Menschen bewog zu glauben, daß der Cami oder Gott dieses Bodens solches nicht gestatten wollte. Aus Furcht vor seinem Zorne hat man hernach diese Arbeit nicht wieder unternommen. Eben dieses urtheilt man auch von einem goldreichen Erz-Berge auf der Insel Amakusa, wo ein hervorquellendes Wasser die Minen angefüllt, alle Maschinen ruinirt, und die Arbeiter, zur Erhaltung ihres Lebens, zum Fliehen gebracht hat.

Silber findet man in der Landschaft Bungo, und auf den nach Osten von Japan gelegenen silber- und goldreichen Inseln Ginsima und Kinsima, deren oben Erwähnung geschehen ist; in größerer Menge aber zu Kitami, einem unter den nördlichen großen Provinzen gelegenen Orte. Ueberhaupt sind die Silberminen häufiger und ergiebiger, als die Goldminen, und das Silber ist so fein, daß die Chineser einen beträchtlichen Handel damit treiben. Man zweifelt, daß das potosische Silber reiner sey. Dennoch machen die Japaner wenig daraus, und verkaufen es mit Freuden den Ausländern. Die Ausführung dieses Metalles soll dem kaiserl. Schatze jährlich 80000 Kobani (*) einbringen.

Kupfer ist das meiste Metall dieser Länder, und wird jetzt wirklich in der Provinz Suruga, Atsingo, und Kyno Kuni, gebrochen. Letztere Provinz gibt das feinste und geschmeidigste in der ganzen Welt; Atsingo ein sehr schlechtes, und müssen deswegen zu 70 Catti, 30 Catti von dem Kiischen zugesetzt, und dadurch geschmeidig gemachet werden. Das surugasche ist sehr goldreich, und an sich ohne Tadel; die Japaner wissen aber das Gold jetzt besser davon zu scheiden, als ehemahls, worüber die Goldarbeiter und Brachmanen

(*) Ein Kobani ist 23 holl. Gulden am Werthe.

manen der Küste Coromandel sehr klagen. Cochinchina hat gleichfalls Kupfererz, und der Kaiser hat [illegible] wieder erlaubt, solches zu brechen. Alles Kupfer wird in der Stadt Sakai raffiniert, und daselbst in anderthalb Spannen lange und fingerdicke Stäbchen gegossen, welche in viereckige Kisten zu 1 Pikel, oder 125 Pfund schwer, eingepacket, an die Holländer verkauft, und von diesen wieder in andere Länder verführt und verhandelt werden. Noch ein anderes grobes Kupfer, in Form von runden Kuchen, wird ebenfalls ausgeführt, ist aber in weit geringerem Preise.

Man findet in Japan noch ein anderes Metall, welches aber durch die Kunst hervorgebracht, und aus Gold und Kupfer zusammen gesetzt wird. Man weiß dieser Composition eine so vortreffliche Politur zu geben, daß es an Schönheit unsern Similor übertrift. Die Japaner bearbeiten es mit einer erstaunlichen Feinheit. Ihre Feuerröhre sind damit überzogen und ausgeschmückt. Messing ist hier theurer als Kupfer, weil man hier keinen Galmey findet, sondern dieser in platten Kuchen aus Tunkin hieher gebracht und theuer bezahlt wird.

Das Land Bungo liefert sehr feines Zinn, welches dem Silber gleicht. Es wird aber dieses Metall in diesen Ländern wenig gebraucht. Sie entsagen blindlings einem ansehnlichen Gewinne; denn die Holländer und Chineser würden einen fortdauernden Handels-Artikel daraus machen.

Eisenerz wird allein, aber in Ueberfluß gebrochen, wo die Provinzen Mimasaka, Bitsju und Bisen an einander stoßen. Es wird auch daselbst gereiniget, und in 2 Spannen lange, Stäbe gegossen, und so an die einländischen Kaufleute verhandelt und abgeführt. Der Preis muß wohl dem Kupfer gleich seyn, weil man die eisernen Geräthe eben so theuer, als die kupfernen oder messingenen, bezahlt, und das Haus-

Geräth,

Senkh, Kleinigkeiten Schüssen u. s. f. welches in andern Ländern Eisen ist, hier von Kupfer gemacht wird. Man gießt hier aus einer Eisenmaterie zimlich dünne Kessel und Pfannen, weil man zum Kochen kein Kupfergeschirr gebraucht. Von diesen Gefäßen werden die alten sehr hoch gehalten, weil sie dieselben nicht mehr nachzumachen wissen.

An Steinkohlen mangelt es hier auch nicht, und es werden dieselben in der Provinz Tsikusen um Kusanosse, und in verschiedenen nördlichen Ländern häufig gegraben.

Salz kochen die Japaner an den Ufern der See von Salzwasser, welches man über einen feinen und mit Rechen locker gemachten Sand sprützt. Nachdem der Sand trocken, und der Proceß verschiedene Mahle wiederhohlt worden ist, wird er mit Seewasser durchsolirt, die Lauge eingekocht, und das erhaltene Salz in verschlossenen irdenen Gefäßen durch Calcination weiß gemacht.

Achate von schöner Farbe, deren einige einem schlechten Sapphir, andere den Carneolen gleichen, findet man auf dem Gebirge Tsigaar, auf dem nördlichsten und äussersten Lande Oeju, der Insel Jesso gegen über.

Perlen, welche man hier Kaimotamma, d. i. Juwelen von Muscheln, nennt, werden hin und wieder an Seekoste in verschiedenen Gattungen von Austern und Seemuscheln gefunden, und können von Jedem frey gesuchet werden. Ehedem wurden sie von den Einwohnern nicht gebraucht noch geachtet, bis sie endlich den Preis derselben von den Chinesern erkannten. Die größten und edelsten Perlen findet man in einer kleinen, platten, auf beyden Seiten geschlossenen Muschel oder Auster, Mahmeno Akoja. Sie ist an Form der persischen nicht ungleich, kaum eine Hand breit, dünn, auswendig schwarzglänzend und brüchig, inwendig

weniig weiß und von einem Perlenmuttergl[illegible]. Dieſe Perlen aus der Muſchel Koja findet man allein um Satzuma und im Meerbuſen Omra. Von den jetzigen Landesherren iſt es verbothen, daß ſie nicht mehr, wie vormahls geſchah, zur Speiſe eingeſammelt werden dürfen.

Naphtha von röthlicher Farbe, bey den Japanern Aſur ſono abra, d. i. Erdröthe genannt, trifft man in der Gegend der Landſchaft Jetſingo an, und verbraucht ſie wie Oehl auf Lampen.

Ambra, den die Einwohner nicht anders, als wie einen Zuſatz zu andern wohlriechenden Sachen gebrauchen, um den flüchtigen Geruch, wie ſie ſagen, aufzuhalten, und den ſie, wenn er noch friſch iſt, oft mit Reishülſenmehl, oder andern zu Pulver gemachten wohlriechenden Zuſätzen zu verfälſchen wiſſen, wird bey Satzuma und Riuku, häufiger an den Ufern Kumano, am meiſten aber in den Gedärmen eines Wall-Fiſches, welcher um Japan gefangen und von der Länge ſeiner Gedärme Fiakſiro, d. i. 100 Klafter, genannt wird, gefunden. In denſelben befindet er ſich mit kalkichten ſteinharten Excrementen vergeſellſchaftet, welche ſich beſonders in den unterſten Gedärmen häufig ſehen laſſen, und bey dem Aufſchneiden zu erkennen geben, daß Ambra vorhanden ſey. Der unfläthige Ort hat dieſem edeln Erdſafte den Nahmen gegeben, daß er nicht anders, als Kuſura na ſu, d. i. Wallfiſchdreck, genannt wird. Der Ambra, wenn er zuerſt aus dem Grunde der See durch die Wellen abgeriſſen und auf das Ufer geſpühlet, oder von den Wallfiſchen verſchlucket wird, iſt weich, unförmig, platt, ſchleimig, faſt wie ein Kuhfladen, und unangenehmen Geruches. Alsdenn wird er gemeiniglich von ſeinem Finder in einen runden Ball, oder verſchiedene kleine Stücke, in eine groſſe Maſſe zuſammen gedrückt, wodurch er dichter und ſchwerer wird. Sie-

he

he Th. I, S. 617, fgg. Jeder Japaner hat die Freyheit, den Ambra, wo er ihn findet, aufzuheben, und als sein Eigenthum zu verkaufen.

Endlich liefert dieser Meergarten auch mancherley Seegewächse, platte, netzweise durchwachsene, steinichte und hornichte Stauden, korallsteinerne Str[illegible]he, rare Ansätze der Klippen, Hörner, Muscheln ꝛc. welche den amboinischen nicht viel nachgeben; sie werden aber nicht geachtet, sondern wenn den Fischern und Taucherinnen irgend etwas davon zufälliger Weise in die Hände kommt, setzen sie es zum Opfer an das Ufer und an die Dorf-Capelle ihres Patrones Jebis, welcher der dasige Neptun ist.

Der Boden bringt, wegen des milden Klima und des arbeitsamen Fleißes der Einwohner, viele fruchtbare Gewächse und Pflanzen hervor, welche anfangs ohne Unterschied nur zur Speise und zum Lebensunterhalte aus Noth gebraucht wurden; allein die Scharfsinnigkeit hat die Einwohner in neueren Zeiten auch gelehrt, dieselben zur Wollust und zum Luxus anzuwenden. Unter die nützlichsten und gemeinsten gehört zuvörderst der Maulbeerbaum. Ob gleich dessen Früchte, sowohl die weißen als auch schwarzen, in diesen Ländern unschmackhaft sind, und von Menschen nicht gegessen werden können, so ist er doch wegen seiner Blätter, als einer Speise der Seidenwürmer, den Japanern sehr nützlich und unentbehrlich. Man gewinnet in vielen nördlichen und andern Provinzen, wo dieser Baum wächst, eine mittelmäßig gute Seide, und wirket aus derselben in Städten und Dörfern sehr feste, doch meistens grobe Zeuge. Die edelsten und feinsten werden von den Landesverwiesenen auf der Insel Fatsisio gewebet, aber von feiner ausländischer Seide; siehe oben, S. 93.

Unter

Unter das Geschlecht des Maulbeerbaumes gehört auch der Kaasi, oder der Papierbaum. Es ist dieses zwar ein wilder Baum; allein er wird, wegen seiner Nützlichkeit, in die Felder verpflanzet, wo er seine Aeste mit unglaublichem Wachsthum verbreitet, und viele Rinden liefert, aus welchen durch viele Mühe und Arbeit das Papier, und aus diesem Linten, Stricke, Zeuge, Kleider, und andere Sachen gemacht werden, wie ich an seinem Orte ausführlicher beschreiben werde.

Für den edelsten Baum dieser Länder wird wohl der Urusji oder Firnißbaum gehalten, mit dessen milchichten Safte das hölzerne Hausgeräth und alles Tafelgeschirr überzogen und lackiert wird, und deren sich der Arme sowohl, als der Reiche, und selbst der kaiserliche Hof, bedient, wo man lackierte Gefäße den silbernen und goldenen weit vorzieht. Eine andere wilde Sorte Faasji genannt, hat schmahle Blätter, wächst durchgehends in Hecken und Bergen, gibt aber wenig und schlechte Milch, und wird deswegen fast gar nicht gesammelt.

Vorerwähnter Urusji-Baum ist von einem besondern, und diesem Lande eigenen Geschlechte, und will sich fast zu keiner andern, als in der Provinz Jamatto zu diesem Gebrauche ziehen lassen; doch findet man ihn auch in Figo und hin und wieder in Tsikoku.

Der indianische Firnißbaum ist von einem ganz andern Geschlechte, und der wahre Anacardinus-Baum; bey den Siamern heißt er Rakbaum, und gibt an mehrern Orten Indiens seine Früchte, aber auf der Westseite des Ganges keinen Saft, es sey nun aus Unwissenheit der Einwohner, oder wegen der Beschaffenheit des Bodens. Es wird dieser Firniß aus Siam und Cambodia durch ganz Indien, auch selbst in Japan, wohlfeil verkauft, und hier nur zu schlechten Gefäßen, oder zur Grundlage ihres einheimischen, feinern und weit schönern Firnisses gebraucht.

Lorbeerbäume gibt es hier von verschiedener Art. Derjenige, welcher rothe Beeren trägt, ist eine Camue-

lifera

fera ſpuria, oder wenigſtens, wie es das ſchleimige Weſen bezeugt, eine Caſſia lignea, deſſen Geſtalt, Figur und Subſtanz der Blätter von jenen nicht verſchieden iſt, wiewohl die Rinde wenig von der Süßigkeit und Lieblichkeit des Caneeles, mehr aber von dem aromatiſchen Geſchmacke eines Coſtus beſitzt. Unter das Geſchlecht des Lorbeerbaumes mit ſchwarz purpurrothen Beeren gehört auch der Kus, oder Campher-Baum, aus deſſen Wurzeln auf der Inſel Gotho, und inſonderheit in der Provinz Satzuma, der Campher durch ein gemeines Kochen von den Landleuten geſchieden und bereitet wird. Der Preis iſt ſehr geringe; und wird 1 Catti des eingeführten borneiſchen Camphers, welcher zwiſchen den Rinden, Aeſten und Spalten der gefälleten alten Stämme geſammelt wird, gegen 80 bis 100 Catti des japaniſchen Camphers vertauſchet.

Tſja no ki, oder der Theebaum, iſt eine unanſehnliche Staude, der man in dieſem engen Lande keinen andern Platz vergönnet, als die Ränder der Aecker, oder andere zur Beſäung unbequeme Oerter. Es iſt aber doch die nutzbarſte unter allen Pflanzen, indem aus deſſen geröſteten groben Blättern das tägliche Hausgetränk abgekocht wird. Die zarteſten und jüngſten Blätter aber werden, wenn ſie geröſtet, gemahlen und mit heißem Waſſer zu einer Suppe gemengt ſind, unter den Vornehmern den Gäſten als ein gewöhnliches Ehrengetränk, und nach eingenommener Mahlzeit zum Abſchiedstrunk dargereichet.

Sandſjo iſt ein ſtacheliger Baum von mittlerer Größe, deſſen Hülſe und Rinde als Pfeffer, und deſſen Blätter als ein angenehmes Gewürz gebrauchet werden.

Man hat zu Japan dreyerley Arten von Feigen. Eine von dieſen, Kaki genannt, wird in großer Menge durch das ganze Reich gefunden. Der Baum iſt

ungestaltet, wie ein alter kurzer Apfelbaum; seine Blätter sind länglich rund, und ohne Einschnitte; die Frucht gleichet an Gestalt einem röthlichen Apfel, an Fleisch und Beschaffenheit aber einer delicaten Feige; der Same ist dem Kürbißsamen ähnlich, aber hart und steinicht. Dieser Baum ist einer der fruchtbarsten und nützlichsten im ganzen Reiche. Die Frucht dient, getrocknet, Reichen und Armen zu einer delicaten Speise. Die Sineser wissen sie mit Zucker weit besser einzumachen. Die zweyte Sorte von Feigen ist der gemeinen europäischen ähnlich; sie wachsen aber an einem Baume mit breiten, langen, rauhen, ungekerbten Blättern. Die dritte ist die europäische, welche die Portugiesen eingeführt haben. Es gibt deren wenige, sie tragen aber große und delicate Früchte. Die Früchte des hier häufig wachsenden Sycomorus, oder wilden Feigen-Baumes, werden nicht genossen.

Kastanienbäume gibt es hier im Ueberfluß, und zwar durchgehends mit viel größern Früchten, als in Europa, die besten und meisten aber in der Provinz Tsikusen.

Apfelbäume, dergleichen es in Europa gibt, kennt man hier nicht.

Birnen gibt es in ziemlicher Menge, aber nur von einer Art, welche bey uns Winterbirnen heissen, und können roh nicht wohl genossen werden. Sie sind von ungemeiner Größe, und durchgehends pfündig, oder noch schwerer.

Den Wallnußbaum findet man am häufigsten in den nördlichen Provinzen. In denselben wächst auch ein hoher Taxus, Kaibaum genannt, mit langen Nüssen, welche mit einer fleischichten Rinde, in Gestalt und Größe einer Arakfrucht, umgeben sind. Diese auch gehülsete Nüsse haben zwar keinen angenehmen, sondern einen zusammenziehenden Geschmack, besonders, wenn sie noch frisch sind; sie laxieren aber vermö-

vermöge ihres süßen Oehles, und werden, wegen ihrer Arzeneykräfte, unter Confituren aufgetragen. Das ausgepreßte Oehl ist beynahe wie Mandelöhl, und wird zu Speisen und Arzeneyen gebraucht. Der Rauch dieser Nußkerne ist das vornehmste Ingrediens der allertheuersten und feinsten japanischen Tinte. Eine andere Art Nüsse, Ginau genannt, von Gestalt wie große Pistacien, wachsen durch das ganze Reich auf einem schönen, sehr großen Baume, Nahmens Itsjo no ki. Ihr Oehl dient zu vielerley Gebrauch. Man hat zwey fremde Arten von Eichbäumen; die Früchte des größern werden gekocht, und von gemeinen Leuten gegessen. Der Nanfme, oder Lotusbaum, gibt in diesen Ländern eine wohlschmeckende und gesunde Frucht. Citronenbäume findet man hin und wieder in Gärten. Limonien und Pomeranzen wachsen hier häufig, und von verschiedener Art. Die edelste Art nennt man Mican, deren Figur und Größe einem borsdorfer Apfel gleichet, und welche einen sehr angenehmen und weinsäuerlichen Geschmack haben. Kinkan ist eine andere seltene Art, von der Größe und Figur einer Muskatennuß; sie ist überaus sauer, wächst auf einer kleinen Staude, und wird in Speisen und Atsjar gebraucht.

Trauben werden hier selten reif, und deswegen wird der Weinbau wenig getrieben. Brombeeren und Himbeeren sind zwar auch da, haben aber keinen angenehmen Geschmack; und die Erdbeeren sind ganz ohne Geschmack, und nicht genießbar. Pfirsichen, Aprikosen und Pflaumen gibt es im Ueberfluß, und unter diesen letzten zwey fremde Arten, nähmlich weiße und purpurfarbene, mit Hügelchen wie Maulbeeren; diese werden mehrentheils zu Atsjar verbraucht. Kirsch- Haferschlehen- und Kriekenbäume werden nur ihrer schönen Blüthen wegen unterhalten, welche durch die Cultur die Größe einer doppelten Rose erreichen,

chen, und in solcher Menge hervor brechen, daß sie den ganzen Baum wie ein blutiger Schnee bedecken.

Von Tannen und Cypressen gibt es hier vielerley Arten, und es sind die gemeinsten Bäume der Wälder, aus welchen Häuser, Breter und Gefäße gemacht werden. Die Aeste und anderer Abfall dienen zu gemeinem Küchenfeuer; das gemeine Volk braucht hierzu die abfallenden Fichtenäpfel und Blätter, welche sie täglich zusammen fegen, und mit eben derselben Mühe den Boden rein erhalten. Zum Zierrath werden diese Bäume in lange Reihen auf die Spitzen der Berge, und auf beyde Seiten der Landstraßen und Heerwege gepflanzet. Man bemüht sich auch sehr, alle sandige und wüste Oerter mit denselben zu besetzen. Es darf keine Tanne oder Cypresse gefället werden ohne Erlaubniß der Obrigkeit des Ortes, und es muß alsdenn ein junger Baum in dessen Platz gesetzt werden.

Bambusen ist eine der gemeinsten Stauden, woraus vielerley Hausgeräth, als: Wasserrinnen, Wände die man betünchen will, die feinsten Lunten, zierlich geflochtene Körbe und andere Sachen, gemacht werden. Man hält sowohl die Tannen als Bambusen, wegen ihres langen Lebens und steten Grünens, für ominös oder glücklich, und braucht sie deswegen zur Auszierung heiliger Oerter bey Fest- und Feyer-Zeiten.

In Vergleichung anderer Länder, hat Japan ungewöhnlich mancherley wilde Pflanzen von überaus schönen Blumen und Blättern, welche zu gewissen Zeiten die wüsten Felder und Bergwälder zieren, welche man auch in die Gärten verpflanzet, und durch die Cultur zu mehrerer Vollkommenheit bringt. Die vornehmsten derselben sind: Tsubaki, eine große Staude mit Rosenblumen, welche sich in Hecken und Wäldern findet. Durch Pfropfen entstehen viele seltene Arten, und man hat bey dieser nahmenreichen Nation, wie

man

man vorgibt, 900 Nahmen ihrer Varietäten. Satsuki, eine lilientragende kleine Staude, soll mehr als 100 benannte Varietäten haben; deren zwey wilde Arten, mit rothen und fleischfarbenen Blumen, viele öde Felder und Hügel mit ihrer angenehmen Farbe zieren. Saka Nandsjo, eine Staude, trägt gleichfalls eine lilienförmige Blume, aber weit größer als die vorige.

Es gibt Ahorn, wovon eine Art im Frühlinge, die andere im Herbste, eine theils gelbe theils purpurrothe Farbe annimmt. Die Lilien, Matricaria, Narcissen, Irides, Nelken, und meist alle übrige Blumen, sind beynahe ohne Geruch; wie denn auch alle japanische Früchte, die Lieblichkeit des Geschmackes der sinesischen und indianischen nicht besitzen.

Hanf und Baumwolle werden, so viel es der Raum zulässet, auf ihren Aeckern gebauet. Stiro, oder wilde Hanfnessel wächst an wüsten Orten häufig, und ersetzt den Mangel des Flachses und der Wolle, weil man daraus vielerley, sowohl feine als grobe Zeuge webet.

Oehle zu vielerley Gebrauch, presset man aus folgenden Samen. Kiri ist ein ungeheuer großer, doch seltener Baum; er hat Blätter wie die Klette, trägt an einem langen Stiele, Blumen der Digitalis ähnlich, und Samen wie eine Althäa. Das Blatt mit drey beblümten Stielen ist das Wapen des Mikaddo oder geistlichen Erbkaisers. Abrasin, ein mittelmäßiger Baum, hat Blätter wie der Platanus, Blumen wie einfache Rosen, und Samen wie ein Ricinus; Kämpfer nennt ihn daher Ricinus arboreus folio Alceæ. Asa diracht Avicennæ, die vorerwähnte Tsubaki, Vrusji, Fasi, und Kaj no ki, dann auch die Baumwollenstaude und Kraut, beyde Geschlechter von Sesam mit weißen und schwarzen Samen. Unter diesen wird nur das Oehl vom Sesam und Kai, aber

doch selten, zur Speise gebraucht, weil man diese ohne Butter und Fett zu bereiten weiß.

Getreide und Hülsenfrüchte, wie auch allerley Gartenkräuter, geben nicht nur die platten Felder, welche man niemahls zu Wiesen gebraucht, sondern auch die steilen Gebirge bis zu den höchsten Spitzen, ja auch die ablaufenden Höhlen und Winkel der steinigen Klippen, wo es nur immer Wurzel und Regen-Wasser fassen kann. Des Ackerbaues der Japaner wird weiter unten Erwähnung geschehen.

Die vornehmsten und zum Unterhalt der Menschen nützlichsten Feldfrüchte werden mit dem gemeinschaftlichen Nahmen Gokokf, d. i. 5 Feldfrüchte, beleget. Nach dem sparsamen oder reichlichen Wachsthum derselben schätzt man die Frucht- oder Unfruchtbarkeit des Jahres und eines Ackers, und den Reichthum oder die Armuth des Besitzers. Sie ersetzen in diesem Lande den Mangel des Fleisches, und sind die Grundlagen der täglichen Mahlzeiten und der Gastmahle. Diese Gokokf sind folgende. 1. Kome, oder Reiß, von verschiedenen Sorten. Die beste hat ihres Gleichen nicht in ganz Asien; sie ist schneeweiß, und sättiget ausserordentlich. Der Reiß dient, in Wasser aufgekocht, statt des Brodes; von dem jährlichen Ueberflusse wird ein fettes Bier, Saki genannt, gebrauet, doch nur zur Nothdurft; und es darf weder mehr Reiß noch Bier von den Fremden ausgeführet werden, als die Obrigkeit erlaubet. 2. Oo Muggi, d. i. großes Getreide, nähmlich Gerste, wird nur zum Futter der Pferde und andern Viehes, das Mehl aber zu Kuchen und verschiedenen Speisen gebraucht. Es gibt eine Art Gerste, deren Aehren und Hülsen purpurfarbig sind, welches in den Feldern einen sehr schönen Anblick gibt. 3. Koo Muggi, d. i. kleines Getreide, nähmlich Weitzen, ist daselbst sehr wohlfeil, und wird nur zu Mehlkuchen verbraucht. 4. Daidsu,

d. i.

d. i. **Davidsbohnen**, sind wie türkische Erbsen, wachsen aber wie Lupinen. Diese Bohnen sind, nach dem Reiße, in der höchsten Achtung, weil man aus ihrem Mehle die **Midsu**, d. i. einen gewissen Mehlbrey, macht, welcher bey Zubereitung der Speisen an statt Butter dienen muß; und auch den **Soeju**, welches eine den Appetit erregende Tunke ist, welche bey allen Mahlzeiten aufgesetzt, und ausser Landes bis nach Holland verführt wird. Die Bereitung derselben findet man in Kämpfer's Amoenit. exot. S. 839, beschrieben. 5. **Adsuki** oder **Sodsu**, d. i. **Saubohnen**, wachsen gleichfalls wie Lupinen, sind aber schwarz, und wie Linsen oder indianischer Cajan; das Mehl mit Zucker vermischt, wird in Mansje gethan, und auch zu andern Kuchen verbraucht.

Man pflegt sonst auch unter dem Nahmen **Gokokf** überhaupt folgende Feldfrüchte zu begreifen: **Awa**, oder indianischen Fench, Panicum indicum *Tabernæm.*; **Kibi**, oder Hirsen, Milium vulgare noſtras; **Tye**, oder Panicum vulgare, inba minore, semine nigricante; **Maggi**, d. i. allerley Getreide, und **Mami**, d. i. allerley Bohnen und Erbsen, oder Hülsenfrüchte.

Die Rettige sind durch das ganze Land von unglaublicher Größe, und tragen, wegen des Ueberflusses unter allen Feldfrüchten, zum Unterhalt des Lebens das meiste bey. Sie riechen und schmecken aber sehr stark nach dem Menschenmiste, womit sie gedünget werden. Man genießt sie roh, kochet sie frisch, und conservirt sie trocken und eingesalzen. Rüben, Möhren, Kürbisse, Melonen, Angurien, Cucumern, Liebesäpfel, Fenchel, und eine einheimische Lactuca noſtras, sind hier gemeine Feldgewächse, welche bey uns in Gärten gezeuget werden. Garten-Pastinak wird hier nicht gefunden, der wilde aber allenthalben. Petersilien, Kümmel, Cichorien, Lattich, sind jederzeit hier von den Ausländern gebauet worden, und wachsen vortrefflich.

Es geben auch die wüsten Wälder, Berge, Klippen, Moräste und Seegründe viele, sowohl bekannte als unbekannte Kräuter, deren junge Sprossen, Blätter, Früchte und Wurzeln verspeiset werden. Von den Schwämmen werden die mehresten Arten genutzet, wodurch öfters Menschen um ihr Leben kommen. Eben dieses erfolgt auch von andern giftigen Kräutern, wenn sie von Unkundigen zur Speise eingesammelt werden. Kein Seekraut ist unter dem Meere zu finden, welches von dieser Nation nicht zur Speise genommen wird. Es gibt derselben vielerley Arten, welche von den Fischweibern, die im ganzen Reiche hierzu abgerichtet sind, aus der Tiefe von 20 bis 40 Faden heraus gehohlet, hiernächst gewaschen, gesäubert, und in gewisse Sorten zerleget werden, von welchen jede nach ihrer Art zur Speise aufbehalten wird.

Ich komme zur Thiergeschichte, und zwar sowohl der vierfüßigen Thiere, Vögel, kriechenden und fliegenden Insecten, als auch der Seeproducte, oder Fische und Muscheln, des Landes. Zu den einheimischen Thieren gehören zuvörderst einige erdichtete Thiere, welche die Japaner von den Sinesern angenommen haben, und welche bloß in der Einbildung und in den Schriften, aber nicht in der Natur, gefunden werden, als: der Kirin, Sungu, Kaitsu, Tatsdria oder Dsja, Tatsmaki, und Foo, deren Beschreibung ich aber, der Kürze wegen, übergehe. Man findet sie in Kämpfer's Geschichte von Japan, nach der Dohmischen Uebersetz. 1 Th. S. 139. f. beschrieben, und Tab. IX, Fig. 1 bis 6, abgebildet.

Mit vierfüßigen, wilden und zahmen Thieren sind diese Länder sparsam versehen. Jene finden wenig unbewohnte Oerter, wo sie sich verbergen und vermehren könnten. Diese werden mehrentheils nur zur Arbeit aufgezogen, und ihr Fleisch wird von den Einwohnern,

dern, wegen ihres pythagoriſchen, wiewohl kaltſinnigen Glaubens, wenig genoſſen. Ueberdies wiſſen auch dieſe Krauteſſer, in den engen Gränzen ihres volkreichen unfruchtbaren Landes, den Boden vortheilhafter, als zur Viehzucht, anzuwenden.

Man findet hier Pferde, welche zwar klein ſind, aber doch an Geſchicklichkeit oft den perſiſchen nicht viel nachgeben. Die beſten kommen aus den Provinzen Osju und Satzuma, und eine ſehr kleine Art aus der Landſchaft Kai. Ochſen und Kühe werden bloß zum Pflügen und Karrenziehen gebraucht. Milch und Butter von ihnen zu ziehen, iſt hier eine unbekannte Sache. Es gibt noch eine ungeheuer lange grobe Art Büffelochſen, mit hohen Buckeln auf den Schultern, und von allen Farben; man bedient ſich ihrer bloß in großen Städten zum Karrenziehen. Eſel, Mauleſel, Kamele und Elephanten, kennt man nicht. Schafe und Ziegen ſind vor Zeiten von den Europäern nach Firando gebracht, wo man auch noch ihr Geſchlecht unterhält. Sie würden im ganzen Reiche gute Berg-Weide finden, und mit Nutzen angezogen werden können, wenn man die Wolle gebrauchte, oder das Fleiſch genießen dürfte. Schweine findet man wenig; ſie ſind zuerſt aus Sina eingeführt, und werden nur ſparſam von den Bauern in Fiſen angezogen. Sie werden aus Devotion von den Japanern ſehr wenig gegeſſen, und nur an die jährlich ankommenden Sineſer verkauft, welche ſich ihrer täglich bedienen, ob ſie gleich mit jenen einerley Glauben haben.

Gemeine Hunde findet man unter des jetzigen Kaiſers Regierung in dieſem Lande mehr, als in jedem andern. Sie liegen in Menge, zur großen Verhinderung der Vorbeygehenden, auf den Straßen umher, ohne einen Herrn zu haben. Es muß eine gewiſſe Anzahl derſelben von den Bürgern jeder Straße unterhalten und gefüttert, wenn ſie krank ſind, in einer auf

jeder Straße errichteten Hütte verpfleget, wenn sie gestorben sind, auf die Berge getragen, und wie Menschen beerdiget werden. Ein Mehreres davon ist im XXVI Th. S. 391, vorgekommen. Wind- und Wasser-Hunde findet man hier nicht; man versieht die Jagden, wozu es schlechte Gelegenheit gibt, mit gemeinen Hunden.

Unter den Katzen gibt es eine Art, welche nur zur Zierde gehalten wird. Sie haben große schwarze und gelbe Flecken auf weißem Grunde, und einen kurzen krummen Schwanz, als wenn er mit Fleiß gebrochen wäre. Sie wollen gar nicht mausen, lassen sich aber gern von dem Frauenzimmer tragen und streicheln.

Von vierfüßigen wilden Thieren finden sich hier Hirsche, Hasen, wilde Schweine, und Füchse im Ueberfluß. Von letztern glauben die Japaner, daß sie mehrentheils mit Teufeln beseelt sind. Affen sind hier wenig; sie sind gelehrig, haben hellbraune Haare, kurze Schwänze, und nackte rothe Gesichter und Hinterstен. Bären gibt es in den nördlichen Provinzen, aber wenig und von kleiner Art. Tanurki ist ein schwarzbraunes Thier, hat ein Maul wie ein Fuchs, und scheint wohl eine kleine Art von Wölfen zu seyn. Die wilden Hunde haben große weitgespaltene Schnautzen. Itatz ist ein röthliches Thier, wie ein Muncus, oder kleiner Iltiß. Eine andere größere Art wird Tin genannt. Sie halten sich in Häusern und unter Dächern auf, beynahe wie zahm, und sollen nicht allein Hühner, sondern auch Fische fangen.

Die Ratzen und Mäuse, an denen dort kein Mangel ist, wissen die Japaner zahm zu machen, und zu allerley Künsten abzurichten.

Von Tiegern, Panthern, Löwen, und andern reissenden Thieren ist das Land befreyet.

Unter dem schädlichsten Ungeziefer sind die vornehmsten, die durch ganz Indien so genannten weißen Ameis-

Ameisen. Dieses sind schneeweiße zarte Würmchen; sie leben in Haufen wie Ameisen, und gleichen ihnen auch an Größe und einiger Maßen an Gestalt; Brust und Kopf sind bräunlich und hart. Von den Japanern werden sie do Toos, d. i. Durchbohrer, genannt, weil sie alles, was ihnen vorkommt, ausser Erz und Stein, in wenigen Stunden durchfressen, und die kostbarsten Waaren in den Packhäusern der Kaufleute verderben. Sie können bloß durch Unterstreuung des gemeinsten Salzes abgehalten werden. Ihre Todfeinde sind die schwärzlichen oder wirklichen Ameisen, und die freye Luft können sie weniger, als die Maulwürfe, vertragen.

Die in Indien so genannten Mukadde, oder Tausendbeine (Millepedes), sind beynahe einen Finger lang, schmahl, bräunlich, und an beyden Seiten mit Füßen versehen. Sie sind in Indien sehr giftig, und ihr Biß schmerzt mehr, als der Stich eines Scorpions. In Japan gibt es wenige, und sie thun selten Schaden. Der Biß wird durch Bestreichen mit Speichel geheilet. Die Eidechsen, welche sich hier aufhalten, sind nur von gemeiner Art.

Es gibt hier wenige Arten von Schlangen. Eine berühmte Art unter denselben, Firakuz und Fibakarri genannt, hat eine grüne Farbe, einen platten Kopf und scharfe Zähne. Diese Schlange hat ihren Nahmen von der Tageslänge; weil nähmlich derjenige, welcher von ihr gebissen wird, mit Sonnen-Untergang sterben muß. Die Soldaten sind nach ihrem Fleische begierig, weil ihm die Kraft zugeschrieben wird, daß der Genuß strenge und beherzt mache. In verschlossenen Geschirren calcinirt, gibt sie ein berühmtes Pulver, Gawatso genannt, welches innerlich gegen verschiedene Krankheiten gebraucht wird. Eine ungemein große Schlange, Jamokogach oder Uwabami, auch Dsia, d. i. Drache, genannt, hält sich in Bergen und Wäs-

sern

fern auf. Man trifft sie selten an; wenn man sie aber fängt, so lässet man sie für Geld sehen.

An geflügelten zahmen Thieren unterhält man Hühner, und auch bisweilen Aenten; sie werden aber aus Aberglauben selten gegessen, und dürfen nur von gewissen geringen Personen geschlachtet werden. An Sterbe- und Gedächtniß-Tagen eines Blutsfreundes muß einer einen Vogel oder ein anderes Thier zur Küche schlachten. In den kaiserlichen Sterbe- und Gedächtniß-Jahren, wie auch zu gewissen andern Zeiten, wenn es der Kaiser verbiethen lässet, dürfen auch weder Hühner, noch irgend andere lebendige Thiere getödtet, ja nicht einmahl auf Märkten zum Verkauf ausgestellet werden. Der Hahn erhält öfter und leichter Pardon als das Huhn, und steht bey den Religiosen in großer Achtung, weil er die Zeit abzutheilen und die Veränderung des Wetters zu verkündigen weiß.

Das wilde, von Natur schüchterne Geflügel, ist in diesem so volkreichen Lande so zahm geworden, daß man viele Geschlechter für Hausthiere halten sollte.

Der Tsuri, oder Kranich, ist der vornehmste, und ein kaiserlich privilegierter Vogel, und darf nicht anders, als auf Befehl für den Kaiser allein, geschossen werden; es geschieht aber dennoch in Saikokf und andern vom Hofe entfernten Ländern. Dieser Vogel sowohl, als die Schildkröte, werden, wegen ihres fabelhaften Alters und wegen der merkwürdigen Geschichte, die man von ihnen erzählt, für die glücklichsten und glückbedeutendsten Thiere gehalten, mit deren Figuren eben so, wie mit Tannen und Bambus, die kaiserlichen Gemächer und andere glücklich gehaltene Oerter bemahlt sind. Man findet zweyerley Arten Kraniche, eine schneeweiße, und eine graue oder aschfarbige.

Von Sagi oder Reihern gibt es verschiedene Arten, welche an Farbe und Größe sehr unterschieden sind.

Die

Die bekanntesten sind: Sjiro Sagi, oder der weiße; Goi Sagi, oder der graue, und Awoi Sagi, oder der bläulichgraue Reiher. Der letztere hat beynahe die Größe eines Kraniches.

Von wilden Gänsen gibt es zwey Arten, von welchen jede Art sich in Haufen vereiniget. Die erste ist schneeweiß, mit pechschwarzen Schwungfedern; die andere Art aber ist ganz grau oder aschfarbig. Sie sind in diesen Ländern, und besonders die grauen, in großer Menge, und auch so zahm, daß sie nicht leicht vor einem Menschen auffliegen. Sie thun den Aeckern großen Schaden, dürfen aber doch bey Lebensstrafe von niemand beleidiget werden, als von denen, welche die Freyheit, dieselben zu schießen, an gewissen Orten gepachtet haben. Die Bauern beziehen ihre Felder, um sie vor den Einfall der Gänse zu schützen, mit Leinen oder Netzen. Aenten findet man von verschiedener Art, und eben so zahm, wie die Gänse. Unter denselben ist eine Art, wovon das Männchen von seltener Schönheit ist. Fasanen sind auch von ungemeiner Schönheit. Ein großes Geschlecht hat bunte, goldfärbige und über den ganzen Leib glänzende Federn; auch, wie der Pfau, einen in goldblau wiederscheinenden Schwanz, von einer halben Mannes-Länge. Feldhühner sind die gemeinsten Vögel, welche nebst Fasanen, Aenten und Gänsen, genutzet werden. Man findet Feldtauben, mit schwarzblauen Federn, aber von keiner Schönheit. Störche bleiben das ganze Jahr im Lande. Die besten Falken werden in den nördlichen Provinzen gefangen, und mehr zum Staat, als zur Jagd, gehalten. Habichte und Raben findet man hier häufig. Letztere haben eine mittelmäßige Größe, und sind zuerst als Geschenke aus Sina hierher gebracht worden. So ist auch die Aelster zuerst als ein seltener Vogel dem Kaiser aus Corey zugesandt worden, und sie heißt deswegen Corei garas, d. i. corey-

reyischer Rabe; sie hat aber ihr Geschlecht in diese Lande wenig fortgepflanzt. Europäische blaue Ar hen, Papageyen, und andere indianische Vö werden hier nicht gefunden. Foken, gemeiniglich to tenis genannt, ist ein seltener Nachtvogel, welc auf hohen Gastmahlen als eine kostbare Delicatesse g gesetzt wird, und dessen calcinirte Asche, in sau Saki gethan, dieselbe wieder trinkbar macht. Mi go, oder Bisago, ist ein See-Raubvogel, wie d Habicht oder Sperber, welcher an einer Klippe s eine Höhle zu seinem Keller unterhält, wo er sein übrigen Fischraub hinein legt. Es ist zu bewunder daß dieser, wie ein in Essig oder Salz eingelegter Fis oder Atsjar, nicht verdirbt; daher er Bitsago Su d. i. Bisago atsjar, genannt wird. Mewen, Seer ben, und vielerley kleine Vögel, als: Holz- u Wasser-Schnepfen, Schwalben, Sperlinge, u viele andere gemeine Vögel, sind hier, wie in Eur pa, vorhanden. Die Lerche singt hier vortreffliche als in Europa; die Nachtigalle hingegen schlecht

Von fliegenden Insecten, hat das Land Bi und daher auch Honig und Wachs, Hummeln, W spen, Fliegen, Mücken, Feuerfliegen, Neyer Kriken, Käfer, verschiedene Arten Heuschrecken, u. d. m. Ein gewisses Geschlecht braune Käfer, Sebi auch Semi genannt, ergetzen einen Liebhaber der Natur mit verschiedenen Merkwürdigkeiten. Man findet sie von dreyerley Art und Größe. Die vornehm sten heissen Kama sebi, und gleichen an Größe und äusserlicher Gestalt unsern an Sommerabenden fliegen den Käfern, haben aber keine Werkzeuge zum Fliegen. Sie kriechen im Frühsommer des Nachts aus der Erde, als ihrem Winterlager, hervor, und schließen sich mit ihren scharfen rauhen Beinen an das Holz, Blatt, Strauch, oder was sie sonst gefaßt haben, fest an. Alsdann reißt die Schale der Länge des Rückens nach

auf,

auf, und es kriecht ein anderes Thier heraus, von Gestalt wie eine Biene, und gröſſer als sein beschlieſsender Harnisch, welches nach einem Stillsitzen von wenigen Stunden schnell davon fliegt. Dieses Insect, dergleichen Gesner unter dem Nahmen Cicada beschreibt, macht durch die Querspalte seiner Brust, die es sonst gleichsam mit einem Schilde verschlossen hält, und zugleich durch Bewegung seiner vier Flügel, ein scharfes und überaus helles Getöse, welches in einer Entfernung von einer Viertelmeile in die Ohren gellet. Die Berge und Büsche sind mit ihrem Getöse erfüllt, und sie verlieren sich erst nach und nach in den Hundstagen. Man sagt, daſs sie alsdann wieder in die Erde kriechen, und durch eine neue Verwandlung wieder zu Käfern werden. Ihren gemeinen Nahmen haben sie von ihrem Laute Semi oder Sebi bekommen, den sie zum öftern nach einander erst langsam, und hernach immer geschwinder, von sich geben, bis sie ihr Liedchen mit einem Getöse, gleich einer ablaufenden Spille der Knopfmacher, beschlieſsen. Ihr Gesang fängt nach Sonnen-Aufgang an, und dauert nur bis gegen Mittag. Die Bälge oder leeren Hülsen (Exuviae) werden zum Arzeneygebrauch gesammelt, und in Japan sowohl, als auch in China, in den Apotheken verkauft. Eine andere Art dieses Geschlechtes, welche viel kleiner ist, und ko sebi heiſst, kommt einige Monathe später, und zur Zeit, wenn jene abnehmen, zum Vorschein. Sie lassen sich nur von Mittag bis zum Abend hören, bis spät in den Herbst mit fast gleichem, doch leisern, Laute, nach welchem er auch von dem gemeinen Manne Tsuku Tsuku boo genannt wird. Eine dritte Art ist diesen an Gröſse und Eigenschaften gleich, ausser daſs sie den ganzen Tag über singt. Die Weibchen dieser drey Arten sind stumm, und haben eine verschlossene Brust, übrigens aber eine gleiche Gestalt und Gröſse, wie ihre Männchen.

Die

Die Cantharіden, oder spanischen Fliegen, sind an Farbe den wahren spanischen gleich, allein runder und von der Größe eines jungen Käfers. Ihr Gebrauch ist hier unbekannt. Ausserdem gibt es ein anderes Geschlecht, Fan mio genannt, welches überaus caustisch ist, und daher für giftig gehalten wird. Diese befinden sich auf den Reißähren. Sie sind lang, schmähler und kleiner wie die spanischen Fliegen, von Farbe blau und goldfarbig, mit carmesinrothen Flecken und Strichen, und deswegen von gar vorzüglicher Schönheit.

Das schönste von allen fliegenden Insecten, welches auch hier selten gefunden, und daher von dem Frauenzimmer unter ihren Seltenheiten aufbewahrt wird, ist eine schmahle, halbfingerlange, runde Nachtfliege, mit zwey Schlupfflügeln, und unter denselben mit andern durchscheinenden versehen, mit blauen und goldenen Strichen der Länge nach geziert, glänzend wie ein Spiegel, und von ausnehmender Schönheit. Das Weibchen ist nicht so schön und glänzend, sondern beynahe aschfarbig und gefleckt.

Das Wasser liefert zum gemeinen Unterhalt der Japaner, wenn man den Reiß abrechnet, eben so viel oder noch mehr als das Land. Denn dieses Meer ist überaus reich an Seekräutern, Fischen und Muscheln; und unter diesen ist wenig oder nichts, was nicht ihre Vorfahren aus Armuth zur Speise gebraucht hätten, und welches nicht in späteren Zeiten, und bey mehrerer Cultur, zur Delicatesse und zum Luxus angewandt wäre. Fische und Muscheln werden bey ihnen mit dem gemeinschaftlichen Nahmen Riokai, oder gewöhnlicher Iwokai, belegt.

Der Kudsira, oder Wallfisch, von dem man dort sechs verschiedene Arten hat, und welcher beynahe um ganz Japan, am häufigsten aber im See Kumano, welcher die südlichen Ufer der Insel Nipon bespühlet, gefan-

gefangen, wird, trägt unter allen Seegeschöpfen zur Sättigung des hungerigen Pöbels das meiste bey. Der Fang geschieht, wie bey Grönland, durch Wurf-Pfeile, aber mit bequemern Fahrzeugen. Ein Mehreres davon s. im Art. Wallfisch.

Satsifoko ist ein, gemeiniglich 2 bis 3, zuweilen 5 bis 6 Klafter langer Fisch. Er hat 2 lange Zähne, welche aus dem Maule auswärts hervor stehen. Man stellt dieselben zuweilen auf die Giebel der Schlösser und Tempel. Dieser Fisch soll ein listiger Feind der Wallfische seyn, indem er ihnen in den Hals kriechen, die Zunge ausfressen, und sie tödten soll.

Furube ist ein Fisch von gemeiner Größe; bey den Holländern in Indien ein Aufblaser genannt, weil er sich so dick wie eine große Kugel aufblasen kann, wird für tödtend giftig gehalten. Es gibt ihrer im japanischen Meere 3 Arten, und jede in großem Ueberfluß. Die erste, Susume buku, ist klein, und wird wenig gegessen. Die zweyte Art heißt Mabuku, wird bey den Japanern für die größte Delicatesse gehalten, nachdem der Kopf, Gräthen und Eingeweide, davon getrennet, und auch dem Fleische durch behutsames und fleißiges Abwaschen, alles Schädliche benommen worden ist. Von dem unabgespühlten Fleische pflegen diejenigen, welche wegen unheilbarer Krankheit des Lebens überdrüssig sind, sich ein Todtenmahl zu zurichten. Die dritte Art wird Kita makura, d. i. Nord-Küssen, genannt. Er hat ein völlig tödliches Gift, welches ihm durch kein Waschen benommen werden kann. Er wird wissentlich niemahls zur Speise genommen, als von denen, die sich tödten wollen.

Der so genannte Wasserbauch ist von der Länge eines zehnjährigen Knaben, und ohne Schuppen und Floßfedern. Er hat einen ungeheuern Kopf, Maul und Brust; einen großen dünnen Bauch wie ein Sack, welcher, durch das Maul angefüllt, eine große Menge

Wasser fassen kann; scharfe dünne Zähne wie eine Schlange; fast keine Gedärme, und sehr kleine geringe Eingeweide. Unter seinem Bauche hat er zwey platte, knorpelige Füße mit Fingern, beynahe wie eine Kinderhand, womit er auf dem Grunde des Wassers fortzukriechen scheint. Alle seine Theile dienen zur Speise.

Der Tai, den die Holländer in Indien Steinbrassen nennen, ist, theils aus Aberglauben, weil er dem Götzen Jebis geheiligt ist, und für sehr glücklich gehalten wird, theils auch wegen seiner Schönheit und Glanzes unter dem Wasser, der vornehmste Fisch in Japan. Er ist selten, gleicht an Gestalt beynahe einem Karpfen, und ist von Farbe roth und weißlich. Das Weibchen hat rothe Kiefen. Es gibt auch eine schwärzliche Art, welche aber für weit schlechter gehalten wird.

Funa, ist ein Fisch, welcher ebenfalls dem Karpfen gleicht, und Arzeneykräfte, besonders gegen den Wurm, besitzen soll. Nagos, eine andere längere Art wie ein Karpfen. Me baar, ist über seinen ganzen Leib blutroth, von Größe und Gestalt wie ein Karpfen oder Steinbrassen, und mit so hervorstehenden Augen, daß der ganze Apfel aus seiner Grube hervor raget. Koi, eine Art Barsch oder Karpfen, wird in süßem Wasser gefangen, setzt sich gegen die Wasserfälle, und schwingt sich hinauf; er ist so stark, daß er sich zwey Menschen, die ihn gefaßt haben, aus den Händen entreißt. Er wird sowohl frisch, als auch eingebökelt, in andere Provinzen verführt. Mar, oder Maar, ein Lachs, wird meist in Flüssen oder süßen Meeren gefangen. Jei, ein Ragfisch; von diesen gibt es eine Art, bey den Holländern Pijlstaarts genannt, welche ein hornichtes Schwertchen am Schwanze haben. Die Japaner glauben, daß dieses wider den Schlangenbiß gut sey, wenn der Ort damit bestrichen wird; es muß aber

einem

einem lebenden Fische abgenommen seyn; sie führen es, in dieser Absicht, in ihrem Busensack unter andern Arzeneyen mit sich.

Ika, eine gemeine Seekatze, wird von den Sinesern und Japanern für selten und für ein Leckerbißchen gehalten. Mit dem Fleische desselben lassen sich auch die Fische leicht angeln. Eine andere Art Seekatze oder Seequalm, Tako genannt, hat lange Schwänze oder Füße, an deren Enden sich Cotyledones befinden, womit dieses Thier sich anklammert. Es wird frisch gekocht, und auch aufgetrocknet, und zu gemeinen Savano oder Aufsatz angewandt.

Die Schildkröte, der Ki oder Came, wird von den Japanern, weil man glaubt, daß sie sehr lange lebe, für ominös und höchst edel gehalten. Mino game, oder Mooki, ist eine Art Schildkröte mit einem breiten Schwanze, gleich einem großen runden Barte. Ausser dieser, und den Stein- und Berg- wie auch den Fisch-Schildkröten, (welche letztere sich stets im Wasser bey Fischen aufhalten,) findet sich in den östlichen und südlichen Gegenden von Japan eine sehr große Schildkröte, deren Schild beynahe einen ganzen Menschen bedeckt.

Jebi, werden allerley Krebse und Garnelen, sowohl in süßen als salzigen Wässern, genannt. Muscheln und Schnecken, von was für Geschlecht oder Art sie auch seyn mögen, dienen hier insgesammt zur Speise, sowohl roh, als auch getrocknet, eingesalzen, frisch gekocht, oder gebraten. Die Muscheln Awabi bestehen nur aus einer einfachen oder einseitigen Schale. Sie haben die Größe einer mittelmäßigen persischen Perlenmutter, sind aber nicht so flach. Sie sitzen tief unter der See, mit der offenen Seite an den Klippen angeschlossen, und werden von den Fischweibern oder Taucherinnen herauf gehohlt; diese fahren mit einem Spieße oder langen Messer, womit sie sich

wider den Kaiſe ſchützen können, hinab, und wenn ſie eine Awabi antreffen, ſtoßen ſie dieſelbe ſchleunig herunter; denn ſie ſaugt ſich ſonſt ſo feſt an die Klippen, daß ſie durch keine Gewalt abgeriſſen werden kann. Dieſe Muſchel iſt mit einem großen Stücke Fleiſch angefüllt, welche von Farbe gelblichweiß, von Subſtanz ſehr zähe und ohne Fibern iſt. Die Japaner ſagen, daß dieſes die vornehmſte Speiſe ihrer dürftigen Vorältern geweſen ſey; deswegen ſetzen ſie auch auf jedem Gaſtmahle, zum Gedächtniß und zur glücklichen Deutung, ein Gericht von demſelben auf. Es iſt auch ein gewöhnlicher höflicher Gebrauch geworden, ſowohl unter geringen als vornehmen Perſonen, daß bey allen Geſchenken, die man jemand macht, es ſey Geld, Früchte, Zeuge oder irgend etwas anderes, eine Schnitte dieſes getrockneten Fleiſches beygeleget, oder wenigſtens ein Stückchen davon übergekleibet wird. Die Bereitung des Fleiſches beſteht darin, daß man es in die Runde herum zu dünnen langen Streifen ſchneidet, dieſelben über ein Bret ausſpannet und ſo auftrocknet. In dieſer Muſchel wird bisweilen eine große Perle gefunden, welche aber unförmig, gelblich, und bey den Japanern in keinem Werthe iſt.

Tairagi, iſt eine lange, platte, ſpitzig zulaufende, dünne, große Muſchel, deren Fleiſch auf beyden Seiten mit einer ſtarken Sehne befeſtigt iſt; die beſte findet ſich im arimaiſchen Meerbuſen, und enthält daſelbſt bisweilen Perlen. Akoja iſt eine flache Hornmuſchel, einer Hand breit, auswendig ſchwärzlich, ſchieferig und unanſehnlich, inwendig wie Perlenmutter; die edelſte wird im omaiſchen Seebuſen gefunden, und liefert daſelbſt eine koſtbare Perle. Mirukai, eine gemeine ſchwarze Muſchel, dergleichen man in Deutſchland in Flüſſen findet. Tamaguri, ſind Muſcheln von gleicher Form und Größe, aber dick und ſehr glatt, inwendig ſchneeweiß und auswendig bräunlich; ſie

dienen

dienen dem Dairi oder erbkaiserlichen Hofe zum Spiel und Zeitvertreib, nachdem sie inwendig mit besondern Figuren bemahlt worden sind. Kisa, oder Akagai, sind auswendig weiß, und mit tiefen gleich ablaufenden Gruben geziert; inwendig roth. Man versieht die Schalen mit einem Stiele, und gebraucht sie in der Küche zum Schöpfen. Umi Fake, eine spannenlange Muschelröhre, welche man zwischen den Zeigefinger und Daumen verbergen kann; ihr Fleisch wird in Salz oder in eine andere Tunke gelegt, und zur Tafel aufgehoben. Diese Muschel findet sich allein um Tsikungo, dessen Herr den Fang jährlich so lange verbiethet, bis er des Kaisers Tafel damit versorgt hat. Takara gai, in Indien Cauris oder Coris genannt, werden aus den maldivischen und andern Inseln, in Bengalen, Pegu und Siam eingeführt, und daselbst als gemeine Land- und Scheidemünze gebraucht. Die japanischen sind verschiedener Art; die besten bringt man aus Riuku, und macht eine weiße Schminke daraus, u. s. w.

Man sieht aus vorstehender Beschreibung der Producte Japans, daß die Einwohner reich, unabhängig und glücklich seyn müssen, und daß ihr Boden alles, was zu ihrer Nothdurft, und selbst zu ihrem Luxus, erfordert wird, überflüssig liefert. Wenn sie den Wein entbehren müssen, so sind sie dagegen auch denen Zufällen nicht ausgesetzt, welche der unmäßige Gebrauch dieses verführerischen Getränkes nach sich zieht. An statt des Weines haben sie einen Trank, wie die Europäer ihr Bier, welchen sie aus demjenigen, was von dem jährlichen Vorrathe ihres Reißes übrig bleibt, brauen, und welchen sie Saki nennen. Es ist dieses ein sehr starkes Getränk. Die meisten Japaner aber trinken Thee.

In Japan befindet man alles bebauet, bis zu den höchsten Gipfeln der Berge. Von Nangasacki bis Meako, und von dieser Stadt bis Jedo, sehen die Gegenden der Heerstraßen Gärten ähnlich, und so weit das Auge reichen kann, sieht man denselben Fleiß im Anbau. Man hat bemerkt, daß die Felder der Privatpersonen einen geringen Umfang haben, daß sie in der Mitte wie ein Eselsrücken erhoben sind, um den Abfluß des Wassers zu erleichtern, welches sich in Bächen, die rund um das Grundstück geleitet sind, schlängelt. Diese Methode, das Erdreich in kleine Partien zu theilen, ist in verschiedenen Ländern Europens befolget worden, und ist gar nicht zu verwerfen.

Auf der Insel Xikoko haben die Landleute eine ganz besondere Methode, Reiß, Weitzen und Gerste zu säen. Sie bedienen sich einer Harke, deren Zinken weit von einander abstehen und nicht gebogen sind. Nachdem die Erde vermittelst dieser Maschine aufgelockert worden ist, fängt ein Mann von dem einen Ende des Feldes zum andern an, die Erde mit dem Rücken der Harke zu ebnen. Ein anderer folgt ihm, und säet das Korn. Ein dritter ist mit einem 3 Zoll dicken Brete versehen, welches einen oben gebogenen Stiel hat; mit diesem schlägt er sanft das Erdreich, und dann ist die Arbeit geschehen. In andern Provinzen bedient man sich derselben Werkzeuge zum Acker-Bau, welche die Chineser gebrauchen.

In Japan sind zwey Aernden, die Reiß- und die Weitzen-Aernde. Das Getreide wird gegen das Ende des Maymonathes reif. Sie mähen dasselbe mit einer Sichel, deren Heft lang und nach oben zu gekrümmt ist. Der Pflug wird von gezähmten Büffeln gezogen, und man pflegt diese Thiere, welche sehr gelehrig sind, und stets in gleichem Schritte fortgehen,

nie

nie zu schlagen. Man schonet sie wirklich mehr, als wir unsere Pferde schonen.

Die Schafe werden in Japan nie eingeschlossen, weil man glaubt, daß das Fleisch des Thieres und die Feinheit der Wolle sehr leiden, wenn sie der freyen Luft beraubet werden. Es ist nicht zu läugnen, daß, wenn sie in einem Stalle auf einander gehäuft sind, die groben Ausdünstungen eine Art Schmutz über die Wolle ziehen, welcher ihre Güte vermindert. Diese Thiere können der Kälte sehr widerstehen; Schnee und Reif bringen ihnen keinen Schaden, sondern vielmehr Vortheil. Ob gleich der Winter in Japan sehr strenge ist, so haben sie doch in dieser Jahrszeit nur eine mit Bretern bedeckte, und mit einem Flechtwerke 4 Fuß hoch umzäunte Art Schoppen zur Bedeckung. Dies gibt der Luft kein Hinderniß durchzudringen, und den Aufenthalt von den Ausdünstungen zu reinigen. Eben daher erhält auch die englische Wolle die schöne Weiße, weil die Engländer ihre Schafe nie einschließen.

Es ist kaum zu begreifen, wie der Japaner, welcher sonst der Stimme der Natur und des Bedürfnisses so gehorsam ist, die Kuhmilch weggießen kann, und sich ein Gewissen daraus macht, sie zu seiner Nahrung zu gebrauchen. Die Holländer entdeckten ihnen die Kunst, Butter zu machen; allein, sie achteten es nicht, da sie doch alles einzuladen scheint, die Europäer in diesem Stücke nachzuahmen. Die vortreffliche Weide würde der Butter eine vorzügliche Güte ertheilen. Die Holländer, welche die japanische Kuhmilch gekostet haben, gestehen, daß sie sehr geschickt sey, einen schönen Rahm zu setzen, und daß der Käse daher vortrefflich seyn müßte. Die Provinzen Buigen, Bungo, Fiunga und Fingo auf der Insel Kimo haben einen Ueberfluß an Rindvieh von besonderer guten Eigenschaft. Die Weiden sind eben so

fett, und gesunder als die holländischen. Es würde eine herrliche Hülfsquelle für die Japaner seyn; denn der Thran, welcher ihnen statt der Milch dient, behält, wenn er gleich noch so künstlich verfeinert wird, einen unangenehmen Geschmack.

Auch in Ansehung der Pferde ist die Nachlässigkeit der Japaner nicht zu billigen. Sie sind sehr gut gestreckt, und sehr geschwinde, ob sie gleich klein sind. Die Japaner bedienen sich ihrer nur vor den Palankinen und Kutschen, und auf feyerlichen Reisen. Man beschlägt sie nicht, weil sie ein sehr hartes Horn haben, und weil die Wege besandet sind; übrigens lässet man sie nur im Schritte gehen. Der Ackerbau würde gewiß bey den Japanern weit vollkommener werden, wenn sie sich der Pferde sowohl zum Pflügen, als auch zum Verführen der Waaren, bedienten. Sie machen weitere Schritte als die Büffel; und das hilft sehr dazu, viele Arbeit in weniger Zeit zu vollenden.

Der thätigen Einsicht in den Ackerbau ungeachtet, würden die Japaner nicht sehr reich seyn, wenn sie nicht eben so geschickte Kaufleute wären. Umsonst beschützt man den Ackerbau in ausgebreiteten Reichen, wenn man die Handlung verabsäumet. Diese Wahrheit, welche ich für unwidersprechlich halte, setzt einen Sulli und Colbert in eine Gleichheit, wenn nicht etwann dieser Letztere die Felder zu sehr vernachlässiget hat, um die Städte glänzend zu machen. Aber, man wende ein, was man will, so kann der Handel nie zu der wahren Stufe seiner Vollkommenheit in Ländern gelangen, wo die Raserey ausschließender Gesellschaften herrscht, wo man zu viele Zölle und Einnehmer findet, wo man von Contrebande spricht u. s. w. Uneingeschränkte Freyheit ist der Handlung wesentlich; eine Freyheit, welche übrigens den gewöhnlichen Lauf der Einfuhr- und Ausfuhr-Gefälle nicht verbiethet,

die,

die, wenn sie in ihren Gränzen bleiben, den Staat erleichtern, ohne den Kaufmann zu schwächen. Die Japaner fehlen gegen die Regeln der gesunden Vernunft und eines wohlverstandenen Interesse in diesem Puncte, welcher mit der Wohlfahrt des Staates so genau verknüpft ist.

Die Handlung der Japaner ist entweder die inländische oder die ausländische. An der inländischen Handlung haben die Ausländer keinen Antheil, indem es ihnen so gar verbothen ist, weiter als bis nach Nangasacki zu kommen, es müßte denn seyn, daß sie Abgesandte der Könige, oder Deputierte der holländ. ostindischen Compagnie wären, oder nach Hofe gerufen würden. Solchemnach wird dieselbe allein von den Japanern getrieben, von denen einige dabey reich werden, wiewohl solches sehr selten geschieht, wegen der großen Unkosten, die der Transport der Waaren erfordert, ungeachtet von den Waaren selbst weder dem Kaiser noch Privatpersonen das geringste entrichtet wird; wozu denn auch noch dieses kommt, daß es in Japan zu viel Handelsleute gibt, indem daselbst wenig Personen anzutreffen sind, die nicht einigen Handel treiben sollten. Die Waaren, mit welchen diese innere Handlung getrieben wird, sind alle oben erwähnte Landes-Producte, und alle ausländische Waaren, welche die fremden Nationen nach Japan bringen, oder welche die Japaner von denselben hohlen. Die Orte, wo diese Handlung getrieben wird, sind alle Städte des Landes, vornehmlich aber die Stadt Meako, wo der Stapel aller dieser Waaren ist, und wo jährlich verschiedene große Messen gehalten werden; siehe Meako. Doch sind die Kaufleute in Japan in keinem sonderlichen Ansehen. Man hält sie insgesammt für Lügner, welche kein Bedenken tragen, die Unwahrheit zu reden, um ihre Waaren geltend zu machen. Unterdessen wird der Betrug in der Handlung mit einer ungemeinen

Schärfe bestrafet. Um den Betrug der im Kleinen handelnden Kaufleute zu verhindern, sind an den Ecken der Straßen öffentliche Ellen befestigt, wo ein jeder dasjenige, was er gekauft hat, messen kann. Diese Ellen werden Ichien, Ikien, oder Ichin, genannt; siehe Ichien.

Was die ausländische Handlung betrifft, so ist solche von zweyerley Art, nähmlich diejenige, welche die Japaner mit ihren eigenen Schiffen in fremden Ländern treiben, und diejenige, welche die nach Japan kommenden fremden Nationen daselbst treiben. Die Handlung, welche die Japaner mit ihren eigenen Schiffen ausserhalb Landes treiben, geht nach Cochinchina, Siam, Kamboya und den manillischen Inseln, aus welchen Ländern insgesammt sie mehrentheils nur Seide hohlen, und dafür verschiedene von ihren Landes-Producten, insonderheit Silber, Kupfer, Schwefel ꝛc. dahin bringen. Die fremden Nationen aber, welche nach Japan handeln, sind einige indianische Völker, die Chineser, und unter den europäischen Nationen die einzigen Holländer.

1. Die indianischen Nationen, welche noch einige Handlung nach Japan treiben, sind hauptsächlich die Einwohner von Siam und Kamboya. Seit dem sich aber die Holländer von der Handlung nach Japan Meister gemacht haben, ist die Handlung dieser beyden Nationen nach Japan bey weitem nicht mehr so wichtig, als sie vormahls gewesen ist.

2. Die Handlung der Chineser nach Japan ist fast so alt, als beyde Reiche. Sie war vor Zeiten sehr wichtig, und wurde ehemahls von beyden Seiten gleich stark getrieben. Man sahe eben so viel Japaner in China, als Chineser in Japan. Nachdem aber der König von China den Japanern bey Lebensstrafe verbothen hat, nicht in das Land zu kommen, wird solche nur von den Chinesern noch geführt, wiewohl ihnen

solches eigentlich auch nicht erlaubt ist, sondern der König von China sich nur stellet, als ob er solches nicht wüßte. Die Waaren, welche die Chineser nach Japan bringen, sind: Korallen in Kügelchen, deren jedes am Gewichte 4 Maß hält; Agracaraniba; Ultramarinblau; Schmelz oder Email von 5 verschiedenen Farben; Alaun; Eisen; Tontenack; weißer und brauner Zucker; Atlaß; weißer Taffet von Quanton; weißer und rother Crepon von Nankin; Fischnetze von Quanton; Queckſilber; Zinnober; rothe Seide aus Nankin; Galgant; Hülsenfrüchte; gelber Lack, wie er aus den Bäumen rinnet; Areckrinde; Ychitzee, eine Arzeneywaare; Catamangee aus China; Foliochiroze, eine Arzeneywaare; gelbes Wachs; weiße chineſiſche Leinwand, Nunna genannt; grüner Alaun; Honig; Chien-fou; Zuckercand aus Quanton; Benzoe; Adlerholz; Sanglargan, oder Sandragon, eine Arzeneywaare; Schildkrötenſchalen; Campher; Puchoc; Weihrauch aus Surate; Loung zum Mahlen; Biſam; Rhabarber; Zimmet, von Cochinchina; Chuangon, eine Arzeneywaare; und Saffran von sehr ſchlechter Gattung. Der Hafen, wo die chineſiſchen Schiffe ihre Handlung treiben, ist der Hafen Langiasakje. Wenn ſie im Geſichte dieſes Hafens ankommen, müſſen ſie drey Stunden davon Anker werfen, um den Houppons oder Zolleinnehmern Zeit zu laſſen, daß ſie an Bord kommen, das Schiff durchſuchen und die Declaration des Capitäns empfangen können. Wenn das Schiff durchſucht iſt, kommen ſogleich japaniſche Piloten und Matroſen an Bord, um das Schiff in den Hafen zu bringen; oder wenn es bereits in den Hafen eingelaufen iſt, ſo laſſen ſie deſſen Ladung in die Magazine abladen, welche die General-Directores der Handlung hergeben, in welchen alsdann der Verkauf der Waaren, nach vorhergegangener Bekanntmachung, an einem dazu beſtimmten Tage,

an

an die Meistbiethenden in Silber geschieht. Ungeachtet aber die Handlungs-Directores die Bezahlung aller verkauften Waaren in barem Gelde erhalten, um sie den Chinesern, denen diese Waaren gehören, zu zustellen, so geben sie doch denselben nicht mehr als ungefähr die Hälfte davon, indem sie ihnen gemeiniglich 20 pro Cent der Ladung des Schiffes an japanischem Kupfer, und 35 andere pro Cent an 4 Gattungen von getrockneten oder gesalzenen Fischen geben, und folglich ihrer Disposition nicht mehr als ungefähr 45 pro Cent überlassen, welche sie in Waaren, als: Firniß, Porzellan, feinen Perlen, Stahl, gearbeitetem Kupfer, und einer Art Campher, welche für China dienlich ist, anlegen können, für deren Bezahlung die Chineser Wechselbriefe auf die General-Directores ziehen, die solche auf Sicht bezahlen.

3. Unter den europäischen Nationen sind die Portugiesen die ersten gewesen, welche Japan gekannt, und von Makao aus dahin gehandelt, und jährlich über 4 Mill. Livres dabey gewonnen haben. Nachdem sie aber im J. 1636, und mit ihnen die christliche Religion aus Japan verjaget worden sind, haben sich die Holländer der ganzen Handlung nach Japan bemächtiget, und sie sind unter allen europäischen und christlichen Nationen die einzigen, denen es frey steht, dahin zu handeln, und welche auch wirklich diese Handlung mit großem Profit fortsetzen. Diese ihre Handlung nach Japan hat sich schon im J. 1609 angefangen, da das erste Schiff von der holländ. ostindischen Compagnie zu Firando ankam, und mit dem Kaiser von Japan den ersten Handlungs-Tractat schloß, vermöge dessen sie Erlaubniß erhielten, sich auf der Insel Firando niederzulassen. Schon im J. 1616 hatten sie zu Firando eine Loge, welche weit besser gebauet war als der Portugiesen ihre zu Nangasacki, ungeachtet diese 80 Jahre vor den Holländern nach Japan

pan gekommen waren. Die Handlung, welche sie nach dieser Insel Firando zogen, war eine der wichtigsten. Ob sie nun gleich unter dem im J. 1639 ergangenen Verbothe, welches allen Christen den Handel nach Japan untersagte, mit begriffen waren, so wagten sie es doch 3 Jahre nachher, wieder nach Japan, aber nicht nach Firando, wie vormahls, sondern nach Nangasacki, oder vielmehr nach Desima, zu kommen, wo sie, weil sie versicherten, daß sie nicht von der Religion der Portugiesen wären, angenommen, und ihnen die Wohnungen eingeräumet wurden, welche die Portugiesen sonst gehabt haben, und die sie auch noch jetzt besitzen, indem sie daselbst einen Präsidenten der Compagnie halten, welcher hier seit dem J. 1641 residiret. Diese Insel Desima hat vermittelst einer kleinen Brücke mit Nangasacki Gemeinschaft; es darf aber kein Holländer über diese Brücke gehen, auch nicht anders, als durch gewisse dazu bestellte Mäkler, mit den Japanern handeln. Diese machen den Preis der Waaren, welche die Compagnie bringt und abhohlt, womit die Bedienten derselben allezeit zufrieden seyn müssen; wie denn auch die Quantität, welche sie von ihren Waaren absetzen sollen, bestimmt ist. Ungeachtet also die Holländer die einzigen Europäer sind, welche nach Japan handeln dürfen, so ist doch ihre Handlung daselbst sehr eingeschränkt, und mit sehr vielen Beschwerlichkeiten verknüpft, und muß wegen des Mißtrauens, welches die Japaner in alle fremde Nationen setzen, sehr behutsam getrieben werden. Die holländ. ostindische Compagnie schickt jährlich zwey Schiffe, die, jedes mit 30 bis 50 Kanonen, übrigens aber ziemlich schlecht bemannet und bewaffnet sind. Diese Schiffe segeln von Batavia gegen d. 20 Jun. ab, und werfen bey der Insel Pouloimon Anker, wo sie gemeiniglich zwischen d. 1 und 7 Jul. ankommen, und daselbst 2 Tage bleiben. Während dieser

Zeit

Zeit nehmen sie Holz, frisches Wasser, und andere Erfrischungen auf ihre Reise ein, indem die Lebens-Mittel daselbst wohlfeiler sind, als zu Batavia. Zu Anfange des Augustes langen sie in Japan an, und bleiben daselbst bis in den Oct. oder November, da sie an dem von den japanischen Jvspectoren ihnen vorgeschriebenen Tage abreisen müssen, und unter keinerley Vorwand, er mag Nahmen haben wie er will, einigen Aufschub bekommen, indem die Passatwinde allezeit gut zur Abreise sind, bey welcher sie wieder bey der Insel Pouloimon anlanden, wo sie gemeiniglich gegen d. 20 Dec. ankommen. Wenn diese Schiffe angekommen sind, gehen die japanischen Güterbeschauer an deren Bord, machen daselbst ein Verzeichniß der Ladung, und lassen die Masten, die Segel und das Tau-Werk des Schiffes an das Land bringen, worauf man auch die Waaren in die Niederlagen bringt, wo es den Holländern nicht frey steht, sie, wie an andern Orten geschieht, an die Meistbiethenden zu verkaufen, sondern sie müssen solche für die Taxe verkaufen, wie der Gouverneur von Nangasacki und die kaiserlichen Factors dieselben schätzen, welches zum öftern in dem Profit einen Unterschied von 20 bis 30 pro Cent, insonderheit bey der Seide, macht. Eine andere Unbequemlichkeit dieser Handlung, welche aber nur erst seit 1685 ihren Anfang genommen hat, besteht darin, daß es der holländ. ostindischen Compagnie nicht mehr erlaubt ist, ihre Schiffe mit so vielen Waaren, als sie für dienlich findet, zu beladen, indem der Hof zu Meako eine Verordnung gemacht hat, in welcher bestimmt ist, wie viel jede von den nach Japan handelnden Nationen an Waaren bringen und verkaufen darf. Für die Holländer ist diese Summe auf 380000 Taels jährlich fest gesetzt, welches bey weitem nicht so viel ist, als sie vor dieser Verordnung verkaufen konnten. Von diesen 380000 Taels Waaren, welche die Holländer

Länder nach Japan bringen, sind für 300000 Taels auf Rechnung der Compagnie; für 40000 Taels, auf Rechnung des Generals und der Handlungsvorgesetzten in Batavia; für 10000 Taels, für den Director, welcher jährlich nach Japan geht; für 8000 Taels, für den Director, welcher abgelöset wird; und für 22000 Taels, für die Equipäge. Wenn die Waaren der Holländer nach dem Preise, den ihnen der Gouverneur und die Factors, vorgedachter Maßen, gesetzt haben, ohne die holländischen Agenten gleichsam darum zu fragen, verkauft sind, bringt man ihnen ihr Geld, worauf sie entweder in ihrer Loge, oder auf ihren Schiffen, so lange warten, bis der zum Absegeln dienliche Passatwind sich eingestellt hat. Während dieser ganzen Zeit haben sie mit den Japanern nicht den geringsten Umgang. So bald nun die gute Jahrszeit zum Absegeln gekommen ist, gibt man ihnen ihre Schiffsgeräthschaft wieder, damit sie sofort unter Segel gehen. Die Besorgniß der Japaner geht so gar so weit, daß sie nicht zugeben, daß der Präsident des holländischen Contoirs länger, als ein Jahr, daselbst bleibe. Dieses aber ist den Holländern unverwehrt, ihn, wenn er 2 Jahre ausser dieser Bedienung gewesen ist, wieder dazu zu ernennen. Und eben daher kommt es, daß allemahl drey solche Präsidenten von den Holländern gehalten werden, von denen der eine wirklich in Japan ist, der andere sich auf der Reise befindet, und der dritte in Batavia ausruhet. Noch deutlicher aber erhellet der Eigensinn der Japaner, und die Geduld, mit welcher die Holländer sich denselben unterwerfen, aus der Gestalt der Schiffe, welche die Holländer nach Nangasacki schicken, als welche weder vorn noch hinten mit Bildern geziert seyn dürfen, indem die Japaner diese gleichgültige Zierrathen, mit welchen die europäischen Schiffe gemeiniglich geziert sind, für eine Beleidigung halten, welche die Europäer

ropäer ihren Götzen, die sie anbethen, anthun. Man wird sich aber darüber, daß die Holländer, welche gegen die andern indianischen Nationen, mit welchen sie handeln, so hochmüthig und trotzig sind, gegen die Japaner so demüthig und geduldig seyn, nicht verwundern, wenn man erwäget, wie groß der Profit ist, den sie aus dieser Handlung ziehen, indem in Japan auf die Waaren, welche sie dahin bringen, wenigstens 150 pro Cent, und noch mehr auf diejenigen zu gewinnen ist, welche sie von da zurück bringen, und wovon das meiste in barem Gelde, Kupfer, und andern Metallen, besteht, welche sie in ihrer Handlung nicht entbehren können. Die europäischen, ostindischen und chinesischen Waaren, welche sich für Japan schicken, und von den Holländern dahin geführet werden, sind: holländische Tücher, von Scharlach- und andern hohen Farben; gekreutzte und einfache Camelote mit und ohne Glanz; Burats; Carisets oder Karseyen, von rother Farbe; goldene und seidene Brocate; Armosinen, schwarze und couleurte; Gazen, und andere seidene Zeuge; weiße und rothe Seide, insonderheit bengalische; gesponnene und ungesponnene Baumwolle; Stickereyen; Tapeten; Leinwand; ganz fertig gemachte seidene Schlafröcke; flandrische Carpetten; gläserne und irdene Flaschen; Bley; Zinn, aus Malaca und Siam; Stahl und Eisen aus Indien, und insonderheit aus China, wie auch allerley daraus verfertigtes Haus- und Küchen-Geräth; Sapanholz; Calembac oder Aloeholz; Adlerholz; Brasilienholz; roher und weißer Zucker; cambodische Nüsse; Fischhaut von einem Fische, den die Holländer Roch nennen, und welche bey den Japanern sehr beliebt ist; Alaun; rothes Leder; Capok; Wachs; Calin; sublimirtes Queckſilber; Cassia; Grünspan; Thee; Farben zum Porzellanmahlen; Campher; Bisam; Papier; Pfeffer; allerley Spezereywaaren, vornehmlich

Zimmet;

Zimmet; Muskatenblumen und Nüsse; Elephanten-Zähne; Hanf; rothe Wolle; allerley Arzeneywaaren; Borax; Queckſilber; chineſiſches Porzellan; allerley chineſiſche und nürnberger Kramwaaren; rohe Korallen; Hirſch- und andere Häute, u. d. m. Vornehmlich iſt die Handlung, welche die Holländer mit grünen Häuten nach Japan treiben, eine der wichtigſten, indem ſie alle Jahre mehr denn 200000 Hirſch- und über 100000 Ochſen- und Küh-Häute dahin führen, welche ſie größten Theils aus Siam ziehen, und von denen ihnen die Inſel Formoſa, als ſie noch von derſelben Meiſter waren, eine große Menge lieferte. Faſt alle dieſe Waaren werden mit Silber bezahlet, woran ein großer Proſit zu machen iſt, wenn es nach China und Bengala gebracht wird. Die übrigen Waaren aber, welche die Holländer aus Japan ziehen, ſind allerley Gattungen von gemahlter, lackierter und geſirnißter Holzarbeit, als: Fenſtervorſätze, Tiſche, Kaſten, Schachteln, Thee- und Kaffe-Bretter, und andere dergleichen, indem die Japaner, eben ſo wie die Chineſer, in allen dieſen Arten von Arbeit vortrefflich ſind; Fächer; Porzellan mit allerley Farben gemahlt; Farbewaaren; Arzeneykräuter und Hölzer; Kupfer, wovon ſie jährlich wenigſtens 2 bis 300000 Pfund nach Batavia, und von da weiter nach der Küſte von Coromandel, Bengala und Europa bringen, und einige andere Mineralien; Bockfelle; Seide, und Filoſelle, indem die Japaner zum öftern die in ihrem Lande erzeugte Seide verkaufen, um fremde und inſonderheit chineſiſche dafür zu erhandeln; und vortrefflichen Thee, welcher, wo nicht beſſer, doch wenigſtens eben ſo gut, als der chineſiſche, iſt. Ehemahls pflegten die aus Japan zurück kommenden holländiſchen Schiffe ſich zu theilen, und einige von ihnen nach Batavia, andere nach Malaca zu gehen, an welchen beyden Orten die General-Directores der oſtindiſchen

ischen Compagnie, oder der Rath, die mitgebrachten japanischen Waaren von einander absonderte, nachdem sie sich für Ostindien, oder den übrigen Theil von Asien, wohin diese Compagnie handelt, schickten. Seit dem Anfange des jetzigen Jahrhundertes aber ist dieses geändert worden, indem die zwey Schiffe, welche die holl. ostindische Compagnie alle Jahre nach Japan schickt, ihren Rückweg gerade nach Batavia nehmen.

Die Europäer lernten Japan erst in der Mitte des 16ten Jahrhundertes kennen, da einige Portugiesen, auf ihrer Reise von Siam nach China, durch Sturm an die japanischen Küsten geworfen, und daselbst von den Einwohnern sehr menschenfreundlich aufgenommen wurden. Sie erhielten ohne Schwierigkeit die Erlaubniß, Handel nach Japan zu treiben, und brachten Jesuiten, als Glaubens-Prediger, dahin, welche sich, wie in andern Ländern des Orients, durch ihre mathematische, und besonders astronomische Kenntnisse, viel Achtung erwarben, und in ihrem Bekehrungsgeschäfte ganz glücklich waren; wie dann im J. 1585 eine japanische Gesandtschaft bey dem Papste zu Rom erschien. Dabey ging auch die Handelschaft sehr gut für die Portugiesen, indem sie lange Zeit jährlich über 300 Tonnen Goldes aus diesem Reiche wegführten. Dieser glückliche Zustand währte bis gegen das Ende des 16ten Jahrhundertes, da durch Verleumdung der Bonzen oder japanischen Priester, durch den Stolz des von dem Papste gesetzten japanischen Bischofes, und durch die Thorheit eines spanischen Piloten, welcher sich heraus ließ, sein König mache in den entferntesten Ländern durch Geistliche Christen, und sodann durch Soldaten und durch die Neubekehrten mache er sich die Länder unterwürfig; da, aus diesen Ursachen, Haß und Verfolgung gegen die Missionarien und Christen erreget wurde. Indessen hatte der portugiesische Handel doch seinen Fortgang, bis durch die Holländer, welche sich 1609 auch in Japan eingefunden hatten, ein Brief erdichtet oder wirklich entdeckt wurde, aus dem sich zeigte, daß die Christen in Japan, mit Hülfe der Portugiesen, gefährliche Anschläge wider des Kaisers Leben und wider den Staat vorhatten. Auf diesen Brief, welchen man in

in Japan für richtig erkannte, erging 1637 der Befehl, daß die Portugiesen, deren Handelsleute schon in die Insel Desima eingeschränkt waren, (welche man zu dem Ende in dem Hafen zu Nangasacki erst durch Menschenhände angelegt hatte,) gänzlich aus Japan verbannet seyn sollten. Hierauf entstand 1638 eine Empörung der Christen in diesem Reiche, welche aber durch Beyhülfe der Holländer bald gedämpfet wurde. Die Christen wurden ohne Verschonen getödtet, und der Verbannungsbefehl wider die Portugiesen wurde 1639 auf das strengste vollzogen, und zugleich allen Fremden der Handel im Reiche verbothen. Es versuchten zwar die Portugiesen im J. 1642 von neuem, den Zutritt in Japan zu erhalten, und stützten sich dabey auf die 1640 vorgegangene Revolution, wodurch ihr Reich der Herrschaft des Königes von Spanien entrissen worden ist. Allein, die Japaner kehrten sich an diese Veränderung nicht, und wiesen die portugiesische Gesandtschaft, mit Bezeigung der größten Schärfe und unter den härtesten Drohungen, fort. Dennoch kam 1647 wieder eine Gesandtschaft, welche, mit ihrem Gefolge, 74 Personen ausmachte. Von diesen wurden alle Weiße, 61 an der Zahl; geköpfet, und die übrigen 13 Schwarze wurden zurück geschicket, um diesen Empfang zu melden. Der letzte, der es wagte, das Christenthum in Japan zu predigen, war ein italiänischer Geistlicher, Jo. Bapt. Sidotti, welcher aber dafür 1708 lebendig eingemauert wurde, und in diesem Zustande sein Leben endigte.

Die Holländer hätten beynahe ein gleiches Schicksal, wie die Portugiesen, und zwar schon 1630, erfahren, wegen des Uebermuthes den ein Officier der Compagnie, Peter Ruyts, als Gouverneur der Insel Formosa, gegen zwey japanische Schiffe ausgeübt hatte. Allein, die Sache wurde durch Nachsicht des Rathes von Indien 1634 beygeleget, und sie blieben, nach Verbannung der Portugiesen, die einzige europäische Nation, welche in Japan erscheinen durfte. Weil sie, wegen der auf der Insel Firando angelegten Befestigung, eben so verdächtig wurden, wie die Portugiesen, so mußten sie gedachte Insel räumen, und sich, ebenfalls wie die Portugiesen, in Desima einschließen lassen, wie noch jetzt geschieht. Daselbst müssen sie sich alles öffentlichen Gottesdienstes, der Sonn- und Festtagsfeyer, des Gebrauches des Nahmens Jesu und des Zeichens

chens des Kreuzes, und überhaupt aller Merkmahle des Christenthumes, in Gegenwart der Japaner, enthalten; sie dürfen nicht, wie ich bereits erwähnt habe, über die Brücke gehen, welche Dessima mit Nangasacki verbindet; lange erlaubte man ihnen nicht, ihre Todte zu begraben, sondern warf sie in die See. Alle japanische Aufseher und Beamte müssen, ehe sie zu ihnen gelassen werden, schwören, daß sie keine Art von Neigung oder Vertraulichkeit gegen sie zeigen wollen, und ihre Waaren werden mit unbeschreiblicher Schärfe untersuchet. Sie führen jährlich Zucker, Gewürz und allerley Manufacturwaaren nach Japan, und bringen dagegen 9000 Kisten Kupfer, jede zu 120 Pfund, und 25 bis 30000 Pf. Campher zurück. Sowohl an den ein- als ausgeführten Artikeln gewinnen sie 40 bis 45 pro Cent. So bald ihre Schiffe abgereiset sind, muß ihr Oberkaufmann, mit 2 bis 3 Personen, nach Jeddo reisen, und dem Kaiser die jährlichen Geschenke der Compagnie bringen. Unterweges wird er wie ein Gefangener behandelt, von einer ungeheuern Menge Japaner begleitet, und darf, ohne besondere Erlaubniß, mit keinem Menschen, nicht einmahl mit dem Gesinde in Gasthöfen, sprechen; und bey Hofe wird er mit großer Verachtung angesehen.

Buch und Rechnung wird von den japanischen Kaufleuten mit einer solchen Richtigkeit und Fertigkeit gehalten, daß die Italiäner, welche in Europa für die geschicktesten hierin gehalten werden, ihnen bey weitem nicht gleich kommen. Sie haben auch alle Regeln der Arithmetik, deren sich andere Kaufleute in ihrer Handlung bedienen. Es rechnet aber Japan, nach Taels (Tails oder Tayes) zu 10 Maes, à 10 Kanderinen oder Conderies. Ein solcher Tael soll zu 4 Mark, und 1 Maes zu 6 Schill. lübisch Banco, ungefähr zu achten seyn. An einigen Orten dieses Reiches sollen sie nach Schuites, Cockiens, Oebans oder Oubans, Telles und Fayalles, rechnen, deren Verhältniß gegen einander aber nirgends gemeldet zu finden ist.

Ich weiß nicht, ob die Art mit den Ausländern zu handeln bey den Japanern so einfach und so bequem

quem ist, als das Handeln unserer Kaufleute; aber man wird zugeben müssen, daß sie eine Ehrlichkeit an den Tag legen, welche in Europa so selten ist, als der philosophische Geist bey den Tataren, die dadurch nur desto glücklicher sind. Wenn der Handel nicht durch Tausch geführt wird, und man die Waaren in gangbarem Werthe bezahlt, so wird in Japan weder das Gold, noch das Silber, gezählt. Man schließt die Münze in kleine versiegelte Säcke, die ein bestimmtes Gewicht halten, und in Goldstücken ungefähr 2000 französ. Livres ausmachen, ein. Die großen Summen werden in Kisten abgeliefert, deren jede 4 Säcke hält. Diese Kisten und Säcke gehen oft durch sehr viele Hände, ohne geöffnet zu werden; so sehr ist man von der Treue und Redlichkeit der Kaufleute überzeugt, die dennoch keine vorzügliche Classe im japanischen Reiche ausmachen; eine Geringschätzung, die nicht zu entschuldigen ist! Maß und Gewicht sind in allen Provinzen dieselben; dieses gibt weniger Gelegenheit zu Betrügereyen und Unterschleifen, und weniger Verwirrung im Handel.

Die Japaner haben Gold- Silber- und Kupfer-Münzen. Von den Goldmünzen gibt es dreyerley Arten, welche insgesammt länglich rund sind. 1. Oban, oder Obanj, das größte Goldstück, Fig. 1635, gilt 10 Kobanjs, ob er gleich nur $9\frac{3}{4}$ derselben wiegt. Er ist 4 und $2\frac{1}{2}$ franz. Zoll im Diameter, und soll 1115 Aß, oder $3\frac{2}{3}$ Loth cöllnisch wiegen, und 22 Karat ungefähr fein seyn. Er enthielte also $14\frac{1}{4}$ Ducaten-Gold, und wäre ungefähr 84 Mark Banco werth. An den vier Ecken ist das Wapen oder Ehrenzeichen des Dairi oder Götzenkaisers in Japan eingedrückt, und die Oberfläche mit den hier abgebildeten Streifen bezeichnet. 2. Koban, Kobanj oder Coupant, Fig. 1636; gilt 64 Maes, und ist etwann 23 holl. Gulden oder $11\frac{1}{2}$ Rthlr. an Werth. Es soll

der dritte Theil des vorhergehenden gröſsern Stückes, oder Obanj, seyn, 371 Aß wiegen, auch 22 Karat ungefähr in der Feine halten; es enthielte demnach 4½ Ducaten Gold, und wäre ungefähr 28 Mark Banco werth. Die Hauptseite A enthält, auſser den über die Oberfläche laufenden Streifen, 4 die Länge herab in Einfaſſungen eingeprägte Schriften, davon die erste und vierte, mit a bezeichnet, das Wapen des Dairi ist. Die zweyte Schrift, b, ist ein Zeichen, welches den Werth des Stückes anzeigt. Die dritte Schrift, c, heiſst Midsſugu, und ist der Nahme des Münzmeisters zu Jedo und Suruga. Die Neben- oder Kehr-Seite B, enthält in der Mitte, d, nur das Zeichen des Ober-Aufsehers oder General-Directors der Gold- und Silbermünzen in ganz Japan. Die übrigen, sowohl auf der ersten als andern Seite vorkommenden kleinen Zeichen, sind Merkzeichen von Privat-Personen, welche dieselben einschlagen, damit sie dadurch erkennen können, ob ein Kobanj schon in ihren Händen gewesen sey, oder nicht. Die Japaner ziehen die Kobanjs, welche in Jedo geschlagen sind, und tiefe Linien haben, vor; Fremde aber die andern. Sie probieren diese Münze dadurch, daß sie dieselben auf die bloße Brust legen, wo die besten ein wenig daran hängen bleiben, oder daß sie dieselben mit den Zähnen beissen, oder mit dem Messer zerschneiden. 3. Ichebo, oder Itzebo, die kleinste Goldmünze, Fig. 1637, mit dem kaiserlichen Wapen auf der einen, und dem Nahmen des Münzmeisters auf der andern Seite, gilt 15 bis 16 Maes, welches ungefähr 6 Mark Banco, oder 1 Ducaten, am Werthe beträgt.

Die Japaner haben mehr Gold- als Silber-Münze; daher ist auch den Holländern erlaubt, jährlich etliche tausend Kobanjs mit heraus zu nehmen, und es ist ein eigener kaiserlicher Officier bestellt, Kannaba Nakama genannt, welcher alles für die Waaren empfangene Silbergeld gegen Kobanjs verwechselt; wobey aber die Holländer doch den

Scha-

Schaden leiden müssen, daß, da ein Kobanf von 55 bis 60 Maes oder Momi Silbergeldes höchstens, jährlich gilt, sie ihn um 68 Maes annehmen müssen.

In Madras werden die Coupants, oder die japanischen Goldmünzen, nur zu 87 Tocques, oder 20$\frac{1}{2}$ Karat fein gerechnet.

Die Silbermünzen sind entweder Silberklumpen, oder Schuits, Senni und Doppelt-Senni. Die Japaner gießen nähmlich das Silber, an Gehalt 14$\frac{3}{4}$ Loth fein, sowohl in länglich breiten großen und kleinen Stäben, und wägen davon 50 Taels schwer ab, binden solche in Papier, und geben es einander in Zahlungen, als auch in Form großer und kleiner Klumpen oder Bohnen, und wägen davon einander zu. Die großen Silberklumpen sind mit verschiedenen Gepräßen, unter andern dem vom Daikoku, dem Gott des Reichthumes, mit seinem Hammer, Tonne und Sack, Fig. 1638. Ihr Werth ist nicht genau, sondern nur nach dem Gewichte bestimmt. Der größte soll 14$\frac{3}{4}$ Loth schwer, mithin 28 Mark 9 Schill. den kleinste aber 6 Pfenn. cölln. schwer, und folglich 11 Schill. 8 Pf. hamburger Courant, werth seyn. Ein Ita, oder Schuit, Fig. 1639, soll 10$\frac{1}{2}$ Loth cölln. ungefähr wiegen, und der Gehalt des Silbers 14 L. 12 Grän seyn, so, daß er also 16 M. 10 Sch. Banco werth ist. Ein Senni, oder Putse, Fig. 1640, ist auf der einen Seite mit dem Nahmen der Nengo, in der er geprägt ist, bezeichnet. Fig. 1641, ist ein doppelter Senni. Diese Münzen haben ein viereckiges Loch in der Mitte, woran man sie auf eine Schnur ziehen kann.

Von Kupfer haben die Japaner die Caſches, welche ebenfalls ein viereckiges Loch in der Mitte haben, um sie aufreihen zu können. Sie werden aber in verschiedener Anzahl aufgereihet, bis auf 600 Stück, die eine Telle ausmachen.

Die Holländer schätzen eine Telle Silber auf 3½ Fl. ihrer Währung, welches ungefähr Mark 4=14 hamb. Cour. beträgt. Ein spanisches Stück von Achten wird in Zahlungen zu 7 Maes, bis 74 Conderies, angenommen.

Car. Pet. Thunberg tal om de Mynt-Sorter, som i äldre och sednare tider blifvit slagne och varit gängbare uti Kejsaredömet Japan (d. i. Antrittsrede, von den alten und neuen japanischen Münzen.) Stokh. 1779, 8. 2 B. (s. das 93 St. der Gött. gel. Anz. v. J. 1780. S. 753 — 755.)

Das Gewicht, Picul genannt, hat 100 Cattis, und beträgt genau 130 Pfund engl., oder beynahe 122 Pf. hamb. Gewicht.

Ihre Maße für Reiß werden, wie folget, genannt und eingetheilet. 1 Gant ist 3 Cocas. 100 Gantas heißt 1 Ickgoga. 1000 Ickgogas heißt 1 Ickmagog, und 10000 Ickmagogs heißt 1 Managoga.

Von ihrem Ellenmaße, s. den Art. Ichien.

Die japanischen Künstler sind sehr geschickt, aber die Natur hat sie nicht zu Erfindern bestimmt. Die kleinen Arbeiten, welche sie mit einer erstaunlichen Feinheit machen, sind zu gleichförmig. Sie bewundern dasjenige, was die Europäer verfertigen, und machen es mit vieler Leichtigkeit nach. Dieses haben sie mit den Chinesern gemein, welche sehr gute Affen in den Künsten sind. Wenn man die Tischlerarbeiten und den Firniß der Chineser mit den japanischen zusammen hält, so kann man sie anfangs kaum von einander unterscheiden; ein wenig Aufmerksamkeit aber ist hinreichend, um allem, was aus der Hand der Japaner kommt, den Preis zu zugestehen. Wie viele wahre und bleibende Vortheile würden sie sich nicht verschaffen, wenn nicht ein blindes Mißtrauen sie in ihren Inseln gefangen hielte, sondern ihnen erlaubte, selbst die Meere zu beschiffen, und die Reichthümer der Natur und Kunst den Nationen vor Augen zu legen!

Die

Die japanische Sprache ist von der chinesischen ganz unterschieden, und kommt mit der tatarischen überein. Im Schreiben bedienen sich die Japaner theils der chinesischen Zeichen, welche in Columnen von oben herab, und zwar von der rechten Hand gegen die linke gehen, theils auch alphabetischer Buchstaben, mit denen von der rechten zur linken, und von der linken wieder zur rechten geschrieben wird. Ihre Druckerey und Mahlerey ist viel vollkommener, als die chinesische; aber den Europäern müssen sie in beyden nachstehen.

Die Haut der Japaner ist meistentheils gelblich, obschon einige wenige, zumahl unter dem Frauenzimmer, beynahe ganz weiß sind. Sie haben kleine Augen, und starke hohe Augenbrauen, wie die Chineser und Tataren. Ihre Nasen sind zwar nicht platt, aber doch kürzer und dicker, als die unsrigen. Sie haben schwarzes Haar. Es herrscht aber ein so ewiges Einerley in der Art sich aufzusetzen, durch ganz Japan, daß vom Kaiser bis zum Bauer, der Haarputz immer eben derselbe ist. Der männliche Kopfputz ist ausserordentlich sonderbar. Von der Stirn an bis sehr weit hinter, sind ihre Köpfe in der Mitte ganz glatt geschoren; die noch übrigen Haare aber, um die Schläfe herum und im Nacken, auf dem Kopfe wieder in einen fingerlangen Busch hinauf, und zusammen gebunden. Diese Bürste von Haaren wird alsdann mit weißen Faden umwickelt, und etwas rückwärts gebunden. Die Weiber behalten alle ihre Haare, flechten und rollen sie auf dem Kopfe über einer Rolle zusammen, befestigen sie mit sehr verzierten Nadeln, und ziehen die Haare alsdann auf beyden Seiten dieser kleinen Rolle heraus, daß sie die Gestalt von zwey Flügeln bekommen. Hinter diesem Kopfputze wird hernach ein Kamm eingesteckt. Nur die Aerzte und

Prieſter machen eine Ausnahme von der allgemeinen Mode des Haarputzes. Ihre Köpfe ſind ganz glatt geſchoren, wodurch ſie ſich von ihren übrigen Landsleuten ganz beſonders auszeichnen.

Die Kleidertracht der Japaner iſt noch eben dieſelbe von undenklichen Zeiten her. Sie beſteht aus einem oder zwey großen, langen und weiten Röcken, welche vermittelſt eines Gürtels um den Leib herum befeſtigt ſind. Das Frauenzimmer trägt ſie viel länger, als die Männer, und zwar mit langen Schleppen. Im Sommer ſind ſie ſehr leicht und dünn, im Winter aber mit Federn und Baumwolle ausgefüttert. Die Kleider der Vornehmſten beſtehen aus ſeidenen, der Geringern hingegen aus baumwollenen Zeugen. Das Frauenzimmer trägt überhaupt mehr Röcke, und iſt weit prächtiger in ſeinem Anzuge, als die Männer; daher man bey ihnen vielfältig mit goldenen und ſilbernen Blumen durchwebte reiche Stoffe antrifft. Dieſe Kleidung wird gemeiniglich an der Bruſt offen getragen. Die Aermel derſelben ſind ſehr weit und lang, und werden zum Theil wieder zurück feſt genähet, welches eine Art von Schubſack macht, in welchen ſie ſehr bequem ihre Hände ſtecken können. In dieſen Taſchen tragen ſie gemeiniglich Papier und allerley leichte Sachen bey ſich. Leute von Stande zeichnen ſich von der niedern Claſſe, durch ein kurzes und leichtes ſchwarzes Jäckchen, welches über die andere Kleidung her getragen wird, und durch weite, an beyden Seiten offene Ueberhoſen aus, welche zwiſchen den Beinen zuſammen genähet ſind. Einige tragen auch Unterhoſen; ſie gehen aber ſonſt insgeſammt mit bloßen Beinen. Statt der Schuhe haben ſie weiter nichts, als Sandalen von Stroh. Dieſe werden durch einen Bogen, welcher über den Fuß herüber geht, an welchen ein zwiſchen der großen und der zweyten Fußzehe durchgezogener Riemen gebunden wird, an den Füßen feſt gehal-

ten.

ten. Im Winter trägt man leinene Fußsocken, und bey regnichtem schmutzigen Wetter wohl auch hölzerne Schuhe. An dem Gürtel hängt der Säbel, der Fächer, und eine Tobakspfeiffe; der Säbel jederzeit an der linken Seite, jedoch die Schneide oberwärts. Staatsbediente tragen zwey Säbel, wovon der eine viel länger, als der andere, ist. Männer und Weiber tragen beständig, sie mögen in oder ausser dem Hause seyn, Fächer.

In Ansehung der Art, ihre Nahmen zu gebrauchen, unterscheiden sie sich von allen andern Nationen. Man bedient sich des Familiennahmens niemahls, als bey Unterschrift in öffentlichen Verhandlungen; und der besondere Nahme, durch den man sich in der Gesellschaft unterscheidet, verändert sich gemeiniglich nach dem Alter und den Umständen desjenigen, der ihn führt, so, daß also ein und eben dieselbe Person 5 bis 6 Nahmen in ihrem Leben gehabt haben kann.

Sie rechnen ihr Alter nach ganzen Jahren, ohne darauf zu sehen, ob sie am Anfange oder Ende des Jahres geboren seyn. Man pflegt daher von einem Kinde, wenn es auch nur einige Tage vor dem neuen Jahre geboren ist, am nächsten Neujahrstage zu sagen: es ist ein Jahr alt.

Vornehme und reiche Frauenzimmer haben, wenn sie ausgehen, ein zahlreiches Gefolge von Aufwärterinnen hinter sich, welche gemeiniglich sehr schön sind. Sie fürchten nicht, ihren Männern verführerische Gesichter unter die Augen zu stellen; sie hägen so gar keine Eifersucht gegen einander. Sie kennen den edeln Stolz ihrer Männer, welcher sie gegen jeden Zufall sicher stellt. Ueberdies verehren sie ihre Männer bis in ihren Begierden; und die Unterwürfigkeit, in der sie ihre Aufwärterinnen halten, gibt der Eifersucht keinen Raum, die ein höherer Grad von Schönheit unter unsern Damen hervor bringt. Die japanischen

Frau-

Frauenzimmer leben auch fast stets in ihrer eigenen Gesellschaft, und die mehresten Männer begeben sich nur zu ihren Ehefrauen, wenn das Vergnügen sie dazu antreibt. Also ist es eine Art von Schadloshaltung, die ihnen verstattet wird, wenn sie sich artige Mädchen zu Gesellschafterinnen wählen können, denen sie ihre Reitze anzuvertrauen scheinen. Da diese sie im Bade und in den geheimsten Geschäften bedienen, so würde es eine Strafe für sie seyn, wenn sie häßliche und alte Aufwärterinnen um sich sehen müßten.

Die Heurathsgebräuche der Japaner, habe ich im XXIII Th. S. 364, fgg. beschrieben.

Obgleich der Japaner eine aufrichtige Zuneigung zu seiner Ehefrau häget, so sieht er sie doch ziemlich selten. Aber er hat Kebsweiber, mit denen er sich die Zeit vertreibt, wenn das Herz oder der Körper ihn dazu reitzt. Er hat ausserdem eine besondere Neigung für eine andere Art Vergnügen, welches ich nicht nennen mag. Uebrigens kann es sich treffen, daß er die Schmeicheleyen seiner Ehegattinn empfängt, ohne daß er viel von dem seinigen dazu beyträgt; dieses geschieht an verschiedenen Orten. Er speiset niemahls mit ihr, als in den glücklichen Augenblicken, worin sie seine Liebhaberinn wird; und wenn er sich mit ihr unterredet, so hütet er sich, ihr irgend eine fremde Sache oder ein Geheimniß anzuvertrauen. Ich glaube, daß man die öffentliche Ruhe, welche in Japan herrscht, der löblichen Gewohnheit, nie mit dem Frauenzimmer von Staatssachen zu sprechen, zuzuschreiben habe. Es ist ihnen ausdrücklich verbothen, ihre Männer über solche Gegenstände zu befragen.

Die Erziehung, welche die Japaner ihren Kindern geben, ist einfach, aber der Familie vortheilhaft. Man ist bey ihnen nicht, wie in Europa, gezwungen, durch neue Abhandlungen, die Grundsätze der alten Erziehung zu verbessern. Sie folgen der Natur in

der

der ersten Kindheit, und helfen der Vernunft, so bald sie sich entwickelt. Es gibt wenig Mütter in Japan, welche nicht selbst ihre Kinder säugen. Sie würden über die grausame Delicatesse, womit die meisten unserer Damen groß thun, schamroth werden. Sie würden glauben, aufzuhören, Mütter zu seyn, wenn sie fremden und stets verdächtigen Händen die zarte Frucht einer Verbindung anvertraueten, welche sie höher schätzen als das Leben. Diese erste Zärtlichkeit der japanischen Mütter für ihre Kinder wächst nur desto mehr, so wie die Bedürfnisse sich vermehren. Man kennt hier den Gebrauch der Windeln nicht; grausame Fesseln, die den zarten Gliedern der Kinder Gewalt anthun, und verursachen, daß sie fast immer verdrießlich sind, weil sie leiden! Die Japaner beschäftigen sich nicht eher mit der Bildung des Verstandes und Herzens ihrer Kinder, als bis diese verstehen können, was man ihnen sagt. Sie sind überzeugt, daß jede Art von Erkenntniß, die der Beurtheilungskraft, deren Schimmer man im sechsten oder siebenten Jahre verspüret, zuvor kommt, eine kaum entwickelte Einbildungskraft entweder erschöpfe oder schwäche, und schränken sich bloß auf organische Unterweisungen ein, ich meine auf die Stellung und Haltung des Körpers, auf den Gang, auf die Sprache; überdies lehren sie ihre Kinder nur die Wörter, die ihnen nöthig sind, um ihre Bedürfnisse und ihre Erkenntlichkeit zu erkennen zu geben. So bald aber der Verstand hervorleuchtet, lassen sie es sich ernstlich angelegen seyn, denselben zu bilden. Sanftmuth begleitet ihre Lehren, und sie wissen von jenen grausamen und erniedrigenden Strafen, die einen Theil der pedantischen Uebungen unserer Schulmonarchen ausmachen, nichts. Man muß, sagen die Japaner, diejenigen Lehren liebenswürdig zu machen wissen, welche man in Ausübung gebracht sehen will. Sie haben, wie wir, Collegien

und

und Kostschulen. Diese werden von den Bonzen oder Mönchen, den einzigen Bürgern in Japan, die sich mit diesem Geschäfte abgeben, gehalten.

Die Reinlichkeit, eine Tugend, welche den Japanern so gewöhnlich, als sie den Hottentotten fremd ist, leuchtet unter andern in ihren Häusern hervor. Diese Häuser sind höchstens 7 Klafter hoch. Ein besonderes Gesetz verbiethet den Japanern, ihre Gebäude höher aufzuführen. Die Materialien, deren sie sich bedienen, und die Art damit zu verfahren, würden keine größere Höhe verstatten. Selbst der Pallast des Kaisers hat nur Ein Stockwerk. Obgleich Stein- und Marmor-Brüche in Japan häufig sind, so bauet man doch nur mit Holz. Diese Bauart ist für die Auftragung der vortrefflichen Firnisse, welche die Japaner sehr lieben, bequemer. Ueberdies zieht diese Nation die Bequemlichkeit einer eiteln Pracht vor; dieses aber hindert sie nicht, selbst den mittelmäßigsten Häusern ein zierliches Ansehen zu geben. Die Palläste der Großen sind nicht so kostbar, als die europäischen, aber in allem herrscht doch eine edle Einfalt. Ihre vorzüglichste Zierrathen bestehen in gemahlten und mit Firniß überzogenen, so genannten spanischen Wänden, welche oft die Stelle der Scheidewände vertreten, in porzellanenen Vasen von mancherley Gestalt und Größe, in mit Franzen eingefaßten Matten, in Büchern, in Gemählden, welche größten Theils in Figuren von Vögeln bestehen, darin sie vorzüglich geschickt sind. In jedem Hause ist ein Zimmer für Freunde bestimmt. Hier findet man alles vereint, was der Japaner köstliches aufzuweisen hat. Es ist ein großes Gemach, welches gleichsam durch die spanischen Wände, welche man in die besonders dazu gemachten Fugen auf dem Fußboden und der Decke einschiebt, in verschiedene kleinere Zimmer abgetheilt ist. Diese Häuser halten sehr trocken. Man nimmt zum

Bauen

Bauen nur Cedern- und Tannenholz. Die Balken, welche auswendig erscheinen, und die Breter, welche das Dach ausmachen, sind mehrentheils mit Firniß überzogen, und zuweilen vergoldet. Diese Balken werden mit Blumentöpfen besetzt, welches einen reitzenden Anblick gibt. Die gedielten Fußböden sind 2 Fuß hoch von der Erde erhaben; auf diese legt man doppelte, 3 bis 4 Zoll dick mit Stroh ausgestopfte Matratzen. Statt unserer Glasfenster bedienen sie sich hölzerner, ins Gevierte abgetheilter Rahmen, welche mit sehr feinem weißen Papiere bezogen, und noch so ziemlich durchsichtig sind. Von Stühlen, Schränken, Bänken, Betten, Oefen, ist nichts in ihren Zimmern zu sehen. Ihre Speisen werden auf einem niedrigen, nur einige Zoll hohen Tische, und nur eine einzige Schüssel auf einmahl aufgetragen. Sie besitzen zwar Spiegel, hängen dieselben aber nie zur Zierde in ihren Zimmern auf. Diese sind von einem zusammen gesetzten und glatt polierten Metalle verfertigt, und werden nur bey der Toilette gebraucht. Der bey ihnen ziemlich harten Winter ungeachtet, wodurch sie in die Nothwendigkeit gesetzt werden, vom Nov. bis zum März ihre Häuser zu erwärmen, trifft man doch weder Oefen noch Kamine bey ihnen an. Statt dieser haben sie in der Mitte des Zimmers einen Herd, der mit heißer Asche und Kohlen angehäuft ist; diesen bedecken sie mit einem sehr niedrigen, mit einer Decke gezierten Tische. Sie machen auch Feuer in kupfernen und irdenen Töpfen; diese Hitze ist der Gesundheit nicht zuträglich, und die Herde verursachen öfters Feuersbrünste. Einige große Herren in der Gegend von Nangasacki haben, nach dem Modell, welches die Holländer ihnen gegeben haben, Kamine bauen lassen; aber sie haben von dem Kaiser die Erlaubniß nicht erhalten können, Schlösser nach europäischer Bauart aufzuführen.

Die

Die Japaner haben sehr artige Gärten, welche sie mit Sorgfalt unterhalten, und welche man fast immer blühend findet. Sie sammeln das Wasser an den kleinsten Quellen, um Cascaden und Bassins zu bilden. Da sie ihre Wohnung lieben, so beeifern sie sich, dieselbe zu verschönern, und sich hier das angenehme Nothwendige zu verschaffen.

Die Heerstraßen sind zwar nicht, wie viele in Europa, gepflastert und gestampft, dagegen aber sind die Wege in Japan reitzender, für ihre Art zu reisen bequemer, und besser unterhalten. Sie sind mit verschiedenen Reihen Tannen eingefaßt, unter denen der Wanderer einen Schirm gegen die Hitze der Sonne findet. Man beklagt sich hier zu Lande nicht, daß der Schatten der Bäume den gebaueten Feldern, die ihnen zur Seite liegen, schädlich sey, weil, wenn auch dieser Schatten die Reifung des Getreides verzögerte, man einen geringen Verlust durch ein wirkliches Gut zu ersetzen weiß. Diese Heerstraßen sind häufig und eröffnen eine vollkommene Gemeinschaft zwischen allen Provinzen und Städten einer Insel. Alle laufen auf die Hauptstadt, wie auf ihren Mittelpunct zu. Von der Brücke von Jedo fängt man den ersten Grad aller Entfernungen zu zählen an, die von tausend zu tausend geometrischen Schritten durch kleine Erhöhungen bezeichnet sind, so, daß der Reisende siehet, weiß, wie weit er von der Hauptstadt entfernt ist. Einige dieser Wege sind über 100 Schritt breit; keiner ist schmähler, als 60 Fuß. Man unterhält sie sorgfältig; und die Bauern, denen diese Arbeit aufgetragen ist, finden ihre Bezahlung in dem Moder und den abgefallenen Zweigen, die sie fortführen. Die Zweige erwärmen sie, und der Moder gibt den besten Dünger. Sie sind gewiß weniger unglücklich, als die Bauern in verschiedenen europäischen Staaten, welche Frohndienste verrichten müssen, die ihre Zeit wegnehmen

nen und ihre Kräfte erschöpfen. Die große Menge der Heerstraßen und Brücken in Japan, zwingt die Regierung nie, dem nützlichsten Theile des Volkes eine lästige Taxe aufzulegen. Man weiß hier weder von Wegegeld, noch von Brückenzoll: und wenn beträchtliche und dringende Ausbesserungen größere Arbeiten erfordern, so werden die hierzu bestellten Arbeiter aus dem Schatze des Kaisers selbst bezahlet. Die Heerstraßen sind, in gewissen Distanzen, mit bedeckten Brunnen versehen. Man findet auf denselben eine Menge Gasthöfe, wo man mit eben so vieler Geschwindigkeit, als Reinlichkeit, bewirthet wird. Sie sind mit gemeinen und abgesonderten Bädern versehen. Man findet Musikanten, Possenspieler, Mädchen und Ganymeden. Letztere Waare ist in Japan sehr beliebt. Es gibt so gar Häuser, die zur Erziehung dieser jungen Schlachtopfer einer abscheulichen Leidenschaft bestimmt sind, welche unglücklicher Weise in einem Lande, wo die Vielweiberey erlaubt ist, häufiger ist. Siehe Th. XXVI. S. 677, f. Die Mädchen sind zierlich geputzt, und sehr anziehend. Sie tanzen, singen, spielen auf verschiedenen Instrumenten. Viele unter ihnen sind in gewissen Künsten unterrichtet, die dergleichen Weibsbilder in Europa wenig kennen. Die Japaner verlangen Witz und Verstand in allem. Die Chineser, ihre ewige Nebenbuhler, kommen häufig nach Japan, bloß um das Vergnügen zu genießen, zu reisen, und die Annehmlichkeiten zu schmecken, welche eine sinnreiche Wollust über diese Heerstraßen verbreitet hat; daher man auch gemeiniglich Japan das Bordell von China nennt. Man findet überdies bey dem Eintritt in jede Provinz und in jeden District, Pfähle, woran die Nahmen der Befehlshaber, der Umfang der Provinz, die Anzahl der Einwohner, die Städte und Flecken, und die Vorschriften der Polizey aufgezeichnet sind. Die Bal-

len- und Packträger sind mit geringer Bezahlung zu frieden.

Wenn man aber die Sorgfalt loben muß, mit der die Japaner ihre Wege unterhalten und verschönern, so kann man sich hingegen über ihre Art zu reisen kaum des Lachens enthalten. Ihre Reise geht sehr langsam. Diejenigen, die zu Fuße reisen, tragen Stiefel, welche oben sehr weit sind, und gegen den Fuß sehr enge zugehen. Sie stecken das untere Ende ihres Kleides in diese Stiefel, weil es ihnen hinderlich seyn würde, wenn sie es frey hängen liessen. Männer und Frauen von der niedrigen Classe nehmen es nicht so genau; sie schürzen sich ohne Umstände bis an den Gürtel auf, und glauben keine Unanständigkeit zu begehen, wenn sie dasjenige auf der Heerstraße sehen lassen, was sie in den Pagoden sorgfältig verbergen. Die Pferde haben Schellen um den Hals, die ein wenig größer sind, als diejenigen, welche man gewöhnlich den Maulthieren anhängt. Ohne Zweifel gefällt ihnen dieses Geräusch. Sie reiten auf eine der unsrigen ganz entgegen gesetzte Art. Sie sitzen nähmlich mit kreutzweise geschlagenen Füßen auf dem Pferde. Man legt zwey Felleisen auf den Rücken des Thieres. Zwischen beyden wird ein Platz gemacht, der mit Wolle oder unbearbeiteter Seide gepolstert, und so breit ist, daß der Reiter sich bequem hinsetzen kann. Ein Bedienter hält den Zügel des Pferdes, führt es, und singt ein lustiges Lied, so wie es die japanische Musik mit sich bringt. Der Reiter ist in einen weiten Mantel von gefirnißtem Papier gehüllt, welches allem Regen widersteht, und mit einem breiten Strohhute bedeckt, der ihm zu einem Sonnenschirme dient. Diese Ausstaffierung ist in der That grotesk, gefällt aber den Japanern deshalb nicht weniger.

Man findet in Japan Privatfuhrwerke. Der geringste Herr vom Hofe hat deren 10 bis 12; Miethkutschen

Kutſchen aber ſind hier unbekannt. Die Fremden finden für ihr Geld Palankine, welche von Menſchen oder Pferden getragen werden; ein ganz bequemes Fuhrwerk, deſſen Langſamkeit aber diejenigen abſchreckt, die das Reiten vorziehen.

Sicherheit herrſcht auf allen Heerſtraßen. Die Japaner beſtrafen den Diebſtahl mit einer entſetzlichen Schärfe. Ueberdies ſind die japaniſchen Bettler nicht gänzlich ohne Nationalſtolz; ſie ſind wenig zum Stehlen geneigt, ihre Noth mag ſo groß ſeyn als ſie will.

Den Tobak haben wahrſcheinlicher Weiſe die Portugieſen zuerſt in Japan eingeführt. Jetzt rauchen hier Alt und Jung, Männer und Weiber beſtändig Tobak, und blaſen den Rauch durch die Naſen-Löcher heraus. Eine Taſſe Thee, und eine Pfeiffe Tobak ſind die erſten Höflichkeitsbezeugungen in ihren Häuſern gegen Fremde. Ihre Tobakspfeiffen haben Mundſtücke und Köpfe von Erz oder weißem Kupfer. Die Höhlung des Kopfes iſt ſo enge, daß kaum eine gewöhnliche Erbſe hinein geht. Der Tobak wird fingerslang ſo fein wie Haare geſchnitten, und in Kügelchen, wie Pillen, aufgerollet, um juſt in die enge Mündung des Tobakspfeiffenkopfes hinein zu paſſen. Dergleichen Kügelchen gehen freylich bey dem Tobak-Rauchen in großer Anzahl auf, da auf wenige Züge eine ſolche Pille aufgeraucht iſt.

Von den Jammabos, oder gewiſſen Mönchen in Japan, welche eine ſehr ſtrenge Lebensart führen, ſ. Th. XXVIII, S. 806, fgg.

Von der bey den Japanern üblichen Cur der Kolik durch das Stechen mit der Nadel, ſiehe im Art. Kolik.

Some obſervations concerning Japan, its ſituation, temperature, productions, cuſtoms &c. made by an ingenious perſon, that hath many years reſided in that country; as they were communicated in french by M. J. whence they are thus engliſh'd by he

the Publisher, st im IV B. der *Philos. Transact.* a. d. J. 1669 No. 49, S. 983 — 986.

Ambassades de la Compagnie Hollandoise d'Orient vers l'Empereur du Japon, à Par. 1687, 12. 2 Voll.

Histoire de l'eglise du Japon, par Mr. l'Abbé *de T.* à Par. 1689 4. 2 Voll.

Observations critiques & philosophiques sur le Japon & sur les Japonnais, à Amst. 1780, 12.

D. übers. u. d. T. Kritische und philosophische Bemerkungen über Japan und die Japaner. Aus dem Französ. Berl. 1782, 8. 13 u. e. h. Bog.

Geschichte der Schiffahrten und Versuche, welche zur Entdeckung des nordöstlichen Weges nach Japan und China von verschiedenen Nationen unternommen worden; zum Behuf der Erdbeschreibung und Naturgeschichte dieser Gegenden entworfen, von Jo. Eph. Adelung, Halle, 1768, gr. 4. 740 S. u 19 K.

Histoire & description generale du Japon, par le P. de CHARLEVOIX. à Par. 1736, 4. 2 Voll. u. eb. das. in 9 Duodezb.

Neue Aufl. u. d. T. Histoire du Japon, où l'on trouve tout ce qu'on a pu apprendre de la nature & des productions du pays, du caractère & des coutumes des Habitans, du gouvernement & du commerce, des revolutions arrivées dans l'empire & dans la religion, & l'examen de tous les Auteurs qui ont ecrit sur le même sujet. Nouvelle edition enrichie de figg. en t. d. revue, corrigée & augmentée, & mise dans un nouvel ordre par l'Auteur, à Par. 1754, in 6 Voll.

Entwurf einer Naturgeschichte des japanischen Reichs aus des P. Charlevoix Histoire de Japon, st. im 2 B. der mineralog Belustig. Lpz. 1768, gr. 8. S. 154 — 17[illegible]

ENGELB. KAEMPFERI Japoniæ descriptio, st. in Desselben *Amoen. exot.* Lemgov. 1712, 4. S. 478, fgg.

The history of Japan, giving an account of the antient and present state of the government of that empire, of its temples, palaces, castles and other buildings; of its metals, minerals, trees, plants, animals, birds and fishes; of the chronology and succession of the Emperors ecclesiastical and secular; of the original descent, religions, customs and manufactures of their Natives, and of their trade and commerce with the Dutch and Chinese; written in High-Dutch by ENGELB. KAEMPFER, and translated from his original Manuscript, never before printed by *J. G. Scheuchzer*; to which is added part of a Journal of a voyage to Japan, made by the English in the year 1673; illustrated with many Copper-plates. Lond. 1721, f. 2 Voll.

Histoire naturelle, civile & ecclesiastique de l'empire du Japon composée en allemand par ENGELB. KAEMPFER, & traduite en francois sur la version angloise de J. G. Scheuchzer. Ouvrage enrichi de quantité de figures, dessinées d'apres le naturel, par l'Auteur même, à la Haye 1729, f. 2 Voll. à Paris, 1758, in 3 Voll.

Engelb. Kämpfers Geschichte und Beschreibung von Japan, aus den Originalhandschriften des Verf. herausgegeben

von

um Chriſt. Wilh Dohm. Erſter Band, Lemgo 1777, 4. 2 A. 1 B Innhalt und letzter Band, 1779, 2 A. 15 B. u. Charten und 45 Kupfert. zu Folioblättern.

Etwas aus E. Kämpfers Geſchichte und Beſchreibung von Japan, ſt. im 97, 98 und 100 St. des Hannov. Magaz. v. J. 1779.

Ein Auszug aus dem Kämpferiſchen Werke, ſt. im 5 Bändchen der Bibliothek der neueſten Reiſebeſchreib. Nürnb. 1782, 8. 1 A.

Curious account of the inhabitants of the Empire of Japan, their government, manners and cuſtoms; in a letter from C. P. THUNBERG to Joſ. Banks, ſt. im 70 B. der *Philoſ. Tranſact.* a. d. J. 1780

Schreiben des Hrn. Thunberg über die Regierungsform, Sitten und Gewohnheiten der Japaner, ſt. im 95 St. der Goth. g. Z. 1780, S. 776 — 780

Das Neueſte von Japan, in einem Schreiben des Hrn. Thunberg an Hrn Banks, ſt. im Göt. Taſchenb. z. N. u. Vergn. für's J. 1782, S. 1 — 15

Hrn. Thunbergs vorläufige Nachricht von Japan und den Japanern, ſt. bey den krit. und philoſ. Bemerk. über Japan, Breſl 1782, 8. S. 189 — 200.

Japaniſche Arbeit, ſ. Lackieren.

Japaniſche Erde, ſ. Th. XI, S. 333, f.

Japaniſcher Hahn, ſ. Th. XXI, S. 183.

Japaniſches Holz, Fernambuckholz; ſ. Th. XII, S. 612.

Japaniſches Huhn, ſ. Th. XXVI, S. 15.

Japaniſches Papier, ſ. Papier.

Japaniſches Porzellan, ſ. Porzellan.

Japaniſcher Thee, ſ. Thee.

Japanieren, Fr. Japonner, ein Wort, welches die Kaufleute, die den Porzellanhandel treiben, brauchen, und wodurch ſie eine neue Art, die ſie in England und Holland dem chineſiſchen Porzellan geben laſſen, ausdrücken, deſſen Werth ſie vermehren wollen, wenn ſie ſolches für japaniſch ausgeben; ſiehe unter Porzellan.

Japara, oder **Giapara**, ein oſtindianiſches Königreich auf der Inſel Java an der Nordküſte, nebſt einer

Stadt und einem Fort gleiches Nahmens, an dem Ausflusse eines eben diesen Nahmen führenden Flusses in die See. Dieser Ausfluß des Japara-Flusses gibt einen sehr guten Hafen ab, in welchen allerley Schiffe einlaufen können; wie denn wirklich allerley Schiffe von den meisten, auch entferntesten, Nationen von Asien, als Javanern, Persern, Arabern, Guzuratern, Macassaroern, Chinesern, Einwohnern von Coromandel und Achin, Maleyen und Peguanern u. denselben häufig besuchen, und alle Arten von Waaren dahin bringen, welche in Asien und fast in allen Theilen der Welt zu finden sind. Die Plätze in Japara, wo Markt gehalten wird, wimmeln daher von allerley Nationen. Das Land und die Stadt Japara hat seinen eigenen König; das Fort Japara aber, nebst allen übrigen Festungen des Landes, gehört der holländischen ostindischen Compagnie, welche größten Theils das Zimmer- und Schiffbau-Holz, den Reis, das Vieh und die Früchte, welche sie zu Batavia, Amboina, Ternate und Banda gebraucht, aus diesem Königreiche zieht, als welches einen großen Ueberfluß daran hat. Diese Compagnie hat auch daselbst einen Aufseher über die Handlung, welcher den Titel eines Residenten führt.

Japarandiba, ein brasilianischer Baum, welcher eine aschgraue Rinde, ein hartes aber markiges Holz, und längliche, spitzige und nervige Blätter hat. Die Blumen, deren allemahl drey auf einem Stiele sitzen, gleichen an Größe, Farbe und Geruch, den Rosen, und haben acht Blätter. Die Früchte sind auswendig grau, inwendig aber gelb, und sehen wie ein Apfel aus, welcher aber oben so platt ist, als ob daselbst eine Scheibe davon abgeschnitten wäre. In jeder Frucht steckt ein eckiger, herzförmiger, leberfarbiger, glänzender Stein von der Größe einer Haselnuß. Marcgrav und Piso haben diesen Baum angeführt. Bey der neuern

neuern Schriftstellern findet man keine Nachricht, ausser daß Adanson solchen unter obigem Nahmen erwähnt, und 8 Blumenblätter, ungefähr 100 Staubfäden, und einen Griffel mit einem kegelförmigen Staubwege beschrieben hat.

Die Blätter sollen zertheilen, daher sie auch nicht nur äußerlich auf die Gegend der verhärteten Leber geleget, sondern auch innerlich als ein Decoct gebrauchet werden.

Japon, s. Japan.

Jaque, Jaquette; s. Jacke.

Jaquinia, s. Jacquinie, im XXVIII Th. S. 36, fgg.

Jar, s. Jiar.

Jard, s. Yard.

Jardinière, nennt man eine Art Stickerey, welche am Rande der Manschetten, Kopfzeuge oder Hauben, Busenstreife u. d. gl. angebracht wird, ohne über das Ganze dieser Sachen hervor zu ragen.

Jargon, s. Rothwälsch.

Bey den Juwelieren, eine gelbe Art Diamanten, welche weniger Härte haben, als die weißen. Siehe Th. IX, S. 183.

Jargon d'Auvergne, Hyacinthenfluß; s. Th. IX, S. 183, und Th. XXVII, S. 366.

Jarmouth, s. Yarmouth.

Jaroslaw, oder Jaroslow, eine Handelsstadt im Samborer Kreise, in Galizien, am Flusse San. Sie ist wegen eines großen Jahrmarktes berühmt, welcher daselbst jährlich am Mariä Himmelfahrtstage (d. 15 Aug.) gehalten wird, und der berühmteste in ganz Polen ist. Er wird von Kaufleuten aus Persien, von Constantinopel, Venedig, Amsterdam, aus Rußland, Deutschland, Ungarn und andern benachbarten Ländern, besucht. Insonderheit wird auf demselben stark mit Vieh gehandelt; wie denn Staro-

wolsky ſagt, man habe zu ſeiner Zeit über 40000 Ochſen und 20000 Pferde dahin gebracht.

Jaroslow, Jarislow Jerislaw, Jeroslaw, oder Jeroslaw eine große und wohlgebaute Handelsſtadt an der Wolga, im moſcauiſchen Gouvernement in Rußland, welche wegen der vortrefflichen Juchten berühmt iſt. Es ſind hier anſehnliche Fabriken von allerley Arten Leinwand und wollenen Zeugen; vornehmlich iſt die zatrapesnowiſche Manufactur merkwürdig, welche ſchon zu Peter's Zeiten angelegt worden, aber erſt unter der Kaiſerinn Anna in rechten Flor gekommen iſt. Sie hat über 2000 Werkſtellen, über 2000 leibeigene Arbeiter, überhaupt aber über 6000 Perſonen, welche Leinwand und allerley ſeidene und wollene Zeuge verfertigen. Die ſchöne ruſſiſche Kirche daſelbſt hat im Lande wenig ihres gleichen.

Jarre oder Giarre, iſt: 1. Ein großes Gefäß von gebrannter Erde, in welchem die Provincalen ihr Baumöhl, und auf dem Meere das ſüße Waſſer aufbehalten. 2. Ein Getränkmaß in Frankreich, welches ungefähr 40 pariſer Pinten hält. 3. Ein in den Städten der Levante, inſonderheit zu Metelin, gebräuchliches Inhaltsmaß, womit man die Weine und Oehle mißt. Der Jarre zu Metelin hält 6 Ocques.

Jarret die Kniekehle; ſ. Knie.

Jarſey, ſ. Jerſey.

Järter, eine ... fiſche, welche faſt wie die Jäſen geſtaltet, doch ſchmähler, länglicher und dünner ſind, auch kleinere Schuppen haben. Die Floßfedern ſind bläulich, die Augen goldgelb; ihr Fleiſch iſt ſehr fett, und ganz ſonderbar vom Geſchmacke, vornehmlich aber gut zu braten. Weil ſie meiſtentheils in der Oder gefangen werden, ſo bratet man ſie in den, an derſelben gelegenen Städten, ſonderlich zu Herbſtzeiten, ſchlägt ſie in Fäſſer, und überſendet ſie an andere Orte, weil

ſie

sie sich auf diese Weise ziemlich lange halten, und ein bereiteres Essen abgeben.

Jäschen, Jäscht; s. Gäschen, Gäscht.

Jäse, (die) oder der Jäsen, Cyprinus Jeles, in der Mark Brandenburg eine Benennung des im I Th. S. 466, fgg. beschriebenen Alant, eines eßbaren Flußfisches, welcher auch Gäse, Giese, ingleichem Brassich genannt wird.

Jasmar, s. Seidenschwanz.

Jasone montana L. Schaf-Scabiose; s. unter Scabiose.

Jasmin, Jesmin, auch von Einigen Gelsamine oder Gelsemin genannt, L. Apiaria, Gelseminum, Jasaminum, Jasminum, Ital. Gelsimino. Engl. Jasmin- oder Jessamine-tree. Fr. Jasmin nach welchem Muster Einige auch den deutschen Nahmen Schasmin oder Schesmin aussprechen, ein Pflanzengeschlecht, welches aus Ost-Indien zu uns gekommen ist, dessen röhrenförmiger Kelch mit 5 Spitzen geendigt, und des Blumenblattes lange Röhre in den platten, fünffach zerschnittenen Rand verbreitet ist. In der Blumenröhre sitzen zwey kurze Staubfäden, und der rundliche Fruchtkeim trägt einen Griffel mit döppelten Staubwege. Die glatte, eyförmige Beere enthält in zwey Fächern zwey längliche Samen. Die Einschnitte des Blumenblattes sind sowohl in Ansehung der Gestalt, als auch der Anzahl, öfters verschieden. Einige Arten zeigen gemeiniglich 8, auch wohl noch mehrere Einschnitte in dem Blumenblatte und in dem Kelche. Diese hat Hr. v. Linné von dem Jasmin abgesondert, und unter einem besondern Geschlechte angeführt, dem er den Nahmen Nycranthes gegeben hat, weil diese Blumen sich gemeiniglich des Nachts öffnen, und dann vorzüglich stark und angenehm riechen, am Tage aber abfallen, daher auch Dietrich im Deutschen dieses Geschlecht Nachtblume genannt hat. Man sieht aber sowohl

am Tage, als des Nachts, die Blume in ihrer Schönheit, und empfindet auch zu jeder Zeit den angenehmen Geruch davon, wie denn die abgefallenen Blumen noch den Geruch einige Zeit behalten. Wenn sie aufgeblühet sind, dauern sie kaum 24 Stunden, und fallen, wie viele einblätterige, bald ab.

Zu denjenigen Arten, welche nicht über fünf Einschnitte am Blumenblatte haben, und eigentlich Jasmin-Arten sind, gehören folgende sechs.

1. Gefiederter weißer Jasmin, gemeiner weißer Jasmin, Veilrebe, Jasminum *Dod.* Jasminum album *Dalech. Gerard.* & *Theod.* Jasminum vulgatius flore albo *C. B.* Jasminum sive Gelseminum flore albo *J. B.* Jasminum flore albo *Besl.* Jasminum officinale, foliis oppositis pinnatis, foliolis distinctis *Linn.* Fr. Jasmin commun, Jasmin ordinaire à fleur blanche, Ital. Gelsomino bianco, Engl. common white Jasmine, wächst in Ostindien; doch hat Hr. v. Haller solchen auch auf den Felsen bey Chiavenna wild wachsend gefunden. Es ist ein niedriger schwacher Strauch, mit biegsamen, zuweilen auch gewundenen, und langen grünen Zweigen; an diesen stehen gefiederte Blätter einander gegen über, welche aus 5 oder 7 eyförmig zugespitzten, glänzenden grünen Blättchen zusammen gesetzt sind; davon stehen 4 oder 6 parweise seitwärts, und 1 am Ende einzeln; das letzte ist etwas größer, auch öfters an einer Seite eingeschnitten. Die weißen, lieblich riechenden Blumen, welche Einige für die Dudaim der Hebräer halten, kommen bey uns im Jul. und August aus den Spitzen der Zweige zu einigen Stücken hervor. Gemeiniglich zeigen solche nur 4 Einschnitte, und diese sind unterwärts mit vorstehenden Läppchen besetzt, auch zuweilen etwas röthlich. Die 4 Kelcheinschnitte sind schmahl und lang. Die Blumenblätter sind gemeiniglich einfarbig, zuweilen aber auch weiß- oder gelbgestreift. Der Same wird

unter

unter unserm Himmelsstriche niemahls reif. Man kann diese Art entweder durch Ablegung der Zweige, welche man von der alten Pflanze nimmt, und dahin versetzt, wo sie bleiben sollen, oder aus abgeschnittenen Zweigen, welche man im Herbste zeitig einsetzt, ziehen. Bey strenger Kälte muß man den Boden zwischen diesen Pflanzen mit Lohe oder Schweinmist, oder die Pflanzen selbst mit Erbsenstroh oder etwas dergleichen bedecken, welches man bey gelindem Wetter wieder hinweg nimmt. Man muß auch die Pflanzen sogleich dahin, wo sie bleiben sollen, und zwar an eine Wand, Zaun oder Hecke, setzen, im Sommer wild daher wachsen lassen, und vor dem Ende des Märzes nicht beschneiden oder fest machen. Die Abarten mit gestreiften Blättern erfordern eine wärmere Lage, weil sie viel zärter sind, und können durch das Oculieren auf die gemeine Art fortgepflanzet werden; die weißgestreifte muß gegen Süden oder Südwest gesetzt, und in strengem Winter an ihren Aesten mit Matten oder Stroh bedecket; die gelbgestreifte aber gegen Morgen oder Abend gesetzt werden.

Nach der Erfahrung, welche Hr. Hofmed. du Roi zu Harbke angestellt hat, dauert dieser gemeine weiße Jasmin unter unserm Himmelsstriche, wenn die Winterkälte nicht gar zu hart fällt, in einem warmen bedeckten Stande; bey starkem Froste geschieht es aber wohl, daß eine junge Pflanze bis auf die Wurzel abstirbt, und im folgenden Sommer wieder ihre neue Schüsse treibt. Auch Hr. Regier. R. Medikus, welcher sich seit 1772 durch verschiedene Versuche, ausländische Gewächse in dem churfürstl. botanischen Garten zu Mannheim im Freyen zu erziehen (*), sehr verdient

(*) Man findet dieselben in den Bemerk. der kuhrpfälz. phys. ökon. Gesellsch. v. J. 1774, Lautern, 1776, 8. S. 123 — 298, und in Dessen Beytr. zur schönen Gartenkunst, Mannh. 1782, 8.

dient gemacht, hat unter andern auch mit dieser Staude Versuche angestellt, ob sie bey uns im Freyen ausdauern könne. Sie hat sich nebst ihren Aesten zwey Winter recht wohl erhalten und stark geblühet, aber nie Samen angesetzt. Doch ist sie im dritten Winter bis auf die Wurzel abgestorben; welches Hr. M aber nicht dem Winter, sondern der Beschaffenheit des Bodens zuschreibt. Zu Mannheim war ihr Standort ein steifer Letten, dessen Feuchtigkeit ihr im Winter zwar beschwerlich gewesen war, den Sommer über aber so viele Blumen getrieben hatte, daß sie unmöglich ansetzen konnte. Er glaubt also gewiß, daß sie, in einem mehr sandigen Boden, in unserm Himmelsstriche ausdauern werde. Von einer besonders schönen und großen, im Aug. 1726, in Braunschweig observirten Jasminraupe ertheilt Hr. D. Brückma n, in den bresl. Samml. v. Aug. 1726, S. 234, f. Nachricht.

Diese sowohl ihres Nutzens, als auch des vortrefflichen Geruches wegen berühmte Staude verdient, daß man sie vorzüglich anpflanze. Sie dient, als ein Rebengewächs, zu Bekleidung der Laubhütten und Mauern. Man kann auch durch das Beschneiden artige Buschbäumchen aus ihr bilden. Ihre Blumen haben eine erfrischende, eröffnende, erweichende und lindernde Kraft, und theilen ihren lieblichen Geruch auch ausgepreßten Oehlen und andern Fettigkeiten, wie auch dem Zucker, mit. Wer sie in Menge besitzt und häufig sammeln kann, ist im Stande, nicht nur Oehle und Essenzen aus ihnen zu verfertigen, sondern sie auch überhaupt, wie die Orangenblüthen, zu nutzen. In der Arzeney werden sie zur Erleichterung der Brust verordnet. Die wie ein Pflaster aufgelegten Blätter sollen die verhärtete Geschwulst erweichen.

Die Blumen geben durch das Destillieren kein riechendes Wasser. Am meisten wird daraus ein

schön

schön riechendes Oehl bereitet, mit welchem die Italiäner in kleinen Gläsern handeln, welches aber selten aufrichtig, sondern meistens Mandel- oder anderes Oehl ist, welches nur mit etlichen Tropfen von dem wahren Jasminöhle angemacht worden ist. Die rechte Bereitung desselben geschieht auf folgende Art. Es werden die frischen Blumen des Jasmins, und Baumwolle (*), die mit Beennußöhl (welches die Eigenschaft hat, daß es nicht ranzig wird,) getränkt worden, schichtweise in einem Gefäße eingelegt, gut vermacht, und an die Sonne gesetzt. Nach 24 Stunden werden die alten Blumen weggenommen, und zwischen dieselbe Baumwolle frische Blumen gelegt, wiederum der Sonne ausgestellt, und dieses so oft wiederhohlt, bis die Baumwolle einen Geruch angenommen hat, und so stark nach Jasmin riecht, als die Blumen selbst. Endlich bringt man diese Baumwolle unter die Presse, da man denn ein stark riechendes Oehl bekommt, welches, wofern die Flaschen recht wohl verstopfet werden, diesen Geruch lange behält. Oft gießt man aber auch nur das Beenöhl über die Blumen und setzt es in die Wärme.

Oder: Man nimmt ein weites Zuckerglas, thut eine Lage geschälter und zerschnittener Mandeln, welche ganz frisch sind, darein, über solche eine Lage Jasminblumen, dann wieder Mandeln, und oben Jasminblumen, und also eins um das andere, bis das Glas voll wird. Alsdann verbindet man es mit gewichstem Papier und doppelter Blase auf das beste, und stellt es etliche Tage an die Sonne. Hernach nimmt man die Blumen heraus, thut an deren Statt wieder frische hinein, verfährt damit wie zuvor, und wiederhohlt solches so lange, bis man glaubt, daß die Mandeln den Geruch genug an sich gezogen haben; alsdann presset man es, wie ein anderes Mandelöhl, aus.

Das Jasminöhl kommt, an medicinischer Kraft, mit dem Kamillenöhle überein, und ist wider die kalten Flüsse

(*) Oder, nach du Hamel: Stücke von baumwollenem Zeuge.

Flüsse in Gelenken, wider Schmerzen und Krämpfe des Magens, der Därme und der Mutter gut, wird aber mehrentheils als ein Parfum, zu Einschmierung der Perrücken, Haare und Handschuhe, gebraucht.

Der Branntwein würde durch die Destillation eben so wenig den Jasmingeruch annehmen, welches man hingegen durch einen schlechten Handgriff bewerkstelligen kann, indem man nähmlich Branntwein über das mit Jasminblumen ausgepresste Baumöhl gießt, und in einer Flasche stark herum schüttelt, da denn der Jasmingeruch das fette Oehl sofort verlassen, und in den Branntwein übergehen wird, welcher aber auch, die Flasche mag noch so gut verwahrt seyn, leicht wieder verraucht, und sich endlich gänzlich verliert.

Um Jasmin- (oder auch Tuberosen-) Essenz zu verfertigen, wird auf 1 Loth Spiritus, 1 Loth Jasmin- (oder Tuberosen-) Oehl genommen. Man lässet solches 4 Tage stehen, und rührt es zuweilen auf. Hernach wird noch 1 Quent des Oehles nachgesetzt, und 4 Tage an die Sonne oder zu einem warmen Ofen gestellet, und zuweilen wohl unter einander gerührt, und endlich über Baumwolle durch Löschpapier filtriret.

Jasmineſſig, wird wie Pomeranzenblütheneſſig verfertiget. Ein Viertelpfund Blüthen werden in 2 Kannen guten Weineſſig in einer wohl verwahrten Flasche, 3 bis 4 Wochen lang, an die Sonne gesetzt; alsdenn gießt man sie durch ein feines Sieb, und hebt den Eſſig zum Gebrauche auf.

Die übrigen Arten der Zubereitungen der Jasmin-Blüthen mit Zucker ꝛc. sind folgende.

Jasmin *en chemiſe*, oder weiß überzuckert. Man nimmt völlig aufgeblüheten Jasminblüthen die Stiele ab, taucht sie in Eyweiß, welches zu Schaum geschlagen worden ist, wälzt sie hierauf in geſiebtem Zucker herum, und legt jede, wie sie fertig ist, auf ein in einem Siebe liegendes weißes Papier; auf diesem lässet man sie auf dem warmen

Ofen

Ofen trocken werden, und bedient sich ihrer zu beliebigen Absichten.

Trockne Jasminsträuße, Fr. Bouquet de Jasmin au sec. Man nimmt schöne, wohl aufgeblühete Jasminblüthen mit den Stielen, die man auch, wenn sie zu lang sind, halb abschneidet, und bindet 3 oder 4 mit einem Faden zusammen. Jeden Strauß taucht man in, nach kleiner Fadenart gesottenen und halb abgekühlten Zucker, legt einen nach dem andern auf ein Sieb, damit er abtropfe, und bestreuet sie überall mit fein gestoßenem Zucker. Sodenn nimmt man sie wieder einzeln auf ein anderes Sieb, und legt die Büschen so, daß sie ausgebreitet bleiben. Hierauf läßet man sie in der Wärme trocken werden, und hebt sie in Schachteln, die mit weißem Papier ausgefüttert sind, an einem trocknen Orte auf.

Jasmin-Conserve. ½ Pfund rein gelesene Jasmin-Blüthen werden in einem Mörser mit 2 oder 3 Tropfen Citronensaft angefeuchtet, und sehr fein gestoßen. Man läßet sofort 2 Pf. Zucker nach großer Federart sieden, nimmt ihn vom Feuer, läßet ihn halb kalt werden, thut alsdann die gestoßenen Jasminblüthen dazu, menget sie vermittelst eines Löffels, so gut als möglich, unter den Zucker, und thut die Conserve in Formen. So bald sie kalt geworden ist, schneidet man sie in Tafeln, so groß man sie haben will.

Jasmin-Gefrornes, Fr. Glace de Jasmin. Eine Hand voll rein gelesene Jasminblüthen werden fein gestoßen, aus dem Mörser in eine Kanne Wasser gethan, und ½ Pf. Zucker dazu geschüttet, womit man sie auf das beste vermengen muß. Wenn der Zucker zerschmolzen ist, läßet man es durch ein sehr dichtes Haarsieb laufen. Alsdann wird es in einer Eisbüchse auf Eis gesetzt, damit es gefriere. (Siehe Th. XVI, S. 616.)

Jasmin-Marmelade. Man stößt ½ Pf. wohl gelesene Jasminblüthen sehr fein, und drückt sie mit einem Rührlöffel stark durch ein Sieb, bis alles durch ist. Hierauf läßet man 1½ Pf. Zucker nach großer Federart sieden, mischet nach und nach währender Zeit, da er noch warm ist, den durch das Sieb gedrückten Jasmin darunter, und faßet endlich die Marmelade in Töpfchen zum Aufheben.

Jasmin-Dragee oder Zuckerkörner, Fr. Dragée de Jasmin. Man läßet Tragant in etwas Wasser zergehen, und rühret dasselbe so lange um, bis alles zergangen ist.

Hernach

Hernach gießt man es durch ein Haarsieb, und thut es, um einen Teig daraus zu machen, mit Jasmin-Marmelade und fein gestoßener Schwertlilienwurzel zusammen in einen Mörser, stößt es, und thut von Zeit zu Zeit gesiebten Zucker dazu, bis der Teig sich verarbeiten läßet. Aus dem Mörser legt man ihn auf einen Tisch mit gesiebtem Zucker, nimmt kleine Stückchen davon einer Erbse groß, und macht sie in der hohlen linken Hand mit dem Daumen der rechten Hand rund. Wenn der Teig auf solche Art verarbeitet ist, läßet man ihn in einem Siebe 6 Tage lang auf dem Ofen stehen; hernach verfährt man damit wie mit Veilchen-Zuckerkörnern, deren Bereitung ich an seinem Orte beschreiben werde. So wie man eine Lage Zuckerkörner gelegt hat, und diese abgetrocknet ist, schüttet man wieder nach Fadenart gesottenen Zucker darauf, und fährt damit so lange fort, bis die Körner groß genug geworden sind.

Jasmin-Zuckerbrod, Fr. Biscuit de Jasmin. Man thut einen Löffel voll Jasmin-Marmelade, nebst 4 frischen Eyerdottern, in eine irdene Schüssel, und ½ Pf. gestoßenen Zucker dazu; dieses alles menget man mit einem Rühr-Löffel recht unter einander, bis der Zucker sich mit dem übrigen wohl vereinigt hat. Hernach nimmt man das Weiße von 6 Eyern, schlägt es so lange, bis Schaum daraus wird, und rührt es unter die Eyerdotter und unter den Zucker. Gleich darauf läßet man 8 Loth Mehl durch ein Sieb sacht hinein fallen, und treibt es mit einer weißen Ruthe immer mit den übrigen Sachen herum. Nachdem alles dieses wohl unter einander gebracht ist, thut man das Zuckerbrod in papierne oder blecherne Formen, welche zuvor mit Butter bestrichen worden sind. Auf das Zuckerbrod wird etwas feiner Zucker geschüttet, damit es einen Zucker-Guß bekomme; und so bäckt man es hernach in einem gelinde geheitzten Ofen.

Jasmin Zuckercand, Fr. Candi de Jasmin. Es werden Jasminblüthen gelesen, und Zucker nach Federart gesotten, den man in die Zuckercand-Form schüttet. Wenn er halb kalt geworden ist, thut man die Jasminblüthen hinein, und taucht sie mit einer Gabel ganz langsam, eine so tief, wie die andere, in den Zucker. Auf diesen Zuckercand setzt man einen nach der Form gemachten Rost, und beschwert ihn mit einem Gewichte, damit er fest stehe. Auf allen vier Ecken werden kleine, weiße, trockne Steckchen

bis

bis auf den Boden in den Zucker gesteckt. In solcher Verfassung setzt man den Zuckercand 24 Stunden lang auf einen warmen Ofen, in welchem das Feuer beständig in einerley Stärke erhalten werden muß. Ob der Zuckercand fertig sey, erkennet man daran, wenn man die Steckchen heraus zieht, und sie überall wie Diamanten funkeln. Alsdann stellt man die Form schief in die Höhe, damit der Zuckercand abtropfe. Auf diese Weise muß er 2 Stunden stehen. Hernach wird die Form auf ein weißes Papier umgestürzet, und an einem Orte, wie am andern, etwas stark darauf geschlagen.

Kleines Jasmin-Zuckerwerk, Fr. Pastilles oder Ingrédiens de Jasmin. Man nimmt ¼ Pfund Jasmin, lässet ihn in siedendem Wasser die Kraft ausziehen, und setzt es, in dieser Absicht, bis zum folgenden Tage auf einen warmen Ofen. Alsdann gießt man das Jasminwasser in ein Tuch, und drückt es stark, damit alles heraus komme. In diesem ausgedrückten Wasser lässet man 2 Quent Traganth zergehen, und drückt es durch ein Tuch, damit nichts davon zurück bleibe. Hernach wird es nebst gestoßenem Zucker in einen Mörser gethan, und noch einmahl mit einander gestoßen. Während dieser Arbeit schüttet man so lange gesiebten Zucker dazu, bis ein Teig daraus wird. Alsdann wird der Teig heraus genommen, und es werden allerley Kleinigkeiten, von was für Gestalt man sie haben will, als: Müschelchen, Weitzenkörner, Kaffebohnen u. d. gl. daraus gemacht.

Eingemachte Jasminblüthen, Fr. Fleurs confites de Jasmin. Man schneidet schönen, völlig aufgeblüheten Jasminblüthen die Stiele bis auf den vierten Theil ab, und lässet die Blüthen ganz; siedet hernach Zucker auf große Fadenart, nimmt ihn vom Feuer, thut die Blumen hinein, ohne sie zu waschen, und lässet sie bis zum folgenden Tage in dem Zucker liegen. Alsdenn lässet man sie etwann 12 Süde thun, bis der Zucker nach kleiner Federart gesotten ist; lässet sie hierauf kalt werden, und hebt sie in Töpfchen auf.

Wenn man bloß die Blätter von den Blüthen einmachen will, nimmt man ihnen die Stiele, pflückt die Blätter ab, und behandelt sie übrigens nach der beschriebenen Art.

Jasmin-Syrupp. Man läßet eine Kanne Wasser kochen, nimmt ½ Pfund wohl geleſene Jasminblüthen, und thut ſie in eine Terrine, gießt das ſiedende Waſſer darauf, und bedeckt es mit einem Teller, damit der Jasmin völlig im Waſſer eingetaucht liege und darin weichen könne. In dieſer Verfaſſung wird die Terrine etwann 24 Stunden auf einen warmen Ofen geſetzt. Ferner läutert man 5 Pf. Zucker, läſſet ihn nach Art des Zerbrochenen ſieden, und drückt die Blumen ganz langſam durch ein Tuch damit ſie ihr wohlriechendes Weſen von ſich geben. Die 5 Jasminwaſſer wird in den Zucker gethan, und auf das Feuer geſetzt, doch ohne es ſieden zu laſſen, ſondern nur, damit das Waſſer ſich mit dem Zucker vereinige. Hernach gießt man es zuſammen in eine irdene Schüſſel, und ſetzt es 3 bis 4 Tage lang auf einen warmen Ofen, welcher, die ganze Zeit über, in der Wärme erhalten werden muß, wie man ihn zum Zuckercandmachen braucht. Man unterſucht von Zeit zu Zeit den Syrupp mit einem Löffel. Wenn er als fertig angeſehen werden ſoll, muß er wie Perlenzucker beſchaffen ſeyn. Hernach nimmt man ihn vom Ofen hinweg, läſſet ihn kalt werden, und faßt ihn endlich in Flaſchen.

Oder: Man vermiſchet Puderzucker und Jasminblumen lagenweiſe mit einander, bringt dieſe Vermiſchung in Haarſieben, in den Keller, und deckt ſie mit naſſen Tüchern zu, da dann von der Feuchtigkeit des Kellers der Zucker in Syrupp zerfließt, welcher einen angenehmen Jasmingeruch haben wird.

Jasmin-Sand, Fr. Sable de Jasmin. Man ſtößt ½ Pf. wohl geleſene und ungewaſchene Jasminblüthen in einem Mörſer fein, thut ſie in ½ Pf. Zucker, welcher nach großer Federart geſotten iſt, arbeitet es gut durch einander, und rührt es wohl um, bis die Blumen ſich mit dem Zucker völlig vereinigt haben, und der Zucker geronnen und abgekühlt iſt. Hernach läſſet man es durch ein Sieb laufen, damit Sand daraus werde, und macht hiervon Parterren auf den Glasſcheiben.

Jasmin-Kuchen. Es wird eine Form von Papier, ſo groß als der Kuchen werden ſoll, gemacht. Hernach nimmt man ½ Pf. wohl geleſene Jasminblüthen, wirft ſie in 1 Pf. Zucker, welcher nach großer Federart geſotten iſt, und rührt beydes über dem Feuer mit einem Rührlöffel

durch

durch einander. Wenn der Zucker zu steigen anfängt, und so weit ist, daß er bald in die Form gegossen werden soll, thut man geschwinde ein wenig Eyweiß hinein, welches mit gestoßenem Zucker geschlagen, und nicht gar zu dünn ist, wodurch der Kuchen desto eher zum Steigen gebracht wird. In dieser Verfassung thut man es sogleich in die Form, und hält ein Becken mit glühenden Kohlen in einer gewissen Entfernung darüber, welches den Kuchen noch besser in die Höhe zieht.

Jasmin-Pasten, Fr. Pâte de Jasmin. Man stößt ½ Pf. rein gelesene Jasminblüthen in einem Mörser, und menget hernach auf einem Teller ungefähr 4 Löffel voll Apfel-Mormelade darunter. Alsdenn siedet man 1 Pf. Zucker nach großer Federart, thut die Blüthen mit der Marmelade hinein, menget alles wohl unter einander, und lässet es etwann 12 Süde thun. Wenn nun der Teig gekocht ist, bringt man ihn in die Pasten-Formen, die auf Kupferblechen stehen, bestreuet ihn durch ein Sieb mit gestoßenem Zucker, und lässet ihn auf einem warmen Ofen trocken werden.

2. Gefiederter röthlicher Jasmin; spanischer oder catalonischer Jasmin, Jasminum humilius magno flore *C. B.* & *Raj.* Jasminum hispanicum flore maiore, externe rubente *J. B.* Jasminum humilius primum *Chus.* Jasminum maius *Gerard.* Jasminum puniceum *Dalech.* Jasminum candidiflorum *Theod.* Jasminum grandiflorum, foliis oppositis pinnatis, foliolis extimis confluentibus *Linn.* Fr. Jasmin de Catalogne, Jasmin d'Espagne, Engl. the spanish white Jasmine; the catalonian Jasmine. Diese Art soll das Ets Schemen der Hebräer seyn. Sie wächst in Malabar und in ganz Ostindien, auch auf der Insel Tabago. Sie ist von vielen mit der ersten Art verwechselt, oder nur als eine Varietät derselben angenommen worden; der Unterschied aber ist deutlich und beständig. Der gerade aufrechte Stängel ist holziger, stärker und höher; die jungen Zweige sind von den herunter laufenden Blattstielen gestreift; die Blättchen sind größer

und die drey letzten unter einander verwachsen, so daß sie nicht einzeln, sondern auf einmahl abfallen; auch die Blumen sind größer, und auswendig röthlich. Zuweilen erscheinen mehrere als 5 Einschnitte, auch doppelte und gefüllte Blumen. Sie blüht den ganzen Sommer durch, bis in den späten Herbst. Die Blätter sind hellgrün.

Man kann diese Art durch das Ablactiren auf den oben beschriebenen gemeinen Jasmin fortpflanzen; bekommt man aber die Pflanzen aus andern Gegenden, so muß man solche wählen, welche wohl mit Mos verwahrt und nicht vertrocknet, und an welchen die oculirten Zweige frisch und gesund sind; die Wurzeln von Mos reinigen, alle abgestandene Zweige abnehmen, die Wurzeln in einem Topf oder Kübel voll Wassers 2 Tage lang an einen Ort, wo sie vor der Kälte gesichert sind, stellen; alle trockne Wurzeln und alle Aeste 4 Zoll von dem Orte, wo sie oculirt sind, abschneiden, und in Töpfe mit frischer leichter Erde setzen, die Töpfe in ein gemäßigtes Lohbeet graben, und ihnen, nach Beschaffenheit der Witterung, Wasser und Schatten geben; nach 6 Wochen alle Schüsse, die unter dem Pfropfreise hervor kommen, hinweg nehmen; ihnen an warmen Tagen durch Oeffnung der Fenster frische Luft geben; die Schüsse, nachdem sie zunehmen, abzwicken; sie hernach an die freye Luft gewöhnen, und zu Anfange des Junius darein setzen; im ersten Sommer warm stellen und vor den Winden schützen; im Herbste in das Gewächshaus, an den kühlsten Ort desselben unter andere dauerhafte Pflanzen dahin stellen, wo man bey temperirtem Wetter die Fenster öffnen kann, und den Winter über sparsam begießen; im April die Schüsse, bis auf 4 Augen, und alle schwache Zweige hinweg nehmen, sie in ein Glashaus oder in einen tiefen Glastrog setzen; so bald sie 3 bis 4 Zoll lange Schüsse getrieben haben, die Gläser öffnen, und zu Anfange des Jun. die Pflanzen an die freye Luft stellen.

Man

Man kann sie auch in der freyen Luft pflanzen, wenn sie 2 oder 3 Jahre alt, und etwas erstarkt sind, wann man sie im May mit der Erde an ihren Wurzeln so in die Rabatten, worein man vorher Löcher gemacht hat, setzt, daß ihre Stämme dicht an einer warmen Wand stehen, die Löcher um die Wurzeln herum mit guter frischer Erde anfüllet, die Pflanzen begießt, ihre Aeste an der Wand befestiget, die längern beschneidet, die neuen Aeste immer wieder befestiget, bey annahender Kälte alle Reiser, auf welchen die Knospen stehen, oder an welchen noch verwelkte Blumen hangen, beschneidet, um die Mitte des Novembers die Bäume, wenn sie völlig trocken sind, nach Beschaffenheit der Kälte mit 1, 2 oder 3 Matten so bedeckt, daß man sie fest darüber nagelt, diese bey gelindem Wetter nach und nach, und niemahls alle zugleich, auch nicht alle vor der Mitte des Aprils abnimmt, etwas Streu um die Wurzeln legt, und die Stämme mit Heu umwickelt, und im April alle abgestandene und schwache Zweige gänzlich, und die stärkern bis 2 Fuß lang beschneidet.

Die Varietät mit doppelten und gefüllten Blumen kann, wie die Hauptart, fortgepflanzet werden.

3. Dreyblätteriger weißer Jasmin; azorischer Jasmin; Jasmin mit dem Epheublatt, Jasminum azoricum (f. americanum) trifoliatum, flore albo odoratissimo *Commel. Herm.* & *Grisley.* Jasminum sylvestre triphyllum, floribus rubellis umbellatis *Burm.* Jasminum album trifoliatum 3. flore magno *Pluken.* Jasminum azoricum, foliis oppositis ternatis *Linn. fr.* Jasmin des Azores. Dieses immergrünende Blumchen wächst auf den azorischen Inseln und in ganz Indien wild. Die Blattstiele stehen an den Zweigen einander gegen über, und jeder trägt 3 glänzende, glatte, länglich runde Blättchen, wovon das mittelste oder letzte größer, als die beyden seitwärts gestellten, ist. Auf der untern Fläche zeigen sich da, wo

die Aestchen der Gefäße abgehen, kleine haarige Vertiefungen. Die Kelcheinschnitte sind kurz, und die Einschnitte des Blumenblattes wie bey der ersten Art, beym Anfange seitwärts mit Läppchen besetzt, und unterwärts öfters röthlich. Der Griffel ist öfters länger als die Blumenröhre, und die beyden Staubwege scheinen verwachsen zu seyn. Die angenehm und stark riechenden Blumenbüschel dauern lange, oder es kommen vielmehr immer neue hervor.

Seine lange, zarte Aeste erfordern eine Stütze, und können an 20 F. hoch gezogen werden. Er ist sehr dauerhaft, und kann entweder durch die Samen, oder durch Einlegung der Aeste fortgepflanzet werden. Die Samen steckt man im Frühlinge in Töpfe, 4 in einen jeden, die man 2 Tage zuvor mit frischer leichter Erde angefüllt, und durch das Eingraben in ein gemäßigtes Mistbeet etwas warm gemacht hat; bedeckt sie ½ Z. dick mit eben solcher Erde, und begießt sie, so oft man die Erde trocken findet. Ungefähr in 7 Wochen, wenn die Pflanzen sich über der Erde zeigen, setzt man die Töpfe in ein anderes, frisches und temperirtes Mistbeet, begießt sie, so oft es nöthig ist, hält bey der heißesten Tageszeit die Gläser recht hoch, bedeckt sie mit Matten, nimmt diese um die Mitte des Maymonathes bey warmen trüben Wetter, oder bey gelindem Regen das erste Mahl hinweg, bringt die Töpfe im Jun. aus dem Mistbeete an einen wohl verwahrten Ort an die freye Luft, und stellt sie zu Anfange des Octobers in das Gewächshaus, so, daß sie bey eröffneten Fenstern, so viel als möglich, frische Luft haben, und von den Aesten niederer Bäume nicht bedecket werden; begießt sie den Winter über öfters, aber nicht stark auf ein Mahl; setzt im März jede Pflanze besonders mit der Erde an den Wurzeln in einen Topf; gräbt diesen, bis die Pflanze frische Wurzeln getrieben hat, in ein frisches gemäßigtes Mistbeet;

setzt

ſetzt die Bäume, um die Mitte des Maymonathes, an die freye Luft an einen Ort, wo ſie vor ſtarkem Froſt ſicher ſind; bringt ſie im Winter wieder in das Gewächshaus, und behandelt ſie daſelbſt, wie im vorhergegangenen Winter, wo man ſie vielleicht, wie den cataloniſchen, an der freyen Luft ziehen kann, nur daß man ſie nicht ſo ſtark bedecken darf. Im Frühlinge muß man die abgeſtandenen Zweige hinweg nehmen. Wenn man dieſen Baum durch Einleger fortpflanzen will, muß man, wie bey den Nelken, die Zweiglein mit einem kleinen Schnitte an einem Knoten im März einlegen, bey trocknem Wetter öfters begießen, und im folgenden Frühlinge in Töpfe pflanzen, welche mit leichter Erde angefüllt ſind. Man kann ihn auch durch Ablactiren der Sproſſen auf Stämme von dem gemeinen Jasmin fortpflanzen.

4. Großer gelber indianiſcher Jasmin; gelber rundäſtiger wohlriechender Jasmin, Jasminum indicum flavum odoratiſſimum *Ferrar.* Jasminum flavum odoratum *Barrel.* Jasminum foliis alternis ternatis obtuſis *Royen.* Jasminum odoratiſſimum, foliis alternis obtuſis ternatis pinnatisque, ramis teretibus *Linn.* Fr. Jasmin des Indes, wächſt in Oſtindien, iſt baumartig und immer grün. Die alten holzigen Aeſte treiben lange Zweige, welche zwar von den Blätter-Stielen einiger Maßen geſtreift, aber nicht, wie bey den beyden folgenden Arten, eckig, ſondern rund ſind. Die Blattſtiele ſtehen wechſelweiſe, und gemeiniglich trägt jeder 3, ſelten mehrere, große, dicke, oberwärts dunkel-, unterwärts hellgrüne, ſtumpfe Blättchen; die ſeitwärts geſtellten ſind am innern Rande ſchmähler als an dem äuſſern. Der Kelch und das Blumen-Blatt zeigen gemeiniglich 5 Einſchnitte; bey dem Kelche ſind ſie ganz kurz, bey dem Blumenblatte ſtumpf, und bey dem Anfange mit Läppchen verwahrt. Die Staubwege ſcheinen verwachſen zu ſeyn. Die hell-

gelben Blumen zeigen sich vom Jul. bis in den Oct. am Gipfel der Aeste in Büscheln, und riechen ungemein wohl, nicht nur, wenn sie frisch, sondern auch wenn sie schon welk und dürre geworden sind.

Man kann ihn, wie den azorischen, fortpflanzen, und muß ihn eben so behandeln. Hr. A. R. Medikus setzte im Frühlinge 1781 eine Staude hinaus, in der Hoffnung, daß vielleicht ihre Wurzeln ausdauern, und hernach frisch ausschlagen würden; zu seiner nicht geringen Verwunderung aber sind die noch spät im Herbste getriebenen Zweige bis in die Spitzen gesund, ja so gar belaubt geblieben, und er zweifelt nun nicht mehr, daß wir diesen herrlichen Geruchstrauch unserm Deutschlande eigen machen werden. Miller vermuthete schon, daß diese Art sich, wie der catalonische Jasmin, in England, an einer Wand, und mit Matten bedeckt, im Winter erhalten könnte, ob er gleich keinen Versuch damit angestellt hat. Hr. Medikus aber glaubt, daß sie nach seiner Art ganz frey gesetzt, weit eher ausdauern müssen, weil die Aeste in der Bewegung mehr Sicherheit vor dem Verfrieren finden werden, als wenn sie durch Mauer und Matten beschützt sind.

Aus dem Samen dieser Art soll man in Indien eine Farbe ziehen, und diese zum Kattundrucken und Mahlen gebrauchen.

5. Gemeiner staudiger oder strauchartiger gelber Jasmin; gelber Jasmin mit eckigen Zweigen und stumpfen Blättern; beerentragender gelber Jasmin; Jasminum luteum vulgo dictum bacciferum *C. B.* Trifolium fruticans *Dod.* Jasminum fruticans, foliis alternis ternatis simplicibusque, ramis angulatis *Linn.* Fr. Jasmin jaune commun, Jasmin jaune du bois, Jasmin jonquille, Engl. the berry-bearing Jessamine, the common yellow Jasmine, wächst in dem mittägigen Europa und in allen Morgenländern; ist

ist ein immergrünender, 3 bis 4 F. hoher Strauch, mit steifen eckigen Zweigen. Die wechselweise gestellten Blätter halten nicht einerley Ansehen. Einige, insonderheit die obersten, sind einfach; andere, und die meisten, aus 3 Blättern zusammen gesetzt, einige auch gefiedert, von 5 oder 7 Blättchen. Die dunkelgrünen, glänzenden Blättchen sind durchgehends nicht spitzig, sondern stumpf, und wo drey beysammen stehen, ist das mittelste etwas länger, von den beyden Seitenblättchen kaum entfernt, und ganz kurz gestielt. Die gelben Blumen treiben einzeln zwischen den Blättern in den Frühlings-Monathen hervor und dauren lange, sind aber klein, und geben keinen, oder doch nur einen sehr schwachen Geruch.

Dieser Strauch erträgt in warmen trocknen Boden, und wenn er einigen Schutz hat, unsere gelinde Winter. Nur in einer zu offenen Gegend und bey harten Wintern leidet er an den Zweigen. Wenigstens ist er weniger zärtlich, als der gemeine Jasmin. Seine rebenartige Aeste oder Stängel erfordern einen Pfahl oder eine Stütze, und können an 10 F. hoch gezogen werden. Ob er gleich durch seine Blüthen keinen Geruch ausbreitet, so empfiehlt er sich doch durch seine kleine, schmahle, lange, kleeartig beysammen stehende, sehr dunkelgrüne Blätter, und durch seine schöne goldgelbe Blumen, und verdient zur Mannigfaltigkeit, in Gärten, Pflanzungen und Lustgehölzen, eine Stelle. Man kann ihn durch Nebenschüsse oder Ableger fortpflanzen, und muß ihn, wie den gemeinen weißen, behandeln.

6. Italiänischer gelber niedriger Jasmin; gelber Zwergjasmin; gelber Jasmin mit eckigen Zweigen und spitzigen Blättern, Jasminum flore luteo *Besler.* Jasminum foliis alternis ternatis acuminatis *Royen.* Jasminum humile luteum *C. B.* Jasminum s. Gelseminum luteum *J. B.* Jasminum luteum *Lob.*

Theod. & Ger. Jasminum humile, foliis alternis tenuiusculis ternatis pinnatisque, ramis angularis *Linn.* Fr. Jasmin d'Italie, Engl. dwarf yellow Jasmine, Italian yellow Jasmine, soll in Italien wild wachsen. Ist ein niedriger, immergrünender Strauch, dessen schwache Zweige streifig und eckig sind. Die Blätter variiren, wie bey der vorigen Art. Sie bestehen gemeiniglich aus drey Blättchen, worunter sich auch gefiederte und einfache befinden. Bey allen sind die Blättchen spitzig, und wo mehrere bey einander stehen, die seitwärts gestellten an der innern Seite schmähler. Der kleine Kelch und das Blumenblatt zeigen gemeiniglich 5 Einschnitten. Die Blumen sind gelb, und größer als bey dem staudigen, und haben einen angenehmen, doch nur schwachen Geruch.

Er ist zärter, als der gemeine weiße, erträgt aber doch an einer warmen Wand die Kälte unserer Winter, besonders wenn er bey strenger Kälte, mit Matten, oder sonst, bedecket wird. Man kann ihn durch Einlegung der jungen Zweige, oder durch das Oculiren und Ablactiren auf den staudigen Jasmin, fortpflanzen, und muß ihn übrigens, wie den gemeinen, behandeln.

Von denen Arten des Jasmins, welche zur Nachtblume gerechnet werden, bemerke ich nur den arabischen oder alexandrinischen Jasmin, oder die ostindische Nachtblume, auch sonst der einfache arabische Jasmin mit Pomeranzenblättern genannt; Jasminum arabicum *Clus.* Syringa arabica, foliis mali aurantii *C. B.* Jasminum limonii folio conjugato *Burm. & Mill.* Flos Manoræ *Rumph.* Jasminum s. Sambac Arabum, folio acuminato *Tilli.* Nyctanthes caule volubili, foliis subovatis acutis *Royen.* Nyctanthes Sambac, foliis inferioribus cordatis, obtusis, superioribus ovatis acutis *Linn.* Fr. Jasmin d'Arabie, welche mit der andern Art, die den Nahmen Trauer-

Baum

Baum, Arbor triſtis (ſ. Th. II, S. 379, f.) erhalten, und einen viereckigen Stängel, oval zugeſpitzte Blätter, und trockne Samenbehältniſſe hat, gar oft verwechſelt wird. Sie wird auch von Einigen die arabiſche Syringe genannt, weil ihre Blätter unſerer weißen Syringe oder dem ſpaniſchen Hohlunder ähnlich ſehen, auſſer daß ſie an dem Rande nicht gekerbt ſind. Dieſes ſtrauchartige, immergrünende, und vom Frühlinge an bis in den Herbſt blühende Bäumchen gehört in Indien zu Hauſe. Der Stängel und die alten Aeſte ſcheinen zwar holzicht, ſind aber ſchwach, und müſſen angeheftet werden; die jungen grünen, langen, rundlichen Zweige ſchlingen ſich zuweilen an die dabey geſtellten Stäbchen. Die alten Aeſte ſind von den abgefallenen Blättern und Blumenſtielen an vielen Orten knotrig, treiben aber auch an dieſen Orten junge Sproſſen. Die Blätter ſtehen einander gegen über auf kurzen Stielen, ſind faſt durchgehends einfach, hellglänzend grün, die untern mehr herz-, die obern mehr eyförmig und zugeſpitzt. An den Spitzen der Zweige ſtehen gemeiniglich drey Blätter bey einander. Auf der untern Fläche zeigen ſich bey den Abtheilungen der Adern kleine drüſichte Körperchen. Das Blumen-Blatt, wie auch der Kelch, hat öfters mehr als 8 Einſchnitte, und dieſe ſind, wie bey den meiſten Jasmin-Arten, hinter- und ſeitwärts mit zwey vorragenden Läppchen verlängert. Die weiße Farbe des Blumen-Blattes wird, wenn es zu verwelken anfängt, ins röthliche verwandelt. Der Griffel gleicht, der Länge nach, der Blumenröhre, wird nach oben zu dicker, und theilt ſich in zwey abgeſonderte Staubwege. Der Geruch iſt ungemein lieblich, und der Pomeranzen-Blüthe gleich.

Dieſer Jasmin erfordert eben ſolchen Ort und Wartung, wie der cataloniſche. Er kann, wie dieſer, auf wilde Jasminſtämme gepfropfet werden; man muß

muß aber die Reiser, wenn sie gewachsen sind, und getrieben haben, im ersten Jahre bis auf das erste Auge abnehmen, damit sich dasselbe desto besser erstärken, und hernach um so viel mehr treiben könne. Die gewisseste Art, ihn zu vermehren, ist das Abtactiren. Das Oculiren geht auch an, es muß aber bey dem Einschneiden der Rinde und der Ablösung des Auges große Vorsicht gebraucht werden; denn man kann schwerlich den Augenschild erkennen, weil es gar zu zarte Gewächse und Reiser sind. Wenn sie, den Winter durch, auf eine halbe Spanne gewachsen sind, muß man sie abstutzen; denn also verdoppeln sich die Aeste, und bekommen mehr Blumen. Im nächstfolgenden Jahre beschneidet man sie, und lässet ihnen die Aeste ein wenig länger. Im dritten und vierten Jahre fährt man mit Beschneiden fort, so, daß die Aeste allezeit etwas länger gelassen werden, bis sie dick und stark genug zu seyn scheinen, und man ihnen also nichts mehr, als das dürre und wilde Holz, nebst den Wasserreisern und Wurzel- oder Nebenschossen, zu benehmen hat.

Bey dem Jasmin kann auch, wegen des ähnlichen Geruches, und nach der gemeinen Gärtnersprache, füglich ein anderes Geschlecht Platz finden, welches **Afterjasmin**, oder **Bastardjasmin** genannt wird, sonst auch den Nahmen **wilder** oder **wälscher Jasmin**, Randelblüh, Syringsstrauch, und von Hrn. Planer Pfeifenstrauch erhalten hat. Es ist dieses, nach Ray's und Linné's Beschreibung, unter der Benennung Philadelphus, eine Gattung Pflanzen mit mehreren dem Blumenkelche einverleibten Staubfäden und einem Staubwege, deren Blumenkelch auf dem Fruchtknoten steht, und in 4 bis 5 Stücke getheilt ist, deren Blumenkrone aus 4 bis 5 Blättchen bestehe, und deren Samencapsel in 4 bis 5 Zellen getheilt ist,

und viele Samen enthält. Linné hat nur zwey Arten:

1. Wohlriechender Afterjasmin; weißer Bastardjasmin; weißer spanischer Hohlunder; falscher Syringesstrauch, Syringa flore albo *Cluſ.* Syringa italica *Lob.* Philadelphus Athenaei *C. B.* Philadelphus coronarius, foliis ſubdentatis *L.* iſt keine deutſche Pflanze, die von irgend einem unſerer Kräuter-Kenner jemahls wild gefunden worden wäre. Denn die Hecke, worin Hr. v. Haller dieſelbe zu Göttingen geſehen hat, (ſ. Deſſen Hort. gott. S. 114,) iſt zu nahe an der Stadt, und er ſagt auch nur, daß ſie daſelbſt gleichſam wild wächſt. Cluſius, welcher ſo viele Länder, und beſonders auch Deutſchland, um Kräuter zu ſuchen, durchreiſet hat, hat ihn nirgend wild gefunden. Linné fragt, ob ſie zu Verona wachſe. Ich ſehe nicht, warum er ſolches dem um die veroniſchen Pflanzen ſo verdienten Seguier nicht glauben will, welcher ausdrücklich ſagt: In ſilvulis prope Cogolium, & in montanis prope B. M. Virginis ædem *della Corona* reperitur, vulgoque *Caneſtro* nuncupatur. Es breitet ſich dieſer Strauch mit ſeinen Aeſten weit aus; dieſe haben eine ſtarke Markröhre und weißbräunliche Rinde; bey den jungen Zweigen iſt ſie rothbräunlich, und ſchälet ſich im Frühlinge ab, worauf die bey den ältern gewöhnliche ſich einſtellet. An den Aeſten ſitzen die geſtielten Blätter einander gegen über; ſie ſind hellgrün, groß und breit, eyförmig, zugeſpitzt, von der Spitze an bis über die Hälfte am Rande weitläuftig ausgezackt, und überall mit feinen Haaren beſetzt; ſie fallen im Herbſte ab, und im Frühlinge treiben neue, ohne vorhergegangene wahre Knoſpen. Im May und Jun. erſcheinen an den Enden der Zweige die Blumenbüſchel, welche man wegen des ſtarken, angenehmen Geruches von weitem ſpüren kann. Der Kelch iſt in vier weißgrünliche, breite, ſpitzige Einſchnitte

schnitte getheilt. Die vier weißen, großen Blumenblätter sind rundlich, und stehen ausgebreitet. Die Anzahl der Staubfäden ist von 16 bis 24. Die gelblichen Staubbeutel sind mit vier Furchen bezeichnet. Der Fruchtkeim sitzt unter dem Kelche, und der Griffel theilt sich in vier Staubwege. Das eyförmige, an beyden Enden spitzige, trockne Samenbehältniß öffnet sich mit vier Klappen, und enthält in vier Fächern viele kleine Samen. Es verträgt dieser Strauch unsere Winter ohne Schaden, und nimmt mit jedem Erdreiche fürlieb. Hr. du Roi will solchen zwar nicht zu Hecken empfehlen, weil diese unten bald kahl werden; da aber seine Aeste geschlank und biegsam sind, und sich nach Gefallen ziehen lassen, kann man davon artige Spaliere ziehen, welche sonderlich zur Blüthzeit ein schönes Ansehen geben. Er verträgt auch das Beschneiden mit der Schere. Die Fortpflanzung geschieht am besten durch die bewurzelte Brut. Der Geruch ist wohl alles, was man davon zu geniessen hat; doch können auch aus den Aesten Tobaksröhre verfertiget werden, und mit den frischen Blättern kann man Schweine mästen.

Den gefüllten Zwerg-Afterjasmin, Philadelphus nanus, hat Miller als eine besondere Art angeführt, weil derselbe kaum über 2 Fuß Höhe erreicht, und einzelne gefüllte Blumen trägt; Hr. du Roi aber hält ihn nur für eine Varietät. Die Blumen erscheinen sehr selten, und daher hat du Hamel diesen Strauch als einen niemahls blühenden angeführt. Er ist eben so wenig, als die Stammart, zärtlich.

2. Geruchloser wälscher Jasmin, Philadelphus flore albo maiore inodorus *Catesb.* Philadelphus inodorus, foliis integerrimis *L.* ist in Carolina zu Hause, hat einen holzigen Stängel, und große, weiße und geruchlose Blumen.

Den

Den Nahmen Bastard-Jasmin, oder unechter Jasmin, Jasminoides, führen auch der im XXI Th. S. 349, fgg. beschriebene Hammerstrauch, Costrum *L.* und der dornige Jasmin.

Der dornige Jasmin, oder Jasmindorn, Lycium *Linn.* wird von Einigen auch Bocksdorn, Buchsdorn, Judendorn, und Kreutzdorn, genannt; Engl. Boxthorn. Der Ritter Linné setzt dieses Pflanzengeschlecht in die erste Abtheilung seiner 5ten Classe, welche er Pentandria Monogynia nennt, worin diejenigen Pflanzen beysammen stehen, deren Blumen 5 Staubfäden und einen einzigen Staubweg oder Griffel haben. Dieses Geschlecht ist dem vorerwähnten Hammerstrauche genau verwandt, und Ludwig hat beyde mit einander vereinigt. Die bekannten Arten sind Sträuche, mit wechselsweise gestellten, weißlich grünen, völlig ganzen Blättern und Stacheln besetzt; diese treiben aus den Winkeln der Blätter, werden 2 bis 3 Z. lang, verwandeln sich gleichsam in Aeste, und tragen gleichfalls Blätter.

1. Afrikanischer Jasmindorn mit schmahlen Blättern, Jasminoides africanum, Jasmini aculeati foliis & facie; Jasminum aculeatum salicis folio; Lycium afrum, foliis linearibus *Linn.* Lycium afrum, foliis lineari-longioribus ruba florum longiore, segmentis obtusis *Mill.* Athad der Hebräer, ist in Spanien, Portugal und auf dem Vorgebirge der guten Hoffnung, zu Hause. Er macht einen irregulären, staudenartigen Stängel, welcher 10 bis 12 F. hoch wächst, und viele krumme, knotige Aeste treibt, die mit einer weißlichen Rinde bedeckt, und mit langen scharfen Dornen besetzt sind, woran viele Büschel schmahler Blätter wachsen. Diese Dornen treiben öfters neben sich einen oder zwey kleinere, die einige Büschel kleinerer Blätter bey sich haben. Die Zweige sind mit sehr schmahlen Blättern besetzt, welche 1½ Z. lang

Z. lang sind; an der Basis derselben kommen Büsche kürzerer und schmählerer Blätter heraus. Sein traurige schwarzrothe oder dunkel-purpurfarbige Blumen stehen an den Seiten der Aeste auf kurzen Stielen, und zeigen sich im Jun. und Julius. Sie haben einen kurzen bleibenden Kelch, welcher aus einem einzigen Blatte besteht, röhrig, und am Rande in 5 Abschnitte getheilt ist. Sie sind trichterförmig, bestehen aus einem einzigen Blatte, mit einer langen gekrümmten Röhre, welche am Rande in 5 Abschnitte getheilt ist. Sie haben 5 Staubfäden, welche fast so lang sind, als die Röhre, mit gerade stehenden Kölbchen. In der Mitte befindet sich ein rundlicher Eyerstock, welcher einen Griffel unterstützt, der länger ist als die Staubfäden, und oben eine dicke zweyspaltige Narbe hat. Aus dem Eyerstocke wird nachgehends eine runde fleischige Beere, welche, wenn sie im Herbste reif ist, eine gelbliche Farbe hat, und verschiedene harte Samen in sich schließt.

Man kann ihn entweder aus Samen, oder aus abgeschnittenen Zweigen, oder Ablegern, fortpflanzen. Den Samen muß man im Herbste, bald nachdem er reif geworden ist, säen; denn, wenn dieses erst im Frühlinge geschieht, geht er selten in demselben Jahre auf. Hat man den Samen in Töpfe gesäet, so muß man diese, den Winter über, in ein altes Lohbeet graben, und bey strenger Kälte mit Erbs- oder anderm Stroh bedecken, bey gelindem Wetter aber unbedeckt lassen, damit sie die Feuchtigkeit erhalten können. Im Frühlinge muß man die Töpfe in ein gemäßigtes Mist-Beet graben, welches verursachen wird, daß die Pflanzen bald aufgehen werden. Dieselben kann man alsdann, so bald keine strenge Kälte mehr zu befürchten ist, an die freye Luft gewohnen; und wenn sie 3 Z. hoch sind, kann man sie aus den Töpfen nehmen, einzeln in besondere mit lettiger Erde angefüllte Töpfe und

im Schatten ſetzen, bis ſie friſche Wurzeln bekommen haben. Sodann kann man ſie an einen bedeckten Ort ſtellen, wo ſie bis in den Herbſt bleiben können. Alsdann muß man ſie entweder in ein Gewächshaus bringen, oder unter das Gerähme eines Miſtbeetes ſetzen, um ſie vor der ſtrengen Kälte zu verwahren, wo man ſie eben ſo, wie die Myrthen und andere dauerhafte Gewächshauspflanzen, behandelt. Wenn aber die Pflanzen ſtark geworden ſind, kann man etliche wenige in das freye Feld in eine warme Lage ſetzen, wo ſie in gemäßigten Wintern gut fortkommen. Wenn die abgeſchnittenen Zweiglein dieſer Pflanzen im Julius in eine ſchattige Rabatte geſteckt und gehörig begoſſen werden, ſo werden ſie Wurzeln bekommen, und hernach müſſen ſie eben ſo, wie die aus dem Samen gezogenen Pflanzen, behandelt werden. Er kann in wärmern Ländern zu Gehägen gebraucht werden.

2. Italiäniſcher Jasmindorn mit kürzern ſchmahlen Blättern, einer kürzern Blumenähre, und eyrunden ſich ausbreitenden Abſchnitten, Lycium italicum, foliis lineari-breuioribus, tubo florum breuiori, ſegmentis oualibus patentiſſimis *Mill.* Dieſe Sorte iſt vermuthlich eine Spielart der afrikaniſchen, und kommt, nach Miller'n, von dem Vorgebirge der guten Hoffnung. Sie macht einen irregulären ſtaudenartigen Stängel, wie die vorhergehende, wird aber ſelten über 4 bis 5 F. hoch. Die groſſen Blätter ſind kürzer und etwas breiter, als der erſten Sorte ihre, die Büſchel kleiner Blätter aber ſind ſchmähler. Die Röhre der Blume iſt kürzer. Der Rand iſt tiefer in ovale Abſchnitte getheilt, welche ſich ausbreiten. Der Kelch iſt kurz und in ſpitzige Abſchnitte getheilt. Die Blumen und Früchte ſind ebenfalls kleiner. Dieſer Unterſchied war in allen denjenigen Pflanzen, welche Miller zwey bis drey Mahl aus dem Samen gezogen hatte, bleibend. Sie blühet mit der erſten faſtzugleicher

cher Zeit, und kann auch auf eben dieselbe Art fortgepflanzet werden; auch erfordern die Pflanzen die nähmliche Cultur.

3. Europäischer Jasmindorn; Jasmindorn mit kegelförmigen Blättern; stacheliger Bastard-Jasmin mit einem Weidenblatte, und einer kleinen purpurröthlich weißen Blume, Jasminoides aculeatum, salicis folio, flore parvo ex albo purpurascente *Michel.* Lycium salicifolium, foliis cuneiformibus; Lycium europaeum, foliis obliquis, ramulis flexuosis teretibus *L.* wächst in den südlichen Theilen von Europa wild, und verdient nicht nur seines romantischen Wuchses wegen, eine Stelle in den englischen Lustgärten, sondern ist auch in Ansehung seiner großen Menge Blüthen, welche von den Bienen häufig besuchet werden, nicht weniger Aufmerksamkeit werth. Er macht viele staudenartige irreguläre Stängel, welche 8 bis 9 F. hoch werden, und viele irreguläre Zweige treiben, welche mit einer weißen Rinde bedeckt, und mit sehr starken Dornen besetzt sind. Die Blätter, welche bis im Winter bleiben, und sodann abfallen, sind unten an dem Boden schmahl, werden aber gegen oben zu breiter, und haben eine blaßgrüne Farbe. Im Frühjahre, so bald nur die mildere Sonne Blumen des Gewächsreiches hervor bringt, ist er mit hell purpurfarbigen Blüthen gleichsam überschüttet, und so blühet er ununterbrochen fort, wenn gleich alle andere Pflanzen sich zum Winterschlafe anzuschicken scheinen, bis harte Herbstfröste einfallen. Seine erste Blüthen im Frühlinge, welche zwischen den Zweigen und Blättern hinter jedem Blatte zu 2, 3, 4 bis 5 hervor kommen, liefert er am alten Holze; und so, wie der Baum seine Sommerzweige ausschießt, welche zuweilen zu einigen Ellen in der Länge wachsen, setzt er auch immer neue Blüthen an, welche täglich mit dem Wuchse des Sommerschusses auf- und fortblühen,

blühen, bis kein Trieb mehr in der Natur ist. Dabey dauert er unsere härteste Winter sehr wohl aus, lässet sich leicht fortpflanzen, scheint mit dem schlechtesten Boden zufrieden zu seyn, und wächst schnell in die Höhe. Er treibt nicht allein unzählige Wurzel-Ausschößlinge jährlich aus, sondern kann auch eben so gut durch Schnittlinge fast unendlich vermehret werden. Jeder abgeschnittene, 5 bis 6 Z. lange Zweig schlägt, zu rechter Zeit in die Erde gesteckt, Wurzel, und treibt frische Zweige aus. Eben dadurch, daß er 2 bis 3 Schritt um seinen Stamm, so häufige Wurzelbrut austreibt, wird er ein unbequemer Gast in gutem Gartenlande; er könnte aber an Zäunen, Hecken, wüsten und unbebaueten Plätzen, zumahl an den Dörfern herum, mit Nutzen, und ohne den geringsten Nachtheil für andere Gewächse, gezogen werden. Von dem schnellen Wachsthume dieses Strauches geben seine jährige, 3 bis 4 E. lange Ausschößlinge aus der Wurzel, und eben so lange Sommerzweige, den deutlichsten Beweis. Er erhält sich in diesem schnellen Wachsthume von einem Jahre zum andern, doch mit dem Unterschiede, daß seine lange schwankende Zweige, der babyloniſchen Hängeweide gleich, sich nach der Erde wieder herunter richten, wenn man sie auch bey einer gewissen Anlehnung und Stütze zu einer Höhe von 7 bis 8 F. gebracht hat. In Ansehung seines sonderbaren Wachsthumes, wenn er ganz frey steht, und die Erde um sich her mit seinen niederhängenden Zweigen bedeckt, verdient dieser Strauch eine vorzügliche Stelle in Gehägen für Fasanen, Rephühner und anderes kleines Wildbret, da er noch dazu in den kältesten Wintern von keinem Hasen verbissen und beschädiget wird. Zur Feuerung möchte er wohl, als Buschholz betrachtet, die Weide übertreffen, weil sein Holz etwas härter ist. Zur Bedeckung von kleinen Nischen und von Berceaus, desgleichen Wände und

Mauern dem forschenden Auge zu verstecken, ist er ein herrlicher Strauch, wofern man ihm nur eine kleine Anlehnung oder Stütze zu verschaffen sucht. Man darf nur seine Zweige neben einander hinlegen, und ihnen eine willkührliche Richtung geben, so wachsen sie schmiegend in dieser Richtung fort, und der geübteste Kenner kann getäuschet werden, das für bloße Natur zu halten, was zum Theil unbemerkte hülfreiche Kunst ist. Er verdient um desto mehr zu diesem Gebrauche in englischen Pflanzungen genutzet zu werden, da er von Insecten, welche, leider! nur zu oft das schönste Laub der schattenreichsten Bäume zernagen und verunstalten, ganz frey ist. Nur die reinliche fleißige Biene schwärmt auf seinen Blüthen herum; und zwar lieben ihn die Bienen nicht bloß aus Hunger, wenn keine andere Nahrung mehr für sie vorhanden ist, sondern eben so vorzüglich, wie Linden-, Saubohnen-, Steinklee- und Hederich-Blüthen.

v. H. Abhandlung über den europäischen Jasmindorn, 8. im 3 St. des 2 B. des Gothaischen Magaz. der Künste und Wissensch. 1778, gr. 8. S. 187 — 195.

4. Barbarischer Jasmindorn mit lanzenförmigen dicken Blättern, und dreyspaltigen Kelchen; Bastardjasmin mit einer kleinen weißen Blume, Jasminoides aculeatum polygoni folio, floribus parvis albidis *Shaw.* Lycium foliis lanceolatis crassiusculis, calycibus trifidis *L.* wächst in Afrika wild. Er hat einen staudenartigen Stängel, welcher 7 bis 8 F. hoch wird, und verschiedene irreguläre Zweige treibt, welche mit starken Dornen bewaffnet, und mit kurzen, dicken, lanzenförmigen, ovalen Blättern besetzt sind, welche ohne Ordnung stehen. Die Blumen zeigen sich im Jul. und August an den Seiten der Zweige, sind klein und weiß, und machen kein sonderliches Ansehen. Die Mündung der Blumenkelche ist in 2 bis 3 Lappen zertheilt. Die Blumenkronen sind inwendig blaßröthlich. Die Beeren sind eyrund und gelb

Man

Man kann ihn, wie den afrikanischen Jasmindorn, aus abgeschnittenen Zweiglein ziehen, und muß ihn beynahe eben so behandeln; er ist aber so zart, daß er in unsern Gegenden nicht in der freye Luft fortkommt. Die Pflanzen müssen daher in Töpfen gehalten, und im Herbste in ein Glashaus gesetzt werden.

5. **Sinesischer Jasmindorn mit eyrunden lanzenförmigen Blättern, zerstreuten Aesten und einzeln sich ausbreitenden Blumen, die neben an den Zweigen heraus kommen, mit einem längern Griffel,** Lycium chinense foliis ouato-lanceolatis, ramis diffusis, floribus solitariis patentibus alaribus, stylo longiori, wächst in Sina wild. Er macht schwache, unordentlich zerstreute Stängel, welche sehr hoch wachsen und eine Stütze erfordern. Seine Aeste werden bisweilen in einem Jahre 12 F. lang. Die untern Blätter sind länger als 4 Zoll, und in der Mitte 3 Z. breit; sie haben eine glänzende grüne Farbe, eine dünne Consistenz, und stehen ohne Ordnung auf allen Seiten der Zweige. Wenn die Schößlinge in der Länge zunehmen, so nehmen die Blätter in Ansehung der Größe ab, und sind, gegen den obern Theil des Gipfels zu, nur 1 Z. lang, und ¼ Z. breit; sie sitzen auf allen Seiten dicht an den Stängeln. Die Blumen kommen einzeln an jedem Gelenke, gegen den obern Theil der Zweige zu, heraus, und stehen auf kurzen zarten Stielen; sie haben eine blasse Farbe mit kurzen Röhren. Der Rand breitet sich mehr aus, als an einer der andern Sorten, und der Griffel ist um ein beträchtliches länger, als die Röhre der Blumen. Diese Sorte blühet im Aug. Sept. und Oct. Die Pflanze ist sehr dauerhaft, und behält die Blätter bis im Nov., wo sie verwelken. Sie vermehrt sich stark durch die kriechenden Wurzeln, welche sich auf allen Seiten sehr weit ausbreiten; und die einge-

ſteckten abgeſchnittenen Zweiglein bekommen eben ſo leicht Wurzeln, als die Weiden.

6. Jasmindorn mit Meerportulakblättern, Korallenbäumchen, Jasminoides ſinenſe halimi folio lor giore & anguſtiore *du Ham.* Lycium halimifolium foliis lanceolatis acutis *L.* wächſt in China wild. Er macht einen ſtaudenartigen Stängel, welcher 4 bis 5 F. hoch wird, und viele irreguläre Zweige treibt, die mit einer ſehr weißen Rinde bedeckt, und mit wenigen kurzen Dornen beſetzt ſind. Die Blätter ſind ungefähr 2 Z. lang, und in der Mitte 1 Z. breit; ſie ſtehen wechſelsweiſe an den Zweigen, und haben eine blaßgrüne Farbe. Die Blumen erſcheinen im Jun. und Julius. Die darauf folgenden kleinen runden Beeren werden im Herbſte reif, und ſind alsdann ſo roth wie Korallen. Man zieht dieſe Sorte aus den abgeſchnittenen Zweiglein, welche man im Frühlinge, ehe ſie zu treiben anfangen, in eine gegen Morgen liegende Rabatte ſetzt, wo ſie ſehr leicht einwurzeln werden. Man muß dieſelben aber nicht eher, als erſt im Herbſte, verſetzen; alsdann kann man ſie einſetzen, um Wände damit zu bedecken. Da die Blätter ſo lange grün bleiben, als an irgend einem andern Gewächſe, welches das Laub fallen läſſet, ſo ſchicken ſie ſich zu dieſem Behuf ſehr gut.

7. Jasmindorn mit länglichen, eyrunden, dicken Blättern, welche büſchelweiſe wachſen, mit ſtärkern Dornen, Lycium capenſe, foliis oblongo-ouatis craſſiuſculis confertis ſpinis robuſtioribus, iſt auf dem Vorgebirge der guten Hoffnung zu Hauſe. Er macht ſtaudenartige äſtige Stängel, welche 7 bis 8 F. hoch werden, und lange ſtarke Dornen haben, die verſchiedene Büſchel von Blättern auf ſich haben. Die Zweige ſind mit kleinen, länglichen, eyrunden Blättern beſetzt, welche ohne Ordnung ſtehen; manchmahl kommen ſie in kleinen Büſcheln aus einem Punct

ete

te heraus, bisweilen sind sie einzeln, und stehen auf allen Seiten des Stängels. Sie haben eine glänzende grüne Farbe, eine ziemlich dicke Consistenz, und bleiben das ganze Jahr hindurch grün. Diese Sorte ist sehr dauerhaft, und hält den Winter in freyer Luft aus, wenn sie an einer gegen Südost gelegenen Wand steht. Man kann sie entweder aus Ablegern, oder aus abgeschnittenen Zweiglein, wie die erste Sorte, ziehen. Wenn die Pflanzen erstarkt sind, kann man sie in eine warme Lage bringen, wo sie bey einer geringen Bedeckung ausdauern werden. Die Zweige dieser Sorte sind viel stärker, als der vorhergehenden Sorte ihre, und bedürfen also keiner Unterstützung.

8. Jasmindorn mit schmahlen, lanzenförmigen, büschelweise wachsenden Blättern, und kurzen spitzigen Kelchen, Lycium angustifolium, foliis linearilanceolatis confertis, calycibus brevibus acutis *L.* Diese Sorte hat sehr viel Aehnlichkeit mit der ersten, doch sind die Zweige nicht so stark mit Dornen bewaffnet, und haben eine weiße Rinde. Die Blätter sind breiter, haben ein glänzenderes Grün, und stehen an jedem Gelenke in Trauben. Die Blumen sind kleiner, dunkel purpurroth, und haben kürzere Kelche, welche in scharfe Abschnitte getheilt sind. Sie blühet mit der ersten Sorte zu gleicher Zeit, bringt aber bey uns keinen Samen. Da sie nicht so dauerhaft, als die vorhergehende Sorte, ist, so muß sie in strenger Kälte beschützet werden. Daher muß man die Pflanzen in Töpfen halten, sie im Winter in ein Gewächshaus bringen, und, wie andere dauerhafte Gewächshauspflanzen, behandeln. Man kann sie aus abgeschnittenen Zweiglein, oder aus Ablegern, auf eben die Art wie die erste Sorte, ziehen.

9. Glatter Jasmindorn, mit lanzenförmigen, wechselsweise stehenden, immergrünen Blättern, Lycium inerme, foliis lanceolatis alternis perennanti-

is L. macht einen ſtarken holzigen Stängel, welcher bis 7 F. hoch wächſt, und viele glatte Zweige treibt, e mit einer braunen Rinde bedeckt ſind und keine ornen haben. Sie ſind mit lanzenförmigen Blät- n beſetzt, welche ungefähr 3 Z. lang, und faſt 1 Z. eit ſind, auf kurzen Stielen wechſelsweiſe an den veigen ſtehen, eine dunkelgrüne Farbe haben, und s ganze Jahr hindurch bleiben. Die Blumen ſind eiß, und wie die andern dieſes Geſchlechtes geſtaltet. ieſe Pflanze kommt, wenn ſie in einer warmen Lage d auf einem trocknen Boden ſteht, in freyer Luft rt; ſie wächſt aber langſam, und wird, den Som- er über, nicht viel über 3 bis 4 Z. gröſſer. Sie ſet ſich auch ſchwer ziehen; denn die Zweige, welche an ablegt, bekommen kaum in zwey Jahren Wur- n, und die abgeſchnittenen Zweiglein ſind auch ſchwer zum Wachsthum zu bringen. Die beſte Zeit ſie pflanzen, iſt im May. Man muß ſie aber in Tö- , welche mit leichter lettiger Erde angefüllt ſind, en; dieſe Töpfe muß man alsdann in ein altes Loh- eet graben, und mit Glocken oder Handgläſern be- ken, um alle äuſſere Luft von denſelben abzuhalten. an muß dieſelben auch alle Tage vor der Sonne be- ützen. Dieſe abgeſchnittene Zweiglein müſſen die oche hindurch einmahl, aber nicht zu ſtark, begoſſen rden. Wenn ſie zu Anfange des Auguſtes Wurzeln ommen, muß man ſie ausheben und in kleine Töpfe en, die man einige Zeit im Schatten hält, und bis Ende des Oct. unter andere dauerhafte ausländiſche lanzen an einen bedeckten Ort ſtellt, alsdann aber ter das Gerähme eines Miſtbeetes bringt. Wenn Pflanzen erſtarkt ſind, kann man ſie aus den Tö- n nehmen, und in das freye Feld in eine warme ge ſetzen, und darf ſie nur bey ſtrenger Kälte decken.

Einige andere Sorten, welche zu dem Geschlechte des Lycium gehören, s. im Art. Celasterbaum, im VII Th. S. 761, fgg.

In den Actis Acad. Sc. Imp. Petropolit. a. d. J. 1778, erzählt Hr. Rath Kölreuter die Versuche, durch welche er aus der Vermischung verschiedener Arten des Jasmindornes, Bastarde hervorkommen sah. Sie gelangen mit dem afrikanischen und europäischen, er mochte nun diesen mit jenem, oder jenen mit diesem befruchten; mit dem afrikanischen und barbarischen, doch nur selten, wenn der letztere mit dem Staube des erstern befruchtet wurde; mit dem barbarischen und europäischen, doch nur, wenn der erstere mit dem Staube des letztern bestreuet wurde; so gar mit einem Bastarde aus dem afrikanischen und barbarischen, wenn er mit dem Samenstaube des reinen afrikanischen geschwängert wurde. Mit eben diesen Bastarden und dem europäischen gelang es nicht; eben so wenig mit dem barbarischen und dem so genannten Korallen-Bäumchen.

Jasmin, (After-) siehe oben, S. 188.
— — (alexandrinischer) s. oben, S. 186.
— — (amerikanischer) Ipomaea Quamoclit *L.*; s. unter Trichterwinde.
— — (arabischer) s. oben S. 186.
— — (azorischer) s. oben, S. 181.
— — (Bastard-) s. oben, S. 188, und 191.
— — (blauer falscher) spanischer zaunweidenblätteriger Hohlunder, Syringa persica *L.*; s. Th. XXIV, S. 329.
— — (catalonischer) s. oben, S. 179.
— — (dorniger) s. oben, S. 191, fgg.
— — (dreyblätteriger weißer) s. oben, S. 181.
— — (gefiederter röthlicher) s. oben, S. 179.
— — — — weißer) s. oben, S. 170.
— — (gelber, gemeiner staudiger) s. oben, S. 184.

Jasmin, (gelber, indianischer) s. oben, S. 183.
— — (— italiänischer niedriger) s. oben, S. 185.
— — (gemeiner, gelber staudiger oder strauchartiger) s. oben, S. 184.
— — (— — weißer) s. oben, S. 170.
— — (indianischer gelber) s. oben, S. 183.
— — (— — großer) Bignonia radicans *L.*; s. unter Trompetenblume.
— — (italiänischer gelber) s. oben, S. 193.
— — (spanischer) s. oben, S. 179.
— — (staudiger oder strauchartiger) s. oben, S. 184.
— — (tausendblätteriger) Ipomaea Quamoclit *L.*; s. unter Trichterwinde.
— — (unechter) s. oben, S. 191.
— — (wälscher) s. oben, S. 188.
— — (weißer dreyblätteriger) s. oben, S. 181.
— — (— gefiederter oder gemeiner) s. oben, S. 170.
— — (wilder) s. oben, S. 188.
— — (Zwerg-) s. oben, S. 185.
Jasmin-Baum, Plumeria rubra *L.* & *Jacqu.*; s. Plumerie.
Jasmin-Blüthen, eingemachte, s. oben, S. 177.
Jasmin-Conserve, s. oben, S. 175.
Jasmin-Dorn, s. oben, S. 191, fgg.
Jasmin-Dragee, s. oben, S. 175.
Jasmin-Essenz, } s. oben, S. 174.
Jasmin-Essig, }
Jasmin-Gefrornes, s. oben, S. 175.
Jasmin-Holz, s. Citronen-Holz, im VIII Th. S. 169.
Jasmin-Kuchen, s. oben, S. 178.
Jasmin-Marmelade, s. oben, S. 175.
Jasmin-Oehl, s. oben, S. 173, f.

Jasmin-Pasten, s. oben, S. 179.
Jasmin-Raupe, s. oben, S. 172.
Jasmin-Sand, s. oben, S. 178.
Jasmin-Sträuße, (trockne) s. oben, S. 175.
Jasmin-Syrupp, s. oben, S. 178.
Jasmin-Zuckerbrod, } s. oben, S. 176.
Jasmin-Zuckercand, }
Jasmin-Zuckerkörner, s. oben, S. 175.
Jasmin-Zuckerwerk, (kleines) s. oben, S. 177.
Jaspachat, s. im Art. Jaspiß.
Jaspe. s. Jaspiß.
Jaspieren, Fr. Jasper, einer Sache ein jaspißartiges Ansehen geben. So hat man z. B. jaspierte oder jaspißartige Etamine, Fr. Etamines jaspées; s. Th. XI, S. 668, f.

Die Buchbinder nennen einen grün und rothen, und überhaupt auch einen marmorierten oder mit allerley Farben angestrichenen Schnitt eines Buches jaspiert, oder auf Jaspißart gesprengt, Fr. Tranche jaspée, oder Jaspure.

Jaspiß (*), L. Jaspis, Fr. Jaspe, Ital. Diaspro, Pers. Jaspe, ein glasartiger, feiner, undurchsichtiger, (zuweilen

(*) Das Wort Jaspiß, ist durch mehrere Sprachen bekannt, da es der Lateiner und Holländer Jaspis, und der Franzose Jaspe schreibt; auch im Hebr. יָשְׁפֵה, und Griech. ἴασπις. Woher aber das Wort seinen Ursprung habe, darüber können die Gelehrten sich nicht vereinigen. Aldrovand, welcher von den Steinen alles gesammelt hat, was zu seiner Zeit bekannt war, erzählt, in seinem Museo metallico, S. 884, daß viele behaupteten, daß der Jaspiß von einer Schlangenart Aspis den Nahmen habe, weil er nicht nur in dem Kopfe dieser Schlange erzeuget würde, sondern auch so gar mit verschiedenen Farben, wie diese Schlange, geschmückt sey. (Multi dictum volunt Jaspidem, quasi in Aspide genitum, cum lapidem huius generis ex Aspidis capite erutum esse crediderint, ideoque variis coloribus refertum, ad instar serpentis Aspidis, esse diuulgarunt.) Allein, da Aldrovand diesen Ableitungsgrund selbst für unzulänglich zu halten scheint, welcher übrigens keiner Widerlegung würdig ist, so fährt er fort: Isidorus habe dieses Wort von ἴασις, grün, ableiten wollen, weil er vorzüg-

weilen halb durchsichtiger,) ziemlich harter, auf dem Bruche körniger Kieſel, welcher von ſehr verſchiedener Farbe, bald einfarbig, bald mehrfarbig oder bunt, gefunden wird, eine gute Politur annimmt, und daher unter die Halbedelſteine gerechnet wird, ob er gleich oft große und lange Gebirge ausmacht.

Was die übrigen Nahmen betrifft, welche die Schriftſteller von dem Jaspiß brauchen, ſo nennen ihn diejenigen, welche ihn unter die Felsſteine rechnen, Felsſtein von lebhaften Farben, um ihn dadurch von andern Steinen dieſer Art zu unterſcheiden. Der Nahme Petroſilex hat beynahe eben die Bedeutung; man erklärt ihn nähmlich für einen Kieſel, der zu den Felsſteinen gehört. Die Nahmen des Ritters Linné Silex margaceus rupeſtris, und Silex rupeſtris nudus opacus cinereus, haben in der Hauptſache eben dieſe Bedeutung. Eben ſo der Nahme des Wallerius, Petroſilex iaſpideus, da ein anderer Nahme eben dieſes Schriftſtellers Jaſpis vnicolor ſ. variegata, auf deſſen verſchiedene Farben zielet. Die Benennung des Hrn. v. Bomare, Saxum ſubtilius, macht den Jaspiß zu einen Felsſtein von der feinern Art. Wolterſdorf, wenn

züglich eine grüne Farbe hat. (Verum, ſagt er: quia in hoc lapide color potiſſimum viridis commendatur; hinc *Iſidorus* etymum a voce græca ἴας deriuat, qua viriditatem ſignificari perhibet.) Er ſelbſt iſt geneigt zu glauben, weil das lateiniſche Wort und das griechiſche ἰασπις geſchrieben werde, daß man es von ἰα, welches im Plural Violen bedeute, und von σπιος, eine Ritze oder Höhle, ableiten müſſe, weil vielleicht der blaue Jaspiß zuerſt in den Höhlen des Berges Ida entdeckt worden ſey. Wie weit hergeholt aber alle dieſe Ableitungen ſeyn, ſieht ein Jeder. Hr. h. Bomare, im 1 Th. der Mineralogie, S. 282, hält dafür, daß das Wort Jaspiß von dem hebräiſchen Jeſphe herkomme. Nun wird zwar das Wort יַשְׁפֵה von dieſem Steine gebraucht, und auch durch Jaspiß überſetzt; da aber die Kenner dieſer Sprache kein hebräiſches Stammwort wiſſen, woher ſie das Wort יַשְׁפֵה ableiten ſollen, ſo bleibt doch der eigentliche Urſprung des Wortes Jaspiß zweifelhaft.

wenn er ihn Corneus opacus polituram admittens, colore variegato, nennt, nimmt zweyerley Gattungen von Hornsteinen, durchsichtige und undurchsichtige, an, beschreibt aber außerdem diesen Stein genau genug. Carthenser nennt ihn Lapis granatulus, granulis siliceis firmiter connexis, und Hr. geh. Bergr. Gerhard Petra vitrescibilis opaca, fractura aspera fere granulata. Im Franzöſ. hat ihm Hr. h. Bomare noch den Nahmen Pierre de roche de couleurs vives gegeben. Der Holländer bedient ſich ebenfalls des Wortes Jaſpis, und ſetzt zum Unterſchied der Farben, wenn ſie bunt, grün, roth, gelb, braun ꝛc. iſt, die Worte bonte, graene, roode, geele, bruyne Jaſpis hinzu.

Hr. Diac. Schröter (1) verſteht unter Jaspiß den einfachen edeln Kieſel. Vogel (2) verſteht unter den Jaspiſſen diejenigen Kieſel, welche beym Zerſchlagen in halbkugelichte, erhabene und eingebogene Stücke zerſpringen, dabey aber ganz undurchſichtig und ſehr hart ſind, und mit dem Stahle Feuer geben. Die kleinſten Theilchen ſind, wie er zugleich anmerkt, in den Jaspiſſen unſichtbar, daher auch dieſe Steine mehrentheils glatt ausſehen, ob es gleich auch Jaspiſſe gibt, die auf ihrem Bruche ſchuppicht oder körnicht ſind. Man findet ſie ſelten einzeln auf Feldern, ſondern in feſten Klüften oder Gängen, und in den Felſenbrüchen. Hr. v. Juſti (3) rechnet den Jaspiß unter die Hornſteine, und gibt von ihnen dieſen Begriff: „Der Jaspiß iſt nichts anders, als ein feiner „Hornſtein von bunten Farben.“ Er beruft ſich, zum Beweiſe, ſowohl auf ſein Gefüge und ſehr zartes Korn,

(1) Im 1 Th. der vollſtänd. Einleit. in die Kenntniß und Geſchichte der Steine und Verſteiner., S. 349, und im 3 B. des litholog. Lexikon, S. 18.

(2) Im praec. Mineralſyſtem, S. 125.

(3) Im Grundriß des Mineralreichs, S. 214.

Korn, als auch auf die übereinstimmende Härte, das Feuerschlagen und andere Eigenschaften. Es findet sich aber auch einfarbiger Jaspiß, daher scheint der Begriff dieses Schriftstellers zu enge zu seyn. Hr. v. Cronsted (4) sagt, daß unter dem Nahmen Jaspiß alle dunkle Kieselsteine, die im Bruche einem dürren Thone gleichen, verstanden würden. Er glaubt zugleich, daß der Jaspiß keine bekannte Eigenschaft besitze, wodurch man ihn von dem gemeinen Kiesel unterscheiden könne, es müsse denn diese seyn, daß die Jaspisse leichter schmelzen; ja, wenn man einen Jaspiß mit frischem Bruche und gefärbten Bolus gegen einander halte, so könne man sie, ohne ihre Härte geprüft zu haben, gar nicht von einander unterscheiden. Allein, die Jaspisse haben doch allemahl ein feineres Korn und eine lebhaftere Farbe, als die gemeinen Kiesel; selbst alsdann zeigt sich der Unterschied, wenn beyde angeschliffen sind. Wenn Linné (5) den Jaspiß als einen bloßen dunkeln aschgrauen Feldkiesel (Silex rupestris nudus opacus cinereus) betrachtet, so passet sein Begriff nicht einmahl auf alle einfache Jaspisse; so wenig man dem Wallerius (6) beytreten kann, wenn er die Jaspisse hochgefärbte Feldkiesel nennt, ob gleich sein Begriff dadurch einiger Massen bestimmter wird, daß er hinzu setzt, er sey von hoher und lieblicher Farbe, ob gleich ganz undurchsichtig, und lasse sich zu einem vollkommen schönen Glanze polieren. Hiermit kommt Hr. v. Bomare (7) beynahe überein. Er sagt: „Dieser Stein ist überhaupt von einer frischen, „schönen und mélirten Farbe, jedoch ganz undurch„sichtig. Er ist sehr hart, schlägt mit dem Stahl „leicht Feuer, läßt sich arbeiten wie Marmor, und „nimmt eine glänzende Politur an, weil seine Theile „auf

(4) Im Versuch einer neuen Mineralogie, S. 67, f.
(5) Systema Nat. S. 71, n. 13.
(6) Mineralreich, S. 128.
(7) Mineralogie, 1 Th. S. 272.

„auf das genaueste mit einander verbunden sind. Er „fließt im Feuer, und schmelzt zu einem derben dichten „Glase.“ Wenn Hr. Brückmann (8) den Jaspiß einen quarzartigen Stein nennet, so pflichtet er vermuthlich denen bey, welche den Jaspiß zu den glasartigen Steinen zählen, und bey ihm eine Kieselerde zum Grunde legen; denn dieses hat er mit dem Quarze gemein.

Der Jaspiß gehört unter diejenigen Steine, die schon in der h. Schrift vorkommen, und folglich den ältesten Völkern bekannt waren. Unter andern kommt dieses Wort Ezech. 18, 13. vor. Man glaubt, daß der Jaspiß in Offenb. Joh. 4, 3. der Opal des Nonnius, beym Plinius und Linné sey.

Ge. *Wolfg. Wedel* exercitatio de Jaspide sacræ scripturæ, Jen. 1702, 4.

Der Jaspiß war den ältern Schriftstellern nicht unbekannt, obgleich aus demjenigen, was ich davon anführen werde, erhellen wird, daß sie schwerlich unsern Jaspiß unter dem ihrigen verstehen konnten. Theophrast (9) gedenkt desselben; er sagt aber von ihm weiter nichts, als daß er, wie der Schmaragd, in Cypern gefunden werde. Ich schließe daraus, daß er ihn als einen sehr bekannten Stein, für sein Zeitalter ansehen konnte. An einem andern Orte (10) sagt er: „Der wahre Schmaragd ist sehr selten, denn „er scheint aus dem Jaspiß zu entstehen. Man sagt, „es sey in Cypern ein Stein gefunden worden, der halb „Schmaragd und halb Jaspiß war, und also durch „das Wasser noch nicht verändert worden ist.“ Hill gibt sich am angeführten Orte sehr viel Mühe, diesen Stein zu errathen; er fällt endlich gar darauf, ob es nicht ein an seinen äussersten Enden feinerer und nicht so

(8) Abh. von Edelsteinen, Brschw. 1773, S. 259.

(9) Von den Steinen, S. 197, der deutschen Ausg.

(10) S. 155, f. eben dieser Ausgabe.

so gemeiner Jaspiß gewesen sey; denn damahls, fährt er fort, war ein grüner und durchsichtiger Jaspiß nicht so selten. Plinius sagt, B. 37, C. 29, Viret & lætè translucet Jaspis. Ich will mich in diesen Streit nicht einmischen, glaube aber, daß Hill dieses Mahl den Sinn des Theophrast nicht getroffen habe, und daß seine Erklärung so gar dem Zusammenhange der Rede bey dem Theophrast entgegen sey, zumahl, wenn wir annehmen, daß die Alten die zu ihrer Zeit bekannten Jaspisse genau genug kannten.

Was Plinius (11) von dem Jaspiß wußte, besteht in Folgendem: Der Jaspiß sey grün und oft durchsichtig. Er werde in Indien, Cypern, Persien, und an mehrern Orten, die er anführt, gefunden. Der beste sey derjenige, welcher etwas von der Purpurfarbe an sich habe, auf diesen folge der rosenröthe, und nach diesem derjenige, der dem Schmaragde gleicht. Die vierte Art werde von den Griechen Borea genennet, weil er dem Morgenroth im Herbste gleiche; dieses sey eben die Jaspißart, welche Jaspis aëizuda genennet werde. Er sey bisweilen auch dem Sarder ähnlich, ja oft habe er eine violette Farbe an sich. Man habe noch viele andere Gattungen vom Jaspiß, sie hätten aber den Fehler, daß sie entweder bläulich, oder wie Krystalle, oder wie schwarze Beeren, gefärbt wären. Der Jaspis terebinthizusa sey von vielen Jaspißarten zusammen gesetzt, und verdiene diesen Nahmen nur in uneigentlichem Verstande. „Ganz „Orient", fährt er, nach einigen eingestreuten Anmerkungen über andere Fehler des Jaspiß, fort: „hat „den Jaspiß, der, wenn er dem Schmaragde gleichet, und querüber eine weiße Linie hat, Grammias, und wenn er mehrere weiße Linien oder Streifen „hat,

(11) *Histor. natur.* Lib. XXXVII, Cap. 37, S. 279, der Müllerischen Ausgabe.

„hat, Polygrammos genannt wird. Man pflegt dem „Jaspiß auch eine magiſche Kraft beyzulegen, indem „er diejenigen ſtärken ſoll, welche öffentlich reden müſ„ſen.“ Indem aber Plinius dieſe Kraft eine vanitatem magicam nennet, ſo iſt leicht einzuſehen, daß er dieſe vorgebliche Kraft ſelbſt ſehr bezweifle, zumahl da er ſich ſo ausdruckt, er wolle hier beyläufig dieſe magiſche Kraft rügen (coarguere).

Die Schriftſteller der mittlern Zeit hielten dafür, daß der Jaspiß von dem Achate gar wenig unterſchieden ſey, ja, daß vielleicht dasjenige, was man jetzt Achat nennt, ehedem Jaspiß genannt worden wäre. Imperati (12) ſagt ausdrücklich, daß der Jaspiß heut zu Tage Achat genannt werde; Boot (13) aber ſagt gar, der Jaspiß ſey von dem Achate bloß durch ſeine geringere Härte unterſchieden. Dieſes macht wahrſcheinlich, daß die alten unter ihrem Jaspiß einen ganz andern Stein verſtanden haben, als derjenige iſt, den wir jetzt alſo nennen. Denn, wenn Plinius von dem Jaspiß ſagte, daß er oft durchſichtig ſey, ſo kann dieſes jetzt von keiner einzigen unſerer Jaspißarten geſaget werden. Vermuthlich waren es demnach Achate, die ſie hier meinten, denen ſie gleichwohl keine gänzliche Durchſichtigkeit beylegten, ſondern nur eine größere Durchſichtigkeit, als die eigentlichen Jaspiſſe haben. Nach dieſer Anmerkung hätte Imperati Recht, wenn er behauptete, man nenne das jetzt Achat, was die Alten Jaspiß nannten. Dieſes gibt mir Gelegenheit zu zeigen, wie man den Jaspiß von dem Achate, von dem Hornſteine, und von dem Kieſel unterſcheiden könne;

(12) *Hiſt. natur.* Lib. 37, Cap. 10, S. 711. Jaſpis hodie Agathes immutato a lapide Achate nomine dicitur, generatione pyritæ ſimilis.

(13) *Hiſtoria gemmar. & lapid.* Lib. 2, Cap. 100, S. 250. Jaſpis ab Achate non differt, niſi quod mollior ſit, & propterea non ita exacte poliri; vt Achates poſſit.

könne; denn es können Fälle vorkommen, wo man si unter einander verwechseln könnte.

Ungeachtet der Achat, als ein edler Hornstein, un der Jaspiß, als ein edler Kiesel, nicht leicht mit ein ander verwechselt werden können, so können sich doc Fälle ereignen, wo es gewisser Maßen schwer wird beyde von einander zu unterscheiden. Denn da da Achat, eben so wie der Jaspiß, alle Farben anzuneh men pflegt, der Jaspiß aber, insonderheit wenn er i dünne Stückchen geschnitten und gut poliert ist, bis weilen einiger Durchsichtigkeit fähig wird: so ist dieß eben der Fall, wo beyde, zumahl von ungeübten Lieb habern, leicht verwechselt werden könnten. He Brückmann lehrt sie uns folgender Gestalt unterschei den: „Der Jaspiß unterscheidet sich darin von dem „Achate, daß er erstlich undurchsichtig, oder doch nu „selten in etwas durchscheinend ist; zweytens, daß e „im Anbruche rauh, etwas körnicht oder schuppich „angetroffen wird; drittens findet man ihn nicht nieren „oder nesterweise, sondern als unförmliche derbe Stücke „und nicht selten in großen Klüften und Gängen.

Der Unterschied des Jaspisses von dem Hornstein hängt gänzlich von seiner Entstehung ab. Eigentlich haben beyde einerley Entstehungsart; denn sie sind nu darin unterschieden, daß vor der Congelation bey de Jaspiß das krystallinische Fluidum durch die beyg mischte Thonerde verdickt und undurchsichtig, beyde Hornstein hingegen dasselbe mehr verdünnt, und halbdurchsichtig ist. Je zärter dabey die Erdtheilch sind, mit welchen sich dieses Fluidum in gehöriger Quantität vereiniget, desto mehr Durchsichtigkeit e hält das daraus entstehende Congelatum. Das Co gelat bey dem Jaspiß und bey dem Hornstein ist dah nichts anders, als eine genugsame Quantität ein krystallinischen Fluidum; ist diese größer, so wi daraus ein Hornstein; ist sie geringer, so wi

es ein Jaspiß (14). Ueberhaupt ist der Hornstein von dem Achate, dem Wesen nach, nicht unterschieden.

Wie man ihn von den Kieseln unterscheiden könne, lehrt Hr. geh. O. B. A. Gerhard (15). „Die Undurchsichtigkeit, und der körnige ungleiche Bruch, „geben genugsam äussere Kennzeichen ab, den Jaspiß „von dem Kiesel zu unterscheiden; und Cronsted hat „vollkommen Recht, wenn er behauptet, daß er mit „dem Bruche eines trocknen Thones sehr viel Aehnlichkeit habe; und auf die Art auch nur, muß man „die körnige Bauart, die ihm beygeleget wird, verstehen, indem es sich wohl nicht möchte erweisen lassen, „daß er aus wirklichen einzelnen Körnern zusammen „gebacken sey. Die Oberfläche ist mit der innern „Substanz einerley, und er unterscheidet sich auch dadurch schon von den Kieseln. In der Härte wird „er gemeiniglich von dem Kiesel übertroffen; er ist „aber zäher, und nicht so spröde, wie der Kiesel, und „daher rührt es, daß er mit dem Stahle nicht so „scharf, wie dieser, Feuer schlägt, und bey dem „Schleifen keinen so starken Glanz annimmt." Da Hr. Gerhard hier sagt, daß der Kiesel den Jaspiß an Härte übertreffe, so merke ich bey dieser Gelegenheit an, daß Imperati versichert, daß der Jaspiß zwar nicht so hart sey, als der Sapphir, der Rubin und der Ballaß, aber doch härter, als alle übrige Edelsteine. In unsern Tagen, wo man die Härte der Edelsteine genauer kennt, kann man dieses nicht behaupten.

Der Jaspiß gehört, seinem eigentlichen Geburtsorte nach, zu den Steinarten der Ganggebirge, und er macht daselbst nicht allein Gänge und Klüfte, welche auch Erz führen, sondern man trifft auch ganze

(14) S. Walchs Naturgeschichte der Versteinerungen, Th. 1, S. 14.

(15) Beyträge zur Chymie und Geschichte des Mineralreiche, Th. 1, S. 149.

Berge, und also völlige Brüche von dieser Steinart an, wovon unter andern nicht allein ein Berg unweit den narzinskischen Gruben in Rußland, welcher ganz aus Jaspiß besteht, sondern auch die caucasischen Berge einen Beweis abgeben, welche, wie Hr. Prof. v. Güldenstädt versichert, an ihrer nördlichen Seite aus Jaspißbänken bestehen, in welchen dem ungeachtet schöne Bleyerzgänge streichen. Hr. Collegienrath Pallas (16) meldet, daß sich in der Gegend von Orskaja ganze Jaspißberge, Hügel, Felder und Schichten von verschiedenen Farben, auch mit Dendriten, wie auch dann und wann mit Markasitwürfeln, finden, und daß die Kirgisen von dergleichen Jaspißarten ihre Grabhügel verfertigen sollen. An manchen Orten wird aber der Jaspiß auch in Geschieben gefunden, auf welche Art er, wie Hr. Gerhard (17) meldet, in Schlesien, in der Gegend von Löwenberg und Bunzlau sehr häufig vorkommt, und die wahrscheinlich von den hinter liegenden hohen Gebirgen abgerissen sind. Jaspiß, welcher als Geschiebe auf Feldern, auf und nahe unter der Oberfläche der Erde, oder über und unter der Dammerde, gefunden wird, wird Feldjaspiß genannt. Diejenigen Jaspisse, welche wie Kiesel gestaltet sind, werden jaspißartige Kiesel genannt; sie gehören daher zu denjenigen Jaspissen, welche entweder in Geschieben vorkommen, oder die vielleicht durch das Fortrollen im Wasser abgeschärft sind, und die durch eine Kieselgestalt erlangt haben. Ihrer gedenkt Guettard, in den mineralog. Belustig. Th. 3, S. 16, und sagt, daß sie theils schön roth, theils grün, grünlich, blumicht, oder marmorirt wären.

Der Jaspiß wird an so vielen Orten gefunden, daß es beynahe nicht möglich ist, sie alle zu nennen. Ein

(16) Reisen durch verschiedene Provinzen des russ. Reichs, 2 Th. Petersb. 1771, S. 260.
(17) Beyträge ꝛc. 1 Th. S. 151.

Ein ansehnliches Verzeichniß solcher Orte liefert Hr. Diac. Schröter (12).

Bey den Schriftstellern kommt der Jaspiß bald als ein Geschlecht, bald als eine Geschlechtsgattung, vor. So wird von verschiedenen Gelehrten der Lasur, der Heliotrop, und der Malachit, als eine Geschlechts-Gattung vom Jaspiß angesehen. Dahin gehören Walch, Bomare, Wallerius ꝛc. Andere hingegen, als: Linné, Cronsted, Baumer, Vogel, v. Justi, Scopoli ꝛc. sehen den Jaspiß als eine bloße Gattung an, und trennen den Lasurstein, den Heliotrop und den Malachit, von demselben; ich glaube aber nicht, daß hier unter den Schriftstellern ein wesentlicher Widerspruch sey. Diejenigen, welche den Lasur, Heliotrop und Malachit unter die Jaspisse zählen, sehen auf gewisse wesentliche Eigenschaften, welche beyde Steinarten unter sich gemein haben, und vielleicht gar auf chemische Proben; diejenigen aber, welche beyde trennen, finden wieder andere Eigenschaften, die ihnen nicht gemeinschaftlich zukommen. Viele werfen z. B. den Malachit gar aus der Classe der Steine heraus, und weisen ihm seinen Platz unter den Kupfererzen an.

Doch, der Jaspiß sey ein Geschlecht oder nicht, so muß er doch selbst unter ein Hauptgeschlecht der Steine gehören. Welches ist aber nun sein Geschlecht, wovon er eine Gattung ist? Hierüber sind die Meinungen der Lithologen getheilt. Hr. Diac. Schröter setzt ihn, gedachter Maßen, unter die Kiesel. Eben das thut Walch, Baumer, Bromel, Vögel, Scopoli, und Cronsted. Denn, ob gleich Letzterer den Jaspiß als eine Gattung von Hornstein, den er Bergkiesel nennt, betrachtet, so ist doch sein Hornstein nichts anders, als unser Kiesel, den er auch von dem Feuer-

(12) Einleit. in die Kenntniß ꝛc. 1 Th. S. 367, f. und lithol. Lex. 3 Band, S. 40, f.

Steine, welchen er den gemeinen Kieſel nennt, unterſcheidet. Eben das glauben diejenigen, die den Jaspiß unter die glasartigen Steine ſetzen, weil bey dieſen die Kieſelerde zum Grunde liegt; dahin gehören unter andern Gerhard (19) und Wallerius (20). Andere, als: Wallerius (21), und Gmelin (22), leiten ſeinen Urſprung von einer Thonerde her. Letzterer beweiſet dieſes aus folgenden Gründen. „Er verwittert nicht ſo geſchwinde in der freyen Luft und im Waſſer, ſondern behält Feſtigkeit und Farbe länger. Im Bruche iſt er nicht ſo glatt, als die andern Kieſelarten, ſondern vielmehr rauh, und gleichſam körnig, oder wie ein vertröckneter Thon. Dazu kommt noch, daß man den Jaspiß ſehr oft im Thon antrifft, und daß man ſeine ſtufenweiſe Entſtehung gleichſam mit Händen greifen kann; daß man z. B. im Thal-Lande, Dalarne, (Dalecarlien,) und zwar im Kirchſpiele Orſa, in dem Sandſteine, welcher zu Schleifſteinen gehauen wird, ganze Druſen von rothen Eiſenthon, und einige Meilen weit in dem Serna-Felſen, in einem weit härtern Sandſteine, rothen Jaspiß von dergleichen Farbe und von gleichem Anſehen antrifft; daß man in Sardinien roth- und braun-aderigen Jaspiß gefunden hat, welcher an der einen Ecke noch ein weicher rother Eiſen-Thon war; daß man oft in dem Jaspiß bey der chemiſchen Zergliederung Thonerde gewahr wird, wiewohl dieſe Beymiſchung zufällig iſt. Selbſt die häufige Beymiſchung fetter und Eiſen-Theilchen, welche der Jaspiß mit dem Thone gemein hat, gibt der Muthmaßung ein Gewicht; denn kein Jaspiß iſt ohne Eiſentheilchen, und einige Unterarten, welche in Ungarn Sina-

(19) Beyträge ꝛc. 1 Th. S. 145, vergl. mit S. 76.

(20) Mineralogie, S. 124.

(21) Syſtema mineralogiæ, To. 1, S. 319.

(22) Linnäiſches Naturſyſtem des Mineralr. 1 Th. S. 524.

Sinopel heissen, enthalten dessen oft so viel, daß man 12 bis 15 Pfund Eisen, welches nach dem Rösten von dem Magnet angezogen wird, aus dem Centner gewinnt. Daher kommt es auch, daß der Jaspiß, wenn er auch das Glüheseuer aushält, ohne seine Farbe zu ändern, oder zu springen, oder Risse zu bekommen, doch in einem starken Schmelzfeuer viel leichter fließt, als andere Kieselarten, und gemeiniglich zu einem schwarzen Glase wird." Diejenigen, welche den Jaspiß von Thonerde herleiten, sagen, daß er vielleicht durch Abscheidung der ihm beygemischten Alaunerde entstanden sey. Andere haben dem Jaspiß ein ganz anderes Geschlecht angewiesen. Hr. v. Bomare setzt ihn mit dem Jaspachat und Jasponyx unter die Fels-Steine und Wacken. Linné, welcher ihn in seiner ältern Ausgabe des Natursystem unter die Lapides vitrescentes gesetzt hat, bringt ihn unter die Lapides arenatos, und mit den Felssteinen unter ein Geschlecht. Hr. Brückmann hat ihn unter den quarzigen oder glasartigen Steinen. Hr. v. Justi (23) behauptet gerade das Gegentheil, denn bey ihm muß man den Jaspiß unter den feuerfesten Steinen suchen. Hr. Cartheuser (24) hat ein Geschlecht, welches er Lapides granulos nennet, unter welchen der Jaspiß steht. Hr. Klein (25) aber, welcher überhaupt gern neue Nahmen schuf, um seinen Endzweck dunkel zu schreiben, zu erreichen, nennet das Geschlecht, darunter bey ihm der Jaspiß steht, Matthiolithen.

Was ist aber die Ursache dieser Verschiedenheit im Denken? und kann man es denn nicht zuverlässig entscheiden, auf welcher Seite das Recht sey? Ich muß sagen, daß man noch mit dem Jaspiß die wenigsten chemischen Proben angestellt habe, und die wenigsten Schriftsteller haben

(23) Grundriß des gesammten Mineralreichs, S. 214. §. 406.
(24) Elementa mineralogiæ, S. 28.
(25) Lucubrationcula prior de lapidibus.

den Grund angegeben, warum sie dem Jaspiß diesen oder jenen Platz angewiesen haben. Gewisser Maßen ist auch eine genaue Untersuchung des Jaspisses, wegen der innigsten Vereinigung seiner Theilchen, sehr schwer. Brückmann behauptet es, und mit ihm noch Einige, daß dieser Stein im stärkern Feuer fließe, und noch eher als der Hornstein fließe. Diese scheinen einigen Grund vor sich zu haben, daß sie ihn unter die glasartigen Steine setzen; und Hr. v. Justi kann es auf keine Weise entschuldigen, daß er ihn unter die feuerfesten Steine setzt. Hr. v. Bomare behauptet zwar, daß man es mit ziemlichem Grunde vermuthe, daß er ein völlig reifer Felsstein seyn müsse, aber er hätte uns seinen ziemlich wahrscheinlichen Grund nicht verschweigen sollen. Dieses, daß man es an seinem Bruche und an seinen Eigenschaften, welche die gefärbten und ungefärbten Jaspiden mit einander gemein haben, sehe, macht den Leser nach dem Beweise noch lüsterner. Dieses endlich, daß er so gar im Porphyr statt des Feldspathes liege, und daß daraus zu folgen scheine, daß der Felsstein ordentlicher Weise die Mutter des Jaspisses sey, beweiset noch nicht, daß er unter die Felssteine gehöre, so wenig man ihn unter das Geschlecht der Schmaragde setzen kann, weil der Jaspiß bisweilen die Mutter vom Schmaragd ist. Wir müssen es der Zukunft überlassen, ob sie durch mehrere Entdeckungen der Wahrheit ein Licht anzünden werde, und wollen uns dieses Mahl begnügen, sie darum unter die Kieselsteine zu setzen, weil sie mit diesen noch die meiste Aehnlichkeit haben. Sie sind glasartig wie die Kiesel, denn sie lassen sich, wie ich weiter unten zeigen werde, in ein wirkliches Glas verwandeln; sie haben aber, ausser dem krystallinischen Fluidum, eine beygemischte Thon- oder Sand-Erde zum Grunde, welche man bey verschiedenen chemischen Proben so gar gefunden hat. Es ist gleichwohl merkwürdig, daß, da man die Kiesel nur in einzelnen Stücken auf den Feldern und in den Flüssen findet, der Jaspiß hingegen nicht nur einzeln gefunden wird, sondern auch, wie ich bereits erwähnt habe, bisweilen große und weitläuftige Gebirge ausmacht.

Der Jaspiß wird in fast unzähligen Veränderungen gefunden, und dieses gibt mir Gelegenheit von der Eintheilung dieser Steine etwas ausführlicher zu han-

„handeln. Man könnte bey dieser Eintheilung auf seinen Gehalt und auf seine Farbenmischung sehen. Im ersten Sinne sagt Baumer (26): „Der Jaspiß ist „von ganz verschiedener Feine und Härte. Die feinen „nehmen eine sehr schöne, die groben eine schlechtere „Politur an. Mancher ist so grob, daß er einer geringen Wacke nicht viel unähnlich sieht, und manche „kommen der Feinheit der Hornsteine und Krystalle „sehr nahe.“ Doch wir wollen unser Augenmerk lieber auf die Farbenmischung richten, weil dieses der gewöhnlichste Weg ist, dem die Naturforscher gefolgt sind.

Der Jaspiß ist entweder einfarbig, oder mehrfarbig. Einfarbiger Jaspiß, L. Jaspis vnicolor, Fr. Jaspe d'une seule couleur, wird derjenige genannt, welcher nur eine einzige Farbe hat. Man hat den Jaspiß, einfarbig betrachtet, von allen möglichen Farben, als: weiß, grau, gelb, roth, blau, grün, braun, schwarz.

1. Ist diese Farbe weiß, so heißt er weißer Jaspiß, L. Jaspis vnicolor alba, Fr. Jaspe blanc. Wenn er ganz weiß ist, und einem undurchsichtigen Krystall gleicht, so heißt er Milchjaspiß, Jaspis vnicolor lactea, vermuthlich Galactites s. Galaxia *Plin.* Fr. Jaspe galactite, oder Jaspe couleur de lait; man findet ihn in Schlesien und im Zweybrückischen. Siehe auch Milchstein.

2. Grauer Jaspiß, Jaspis vnicolor subalba, Jaspis vnicolor cana *Waller.* Fr. Jaspe gris. Dahin gehört a) der eisengraue oder grünliche, (weil er in das Olivengrün spielt,) Jaspis vnicolor ferrea, Fr. Jaspe d'un gris de fer, oder Jaspe verdâtre, den man für den Balaltes des Plinius hält, und welcher ohne Zweifel mit dem Balanites einerley ist. Plinius beschreibt

(26) Naturgeschichte des Mineralreichs, Th. 2, S. 159. f.

denſelben als eine Marmorart, eiſengrau, und ſehr hart. Uebrigens iſt der Baſalt, bekannter Maßen, kein Marmor, ſondern eine ſehr harte, ſäulenförmig gewachſene Felsſteinart, deſſen feinere Gattung ſich, wie der Jaspiß, ſchleifen und polieren läſſet. v. Born mare ſagt, der eiſengraue Jaspiß werde bisweilen Schmaragdfluß, L. Mare ſmaragdinum, genennet; allein, er ſey höchſtens nichts weiter, als die Mutter des Schmaragdfluſſes. Wenn aber dieſes iſt, ſo gehört ihm der Nahme eines Jaspiſſes nicht, man mag nun den Schmaragdfluß als einen unechten Quarz, oder als einen gefärbten Spath betrachten. b) Der weißgraue, L. Corſoides, welcher an Farbe dem grauen Haupthaare gleicht. Beyderley Sorten finden ſich in Schleſien.

3. Gelber Jaspiß, Jaſpis vnicolor flaua, Fr. Jaſpe jaune, heißt, wenn er ganz gelb iſt, Jaſpis cerea *Plinii*. Wenn er wachs- oder honigfarbig iſt, heißt er Melites (von μελι, Mel, das Honig). Gleicht er aber der Farbe des Terpenthins, ſo heißt er beym Plinius Jaſpis terebinthizuſa, und, in ſo fern er dadurch einige Aehnlichkeit mit dem Onyx erhält, Jaſpis onychina.

4. Rother Jaspiß, Jaſpis vnicolor rubescens, Jaſpis phrygia *Plinii*, (weil man ihn vermuthlich aus Phrygien erhielt,) Fr. Jaſpe rouge, iſt entweder dunkelroth, oder purpur-, pfirſichblüth-, roſen-, oder fleiſchfarbig. Der dunkelrothe und blutfarbige iſt beym Boot unter dem Nahmen Lapis ſanguinalis bekannt, und beym Imperati heißt derſelbe Hæmachates, Hæmatojaſpis, Blutjaspiß, Fr. Jaſpe ſanguin, nicht nur ſeiner Blutfarbe, ſondern auch ſeiner vermeintlichen Wirkung wegen, daß er das Blut ſtillen ſoll, wenn er auch nur äuſſerlich am Körper getragen, oder auf ſolchen, eine Zeitlang, geleget wird. Zuweilen gleicht er auch dem Sarder an Farbe. Unter den ro-

then

chen Jaspissen gibt es auch eine Art, welche mit dem rothen Porphyr viel Aehnlichkeit hat, und von Vielen mit ihm verwechselt wird. Siehe Porphyr. Die rothen Jaspißarten sind die gemeinsten, und enthalten viel Eisen. Eines zinnoberhaltigen wird weiter unten Erwähnung geschehen.

5. Blauer Jaspiß, Jaspis vnicolor cærulea, Fr. Jaspe bleu, ist schön himmelblau, und sieht dem Lasursteine ähnlich, mit dem man ihn nicht verwechseln muß. Der Jaspiß hat ein reines Blau ohne Mischung; der Lasurstein hingegen ist ein blauer Felsstein, der mit Kies- und Gold-Körnern vermischt ist.

Jaspis acrizusa, wird von Dioscorides ein zum Türkiß gehöriger Edelstein genannt, welcher undurchsichtig wie der Türkiß, und himmelblau ist. Plinius nennt ihn Borea; Andere nennen ihn Kupferjaspiß. Wenn dieser Stein wirklich unter die Türkisse gehört, so führt er den Nahmen vom Jaspiß mit Unrecht, der ihm vielleicht darum gegeben wurde, weil derjenige, der denselben zuerst gefunden hat, ihn für einen blauen Jaspiß hielt. Eigentlich ist der Türkiß ein Knochen; man hat aber auch wahre Kiesel, die wie ein Türkiß gefärbt sind; auch einen solchen konnte Dioscorides meinen. Hr. Prof. Gmelin (27) nennt ihn den bläulichen Jaspiß, Jaspis cærulescens, Fr. Jaspe bleuâtre, und sagt, daß er viel härter als der Lasurstein sey, von dem er sich eben durch die Härte unterscheidet. Gemeiniglich ist er graublau, wie der schlesische, und der vom Flusse Thermodera beym Plinius; selten ist er hoch- dunkel- oder hellblau, (turchino.) wie in Persien und am kaspischen Meere; und noch seltener violett, wie der cappadocische.

6. Grüner Jaspiß, Jaspis viridis, Fr. Jaspe verd, ist an Farbe entweder dem Schmaragde, oder den

(27) Linnäisches Natursystem des Mineralreichs, Th. 1, S. 592.

den Oliven, oder anderm Grasgrün, gleich. Er wird oft unrichtig mit dem Malachit verwechselt; aber er iſt weit härter als dieſer; gibt am Stahl Feuer, welches der Malachit nicht thut, und enthält kein Kupfer, welches doch der Malachit enthält. Ueberdies hat der ganz grüne Jaspiß die Eigenſchaft, wenn er vorher ſtark geglühet worden, im Finſtern zu leuchten. Man nennt ihn daher phosphoreſcirender Jaspiß, Jaſpis viridis phosphorescens, ſ. pavonius *Aldr.* Beym Plinius heißt er Mare ſmaragdinum; beym Kentmann, Jaſpis ſmaragdo ſimilis. Die Franzoſen nennen ihn Preome oder Prime d'émeraude. Er nimmt eine ſchöne Politur an; wird in Schleſien, Steyermark, Sachſen ꝛc. und an der kaſpiſchen See gefunden. Siehe auch Malachit-Achat. Hr. Gerhard verſichert, daß die mehreſten Jaspißarten, der grüne alſo nicht allein, phosphoreſciren. Sonſt iſt bekannt, daß mehrere Steine, wenn ſie vorher geglühet worden ſind, im Finſtern leuchten; ſ. Leuchtende Steine.

Vom jaspißartigen Nierenſtein, oder Gries-Steinjaspiß, einer Jaspißart, welche grün iſt, und einen trüben, und gleichſam fetten Glanz hat; ſ. unter Nierenſtein.

7. Brauner Jaspiß, Jaſpis vnicolor ſpadicea. Fr. Jaſpe brun, iſt bald röthlich-, bald gelb-, leber-, kaſtanien-, oder kaffebraun. Alle braune Jaspißarten enthalten viel Eiſen.

8. Schwarzer Jaspiß, Jaſpis vnicolor atra, Fr. Jaſpe noir, wird häufig zu Probierſteinen gebraucht; doch muß er alsdann nicht vollkommen poliert werden, weil er ſonſt das Gold und Silber nicht wohl abreibt. Der feine ſchwarze Baſalt, welcher, wie der eiſengraue, zu Probierſteinen genommen wird, kann ebenfalls kaum von dem ſchwarzen Jaspiß unterſchieden werden, wenn er gut geſchliffen und poliert iſt. Einige nennen den vollkommen ſchwarzen Jaspiß, wenn

er

er die Farbe der Steinkohle hat, Thracter Jaspiß, oder Lapis thracius. Er findet sich sehr häufig in dem obersten Kalklager der venetianischen Kalkgebirge, in Schlesien, Böheim, Finnland, und bey Näskott in Jemtland. Man glaubt, Theophrast und Plinius, die ebenfalls von dem Lapide thracio reden, verstehen darunter den schwarzen Jaspiß; aller Wahrscheinlichkeit nach aber verstehen die Alten darunter entweder eine Art Steinkohlen, oder den Gagath, welche beyderseits zum Theil eine gute Politur annehmen. Es ist dieses daraus zu schließen, weil Plinius sagt: Calx aqua accenditur & Thracius lapis; nur muß man diese Worte so auslegen: der Stein aus Thracien brennt, wie der Kalk, wenn er mit Wasser gelöschet wird. Der schwärzliche, welcher gleichsam wie mit einem Rauche angelaufen, oder wie mit Nebel oder Wolken durchzogen ist, heißt Capnias; Capnias jaspidea, Fr. Jaspe à nuages.

Hat der Jaspiß mehr als Eine Farbe, so wird er bunter, mehrfarbiger, vielfarbiger, gesprenkelter oder sprenklicher Jaspiß, Jaspis multicolor oder variegata, Jaspis particulis subtilissimis, solida, opaca, variegata *Waller.* Jaspis subtilis eleganter colorata variegata *Carth.* Fr. Jaspe fleuri, Ital. Diaspro fiorito, genannt. Diese Farben sind entweder unter einander gemischt, daß sie schielen, oder von einander unterschieden und abgesondert, daher der Stein flecky, streifig, sprenklich und von verschiedenen Farben erscheint. Bunten Jaspiß, welcher Flecken wie Augen hat, nennen die Franzosen Jaspe Argus; hat der Jaspis anders gefärbte Adern und Striche, so wird er Jaspis venosa, Fr. Jaspe veiné, genannt. Da die Farbenmischung bey den Jaspissen so sehr verschieden ist, so würde man auch sehr viel Nahmen nöthig haben, wenn man alle Verschiedenheiten bemerken wollte. Man hat daher den kürzesten Weg gewählt, und die

Grund-

Grundfarbe zum Grunde der Benennung gemacht. Ist der Grund vom Jaspiß weiß, und mit vielen oder wenigen andern Farben, mehrentheils mit Gelb und Schwarz, vermengt, so nennt man ihn weißsprenkelichten Jaspiß, Jaspis variegata albescens, Fr. Jaspe fleuri blanc. Es gibt auch weißen Jaspiß, welcher so durchsichtig, wie Achat, und mit dunkelrothen Flecken und Streifen gezeichnet ist; wie auch weißen oder weißgelblichen Jaspiß mit gelben und gelbbraunen Flecken, worin er dem Pantherthiere gleicht, daher er gemeiniglich Pantherstein, Lapis pantherinus, Jaspis pantherina, Fr. Jaspe panthérin, genannt wird. Graugesprenkelter Jaspiß, Jaspis variegata gryseo, Fr. Jaspe fleuri gris, ist mit rother oder andern Farben vermischt. Gelbgesprenkelter Jaspiß, Jaspis variegata flava, Fr. Jaspe fleuri jaune, wird gemeiniglich rothfleckig gefunden, wie in Italien; es gibt auch strohgelben mit braunen Adern. Rothgesprenkelter Jaspiß, Jaspis variegata rubra, Fr. Jaspe fleuri rouge, ist gemeiniglich mit Grün oder Schwarz sowohl getüpfelt, als auch gereift. Es gibt auch rothen mit Braun oder Gelb gemischt, oder mit braunen Adern, oder mit weißen Adern, oder mit bläulichen Flecken. Der rothe Jaspiß mit weißen Strichen und Flecken, wird Schriftjaspiß, Grammatias, Grammantias, Polygrammos, genannt; hat er nur einen Streif oder Querlinie, so heißt er Grammatias; hat er mehrere weiße Flecken, Polygrammos. Grüngesprenkelter Jaspiß, Jaspis variegata viridis, Fr. Jaspe fleuri verd, wechselt mehrentheils mit Roth ab, oder ist rothbunt. Der grüne Jaspiß mit rothen Tüpfelchen, und blutrothen Flecken oder Adern, oder der grünlich und bläulich gesprenkelte, ist der orientalische Jaspiß, oder so genannte Heliotrop, von welchem weiter unten besonders handeln werde. Es gibt auch grünen Jaspiß mit weißen und rothen Flecken,

z. B.

z. B. bey Turnau in Böheim; grünen Jaspiß mit weißen oder mit blauen Adern, Prasius leucoclorus *Aldrov.*; grünen Jaspiß mit gelben Flecken oder Augen; graugrünen Jaspiß mit braunen Flecken und Wolken. Ein grüner oder rother Jaspiß, welcher Flecken von Chalcedon in sich hat, die mehrentheils wie Schnee oder Speichel aussehen, wird Chalcedonjaspiß, Jaspis chalcedonica, Jaspis chalcitica *Plin.* Jasponyx chalcedonio mixtus *Wall.* Fr. Jaspe calcédoine, genannt. Jaspiß mit Chalcedon, oder Chalcedon mit Jaspiß vermischt, erscheint häufig genug; und ein solcher Stein gehört alsdann unter die Jaspachate, wovon ich weiter unten handeln werde. Wenn aber Jaspiß und Chalcedon über einander, und gleichsam wie Schichten, liegen, so ist diese Erscheinung seltener. Braungesprenkelter Jaspiß, Jaspis variegata, fusca, Fr. Jaspe fleuri brun, findet sich weiß getüpfelt und gefleckt; man hat auch braunen Jaspiß mit grünen oder schwarzen Tüpfelchen oder Flecken. Diese verschiedene Jaspißarten sind der Grund verschiedener Eintheilungen der Gelehrten, von welchen Hr. Schröter (28) die von Charleton, Gerhard, Scopoli, Bertrand, Wallerius, Vogel, v. Bomare, Cartheuser, und Gmelin, anführt.

Am ausführlichsten hat Hr. Prof. Gmelin die verschiedenen Abwechselungen der Jaspisse folgender Gestalt angegeben. Man hat

1. Grünen Jaspiß.

1) ganz grün. 2) grün mit einem trüben und gleichsam fetten Glanze; Griessteinjaspiß. 3) grünlich; Jedde. 4) grün mit rothen Tüpfelchen; morgenländischer Jaspiß. 5) grün mit blutrothen Flecken. 6) grün mit weiß und rothen Flecken. 7) grün mit weißen oder blauen Adern. 8) grün mit blutrothen Adern. 9) grün mit gelben Flecken; Pantherstein. 10) graugrün mit braunen Flecken und Wolken.

2. Ro-

(28) Einleit. in die Kenntniß ꝛc. 1 Th. S. 359—363, und lithol. Lex. 3 B. S. 24—29.

2. Rothen Jaspiß.
1) ganz roth; (zuweilen überaus hoch und brennend von Farbe). 2) roth mit weißen Adern. 3) roth und braun gemischt. 4) roth mit braunen Adern. 5) roth mit bläulichen Flecken. 6) roth und gelb gemischt. 7) roth mit vielen gelben Flecken und Adern.

3. Gelben Jaspiß.
1) ganz gelb. 2) strohgelb mit braunen Adern. 3) gelblich mit rothen Flecken.

4. Braunen Jaspiß.
1) röthlichbraun. a) grobkörnig; Sinopel. β) feinkörnig, oder stahlderb. 2) gelbbraun. 3) leberbraun. 4) kastanienbraun. 5) kaffebraun. 6) braun mit schwarzen Tüpfelchen und Flecken. 7) braun mit Flecken von grünem Jaspiß. 8) braun mit weißen Tüpfelchen und Flecken, braunsprenklicher Jaspiß.

5. Schwarzen Jaspiß.

6. Eisengrauen Jaspiß.

7. Grünen Jaspiß.

8. Bläulichen Jaspiß.

9. Weißen Jaspiß.
1) ganz weiß; Milchjaspiß. 2) weiß mit grün und schwarz vermischt, weißsprenklicher Jaspiß. 3) weiß und beynahe durchsichtig, wie ein Achat, mit größern und kleinern dunkelrothen Flecken von unbestimmter Gestalt und dunkelrothen Streifen oder Bändern, an welchen die Flecken mit einer undurchsichtigen, milchweißen, zuweilen gelben Linie eingefaßt sind, (antik und selten). 4) weiß mit gelben und gelbbraunen Flecken; Pamhersstein.

10. Jaspiß mit Adern, oder auch mit Flecken von Quarz. a) einfacher. b) eisenschüssiger.

11. Jaspiß, welcher mit einer Wolke überzogen ist; Capniss.

12. Jaspiß mit grauen Flecken oder Adern, vom Onyx oder Achat; Jasponyx, Jaspachat.

13. Jaspiß mit Flecken von Chalcedon, die wie Schnee oder Speichel aussehen; chalcedonischer Jaspiß.

14. Kreutzjaspiß.

Unter allen Jaspißarten hat der dunkelgrüne oder bläuliche Jaspiß mit blutrothen Flecken, welcher schlechthin nur der morgenländische oder orientalische Jaspiß, Jaspis orientalis, Fr. Jaspe oriental, auch der Heliotrop, oder Heliotropierstein, Sonnenwen-

des

dejaspiß, Sonnenwendestein, Heliotropius, Ital. Heliotropio, Fr. Héliotrope, genannt wird, den Vorzug. Der Nahme Heliotrop kommt aus dem Griechischen, von ἥλιος, die Sonne, und τρέπω, ich kehre mich, ich wende mich, her, weil er, wie Plinius (29) sagt, wenn er in ein Faß mit Wasser geleget, und an die Sonne gestellet wird, einen blutrothen Schein von sich gibt. Stella (30) setzt noch hinzu, man könne auch ausser dem Wasser die Sonne, wie in einem Spiegel, die Finsternisse und den untergehenden Mond sehen. Wir müssen die Ableitung für wahr annehmen, weil die Alten uns dieselbe also gelehret haben; allein die Probe hält sie keinesweges. Plinius selbst bezeugt, daß dieses insonderheit der äthiopische Heliotrop thue; folglich sieht er es nicht als eine allgemeine Erscheinung an, und wenn es das nicht ist, so ist auch der Ableitungsgrund nicht richtig. Hill und Woodward nennen diesen Stein den Blutstein, und der lat. Nahme Lapis sanguinarius ist ebenfalls gebräuchlich; Ital. Diaspro sanguigno. Man hat dabey aber auf die blutrothen Flecken, die er hat, gesehen; man muß ihn aber nicht mit dem eigentlichen Blutsteine (Hæmatites) verwechseln, dessen Unterschied von unserm Steine ich weiter unten zeigen werde. Boot sagte, daß man den Heliotrop zu seiner Zeit nur schlechthin Jaspis orientalis genannt habe. Hill (31) fällt dieser Meinung bey, und entschuldigt sie so gar. „Das Heliotropium, oder der Blutstein," sagt er: „ist auch von dieser Art, und ist sehr wenig von „dem orientalischen Jaspiß unterschieden, wenn aber

„der

(29) *Hist. nat.* Lib. 37, cap. 10. Causa nominis, quoniam defecta in vas aquæ, fulgorem solis accendit, sanguineo repercussu.

(30) *Interpretamenti gemmarum* P. 2, c. 7. Eadem extra aquam speculi modo solem accipit, deprehenditque eclipsin, subeuntem lunam ostendens.

(31) In den Anmerkungen zum Theophrast, S. 227, f.

„ders noch ein Unterschied zwischen beyden ist.“ Er hatte vorher von europäischen Jaspissen, welche Flecken und Puncte haben, geredet. Wenn nun der Heliotrop, den er hier beschreibt, ebenfalls ein europäischer Jaspiß ist, so muß folgen, daß man den Heliotrop in Orient und in Occident finde; wäre aber dieses, so dürfte man ihn hinfort nicht mehr schlechthin den orientalischen Jaspiß nennen. So findet man auch in Orient Jaspisse, die kein Heliotrop sind; daher ist diese Benennung allerdings zu unbestimmt. Wenn ihn einige Schriftsteller Lapis cæruleus nennen, so scheinen sie den Heliotrop mit dem Lasursteine zu verwechseln; denn der Heliotrop ist nie blau, sondern allermehl grün. Wallerius beschreibt ihn sehr deutlich: Jaspis variegata obscure viridis, punctulis intense rubris. Im Franz. heißt er: Jaspe verd à points rouges; Jaspe à taches rouges, à veines rouges; Jaspe fleuri verdâtre ou bleuâtre.

Alle Schriftsteller kommen darin überein, daß sie den Heliotrop einen durchsichtigen Stein, welcher rothe Flecken hat, nennen, im übrigen aber gehen ihre Beschreibungen auf manche Art von einander ab. Hill nennt seine Farbe ein bläuliches Grün mit roth untermengt, wo die Farbe sehr dunkelroth, die Vermischung aber mehr flecken- als aderweise ist. Auf diesen Umstand mögen wohl diejenigen gesehen haben, welche unsern Stein Lapis cæruleus nennen; allein, sie haben dazu keinen Grund. Denn da die grüne Farbe dieses Steines nur bisweilen in das Bläuliche spielt, so ist der Stein darum noch nicht blau zu nennen. Cronsted (32) sagt von unserm Steine weiter nichts, als daß er grün sey, und rothe Puncte habe. Die Verfasser des Universal-Lexicon (33), und Boot

(32) Versuch einer neuen Mineralogie, §. 62.

(33) Im 12 Bande, §. 1275.

Boot (34), schreiben diesem Steine nicht nur rothe Puncte zu, sondern auch Adern, von welchen die Ersten sagen, sie wären quer durchgezogen. Stella sagt, die Farbe dieses Steines gleiche dem Porree, doch sey sie trübe oder wolkicht (35). Woodward (36) versichert, daß der Heliotrop statt der rothen weiße oder gelbe Flecken habe, und daß auch bisweilen Achat oder Krystall mit seiner Masse vermischt sey. Das letzte ist möglich; allein, da die ältesten Schriftsteller keine andere, als rothe, Flecken kennen, so ist ein Stein, wenn er auch gleich grün ist, wenn er weiße oder gelbe Flecken hat, kein Heliotrop mehr. Die grüne Farbe ist hier nicht das eigentliche Unterscheidungszeichen; denn man hat auch einfarbige grüne Jaspisse; und der Malachit, welcher ein pappelgrüner Stein ist, wird von vielen unter die Jaspisse gerechnet, wohin auch die meisten Schriftsteller den Heliotrop zählen. Imperati (37) sagt von dem Heliotrop, daß er eine Gattung von Jaspis sey, eine dunkelgrüne Farbe habe, und eine sehr schöne Politur annehme; an manchen Stellen sey er durchsichtig, an manchen habe er blutrothe Puncte oder Adern; er habe eben die Härte, die der Praser hat, doch sey er etwas weicher als der Chalcedon, und härter als der Achat. Wenn Imperati sagt, daß der Heliotrop an manchen Stellen durchsichtig sey, so versteht er dieses von einer mehrern Durchsichtigkeit, wie man von den Achaten sagt, daß sie halb durchsichtig seyn; allein Boot sagt, daß der orientalische Jaspis alsdann Heliotrop genennet würde, wenn er halb durchsichtig wäre.

(34) *Hist. gemmar. & lapid.* Lib. 2, c. 104.

(35) Am ang. O. Heliotropium porracei coloris est, sed nubilo & represso.

(36) Physikalische Erdbeschreibung, S. 688.

(37) *Hist. natur.* Lib. 23, Cap. 10, 11.

Es erhellet hieraus, daß die Nachrichten von dem Heliotrop ziemlich widersprechend sind; die mehresten Schriftsteller kommen doch in folgenden Stücken überein: 1. daß der Heliotrop unter den Jaspißarten gehöre, und also muß er undurchsichtig seyn; 2. daß er grün sey, doch so, daß die grüne Farbe mancherley Veränderungen leidet; 3. daß er blutrothe Flecken habe, wodurch er sich aber als eine besondere Gattung unter den Jaspissen, oder, wenn man lieber will, unter den jaspißartigen Steinen unterscheidet.

Verschiedene Benennungen, welche ich vorher angeführet habe, und verschiedene Umstände, welche diesem Steine zukommen, verursachen, daß man ihn leicht mit andern Steinarten, von welchen er unterschieden werden muß, verwechseln könnte. Man hat ihn nähmlich zu unterscheiden: 1. Von dem eigentlichen Blutsteine, Hæmatites. Diese Blutsteine gehören eigentlich unter die Eisenerze, sind schmutzigroth, und haben ihren Nahmen daher erhalten, weil man ihnen die Kraft zuschrieb, daß sie ein sicheres blutstillendes Mittel wären (s. Th. X, S. 555). Der Heliotrop ist niemahls ganz roth, sondern hat nur einzelne, bald mehrere, bald wenigere rothe Flecken. 2. Von dem eigentlichen Jaspiß. Ich gebe denjenigen Beyfall, welche den Heliotrop als eine Gattung vom Jaspiß ansehen, folglich darf man zwischen diesem Steine und zwischen dem Jaspiß keinen wesentlichen Unterschied suchen, sondern bloß einen solchen, der in zufälligen Dingen besteht. Man hat einen einfarbigen grünen, auch einen einfarbigen rothen Jaspiß, unser Stein aber ist grün und roth zugleich. Boot behauptet zwar, daß die erfahrnen Edelsteinkenner ihn an seiner Halbdurchsichtigkeit von dem Jaspiß unterscheiden; allein, er kann diese entweder nicht haben, oder, wenn er sie hat, so kann er nicht unter die Jaspisse gehören. So viel scheint gewiß zu seyn, daß der Helio-

trop

trop an Härte alle Jaspisse übertrifft, welches aus der ungemeinen Politur, die er annimmt, zu schließen ist; und in so fern haben verschiedene Schriftsteller nicht Unrecht, wenn sie unsern Stein den vorzüglichsten Jaspiß nennen. 3. Von dem Malachit. Diejenigen, welche den Malachit unter die Kupfererze bringen, sind der Mühe, Unterscheidungszeichen zwischen ihm und dem Heliotrop zu suchen, überhoben. Diejenigen aber, welche ihm unter den Steinen seine Stelle anweisen, unterscheiden ihn von dem Heliotrop durch den Mangel der rothen Puncte, durch die pappelgrüne Farbe, und durch die mindere Härte, welche verursachet, daß der Malachit die Schönheit der Politur, welche man bey dem Heliotrop findet, nicht annimmt. 4. Von dem St. Stephanssteine. Alle Steine mit rothen Puncten pflegen die Lithologen St. Stephans-Steine zu nennen. Wenn man also einen Jaspiß fände, dessen Grundfarbe nicht grün wäre, und der auf seiner Grundfarbe rothe Tüpfel hätte, so wäre dieses ein Stephansstein; wäre der Boden grün, so wäre es ein Heliotrop. Die grüne Farbe ist es also, welche beyde unterscheiden würde. Die eigentlichen Stephanssteine sind entweder Achate, oder Kalksteine; von beyden ist der Heliotrop leicht zu unterscheiden. Vom Achat unterscheidet sich der Heliotrop durch seine gänzliche Undurchsichtigkeit; vermuthlich haben also diejenigen Schriftsteller, welche von einem halbdurchsichtigen Heliotrop reden, einen Stephansstein in der Hand gehabt, und folglich einen Achat mit dem Heliotrop verwechselt. Von demjenigen Stephanssteine, der ein Kalkstein ist, ist der Heliotrop gar leicht zu unterscheiden, nähmlich theils durch das Scheidewasser, mit welchem der Kalkstein brauset, der Heliotrop aber nicht; theils durch das feinere Korn und die größere Härte, welche der Heliotrop hat, und welche man, wenn der Stein unbearbeitet ist, leicht durch den Au-

genſchein unterſcheiden kann; iſt aber der Stein polirt, ſo bekommt ein Kalkſtein, und wenn es ein Marmor wäre, nie die Schönheit der Politur, welche der Jaspiß überhaupt, und der Heliotrop inſonderheit, annimmt.

Wenn wir den Heliotrop unter die Jaspiſſe rechnen, oder wenigſtens eingeſtehen, daß derſelbe mit dem Jaspiß unter ein Geſchlecht der Steine, welches wir Kieſel nennen, gehöre, ſo muß der Heliotrop auf eben die Art, wie ich weiter unten von dem Jaspiß zeigen werde, entſtehen. Viele Schriftſteller gedenken des Heliotrops gar nicht, und haben ihn alſo unſtreitig unter die Jaspiſſe verſtecket. Dergleichen vermuthet Imperati von dem Dioscorides, welcher von dem Jaspiß ſagt, daß er bisweilen dem Schmaragd, bisweilen dem Kryſtall u. ſ. w. gleiche; er ſpricht, die Alten haben unter dem Nahmen des Jaspiſſes mehrere Steine, als: den Heliotrop, den Chalcedon u. ſ. f. begriffen, quae, fährt er fort, licet diuerſorum, ſint colorum, eiusdem tamen ſunt generationis & conſtitutionis. Dem aber widerſpricht es nicht, daß der Heliotrop eine weit größere Härte, als der Jaspiß, hat, da ſelbſt unter den Jaspiſſen eine ſehr verſchiedene Härte gefunden wird. Es folgt gar nicht daraus, daß der Heliotrop aus andern Beſtandtheilen, als der Jaspiß, beſtehe; es folgt nur daraus, daß die Beſtandtheile bey dem Heliotrop viel genauer zuſammen hängen, als bey dem Jaspiß. Und dazu können verſchiedene Urſachen Gelegenheit gegeben haben. Die Theilchen können, ihrer Natur nach, feiner ſeyn, daher nothwendig ein ſtärkerer Grad des Zuſammenhängens entſtehen muß; ja bey einerley Beſchaffenheit der Beſtandtheile kann eine genauere Verbindung der Theile Statt haben, wenn ſich keine fremde Theile dazu gemiſcht haben.

Ehe-

Ehedem brachte man den Heliotrop bloß aus den Morgenländern, und deswegen wurde er, gedachter Maßen, auch nur schlechthin der morgenländische Jaspis genennet. Plinius schreibt, daß er in Aethiopien, Afrika und Cypern gefunden werde; Boot thut noch Indien hinzu: und Brückmann nennet uns noch Abyssinien und Böheim, als Oerter, wo sich Heliotrop findet. Man trifft ihn auch in den gobischen Wüsten, in der Mungaley, an.

Was die Größe des Heliotropes betrifft, so sieht man ihn in den Cabineten nicht allzu häufig. Dieses scheint zu beweisen, daß die Erzählung des Boot (38) ziemlich unwahrscheinlich sey, daß es nähmlich unter den Heliotropen oft so große Stücke gebe, daß man daraus Leichensteine machen könne. Von dem Werthe desselben sagt Boot, daß er den Werth des gemeinen Jaspisses nicht weit übertreffe. Nach seiner Versicherung kann man einen aus diesem Steine verfertigten Becher für 200 Thaler kaufen, und die kleinern kosten selten noch einmahl so viel, als was das Graben auf solche Steine kostet. Die Alten haben wohl sehr wenig auf den Heliotrop gegraben; indessen wird er doch noch zu mancherley Dingen gebraucht, da er sich gut bearbeiten lässet. Man legt ihn, insonderheit in kleinen Stücken, in die Cabinete, und ihr Werth ist nicht eben der geringste, doch wird der orientalische dem occidentalischen allemahl vorgezogen, welchen Vorzug er, seiner mehrern Härte und Schönheit wegen, verdient.

Was Plinius, Stella, Boot, und die Verfasser des Universal-Lexicon, von seinem verschiedenen Nutzen in der Medicin sagen, verdient nicht, hier angeführt zu werden. Daß man ihm die Kraft, dem Gifte zu widerstehen, zuschreibt, ist wohl die Ursache, daß

(38) Am ang. O. cap. 105.

man auf dieſen Stein bisweilen einen Scorpion eingegraben findet (39), wenn er nicht gar auf dieſe Art zubereitet und bey ſich getragen, wider den Stich der Scorpionen gut ſeyn ſoll.

Bey den mehrfarbigen Jaspiſſen iſt bisweilen eine ſonderbare Abwechſelung der Farben; und daher iſt leicht zu glauben, daß zufälliger Weiſe darin allerley Figuren vorkommen, wenn ſie gehörig bearbeitet und poliert werden. Unſere Vorfahren machten daraus viel Weſens, und einer großen Anzahl ſolcher Steine, bey deren Bildern und Vorſtellungen die Einbildungs-Kraft oft das beſte thun muß, iſt ſo gar die Ehre wiederfahren, daß ſie in Abbildungen vorgeſtellet worden ſind. Um nur etwas davon zu ſagen, (denn in unſern Tagen iſt der Werth der Bildſteine gar ſehr gefallen,) will ich dasjenige, was Kundmann (40) hat, anführen. Er verwahrte einen vielfarbigen Jaspiß, auf welchem eine gelbe Binde oben und unten ſchwarz eingefaßt lag; roſenfarbige Jaspiſſe mit weißen Binden und Linien, die ein Stück von einem Baſtion vorſtellen; grünliche Jaspiſſe mit einem ſchwarzen Kreuze; einen weißlichen Jaspiß mit einem rothen Zirkel in der Mitte; röthliche und weiße Jaspiſſe mit braunrothen Streifen und weißen Linien, welche wie Feſtungen gebildet ſind; einen weißen Jaspiß, worauf eine nach der Länge hin gelegene Stadt von rother Farbe in gelblichem Grunde, und vorn mit einer Citadelle verſehen, auf der einen Seite aber von einem Strohme umfloſſen, zu ſehen iſt; ein faſt von allen Farben gebildeter großer Jaspiß, welcher eine Stadt mit vielen Feſtungswerken darſtellt. Dergleichen Bilder könnte ich

(39) Beyſpiele davon kommen in dem Muſeo Graueliano, S. 44, vor.

(40) Rariora naturæ & artis, S. 207, fgg. vergl. mit Tab. XI. Fig. 26, 30, 31, 45, 57 — 60, und 64.

ich aus andern Schriftstellern noch viele mittheilen, wenn ich nicht allzu weitläufig zu werden befürchten müßte. Allein, eines Jaspisses muß ich noch gedenken, welcher nur erst in den neuern Zeiten entdeckt, oder wenigstens bekannter geworden ist, und den Nahmen Bandstein, oder Bänderjaspiß, Jaspis fasciatus, oder fasciis distinctus, Jaspis variegata fasciata *Waller.* Silex polyzonias rupestris, stratis diversicoloribus *Linn.* Fr. Jaspe strié, Jaspe à zones, führt. Einige nennen ihn Genantstein, von einem Orte dieses Nahmens in Sachsen, wo er gefunden wird. In Schweden nennt man ihn Dannemorakieſel. Es ist eine Jaspißart, welche aus lauter in der Farbe abwechselnden, aber sehr genau mit einander verbundenen Lagen und Schichten bestehen. Man hat ihm diesen Nahmen beygelegt, weil er auf seiner Oberfläche verschieden gefärbte, aber in geraden Linien fortlaufende Streifen hat, welche bald dicker, bald dünner sind, dem polierten Steine aber das Ansehen eines buntgestreiften Bandes geben. Man findet diesen Bänderjaspiß an verschiedenen Orten. Eine Art desselben trifft man, wie Hr. geh. R. Reinhard (41) meldet, im Baden-Durlachischen, wie auch bey Wolfliz in Obersachsen, an. Derjenige aber, welcher diesen Nahmen eigentlich führt, oder wenigstens, der zuerst als ein Bänderjaspiß entdeckt worden ist, wird in Sachsen bey Freyberg, zu Altenberg, und bey Gießhübel in einem eigenen Flötze gefunden, und nimmt eine überaus schöne Politur an. Man findet ihn bald schmaragdgrün mit weißen Querlinien; bald roth mit weißen Zügen; bald grün mit violetten Bändern, bey Genantstein; bald roth mit schwarzen Bändern, bey Goldberg in Schlesien; bald gelblich mit grauen Bändern, bey Töplitz; bald mit weißen und schwarzen

(41) S. Dessen vermischte Schriften, n. 37.

Streifen, in Sachsen bey Altenberg und Gießhübel, und in Schweden bey Dannemora. Der freybergische hat auf weißem Grunde, rothe und grüne Streifen. Die Bandjaspisse sind jetzt, da man sie an mehreren Orten findet, eben keine Seltenheit mehr; man hat sich aber wohl vorzusehen, daß man die wahren Band-Jaspisse nicht mit bandartigen Wacken verwechsele. Die Entstehungsart des Bandsteines war diese, daß verschiedene Lagen, deren jede eine eigene Farbe hatte, sich auf einander setzten, und solcher Gestalt durch die Congelation mit einander sehr genau verbunden wurden.

Zu den besondern Jaspißarten, gehören auch der antike Serpentinstein, der Asbestjaspiß, der Korallen-Jaspiß, und der denbritische Jaspiß.

Der antike Serpentinstein, von den Italiänern Serpentino antico, und Verde antico, Fr. Pierre serpentine antique, Verd antique, Holl. antique Serpentyn-Steen, genannt, hat in eben der Rücksicht, wie der wahre Serpentinstein, den Nahmen bekommen, weil unter seiner Farbe und der Farbe einer Schlangenhaut eine Aehnlichkeit seyn soll. Er ist, nach Hrn. Brückmann (42), eine sehr harte Jaspißart, dessen Grundfarbe bald dunkel-, bald hellgrün, jedoch niemahls schön und lebhaft ist. Auf seinem Grunde sieht man hellgrüne, gelbliche und weißliche, größten Theils längliche, vierseitige und würfelichte Flecken, welche unordentlich durch einander liegen, sich zum öftern durchschneiden, und daher zuweilen ordentliche Kreutze vorstellen. Die Flecken in dieser Steinart sind ebenfalls so hart, daß sie am Stahle Feuer geben, und werden gar richtig von Hrn. v. Cronsted für feldspathartig gehalten.

Ueber das Geschlecht, dahin man diesen Stein zu setzen hat, sind die Lithologen nicht ganz einig. Hr. Brückmann

(42) Abh. von den Edelsteinen, S. 269. der neuern Ausgabe.

mann erklärt sich, erwähnter Maßen, und zwar mit Recht, für den Jaspiß. Hr. v. Cronsted gedenkt seiner zwey Mahl, aber auch als zwey besonderer Steine. Den ersten, den er schlechthin Serpentino antico nennt, hat er unter den zusammengesetzten Felssteinen als eine Gattung des Ophiten angesehen, und beschreibt ihn als einen weißen Stein mit runden schwarzen Drüsen. Der zweyte, welcher bey ihm Serpentino verde antico heißt, und eigentlich der Stein, von dem ich hier spreche, ist, steht bey ihm unter dem Porphyr, und wird als ein grüner Porphyr mit hellgrünem Feldspathe beschrieben. Hr. Vogel (43) sieht ihn für einen kieselichten Stein an, und nähert sich also der Meinung des Hrn. Brückmann; denn der Jaspiß ist ein edler Kiesel. Eben das behauptet Pott (44), ob er ihn gleich insonderheit unter die grünen Saxa bringt, und ihn solcher Gestalt von den Kieselsteinen ausdrücklich unterscheidet.

Brückmann und Pott behaupten, daß der Serpentino antico der Ophit der Alten sey, ob man gleich in den Schriften der Alten keine entscheidende Nachricht darüber findet. Indessen sind doch alle diejenige Stücke, die man aus Italien zu uns bringt, und für antiken Serpentinstein ausgibt, nach Hrn. Diac. Schröter's Urtheile, nicht sowohl ein Serpentinstein, als vielmehr ein jaspißartiger Stein, wie unser Serpentino antico ist.

Ob der Serpentino antico, und der Serpentino verde antico, zwey verschiedene Steinarten seyn, ist noch nicht gehörig entschieden. Brückmann nimmt beyde Nahmen für gleichgeltend an, Cronsted aber trennt sie; und wenn sein Serpentino antico weiß ist, schwarze Flecken und kalkartige Theile hat, so gehört er freylich nicht hieher, aber es gebührt ihm auch der Nahme eines antiken Serpentin-Steines nicht.

Man nimmt durchgehends an, daß der Serpentino antico ehemahls aus Aegypten, Arabien und Griechenland, nach Rom gebracht worden sey. Man verfertigte daraus Säulen und andere Zierrathen; und zu unsern Zeiten werden Dosen und andere Stücke dar-

(43) Practisches Mineralsystem, S. 103. f.

(44) Erste Fortsetz. der Lithogeognosie, S. 30.

daraus gearbeitet, wiewohl derselbe niemahls eine vollkommen glänzende Politur annimmt.

Hr. v. Justi (45) hat in der Grafschaft Mannsfeld einen Jaspiß entdeckt, welchen er Asbestjaspiß nennt, weil er Asbestflecken in sich hat. Er ist von Farbe dunkel- und fast blutroth, allenthalben mit einem blassen Grün vermischt, und es kommen bisweilen auch weiße Flecken darin vor. Die grünen Flecken machen nicht selten einen langen Streif, über 1 Zoll breit, in der Länge des ganzen Steines aus, bisweilen sind sie nicht größer als eine Linse, allemahl aber sind diese grüne Streife oder Flecken Asbest, welcher hindert, daß der Jaspiß keine gute Politur annimmt; er kann aber dem ungeachtet zu mechanischem Gebrauche dienen, und würde, seines guten Ansehens wegen, viele Liebhaber finden. Hr. Brückmann gedenkt noch einer andern Art von Asbestjaspiß, dessen Grund dunkelgrün ist, die Asbeststreife aber gelbgrünlich aussehen. Hr. Past. Meinecke (46) hat in der Gegend um Oberwiederstedt, in der Grafschaft Mannsfeld, ebenfalls einen Asbestjaspiß, welcher aber von demjenigen, den Justi beschreibt, in etwas unterschieden ist, entdeckt. Nach dem Berichte des Hrn. M. ist es ein grüner, faseriger, unreifer Asbeststein, welcher hin und wieder mit rothen und braunen Jaspißflecken durchsprengt ist. Er findet sich auf Feldern und Angern einzeln unter andern Kieselarten, auch unter der Dammerde und dem darauf folgenden Lehm, in der daselbst befindlichen, mit Erde und Sand vermischten, Lage größerer und kleiner Kiesel, welche ungefähr 2 F., mehr oder weniger, mächtig ist. Eigentlich bestehen diese Kiesel aus weißlichem und bräunlichem Quarz,

(45) Neue Wahrheiten, 7 St. S. 93, und chymische Schriften, 2 B. S. 360.

(46) Brückmann von Edelsteinen, erste Fortsetz. S. 203, f. Naturforscher, 3 St. S. 138, f.

Quarz, rothen, gelblichen und braunen Jaspiß, und aus grünen, braunen und gelblichen Asbestflecken und Streifen. Sie sind sämmtlich eisenschüssig; und ob sie gleich nicht an allen Stellen durch das Schleifen eine vollkommene Glätte und einen Glanz annehmen, so bekommen doch einige Stücke, wegen Mischung der Farben, ein angenehmes Ansehen; besonders verursachet der Asbest einen Schimmer, wie die Katzenaugen. Am besten nehmen sie sich aus, wenn sie gerundet oder schildförmig geschliffen werden. In etlichen dieser Kiesel ist der Jaspiß noch so weich und thonartig, daß er am Stahl kein Feuer gibt. In etlichen hat sich das Strahlichte des Asbestes gar verloren, und die grüne Farbe ist in eine gelbe übergegangen.

Diejenige Jaspißart, welche auf ihrer Oberfläche lauter kleine neben einander stehende Buckeln, wie kleine Erbsen, hat, nennt man Korallenjaspiß, Jaspis corallina, Corallioiaspis, Fr. Coralline, Holl. Corallyne. Man findet diese Jaspißart bey Freyberg in einem besondern Flötze, welches Henkel (47) sehr genau beschrieben hat. Da dieser Jaspiß überaus selten ist, so ist dieses wohl die Ursache, warum man in den Schriften der Mineralogen und Lithologen so wenig Nachricht von ihm findet. Er wird, wie Vogel (48) anmerkt, auch Korallenstein genannt. In dem Musco Oudaaniano, S. 137, kommt ein Beyspiel davon unter dem Nahmen Corallynen vor. Die Benennung Korallenjaspiß ist vielleicht daher entstanden, weil man die weißen Buckeln für versteinte Korallen angesehen, oder, weil man geglaubt hat, daß dieser Jaspiß eine Aehnlichkeit mit manchen versteinten oder natürlichen Korallen habe.

Wenn

(47) Kieshistorie, S. 323, f.

(48) Pract. Mineralsystem, S. 127.

Wenn der Jaspiß mit dendritischen Figuren, als: Bäumen, Sträuchen, Wäldern ꝛc. bezeichnet ist, wird er dendritischer Jaspiß, Jaspis dendritica, Dendrojaspis, Fr. Jaspe arborisée, Holl. gearboriseerde Jaspis, genannt. Er gehört folglich unter die mehrfarbigen Jaspisse, obgleich seine Grundfarbe allemahl einfarbig ist. So wird z. B. im Leerischen Catalogus, S. 188, ein grauer dendritischer Jaspiß, Jaspe rare arborisée de gris, angeführt. Es bedarf keines Beweises, daß solche baumähnliche Figuren auf dem Jaspiß eben das seyn, was dergleichen Figuren auf allen Dendriten sind, nähmlich zufällige Bildungen. Wenn Einige auf dem Jaspiß Kräuter gesehen haben wollen, so sind es vermuthlich nur zufällige dendritische Figuren gewesen, welche sie für wirkliche Kräuter gehalten haben. Uebrigens ist der dendritische Jaspiß sehr selten. In dem Leerischen Verzeichnisse kommen nur zwey Beyspiele vor. In dem herzogl. Cabinet zu Weimar findet sich, wie Hr. Schröter meldet, ein jaspißartiger Stein mit schwarzen eisenhaltigen, dendritischen Figuren.

Ueber die Entstehung des Jaspisses, sind die meisten Naturforscher darin einig, daß er aus Thon entstanden sey. Walch (49) erklärt dessen Entstehung folgender Maßen: „Der Jaspiß entsteht aus einer Congelation, wenn nähmlich das Wasser mit zarten, fremden, thonigen Erdtheilchen dermaßen geschwängert ist, daß es nicht bloß trübe, sondern gar dick wird, und folglich seine Durchsichtigkeit gänzlich verliert, der Thon aber ein gemeiner Thon ist.“ Baumer (50) nimmt Thon und Eisen an. „In dem „Bruche,“ sagt er: „gleicht er einem dürren Thone, „und

(49) Systemat. Steinreich, 2 Th. S. 67.

(50) Naturgesch. des Mineralr. Th. 1, S. 255, f.

„und scheint auch denselben, nebst dem Eisen, zum „Grundstoff zu haben; wegen des letztern schmelzt er „auch leicht im Feuer.“ Schon vor ihm kam Hr. v. Cronsted (51) auf diese Vermuthung. Er sagt: „Wenn man einen Jaspiß mit frischem Bruche, und „gefärbten Bolus gegen einander hält, so kann man „sie, ohne ihre Härte geprüft zu haben, gar nicht von „einander unterscheiden. In Dalekarlien, im Kirch„spiele Orsa, findet man druſenweiſe in dem Sand„Steine, der zu Schleifſteinen gehauen wird, einen „rothen Bolus. Einige Meilen weiter in den Serna„Felſen erhält man in einem weit härtern Sandſteine „einen rothen Jaspiß von ſelbiger Farbe und einerley „Anſehen. An andern Orten findet ſich der Jaspiß „mit ſolchen fetten Theilen, wie der cölniſche Thon, „die Röthelkreide, und andere Thonarten, zu haben „pflegen. Bisweilen erhält man Jaspiß, welcher „Waſſer ſauget. Sollte man alſo wohl muthmaßen „dürfen, daß der Jaspiß ein verſteinerter Bolus, ein „verſteinerter Röthelſtein, oder Terre verte ſey? daß „er, ſo wie dieſe, Thon und Eiſen zum Grundſtoff „habe, (ob gleich die Härte hindert, daß man ſelbige „nicht leicht heraus bringen kann, wie es denn ſchwer „iſt, ein Eiſenglas zu reduciren,) ferner, daß dieſer „Bolus oder Thon, mit einigen andern Theilen, z. E. „mit dem Kalke, in eine Maſſe, die nach einer vor„hergehenden Auflöſung, durch ein gewiſſes Scheid„ungsmittel, das wir nicht beſtimmen können, einge„drungen, Kieſel hatte werden ſollen; endlich, daß „der überflüſſige Bolus davon abgeſondert worden, „und ſich an die Oberfläche oder die Stellen, wo er „ſich abgeſondert hat, angeſetzt habe“? Baumgärtner (52) meldet, daß man darum, weil der Jaspiß ſchon

(51) Verſuch einer neuen Mineral. S. 69.

(52) In einer Anmerk. zu ſeinem überſetzten Theophraſt, S. 134.

schon anfängt körnicht zu werden, behaupten wolle, daß er aus einer märgelhaften Erde seinen Ursprung haben müsse. Man könnte dieses einräumen, wenn man dabey einen thonigen Märgel annimmt. Linné (53) entscheidet hier gar nichts; wenn er aber gleichwohl sagt: Hic argillam margam induratam perfecte refert, so kann man leicht merken, zu welcher Seite er sich leukt.

Die Entstehung der so verschiedenen Farben der Jaspisse, und ihrer mannigfaltigen Veränderungen, ist nicht schwer zu erklären. Man nehme nur an, daß der Thon, woraus der Jaspiß entstand, oder das Wasser, mit welchen dieser Thon sich vereinigte, oder beydes, gefärbt waren, so wird man den Umstand begreifen können. Alle Farben der Steine entstehen aus mineralischen oder martialischen Dünsten. War die Masse, woraus der Jaspiß entstand, von einerley Farbe gesättigt, so entstand daraus einfarbiger Jaspiß, welcher, nach Beschaffenheit der ursprünglichen Farbe, weiß, grün, roth, braun ꝛc. seyn kann. Bey den mehrfarbigen Jaspissen muß man sich die Sache also vorstellen. Der weiche Thon war bereits gefärbt, und der machte bey dem Jaspiß, welcher daraus entstand, die Grundfarbe aus; auf diesen Thon fiel ein gefärbtes Wasser entweder tropfenweise, oder nicht. Im ersten Falle entstand der gefleckte Jaspiß; im andern Falle wurde dieses Wasser mit dem Thone in unordentlichen Lagen hin und her gemischet, oder es konnte sich mit dem Thone in ordentlichen Strichen und Gängen vereinigen. Im ersten Falle entstanden allerley bunte Figuren, die sich durch das Anschleifen am ersten offenbaren; im andern Falle aber entweder runde Zirkel, oder gerade Streifen, und auf diese Art ist der eigentlich so genannte Bän-

der-

(53) Syst. naturæ. S. 71.

derjaspiß entstanden. Einige leiten den Ursprung der Farben der Jaspisse vom Eisen her. Nun kann zwar das Eisen einige Farben in diesem Steine erzeugen; allein, die Farben der Jaspisse sind allzu sehr verschieden, als daß sie von einerley Metall herrühren könnten.

Bey dieser Gelegenheit ist die Frage zu untersuchen: ob der Jaspiß verwittern könne? und ob seine Farbe, wenn wir die künstlichen Mittel ausnehmen, unbezwinglich sey? Man sollte glauben, daß die große Härte, welche dem Jaspiß eigen ist, keines von beyden zulassen werde; allein, verschiedene Schriftsteller versichern das Gegentheil. Hr. Brückmann widerspricht dem Wallerius, welcher die Verwitterung der Jaspisse an der Luft und unter freyem Himmel läugnete. „Allein," sagt er: „dieses ist wider die Erfahrung; denn man findet, daß „der Jaspiß, vornehmlich der grüne und rothe, in „freyer Luft von der Witterung nicht nur aus einander falle, sondern auch seine Farbe verliere. Dieses „geschieht am ersten, wenn er auf einem vitriolischen „Boden liegt, oder selbst eisenhaltig ist." Baumer widerspricht hierin Hrn. Brückmann, welcher dem eigentlichen Jaspiß die Verwitterung gänzlich abspricht, und es nur von gröbern Felssteinen einräumet. Man hat Grund zu glauben, daß Baumer hier die mehrere Wahrheit auf seiner Seite habe; denn, wenn ein Jaspiß rein, oder wenn es ein eigentlicher Jaspiß ist, so sind dessen Bestandtheile viel zu zusammenhängend, als daß man eine Verwitterung annehmen dürfe; ist er aber eisenhaltig, oder mit fremden Theilen vermischt, so können vielleicht diese fremdartige Theile verwittern, die dem Jaspiß eine andere Gestalt geben, wenn auch gleich die Verwitterung keins von den Jaspißtheilchen

getroffen hat. Schütte (54) bezeugt dieſes in Abſ
auf die Farbe, daß ſie nähmlich einiger Verwitteru
fähig ſey. Die blutrothe Farbe wird, nach ſeiner A
zeige, durch die Sonnenſtrahlen, und durch die G
walt der Luft, röthlich, gelb, oder milchfarbig.
führt zugleich ein Beyſpiel aus Becher's Phyſica ſu
terr. L. 1, Sect. 3, C. 4, an, welcher durch das ch
iſche Feuer die blutrothe Farbe des Jaspiſſes in Mil
Farbe veränderte. Ob man aber von der Gewalt ei
chemiſchen Feuers auf eine natürliche Verwitteru
oder Ausbleichung der Farbe ſchließen dürfe, daran
faſt zu zweifeln.

Im Feuer verhält ſich der Jaspiß verſchiedentlich
Im Glüheſeuer bleiben die Jaspißarten, ſowohl de
Farbe als auch größten Theils der Härte nach, un
verändert, ohne daß ſie zerſpringen, oder Riſſe be
kommen. Bringt man ihn aber in ein ſtarkes Schmelz
Feuer, ſo zeigt ſich bey einigen Arten ebenfalls ei
Veränderung; andere ſchmelzen zu einem, gemeini
lich ſchwarzen, Glaſe, welches von den dabey befindl
chen Eiſentheilchen herrührt, indem die davon befreyt
glasartige Erde der Schmelzung gänzlich widerſteht.
Wenn, nach des Hr. geh. O. B. R. Gerhard (55)
Anzeige, der Jaspiß mit 3 Theilen eines feuerbeſtänd
igen, beſonders mineraliſchen, Laugenſalzes geſchmo
zen wird, ſo erhält man einen wirklichen Kieſelſtei
Saft, in dem Filtrum aber bleiben allezeit Eiſentheil
und zuweilen etwas Thonerde, übrig, welches ab
bey Stücken, die an einem Orte gebrochen, ſich abä
dert, ſo, daß dieſe letztere Beymiſchung in einige
vorhanden iſt, in andern aber fehlt, und woraus dere
Zufälligkeit erhellet. Wenn die glasartige Erde au
den

(54) Oryctogr. Jenenſ. Cap. 5, §. 14, S. 89, der Ausgabe d
Hrn. D. Merkel.
(55) Beytr. zur Chymie, Th. 1, S. 150.

dem Jaspiß rein geschieden, und mit Laugensalz eingeschmolzen wird, gibt sie ein vollkommenes Glas.

Hr. v. Cronsted hat angemerkt, daß einige Jaspißarten Wasser einsaugen. Nach Hrn. Brückmann's Erfahrungen thun dieses nur diejenigen, welche noch nicht gänzlich verhärtet sind, welche vielen Thon, und, nach dessen Verhältniß, wenig Kieselerde enthalten. Es finden sich dergleichen Jaspißarten auf Island und den Inseln Färöer, in Norwegen.

Versteinerungen in Jaspiß verwandelt, oder wo die Mutter Jaspiß ist, sind eine große Seltenheit, so, daß man noch vor einigen Jahren ihre Existenz, und gar ihre Möglichkeit läugnete. In unsern Tagen sind Beyspiele davon bekannt geworden. Hr. Prof. Ferber (56) hat zuerst verschiedene Conchylien und einen Belemniten in Jaspiß bekannt gemacht. Hr. Prof. Gmelin (57) nennet uns eine Cacadumuschel vom heiligen Damm unweit Rostock, und einen strohgelben Stein bey Lessa in Böheim, in welchem sich versteinte Zähne finden, und der vermuthlich ein wahrer Jaspiß ist (58). Hr. Diac. Schröter besitzt in seiner Sammlung einen jaspißartigen Nucleus eines Nautiliten, und einen braunrothen Jaspiß von Altdorf, auf welchem ein Ammonit und ein Alcyonium liegen, welche beyde ebenfalls in Jaspiß verwandelt sind. Die neuesten Entdeckungen davon hat Hr. Paßhofmeister Fuchs (59) in Potsdam gemacht, welcher

(56) Briefe aus Welschland, S. 16, 29, 91.
(57) In seinem linnäischen Natursystem des Mineralr. Th. 1, S. 586.
(58) S. auch Walchs Beobachtung von versteinerten Conchylien in Jaspiß, im 4 St. des Naturforschers, Halle, 1774, gr. 8. S. 202, fgg.
(59) Beschäftigungen der berl. naturforsch. Gesellsch. Th. 4, S. 518; und 13 St. des Naturforschers, S. 100, fgg.

cher in seiner Gegend Jaspiß mit Trochiten und E trochiten, welche so gar noch ihre kalkartige Natur halten haben, gefunden hat. Eben Derselbe auch in seiner Gegend einen Jaspiß mit Kora welche mit Scheidewasser brausen; zwey Kette davon der eine durch und durch seiner Jaspiß eine Herzmuschel, welche roth- und weißbunter piß ist; ein Stück schwarzbraunen Jaspiß mit Kammmuschel; bey Berlin, Jaspachat mit Troch und Entrochiten u. d. gl.

Ob gleich in dem Jaspiß selten Versteinerung liegen, so können doch verschiedene Körper eine ja pißartige Natur in der Versteinerung annehm Daß in dem Jaspiß keine Versteinerungen wie in ner Mutter liegen können, beweiset Walch (60) dah weil der eigentliche Jaspiß nicht lager- sondern nest weise bricht; folglich sinken die Körper, welche a eine solche Masse zu liegen kommen, eher unter, a daß sie sich mit derselben vereinigen sollten. Aber ist wohl möglich, daß ein Körper jaspißartig werd kann, und das geschieht so oft, als sich solche T chen in einen Körper ziehen, aus welchem der Jas entsteht. Das gewöhnlichste Petrefact dieser Art sind die jaspißartigen Hölzer, welche bey Coburg in Böheim, in Hessen und im sächsischen Erzgebirg sehr schön gefunden werden (61). Man redet au von jaspißartigen Muscheln und Schnecken (6 diese aber dürften doch wohl sehr sparsam vorkommen denn die Masse, daraus ein Jaspiß wird, ist viel zu dick,

(60) Naturgesch. des Mineralr. Th. 1, S. 15, Th. 2, Absch. 1, S. 10.

(61) Walchs Naturgesch. der Versteiner. Th. 3, S. 20. Brückmanns Abh. von Edelsteinen, S. 97. Baumers Naturgesch des Mineralr. Th. 1, S. 256. Vogels pract. Mineralsystem, S. 126.

(62) Baumer und Brückmann, a. ang. O. Gerhard S. 152.

dick, als daß eine Muschel oder Schnecke durch die Calcination so weite Oeffnungen bekommen könnte, als zum Eindringen einer solchen Masse erfordert werden; doch ist, wie auch einige der vorher angeführten Beyspiele beweisen, ein jaspißartiger Steinkern einer Muschel allerdings möglich. Bey dem Holze ist dieses noch eher möglich, weil es nicht nur an und vor sich selbst viel weicher, als eine Conchylie, ist, sondern weil auch die Pori des Holzes im Wasser vergrössert, und dadurch nachgebender werden. Kräuter im Jaspiß läugnet Waich, und vermöge des obigen Grundes, warum der Jaspiß keine Mutter der Versteinerungen seyn kann, würden wir es ebenfalls mit ihm läugnen, wenn uns nicht die oben angeführten Blätterabdrucke in einem wahren Jaspiß vom Gegentheile überzeugten. Sonst sagt Hr. Bruckmann: „Alle diese Versteinerungen trifft man niemahls in den Gängen und Klüften des wahren Jaspiß an, welcher auch jederzeit um „ein merkliches schwerer ist, als die jaspißartigen „Versteinerungen, und kann man dieses unter andern „an den jaspißartigen Hölzern deutlich wahrnehmen.“

Das Verhältniß des Jaspiß in Rücksicht auf die Minern lehret uns, daß er, obgleich nur selten, eine wahre Metallmutter ist. Hr. Prof. Gmelin hat, a. ang. O. S. 583, f., folgende Beyspiele gesammelt. „Man trifft bey Ololayos in Siebenbürgen, „und bey Schemnitz in Nieder-Ungarn, bey der letztern Bergstadt, Silberglaserz und Bleyglanz, bey „Riednobanya in Ober-Ungarn gediegenes Kupfer, „bey Clausthal Rothgülden, bey Freyberg in Sachsen „Bleyglanz, in den caucasischen Gebirgen andere „Bleyerze darin an. Bey St. Georgenstadt fand „man ehemahls einen Jaspiß, welcher mit Silber „durchwachsen war. Zuweilen ist Kies, Blende und „Bleyglanz darin eingesprengt; und nicht selten findet

„man ihn mit Glaskopf, oder einem andern Eisen„Steine. Vielleicht gehört auch die Bergart, welche „zu Villach in Kärnthen bricht, vom eingemischten „Zinnober eine schöne rothe Farbe hat, und sich auch „der schönste Jaspiß schleifen und polieren lässet, und „der jaspißartige Hornstein von Schneeberg in Sach„sen, welcher mit gediegenem baumartigen Wismuth „durch und durch durchwachsen ist, und sich sehr schön „schleifen und polieren lässet, ebenfalls hieher.“

Der eisenhaltige Jaspiß, Jaspis martialis, Ferrum jaspioides, wird insgemein Sinopel, oder Zinnopel, Sinopis, Fr. Jaspe Sinople, Jaspe martial genannt. Hr. v. Cronsted versichert, daß man aus dem Centner 12 bis 15 Pfund Eisen erhalten könne. Baumer, welcher diesen Stein zwischen den Jaspis und Lasurstein setzt, sagt davon folgendes: „Der Sinopel ist theils grob- theils feinkörnig, und von verschiedener, z. B. gelber, röthlicher, rother, hochrother, brauner und leberbrauner Farbe. Er wird in „Sachsen, Böheim, Ungarn, Schweden und Norwegen, gefunden. Bruchsteine davon sind auch in „unsern Grieslagen und sandigen Aeckern unter den „Kieselsteinen vorhanden.“ Hr. v. Cronsted nimmt drey Gattungen an: 1. Den grobkörnigen; dieser ist roth und röthlich braun, und wird in den ungarischen Goldgruben gefunden. 2. Den stahlderben oder feinkörnigen; dieser ist röthlich braun, und wird in Altenburg, in Sachsen, gefunden. 3. Den schlackendichten, im Bruche glänzenden; dieser ist entweder leberbraun, oder hochroth, oder gelb; die ersten beyden Arten findet man in Longbanshütte, in Wermeland, und in Spähwick, in Norwegen, die dritte aber in Böheim. Nach Hrn. Brünjche Versicherung macht der Sinopel in den ungarischen Goldgruben mächtige Gänge aus, und wird mit Nutzen auf Gold verarbeitet. Hrn. Rinman und Scopoli Beschreibung des

Sinopels, habe ich im Art. Eisen, im X Th. S. 562, f. angeführt.

Bisweilen wird der Jaspiß die Mutter anderer Edelsteine. Ich will zwar jetzt nicht untersuchen, ob Theophrast Recht habe, wenn er behauptet, daß der Schmaragd aus dem Jaspiß zu entstehen scheine; allein das gab doch dem gelehrten Engländer Hill Gelegenheit zu folgender Anmerkung: „Der Jaspiß ist „oft die Mutter des Prasers, so wie es dieser letztere „vom Schmaragd ist; man nennt ihn daher die Wur„zel oder die Mutter des Schmaragdes, denn man fin„det diesen Edelstein zuweilen an ihn angewachsen, „und in dem Praser selbst gibt es Theile, die von dem „echten Schmaragde schwer zu unterscheiden sind. „Der Jaspiß kommt in der Farbe, und dem Scheine „nach, dem Praser und dem Schmaragde oftmahls „sehr nahe; und wenn man erwäget, was wir schon „in Ansehung der ursprünglichen Entstehung der Edel„Steine beobachtet haben, so darf man sich gar nicht „verwundern, wenn sie sich zuweilen in einer andern „Substanz enden, und sich gleichsam in selbige einzu„pflanzen scheinen, oder wenn man sie noch öfter an „einander angewachsen und in sich einverleibet an„trifft.“ Wenn wir demnach den Jaspiß als eine Mutter anderer Edelsteine betrachten dürfen, so wird es hingegen nicht leicht geschehen, daß er eine Mutter von Erzen sey. Denn gesetzt auch, er habe, wie der vorbeschriebene Sinopel, Eisentheilchen in sich, so ist er darum noch kein Eisenerz; doch will Baumer (63) in verschiedenen Jaspissen Erzäderchen angetroffen haben, und ich habe vorher aus Hrn. Gmelin mehrere Beyspiele angeführt. An den geschliffenen Jaspissen sieht man zuweilen kleine Flecken oder Aederchen, welche wie Bley oder Silber aussehen; sie sind es aber

(63) Naturgesch. des Mineralr. Th. 2, S. 160.

darum nicht, sondern bloß Ueberbleibsel und Spure von der Bleyscheibe, welche man zu seiner Politur g brauchte. Hr. Bergr. Lehmann (64) hat eine glei Beobachtung von einem angeschliffenen Hornstei gemacht.

Daß der Jaspiß zuweilen auch eine Mutter v dem Asbest abgebe, davon dient der oben beschriebe Asbestjaspiß zu einem Beweise.

Die Alten schrieben dem Jaspiß große Heilung Kräfte zu. Boot erzählt von dem rothen Jaspi daß er das Blut stille, daß ein jeder Jaspiß den Abo tus verhindere, wider die Epilepsie gut sey, die G danken stärke und in Ordnung erhalte, und den Ste verhindere, wenn man zu der Zeit, wenn die Son in den Scorpion tritt, auf den Jaspiß einen Scorpi schneidet. Doch macht Boot hierbey sogleich die A merkung, daß eine solche Meinung abergläubig u thöricht sey. Lesser (65) erzählt aus dem Worm d der grüne Jaspiß, wenn er in Silber gefaßt, und Stunden an der Brust, wo inwendig das Mundlo des Magens ist, getragen wird, wider die fallen Sucht helfe. Und Baumgärtner meldet, daß Alten ihn gegen das allzu starke Bluten gebraucht h ben (66), und daß man ihm die Kraft beylegte, d zu befürchtende Mißgebären zu verhindern. D grüne mit weißen Streifen, insonderheit wenn sie s durc

(64) Abh. von den Metallmüttern, S. 241, f.

(65) In der Lithotheologie, S. 1325, §. 632.

(66) Dieses galt, wie ich bereits gemeldet habe, nur von einer, nähmlich der rothen Jaspißart. Man gab dieser daher den Nahmen des Blutsteines, weil er, wie Aldrovand, in seinem Muſeo metallico, S. 884, sagt, das Blut aufhält, es mag von welchen Theilen des Körpers fließen, als es will. Alioquin lapis sanguinalis ab effectu cognominatur, quoniam sanguinem a quacunque humani corporis parte manantem, cohibe

durchkreuzen, soll dem Gifte wehren. In Spanien wird der grüne Jaspiß, welcher in einer Ravine, el Barranco de San Juan genannt, in dem Theile der Sierra novada, durch welchen der Fluß Grenil nach Granada geht, gefunden wird, als ein allgemeines Hülfsmittel wider allerley Beschwerden gebraucht, indem er besondere Wirkungen äussern soll, wenn er über den Magen getragen, oder auf den Theil des Körpers, wo seine Kräfte erfordert werden, gebunden wird. Einige haben rothe Adern und sind sehr hart, andere haben weiße Adern, und sind nicht so hart; aber die Kraft von beyden soll gleich seyn.

Alle seine vermeinte Tugenden finden sich in einem gedruckten Blatt, welches ohne Jahrzahl zu Granada gedruckt ist, und den Titel führt: Maravilosas virtudes de la piedra Jaspe verde sacades de muchos autores y confirmadas con muchas experiencias. Er wird nicht nur, wie oben angezeigt ist, gebraucht, sondern auch gepülvert, heilt er, mit Milch vermischt, alte Wunden, Schlangenbisse, goldene Ader, und ist gut für das Gesicht; aber, was das beste von allem, er ist ein vortreffliches Mittel wider Bezauberung und Hexerey. Johann Fragosa in seiner Cirurgia universal redet, in seinem Verzeichniß einfacher Heil-Mittel, davon, unter dem Worte Jaspiß, und beruft sich auf den h. Epiphanius. Auch *Morales* in seiner Historia medecinal de lo que se trahe de Indias, S. 18, ingl. *Galenus*, L. 9. de facultat. simplic. *Plinius*, L. 36, c. 7, und L. 37, c. 9. *Dioscorides*, L. 5, c. 117, und sein Commentator *Laguna*. Zufolge der erst genannten Schrift, ist seit 1772 viel Begehr darnach gewesen.

Dillon Reise durch Spanien. Th. 2. Lpz. 1782, 8. S. 134.

Wenn aber auch gleich der Jaspiß in der Medicin gar keinen wesentlichen Nutzen hat, so kann er doch sonst zu allerley Dingen mit Vortheil angewendet werden. Die feinsten und schönsten Jaspißarten wurden bey den Alten sehr geachtet. Sie schnitten nicht nur darauf, wie auf andern Edelsteinen, sondern schnitten auch aus denselben Bilder, verschiedene Ge-

säße, Prachtstücke u. d. gl. wovon noch jetzt viele Ueberbleibsel aus dem Alterthume vorhanden sind. Sonst aber läßet sich der Jaspiß, weil er, oben gedachter Maßen, vielmahls in großen Stücken gefunden wird, auch zu Altären, Säulen, Taufsteinen, Kaminen, Tischblättern, Petschaften, Messerheften, Degen-Griffen, Knöpfen, Bildern und andern Sachen verarbeiten. Man schneidet ihn in dieser Absicht, mit einer kupfernen Säge, und bedient sich dabey des Schmergels, da er denn eben so, wie der Achat, bearbeitet wird. In einigen Gegenden werden die Jaspisse zu Flintensteinen geschliffen, dergleichen viele nach der Türkey gehen. Unweit Dresden gegen Plauen war, wie Keyßler (67) meldet, nach des berühmten Hrn. v. Tschirnhausen Angeben, eine Jaspiß-Schneide- und Poliermühle angelegt, welche durch Böttichern verbessert worden. In dem Hofplatze dieser Mühle liegen noch etliche Fuder von sächsischem Jaspiß, der damahls dahin gebracht worden; das Werk aber ist ganz eingegangen, und in eine Poliermühle für Spiegel verwandelt worden. Den weißen Jaspiß brauchen die Künstler, wenn sie verschiedene Metalle polieren wollen; insonderheit werden die mit Blattgold vergoldeten Körper damit poliert, wodurch das Gold nicht allein glänzend gemacht, sondern auch fester an den Körper angedrückt wird. Eine grobe Art Jaspiß wenden die walachischen Bauern in Pochwerken, statt des Pocheisens, zur Zerkleinerung milderer Steinarten an (68). Man kann auch den Jaspiß, eben so wie den Kiesel, zum Glasmachen (nur nicht zum weißen Glase) gebrauchen. Hieraus ist zugleich der Werth des Jaspisses zu erkennen; und er würde theurer seyn, wenn

(67) Reisen ꝛc. 2 B. Hannov. 1776, 4. S. 1322, f.

(68) Baumnich Mineralogie, St. Petersb. 1781, 8. S. 61.

wenn er nicht so häufig wäre. Dem ungeachtet wird er durch Kunst nachgemachet.

Dieser künstliche oder nachgemachte Jaspiß kann insonderheit auf folgende Art überaus schön zuwege gebracht werden. Man nimmt ungelöschten Kalk, weicht ihn in Eyweiß und Leinöhl ein, und macht daraus verschiedene Kugeln; in deren ein thut man fein gepülverten Lack, sie roth zu machen; in die andere Indig, sie blau zu machen; in eine andere Grünspan, sie grün zu machen, und in die andern andere Farben; eine aber, oder zwey davon behält man weiß auf. Nachdem man alle diese Kugeln, eine nach der andern so flach wie den Teig zu einer Pastete gemacht, und sie alle zusammen schichtweise über einander her, und die weißen mitten hinein gelegt hat, schneidet man mit einem Messer von diesen Scheiben, die ganze Länge hindurch, große Schnitte, und mischet dieselben, nachdem man sie alle zerschnitten hat, in einem Mörser unter einander, um sie darin vollends recht klein zu zerstoßen, da man denn einen schönen Jaspiß haben wird, welchen man hernach mit einer Mauerkelle, oder auch mit den bloßen Händen, auf die Säule oder Tafel, welche man damit überziehen will, auftragen, und mit der Kelle so lange überstreichen und poliren kann, bis man sieht, daß er darauf hängen bleibt. Wenn nun alles poliert ist, und man etwann aus Versehen kein Oehl, sondern bloß Eyweiß dazu genommen hätte, so darf man das letztere nur noch kochen lassen, und so siedend heiß über die Materie her gießen, und es so lange darüber her rinnen lassen, bis es eintrocknet. Dieses Oehl zieht sich alsdann hinein, und gibt diesem Jaspiß einen vortrefflichen Glanz. Ist aber gleich anfangs Leinöhl dazu genommen, und ungelöschter Kalk darein geweichet worden, so ist es nicht nöthig, etwas weiter hinzu zu thun. Wenn solches alles geschehen ist, läßet man das damit überzogene Stück vollends im Schatten trocknen. Von diesem Jaspiß kann man auch Rosenkränze machen, wenn man die Kügelchen dazu in einer Form abdruckt, und sie hernach in Leinöhl wirft, darin abzutrocknen und gleichsam überfirnisset zu werden.

Will man dergleichen schwarzen Jaspiß haben, so nimmt man Wasser, worin lebendiger Kalk abgelöscht worden, nebst Scheidewasser und grünen Nußschalen, läßet diese darin weichen, und vermischt alles mit einander.

Als-

Alsdann nimmt man diese Schwärze, und streicht sie mit einer Bürste auf eine Säule, Tafel, oder dasjenige, wo man auf Jaspißart zurichten will. Wenn dieses geschehen ist, steckt man die Säule, Tafel ꝛc. also schwarz in einen Misthaufen, und vermischet jede von diesen Farben mit gedachtem Teige, nach dem man die Züge davon stark oder schwach von Farbe haben will; auch mischt man wohl noch etwas gemeines Honig und Wasser von arabischen Gummi darunter. Hierbey ist zu merken, daß man von jeder Farbe, welche man stärker, als andere, haben will, ein mehreres dazu nehmen muß, um eine recht gute Schattierung zu bekommen. Hierauf nimmt man jede Sorte von diesem Teige besonders, und macht daraus kleine, einen Finger oder Daumen dicke, Röllchen, und rollet sie zwischen zwey wohl auf einander passenden Bretern, um sie zu der Dicke zu bringen, wie man sie zum bestimmten Gebrauche haben will. Hernach legt man sie auf ein reines Bret, oder auf Papier, und läßet sie zwey Tage lang, aber ohne Feuer und ohne Sonne, austrocknen; zuletzt aber muß man sie, um sie vollends recht trocken zu bekommen, an die Sonne oder an das Feuer legen, da sie denn, wenn sie solcher Gestalt getrocknet worden, in ihrer gehörigen Vollkommenheit sind, sich ihrer zu bedienen.

So werth man auch noch jetzt, insonderheit den schwarzen und den Bänder-Jaspiß, insonderheit aber die italiänischen Jaspißarten, halten mag, so wird man diesen Stein doch nicht, wie die Alten gethan haben, über das Gold setzen. Der Vers der Alten ist bekannt:

Auro quid melius? Jaspis. Quid Jaspide? Virtus.

Warum ihn aber die Alten dem Golde vorzogen, davon lag der Grund vielleicht in den großen Heil-Kräften, welche sie dem Jaspiß beylegten.

Es gibt auch, erwähnter Maßen, Jaspisse, welche mit Achat, Onyx, oder Krystall durchwachsen sind, und daher Jaspachat, Jasponyx und Krystalljaspiß, Crystallojaspis, genannt werden.

Der

Der Jaspachat hat daher seinen Nahmen, weil Achat und Jaspiß in einer Steinart vereinigt sind. Die lateinischen Nahmen Jaspachates und Jaspi-chates haben eben diesen Ursprung. Beym Bomare kommt der Nahme Petrosilex semipellucidus vor, weil er von ihm und von verschiedenen andern unter die Felssteine gerechnet, und, wenigstens zum Theil, nähmlich so weit er Achat ist, unter die halbdurchsichtigen Steine gehört. Der Ritter v. Linné nennt ihn, in seinem Natursystem, Silex rupestris cortice lacteo subdiaphanus. und Silex marmoreus rupestris; in dem Museo Tessiniano aber Silex pseudo-Achates. Beym Wallerius wird er Silex semipellucidus intrinsece compactus mollior genannt. Die Franzosen nennen ihn Jaspagathe, Jaspe-Agathe, Jaspachate, und die Holländer Jaspis-Agaat. Er gehört unter diejenigen Steine, von welchen bey den Schriftstellern sehr viel Widersprüche vorkommen. Man hält ihn bald für einen unreifen Achat, und nennt ihn Achates immatura, bald für einen mit dem Jaspiß verwandten Stein, bald für einen Stein, welcher an das Geschlecht der Hornsteine und der Kiesel gar keinen Anspruch machen kann. Ich nehme das Wort in seinem eigentlichen Verstande, und verstehe darunter einen Stein, welcher Jaspiß und Achat zugleich ist, wo sich also halbdurchsichtige Achattheilchen mit undurchsichtigen Jaspißtheilchen vereinigt haben. In manchen Fällen findet man mehr Achat als Jaspiß, und in andern mehr Jaspiß als Achat. Hill (69) hält für Jaspachat, denjenigen Achat, welcher mit dem Jaspiß verwandt zu seyn scheint; eine Erklärung, welche vielleicht die Meinung derjenigen auszudrucken scheint, welche den Jaspachat für einen unreifen Achat erklären. Eben

sol-

(69) In dem Theophrast, nach Baumgärtners Uebersetz. S. 188.

solche Gedanken häget Wallerius (70); denn bey ihm ist Jaspachat derjenige Stein, welcher die Farbe eines grünen Jaspisses mit rothen Tüpfeln hat. Ueberhaupt scheinen beyde Schriftsteller zu behaupten, daß bey dem Jaspachate kein wahrer Jaspiß zum Grunde liege, oder, daß in andern Fällen kein Jaspiß mit dem Achate verbunden sey. Man kann ihnen hierin unmöglich beypflichten, sondern es sind wirkliche Jaspißtheile, die sich in dem Achate befinden. Es ist dieses daher zu beweisen, weil man wirklich Steine findet, wo die Jaspißadern noch nicht reif genug sind, und daher die Politur nicht so schön annehmen, wie der Achat. Dieses wäre nicht zu begreifen, wenn es auch Achat wäre. Man rechnet daher billig den Jaspachat unter die Achate, und diejenigen Steine, welche mehr Jaspiß als Achat haben, unter die Jaspisse. Eben daher kommt es auch vermuthlich, daß einige Schriftsteller den Jaspachat unter die Achate, andere aber unter die Jaspisse zählen. Hr. v. Bomare (71) nennt ihn einen Jaspiß. Er sagt: „Diese Jaspißart, „welche eine schöne Politur annimmt, theilt sich in „kleine ungleiche Stücke von unbestimmter Figur. „Seine Theile sind schuppicht, wie vom Kalksteine. „Er ist mit weißen Strichen, und kleinen halbdurch„sichtig scheinenden Adern durchzogen. Der Grund „seiner Farbe ist dunkel, und fast gänzlich undurch„sichtig." Man sieht aus dieser Beschreibung, daß Hr. v. Bomare sie nur nach einigen vor ihm gelegenen einzeln Stücken verfertigt habe; denn es gibt sehr viel Beyspiele, worauf diese Beschreibung nicht passet.

Nicht

(70) Im Mineralreich, S. 119. In dem Systema mineralog. To. 1, S. 315, f, scheint er sich für diesen Stein günstiger zu erklären, und ihn für wahren Achat und Jaspiß zu halten, und sagt daher auch, er sollte eigentlich Achates jaspidem heissen.

(71) In seiner Mineralogie, 1 Th. S. 281. der Uebersetz.

Nicht bey allen Jaspachaten iſt der Grund undurchſichtig; wie wollte man ſonſt die Achate nennen, in die ſich Jaspiß eingemiſcht hat? Man muß alſo den Unterſchied unter dem Jaspachat, und dem Achat und Jaspiß gar aufheben, oder ſich in ſeiner Beſchreibung ſo ausdrucken, daß es auf alle Fälle paſſe. Auch Wallerius hat, in ſeinem Syſtem, den Jaspachat unter den Jaspiß geſetzt. Er ſagt, daß Jaspiß- und Achat-Theilchen ſeine Beſtandtheile ſeyn, es ſeyn aber mehrentheils Chalcedontheile, ob gleich andere Achat-Theilchen (der Achat iſt beym Wallerius ein Geſchlechtsnahme,) hier beygemiſcht ſeyn könnten. Deswegen ſetzt er vom Jaspachat folgende Arten: 1. Jaſpachates nebuloſus; Capnias *Plinii*; darunter verſteht er den mehrentheils rothen Jaspiß, wenn er vom Achat dergeſtalt überzogen, oder damit verſetzt iſt, daß man den Jaspiß durch den Achat, wie durch einen Nebel ſieht. 2. Jaſpachates venoſus; Jaſpis leucochloros; der Jaspiß, wenn er Achatadern hat; die Farbe iſt bey ſolchen Jaspachaten verſchieden. 3. Jaſpachates maculoſus; Jaſpis chalcidica *Plin.* Jaſpis chalcedonica; der Chalcedon, welcher Flecken und Adern von Jaspiß hat. Dieſe Flecken oder Adern können verſchiedene Farben haben; ſind ſie aber gelb und roth, und ſo geordnet, daß ſie die Haut eines Leoparden oder Panterthieres vorſtellen können, ſo heißt ein ſolcher Stein Jaſpis pantherina; ſ. oben S. 222. 4. Jaſpachates punctatus; Onychipuncta *Plin.* Der bunte Jaspiß mit weißen Puncten, wie mit Schnee-Flocken durchſetzt. 5. Jaſpachates ſtratoſus, welches der Jasponyx iſt. Beym Ritter v. Linné (72) ſteht unſer Jaspachat unmittelbar bey dem Achat, und iſt von dem Jaspiß ausdrücklich getrennet. Er hat ihn unter denjenigen Steinen, denen er den Geſchlechts-

Nah-

(72) Syſtema nat. S. 70, der neueſten Ausgabe.

Nahmen Petrosilex gegeben hat, und beschreibt ihn als einen halbdurchsichtigen Stein, welcher verschiedene Farbe, aber eingesprengte undurchsichtige Theile habe; adspersis squamulis s. atomis vagis. opacis bus. Da er ihn in der Beschreibung der Tessinischen Naturaliensammlung (73) für einen unechten Achat erklärt, so gibt er doch wenigstens die nahe Verwandtschaft unsers Steines mit dem Achate zu. Ist er aber auch ein unechter Achat? Wenn man, wie die Schriftsteller thun, unter dem Hornsteine und dem Kiesel keinen wesentlichen Unterschied annehmen will, lässet es sich entschuldigen, im gegenseitigen Falle aber, den man noch immer für den richtigsten zu halten hat, ist diese Beschreibung nicht hinreichend, denn man kann sich unreife Achate gedenken, welche gleichwohl keine Jaspachate sind. Wenn sich aber der Ritter am angeführten Orte seines Natursystems, auf Hrn. Baumer und Cronsted beruft, und vorgibt, daß der erste den Jaspachat unter dem Nahmen Petrosilex jaspideus, der letztere aber unter dem Nahmen Petrosilex beschrieben habe, so irret er; denn beyde reden bloß vom Jaspiß, und gedenken des Jaspachates mit keiner Sylbe (74).

Der Jaspachat zeigt sich in sehr vielen Abänderungen, welche aber bloß zufällig sind, und daher kaum beschrieben werden können. Ist der Grund davon Achat, so hat er alle mögliche Farben, die dem Achate zukommen, der Jaspiß aber zeigt sich bald in einzelnen oder mehrern, größern oder kleinern Flecken oder Strichen. Ist der Grund davon, oder der größte Theil, undurchsichtig, und also Jaspiß, so ist seine Farbenmischung ebenfalls sehr verschieden, und von den

(73) Mus. Tessinian. 8, n. 5.

(74) S. Baumers Naturg. des Mineralr. Th. 1, S. 255. Cronsted Versuch einer neuen Mineral. S. 66, f. der ersten deutschen Ausgabe.

den halbdurchsichtigen Achattheilchen muß man ein gleiches sagen. Dabey ist nicht zu läugnen, daß sich bisweilen in den Achat, oder Jaspiß, eine ganz fremde Materie gemischt hat, welche weder hornstein- noch kieselartig ist; alsdann aber sollte man den Stein nicht unter die Jaspachate zählen, sondern ihn lieber einen unreinen Achat oder Jaspiß nennen. So findet man z. B. im Jaspiß bisweilen Quarzflecken, welche aber darum keine Achattheile sind, wenn sie auch wegen beygemischter fremder Materie trübe seyn sollten; das ist also kein Jaspachat, sondern bloßer Jaspiß.

Der Jaspachat gehört unter diejenigen Steine, welche durch eine Congelation entstehen, und man muß sich seine Erzeugung folgender Gestalt vorstellen. Wenn das Wasser in der Congelation der Steine durch eine beygemischte Thonerde trübe wird, so entsteht daraus der Achat. Wenn nun dieses Wasser, aus welchem der Achat entspringt, an manchen Orten so stark mit zarten Erdtheilchen geschwängert ist, daß es durch diesen Zusatz seine Durchsichtigkeit verliert, an andern Orten aber, wo wenigere Erdtheilchen beygemischt sind, halbdurchsichtig bleibt, so entsteht daher ein Stein, welcher halb Achat und halb Jaspiß ist; und das ist der Jaspachat. Linné gibt diesen Stein für ein Product aus einem marmorartigen Kalke aus, (natus e calce marmorea aut Gur.) und sagt, daß er mit sauern Geistern aufbrause. Von dem eigentlichen Jaspachate kann man dieses nicht sagen, da weder der Achat noch der Jaspiß brausen; er muß also eine andere Steinart vor sich gehabt haben, von welcher ich oben sagte, daß man sie lieber unreinen Achat oder Jaspiß nennen sollte; wenigstens gibt es viele Jaspachate, welche mit sauern Geistern nicht aufbrausen.

Es gibt Jaspachate, welche in ihrer Mischung überaus wenig Achat haben, zuweilen nur einige ganz kleine Flecken, die man vielleicht kaum bemerkt, wenn nicht der Stein zu

einem Täfelchen geschnitten und bearbeitet ist. Hier hat man auch Beyspiele, wo es sich mit dem Jaspiß verhält, so, daß im Achat nur einzelne Stückchen Jaspiß liegen. Hierbey ist merkwürdig, daß sich in Gegenden, wo nur Jaspiß bricht, nur selten Jaspachat finden lässet, dagegen da, wo die Achate zu Hause sind, wird man die Jaspachate nur selten vermissen. Dieses scheint denen das Wort zu reden, welche den Jaspachat lieber unter den Achat, als unter den Jaspiß, setzen wollen.

Der wahre Jaspachat nimmt eine sehr schöne Politur an; daher behauptet er auch in den Sammlungen der edlern Steine allemahl seinen Platz. In sofern hat er auch seinen bestimmten Werth, welcher höher oder niedriger ist, nach dem seine Politur schön oder schlechter ist. Nach Linné Berichte wird er in Schweden zu Sahlberg und Dannemora gefunden. Hr. v. Bomare meldet, daß er auch in Provence, und an unterschiedenen andern Orten, gefunden werde, vielleicht da, wo Achat und Jaspiß in Menge liegt.

Ist der Jaspiß mit Onyx vermischt oder verwachsen, so wird er Jasponyx genannt, L. Jasponyx, Jaspis onychite mixta *Waller.* Bey dem Plinius wird er Onychipunkta genannt, weil man vermuthlich zu seiner Zeit einen Jaspiß kannte, welcher nur Punkte vom Onyx hatte. Im Französ. heißt er Jaspe-Onyce, Jaspe-Onyx, oder Jasponyce. Dieser Begriff, daß der Jasponyx ein solcher Stein ist, wo im Jaspiß Onyx anzutreffen ist, und zwar dergestalt, daß beyde Steine auf das genaueste mit einander verbunden sind, wird von manchen Schriftstellern beybehalten, von andern aber anders bestimmet. Hr. Brückmann (75) behält diesen Begriff bey; „im Jasponyx," sagt er: „ist Jaspiß von allerley Farbe, welcher mit „Onyx" vermischt und zusammen gewachsen ist." Er setzt

(75) Abh. von Edelsteinen, S. 104.

setzt aber hinzu: „Andere rechnen auch den Feuerstein, „Achat und Krystalle hieher, und nennen deren Verbindung mit Jaspiß, gleichfalls Jasponyx.“ Das thut zuvörderst Wallerius (76). „Wenn ein Jaspiß,“ sagt er: „mit Feuerstein, oder mit Achatadern oder „Flecken vermengt ist, heißt er Jasponyx“; und bald darauf fährt er in einer Anmerkung fort: „Da meistentheils solche Kiesel und Achatarten, welche bleichroth von Farbe, und den Nägeln auf den Fingern „gleich sind, im Jaspißsteine angetroffen werden, so „ist dieser daher Jasponyx genennet worden.“ Auch Vogel (77) ist hieher zu rechnen; denn bey ihm ist Jasponyx derjenige Jaspiß, unter den sich etwas achatisches gemischt hat. Endlich gehört auch Hr. v. Bomare (78) hieher, welcher vom Jasponyx folgendes sagt: „Wenn der halbdurchsichtige Kiesel oder „Achat sich im Jaspiß in durchscheinenden Adern verräth, und ihm das Ansehen des Onyx gibt, nennt „man einen solchen Stein Jasponyx.“ Das ist auch die Ursache, warum Verschiedene, unter denen ich nur noch den Wallerius, in seinem Syst. min. To. I, S. 315, anführe, den Jasponyx und den Jaspachat ganz für einerley halten; es sind aber solche Schriftsteller, welche den Achat für einen Geschlechtsnahmen halten, worunter nun der Onyx Geschlechtsgattung ist. Da aber doch im Jaspachat sehr oft Chalcedon liegt, wie Wallerius selbst sagt, und so gar sagt, der mehreste Jaspachat habe in seiner Mischung Chalcedon: so wäre es doch wohl besser, den Jasponyx von dem Jaspachate zu trennen; sonst müßte auch der Achatonyx wegfallen. Hr. v. Justi (79) hält die im

(76) Mineralreich, S. 133, f.
(77) Pract. Mineralsyst. S. 126.
(78) Mineralogie, Th. 1, S. 281.
(79) Grundriß des Mineralr. S. 215.

Jaspiß befindlichen fremdartigen Theilchen für
cedon; denn bey ihm ist Jasponyx derjenige Ja
der halbdurchsichtige Flecken hat, welche aus
don bestehen. Endlich gibt es noch Andere, w
in Absicht auf die Bestandtheile des Jasponyx
nichts bestimmen. Hieher gehört Lesser (30), de
nennt diejenige Sorte von Jaspiß, welche mit
weißen Wolke umfangen ist, Jasponyx. Vie
gehört auch Dioscorides hieher, welcher vom
Onyx anmerkt, daß er gleichsam schleimicht aus
müsse.

Wir haben demnach eine vierfache Meinung der Sc
ten vom Jasponyx. Einige nehmen bey ihm wahren
an; Andere machen die fremden Theilchen zu Achat;
Andere zu Chalcedon; und noch Andere bestimmen
gar nichts. Können diese Meinungen zugleich beste
Diese Frage hat nicht den Sinn: ob es Jaspißarten
welche Onyx; andere, die Achat, und noch andere,
Chalcedon in sich haben; denn das wird niemand läu
Die Frage geht vielmehr dahin: ob der Jaspiß, Jas
genannt werden müsse, er möge nun Onyx oder nicht,
im letztern Falle Achat oder Chalcedon in sich haben.
Frage wird wohl ein Jeder läugnen, welcher bedenkt,
ein Stein, in welchem nicht Onyx ist, kein Jasponyx
könne. Der lateinische Begriff des Wallerius:
onychite mixta, ist richtiger, als seine Beschreibung
diesem Steine. Er beruft sich zwar auf den Redegebr
bey den Schriftstellern, aber dieses mußte ihm zugleich
Gelegenheit werden, wider sich selbst zu sprechen. Er
„Dies muß auch hier erinnert werden, daß die
„Steinbeschreiber den Stein Jasponyx genannt habe
„bald eine Jaspißart eine Vermischung von der Farbe
„den Nägeln an den Fingern gleicht, gehabt hat, ohne
„nach zu fragen, ob die eingemengten Tüpfel oder Flec
„von einer andern Steinart oder nicht, wären.
„scheint, daß dieses Henkel (31) zum Theil gethan hab
„Auf solche Art bleibt zwischen gesprenkelten Jaspiß
„Jas

(30) Lithotheologie, S. 411, §. 260.
(31) In Ephem. Nat. Cur. To. V, S. 340.

Jasponyx kein Unterschied. Sprenklicher Jaspiß hat wohl bleichrothe Flecken, ist aber deswegen kein Jasponyx, weil die Flecken in dem sprenklichen Jaspiß von keiner Achatart sind.“ Durch die letztere Anmerkung meint Wallerius dasjenige selbst zu bestätigen, was ich oben wider seinen Begriff erinnert habe. Achat ist auch ein Onyx, folglich ist der mit Achat vermischte Jaspiß kein Jasponyx. Ueberdies hat Wallerius, und v. Bomare, der ihm folgt, unter den Jasponyx eine Art gesetzt, welche auf der einen Seite Jaspiß, auf der andern Onyx ist. Lauter Beweise, daß bey dem Jasponyx wahrer Onyx gegenwärtig seyn müsse.

Alle diejenige Schriftsteller, welche des Jasponyx Erwähnung thun, haben ihn als eine Gattung des Jaspiß betrachtet, und unter den Jaspiß gesetzt. Wo demnach der Jaspiß unter dieses oder jenes Geschlecht gesetzt ist, da hat der Jasponyx gleiches Schicksal. Ich habe hiervon bey dem Jaspiß ausführlicher gehandelt. Das ist aber beynahe ganz unverantwortlich, daß Hr. v. Bomare ihn unter die Felssteine und Wacken setzt. Denn, da er das Wort Felsstein anders, als Linné, nimmt, bey dem der Jaspiß auch unter den Felssteinen steht, bey ihm aber Felssteine diejenigen Steine sind, deren Aeusseres und Inneres sehr ungleichartig sind, oder die aus mehrern Steinarten zusammen gesetzt sind, so kann der Jaspiß kein Felsstein seyn, weil er nicht aus ungleichartigen Theilen besteht, noch weniger aus mehrern Steinarten zusammen gesetzt, sondern ein Kiesel ist, mit ihm einerley Entstehungsart hat, und bloß durch die Feinheit der Theilchen und der Farbe von ihm unterschieden werden kann.

Der Jasponyx entsteht, wie der Jaspiß und Jaspachat, durch eine Congelation. Wenn sich zu einer dickern Masse, woraus nach der Verhärtung ein Jaspiß wird, eine dünnere gesellet, welche bey der Verhärtung halbdurchsichtig bleibt, und diese die Farbe

vom Onyx annimmt, und eben dadurch zum Onyx wi
so entsteht ein Stein, welcher Jaspiß und Onyx ei
ner vereinigten Masse ist, und diesen Stein nennt m
Jasponyx.

Walerius und v. Bomare führen folgende U
ungen vom Jasponyx an. 1. Trüber Jaspon
Jasponyx onyche tectus, Capnias, Fr. Jaspe-on
trouble. Es ist dieses, nach Bomare Beschreibu
ein blaßrother, undurchsichtiger Jaspiß, in welch
sich Wolken von räucherigem Achat leichter unterse
den lassen, indem sie wie ein dicker Nebel darin lieg
Auf einer Seite sieht man reinen Jaspiß, und auf d
andern eine Art Onyx oder Achat. 2. Gefleckter o
sprenklicher Jasponyx, Jasponyx mit Flecke
Jasponyx punctis onychinis distinctus, Onychipunct
Plinii, Fr. Jaspe-onyx moucheté. Dieses ist ein grü
lich oder röthlicher Jaspiß, in welchem Achattheil
von blasser Sardek- oder Carneol-Farbe, wie Punct
eingestreut sind. Diese Flecken oder Tüpfelchen fo
miren sowohl Streifen, als Lagen. 3. Chalcedon
Jaspiß, chalcedonischer Jaspiß, Jasponyx chalce
donio mixtus, Jaspis chalcedonica, Jaspis chalcidica
Plin. Fr. Jaspe-Calcedoine. Er ist, nach Walerius,
von grüner oder rother Farbe, und hat Flecken von
Chalcedon in sich, welche mehrentheils dem Schnee
oder Speichel gleichen. Bomare hingegen sagt, es
seyn weißliche, schneeartige Flecken von milchichtem
Quarze, welche die Jaspißstücke bedecken.

Der Jasponyx wird überhaupt an Orten, wo der
Jaspiß häufig bricht, ob wohl nicht sehr oft, gefun
den; insonderheit zu Flesefd, zu Cambaya, auf der In
sel Island, zu Mainz, auf dem thüringischen hohen
Gebirge, zu Walkenried und Zweybrücken.

Jaspiß, (Asbest-) s. oben, S. 236, f.
— — (Bänder-) s. oben, S. 233, f.
— — (blauer) s. oben, S. 219.

Jas-

Jaspis, (bläulicher) s. oben, S. 219.
— — (Blut-) s. oben, S. 218.
— — (brauner) s. oben, S. 220.
— — (braungesprenkelter) s. oben, S. 223.
— — (bunter) s. oben, S. 221.
— — (Chalcedon-) s. oben, S. 223, und 262.
— — (dendritischer) s. oben, S. 238.
— — (einfarbiger) } s. oben, S. 217.
— — (eisengrauer) }
— — (eisenhaltiger) s. oben, S. 246, f.
— — (Feld-) s. oben, S. 212.
— — (gelber) s. oben, S. 218.
— — (gelbgesprenkelter) s. oben, S. 222.
— — (gesprenkelter) s. oben, S. 221.
— — (grauer) s. oben, S. 217.
— — (graugesprenkelter) s. oben, S. 222.
— — (Grieβstein-) s. oben, S. 220.
— — (grüner) s. oben, S. 219.
— — (grüngesprenkelter) s. oben, S. 222.
— — (grünlicher) s. oben, S. 217.
— — (Korallen-) s. oben, S. 237.
— — (Kreutz-) s. oben, S. 224, und 234, und Kreutz-Stein.
— — (Krystall-) s. oben, S. 252.
— — (künstlicher) s. oben, S. 251, f.
— — (Kupfer-) s. oben, S. 219.
— — (mehrfarbiger) s. oben, S. 221.
— — (Milch-) s. oben, S. 217.
— — (morgenländischer) s. oben, S. 224.
— — (nachgemachter) s. oben, S. 251, f.
— — (orientalischer) s. oben, S. 224.
— — (phosphorescirender) s. oben, S. 220.
— — (rother) s. oben, S. 218.
— — (rothgesprenkelter) } s. oben, S. 222.
— — (Schrift-) }
— — (schwarzer) s. oben, S. 220.

Jaspiß, (schwärzlicher) s. oben, S. 221.
— — (Sonnenwende-) s. oben, S. 224.
— — (sprenklicher) } s. oben, S. 221.
— — (Thräcier) }
— — (vielfarbiger) }
— — (weißer) s. oben, S. 217.
— — (weißgrauer) s. oben, S. 218.
— — (weißsprenklicher) s. oben, S. 222.
Jaspißartige Etamine, s. oben, S. 203.
Jaspißartiges Holz, s. oben, S. 244.
Jaspißartige Kiesel, s. oben, S. 212.
Jaspißartige Muscheln u. Schnecken, s. ob., S. 24
Jaspißartiger Nierenstein, s. oben, S. 220.
Jaspißartige Versteinerungen, s. oben, S. 243, fg
Jasponyx, s. oben, S. 258, fgg.
Jäten, s. Gäten.
Jatropha die Brechnuß, oder Purgiernuß; s. in P.
Jatte, s. Mulde Spühlkumm.
Jauch, ein Feldmaß; s. Jauchert.
Jauch, ein Narr; s. Gauch 2, im XVI Th. S. 481
Jauche, s. Gauche, im XVI Th. S. 488.
Jauchert (das) ein Wort, welches im Oberdeutschen am üblichsten ist, wo es auch Jauch, Juch, Jauchart, Juchart und Juchert, lautet, obgleich in andern Gegenden ein Jauch oder Jeuch von einem Jauchart noch verschieden ist. Es ist ein Feldmaß, welches ungefähr mit unsern Morgen überein kommt, aber nicht an allen Orten gleich ist, und bald von Aeckern allein, bald aber auch von Wiesen, Weinbergen, Holzungen u. s. f. gebraucht wird. Am Rheinstrohme hält ein Juchart 300 rheinl. Quadrat-Ruthen; in Basel aber 140 baseler Quadrat-Ruthen, oder, nach rheinl. Maß, 287 Ruthen, 72 Schuh, 92 Zoll, 54 Gran und 40 Scrupel ins Gevierte. Im Ober-Elsaß hat ein Jeuch oder Mannwerk 180 Quadrat-Ruthen, jede von 15 Fuß; anderthalb Jeuch aber

machen daselbst ein Juchart oder ein Thauen. Zu Mömpelgard hat das Juchart 300 Quadrat-Ruthen, jede von 10 Schuh; im Durlachischen aber, wo Acker, Juchart und Morgen ohne Unterschied gebraucht werden, 116 Quadrat-Ruthen. Ein Juchart Reben oder Weinberge hält in Zürich 320 Quadrat-Ruthen; in Bern, an Aeckern und Wiesen 31250 berner Quadrat-Fuß; ein Waldjuchart aber 45000; und in Bayern an Waldungen 400 Quadrat-Ruthen, die Ruthe zu 10 Fuß und den Fuß zu 12 Z.

An einigen Orten ist es männliches Geschlechtes, der Juchart. Es scheint zunächst aus dem Lat. Jugerum entlehnt zu seyn, welches eben dieselbe Bedeutung hat, aber mit Jauch, von Joch abstammet, und eigentlich so viel Acker bedeutet, als ein Mann mit einem Joch Ochsen des Tages über pflügen kann. Juchart, ein Morgen, was ein Zug des Tages eeren mag, Pictor. Jugerum, secundum quod communiter accipitur, est spatium terrae, quod unum aratrum potest arare in die, Balbus im Catholico. S. Haken, Morgen, Pflug u. s. f. welche auf ähnliche Art gebraucht werden. Das Nieders. und Holsteinische Juk, Jück oder Juck, welches hin und wieder gleichfalls als ein Feldmaß für Morgen gebraucht wird, ist auch nichts anders als das Nieders. Juk, ein Joch; siehe Joch.

Jauchzen, seine Freude durch ein lautes Freudengeschrey an den Tag legen, und in weiterer Bedeutung, besonders in der edlen Schreibart, den höchsten Grad der Freude empfinden und äussern. Da nun Josua hörete des Volkes Geschrey, daß sie jauchzeten, 2 Mos. 32, 17. Da jauchzete alles Volk und sprach, Glück zu dem Könige, 1 Sam. 10, 24. Die Völker freuen sich und jauchzen, daß du die Leute recht richtest, Ps. 67, 5. In der höhern Schreibart auch mit der dritten Person des persönlichen Gegenstandes. Jauchzet dem Herren alle Welt, Ps. 98, 4. Ingl. mit der zweyten Endung der Sache; des Sieges jauchzen.

Dieſes Zeitwort, welches in unſern alten Denkmählern nicht vorkommt, iſt ein Frequentativum von dem im Hochdeutſchen unbekannten jauchen, welches noch in den niedrigen Sprecharten juchen lautet, griech. ιαχειν, und mit demſelben von dem Zwiſchenworte juch, im Oberd. jauch, griech. ιω, ιου, Lat. io, dem natürlichen Ausbruche der lauten ausgelaſſenen Freude, abſtammet. Mit dem ey oder hey verlängert lautet dieſes Zwiſchenwort auch juchhey! wovon man im Niederſ. ſagt, ſein Vermögen verjuchheyen, mit Freuden durchbringen, daher ein ſolcher Verſchwender auch ein Juchheyer genannt wird. So wie unſer jauchzen, von dem Oberd. jauch! herſtammet, ſo hat man von juch! in den niedrigen Sprecharten juchzen, welches daſelbſt aber nur von der ausgelaſſenen, mit Schreyen begleiteten Freude des großen Haufens, beſonders betrunkener Leute, üblich iſt, dagegen jauchzen auch in der edlen, beſonders dichteriſchen Schreibart gebraucht wird. Das griech. ιαχαζειν, kommt damit ſelbſt in der Form überein.

Jauchzer, der Ausruf juch! als ein Ausbruch der wilden Freude betrachtet; ein Ausdruck, welcher ſo niedrig iſt, als dieſer Ausruf ſelbſt, ob ihn gleich Günther in die Dichtkunſt aufgenommen hat: Laß die freyen Jauchzer klingen. Im gem. Leben Juchzer.

Jauer, Jawer, L. Ducatus Jauravienſis, eins der größten und volkreichſten Fürſtenthümer in Nieder-Schleſien, welches gegen Morgen an die Fürſtenthümer Liegnitz und Schweidnitz, gegen Mittag an Böheim, davon es durch einen Strich des ſudetiſchen Gebirges geſchieden wird, gegen Abend auch an Böheim und an die Ober-Lauſitz, gegen Mitternacht an die Fürſtenthümer Glogau und Sagan, gränzet, und ſeit 1742 dem Könige von Preußen gehört. Es iſt mehrentheils bergig. Der Strich des ſudetiſchen Gebirges, welcher daſſelbe gegen Süden und Weſten von Böheim ſcheidet, begreift den Flinsberg oder die Abendburg, die Iſerwieſe, und das Rieſengebirge, zu welchem der Seifenberg, der Krumhübel, der Bornberg, die Schneekoppe und andere, gehören.

Die

Die Schnee- oder Riesenkoppe ist der höchste Berg des Riesengebirges und in Schlesien, ja, einer der höchsten Berge in Europa. Es raget, als ein Riese, unter den benachbarten auch hohen Bergen hervor, und ist die meiste Zeit des Jahres mit Schnee bedeckt. Diejenigen, welche ihn bestiegen haben, berechnen den Weg, von seinem Fuße an bis zu seinem höchsten Gipfel, auf 3 deutsche Meilen; und Eph. Schilling, ehemahliger Rector zu Hirschberg, soll durch mathematische Werkzeuge ausfündig gemacht haben, daß seine senkrechte Höhe 30 Stadia, oder 22500 rheinl. Schuh betrage. Wenn diese Höhe gewiß wäre, so wäre dieser Berg der allerhöchste in Europa; allein, es ist an der Richtigkeit der Messung sehr zu zweifeln. Denn wenn der Berg diese Höhe hätte, so würde sein Gipfel nicht nur die meiste Jahrszeit, sondern beständig mit Schnee und Eis bedeckt, und die Kälte auf demselben weit heftiger und unerträglicher seyn, als sie wirklich befunden wird. Der höchste Gipfel ist ein steiniger, steiler und hoher Fels von weitem Umfange, auf welchen Christoph Leopold Graf von Schafgotsch (dessen Familie dieser Berg gehört,) 1668 eine Capelle erbauen lassen, welche 1681 eingeweihet, und dem heil. Lorenz gewidmet worden ist, und in welcher jährlich fünf Mahl römischkatholischer Gottesdienst gehalten wird, nähmlich am Feste der h. Dreyeinigkeit, an Mariä Heimsuchung, am Tage des h. Lorenz, an Mariä Himmelfahrt und Geburt. Von diesem höchsten Gipfel sagt man, er sey 4500 rheinl. Schuh über die umliegenden hohen Berge erhaben; der Weg an demselben hinan, werde, von dem sogenannten Kamm an, eine kleine deutsche Viertelmeile geschätzet; und der steinernen Stufen, auf welchen man hinan steige, wären 11 bis 12000.

Das Fürstenthum bringt zwar nicht so viel Getreide hervor, als zum Unterhalte seiner zahlreichen Einwoh-

wohner erforderlich ist, (ob gleich der lembergische Kreis, und zum Theil auch der bunzlauische, einen Ueberfluß daran haben,) es hat aber andere natürliche Vortheile und Nahrungsmittel. Die Berge sind mit Holze reichlich bewachsen; insonderheit hat der bunzlauische Kreis die größten Wälder in Nieder-Schlesien. Es sind Steinkohlen und Mühlsteine vorhanden. In den Bergen liegen viele Erze verborgen; Eisen- und Kupfer-Bergwerke werden auch wirklich bearbeitet. Ueber Hirschberg am Riesengebirge findet man Topase, Amethyste, Chalcedone, Opale, Carneole, und andere Edelsteine. Man hat einen Sauer-Brunnen und berühmte warme Bäder; s. Th. XXIII, S. 755. fgg. Der hirschbergische Kreis ist ein Schauplatz unzähliger natürlicher Merkwürdigkeiten. Von den Manufacturen und Fabriken werde ich hernach handeln.

Die Elbe hat hier am Riesengebirge ihre Quellen. Die Iser hat sie hier ebenfalls und zwar auf der Iser-Wiese unter dem Riesengebirge, tritt aber bald in Böheim ein. Der vornehmste Fluß, welcher das ganze Fürstenthum, der Länge nach, d. i. von Mittag gegen Mitternacht, durchfließt, ist der Bober, welcher aus dem Fürstenthume Schweidnitz kommt, unweit Kupferberg in das Fürstenthum Jauer eintritt, und unter Leschen dasselbe wieder verläßet, indem er in das Glogauische tritt. Der Queis, Quissus, welcher hier seinen Anfang nimmt, hat eine doppelte Quelle: eine auf der Iserwiese, welche nach Fegebeutel, Queise und Friedberg fließt; die andere über dem Dorfe Giehren oder gar über Egelsdorf, welche nach Steinau und Queisbach fließt, und sich bey Friedberg mit der ersten vereiniget. Bald darauf macht der Queis die Gränze zwischen dem Fürstenthume Jauer und der Ober-Lausitz, und vermischt sich endlich im Fürstenthume Sagan mit dem Bober. Die wüthende

Neyße

Neyße oder das jauerische Wasser fließt zwar als ein mäßiger Bach bey der Stadt Jauer vorüber, läuft aber bisweilen vom Regen und Schneewasser so stark an, daß er durch seine Ueberschwemmungen Schaden anrichtet. Der Zaken entspringt auf dem Riesengebirge, und entsteht aus 3 Bächen, einer, welchen der gemeine Mann den Zakala nennt, kommt vom Zakel-Berge, von welchem er auf 100 Ellen tief herab stürzt, und von der Kranichwiese; der zweyte oder der große Zaken entspringt nicht weit vom Katzenstein bey der Pumpelwiese; und der dritte, oder der kleine Zaken kommt von der greifensteinischen Gränze her, geht durch den Münchward, und fällt bey Ober-Petersdorf in den großen Zaken. Der vereinigte Fluß geht über Warmbrunn nach Hirschberg, und nahe dabey in den Bober. In eben diesen Fluß ergießt sich auch die vom Riesengebirge kommende Lomnitz. Die Katzbach entsteht im hirschbergischen Kreise über Ketschdorf, und geht in das Fürstenthum Lignitz.

Man zählet im Fürstenthume Jauer 13 Städte, als: Jauer, Hirschberg, Schmiedeberg, Schönau, Warmbrunn, Kupferberg, Löwenberg (gemeiniglich Lemberg genannt,) Greifenberg, Friedberg am Queis, Liebenthal (Lübenthal, oder Löwenthal), Lähn, Bunzlau, Naumburg am Queis. Es gibt hier Meilenlange Dörfer, ja überhaupt die größten und längsten Dörfer Schlesiens, insonderheit im hirschbergischen Kreise. In einem Dorfe sind bisweilen 200 und mehrere Familien; und sie werden nicht allein von Bauern, sondern auch von Handwerkern, insonderheit von Leinwand- und Schleyer-Webern bewohnet, deren Waaren weit und breit ausgeführet werden. Die Leinwand hat sich auch so gar in Holland so berühmt gemacht, daß daselbst insgemein alle schlesische Leinwand nur jauerische Leinwand genannt wird.

Das

Das bunzlauer irdene Geschirr ist auch bekannt und beliebt.

Dieses Fürstenthum steht unter der Oberamts-Regierung zu Breslau, und unter der Kriegs- und Domänen-Kammer zu Glogau, und ist in 4 Kreise oder Weichbilder, als: den jauerischen, hirschbergischen, löwenbergischen und bunzlauischen Kreis abgetheilt. Die Hauptstadt heißt gleichfalls:

Jauer, Jauravia, Jauravium, Javoria, Javorium, und liegt an der so genannten wüthenden Neyß oder dem jauerischen Wasser. Sie hat ein altes Schloß, welches den ehemahligen Fürsten zur Wohnung gedient hat, 1648 zwar abgebrannt, aber von den Ständen der Fürstenthümer Jauer und Schweidnitz wieder hergestellet worden ist. Die Häuser, welche den Markt-Platz umgeben, sind mit Lauben versehen, unter welchen man im Regenwetter trocken gehen kann; allein, sie verunzieren die Häuser und Stadt, und machen das unterste Stockwerk der Häuser vorn heraus fast unbrauchbar.

Jauge, s. Draht-Maß, Visier-Maß.

Jauue, s. Gelb.

Jauner, s. Gauner.

Jauniſſe, s. Gelbsucht.

Jauva, s. Juva.

Java, Fr. Jave, l'iſle de Java, Ital. Giava, insgemein Groß-Java, zum Unterschiede von Klein-Java oder Baly, genannt, ist eine große, etwann 300 Meilen im Umfange habende, asiatische Insel auf dem indianischen Meere. Sie liegt nahe bey der Insel Sumatra, welche sich ihr gegen Nordwesten befindet, und von der sie durch einen Arm des Meeres, welcher die Meerenge von Sonda oder Sunda genannt wird, abgesondert ist. Gegen Norden hat sie die Inseln Banca und Borneo; gegen Nordosten, die Insel Mandura; gegen Osten, die Insel Baly, und gegen Süden

das

das indianische Meer, welches dieselbe von dem Lande der Eintracht absondert.

Die natürlichste Eintheilung dieser Insel ist die, da sie in die Küsten, und in das Innere des Landes, eingetheilet wird. Die Küste gegen Norden, welche die beste, und wegen ihrer Fruchtbarkeit sowohl, als auch der Bequemlichkeit zur Handlung, die volkreichste ist, steht unter der Bothmäßigkeit der holländischen ostindischen Compagnie, welche daselbst verschiedene Städte und Forts besitzt, und Besatzungen darin unterhält, nach dem es die Sicherheit der Handlung erfordert. Und eben daher wird diese südliche Küste von Java, welche sonst das Königreich Jacatra in sich begriff, jetzt das Compagnieland genannt. Die östliche und südliche Küste besitzen einige noch unbezwungene Könige oder Prinzen, welche sich hinter eine lange Reihe von Gebirgen, welche von Abend gegen Morgen quer durch die Insel läuft, und hinter ein Gestade begeben haben, welches sehr gefährlich, und voll Felsen und Klippen ist, daher man diese südliche Küste als höchst gefährlich für die europäischen Schiffe ansieht, weswegen auch die holländische ostindische Compagnie, aus Furcht vor dem Schiffbruche, ihren Schiffen diesen Weg zu nehmen verbiethet. Das Innere des Landes steht unter der Bothmäßigkeit verschiedener Könige und kleinerer Fürsten, indem fast eine jede Stadt ihren eigenen Fürsten oder König hat. Es sind aber von denselben vornehmlich nur folgende drey Könige und deren Reiche zu merken: der von Matoran, der von Bantam, und der von Cheribon, oder Tscheribon. Diese drey Könige sind von einander unabhängig und völlig souverän, da hingegen die andern Könige und Fürsten von ihnen, und zwar die mehresten von dem Könige von Materan, Vasallen sind, als welcher sie bey Gelegenheit einiger Kriege, durch Hülfe der holländischen ostindischen Compagnie,

um

unter seine Bothmäßigkeit gebracht hat, indem diese Compagnie ihm diese Prinzen zu unterwerfen für gut befunden hat. Gewisser Maßen aber sind diese Könige Vasallen von der holl. ostindischen Compagnie, indem sie ihre Macht und ihr Ansehen nicht länger behaupten können, als die Compagnie will, welche sie unterstützt; daher sie denn die Freundschaft dieser Compagnie beyzubehalten suchen müssen, und sich auch wirklich nach deren Sinne richten. Damit die holl. Compagnie sich dieser Könige und Fürsten desto mehr versichern möge, hält sie denselben eigene Garden, sie lässet aber denselben Gewalt über die Unterthanen und Einkünfte.

Was die Beschaffenheit des Landes betrifft, so ist diese Insel eine der schönsten und fruchtbarsten auf der Welt. Alles kommt daselbst leicht fort, und vermehrt sich ungemein. Die Tage und Nächte sind beständig von gleicher Länge; die Wärme ist daselbst gemäßigt, und immer gleich. Von Bächen und Ströhmen ist das Land nicht allein überflüssig, sondern auch so gleichförmig und bequem durchschnitten, daß man sie nicht besser vertheilt sehen kann, wodurch nicht nur der Ueberfluß und die Fruchtbarkeit des Landes, sondern auch die Bequemlichkeit der Einwohner und der Schiffahrt gar sehr befördert wird, indem die meisten derselben schiffbar sind. Diese Insel hat eine überaus große Menge von Einwohnern, so, daß es in allen Straßen auf dem Lande und in den Städten beständig davon wimmelt, worüber man sich um so weniger verwundern wird, wenn man die ausnehmende Fruchtbarkeit dieser Insel erwäget, welche sehr viele Leute aus andern Ländern, insonderheit die Chineser, dahin zieht, als welche sehr geneigt sind, sich daselbst niederzulassen, wie sich denn auch jährlich viele dahin begeben. Eben diese Chineser sind es auch, welche sowohl durch ihren Fleiß im Feld- und Gartenbau die

Frucht-

Fruchtbarkeit der Insel, als auch durch ihre Handlung den Abgang des Ueberflusses, den dieselbe hervor bringt, ungemein vermehren, indem sie zu beyden besser aufgelegt sind, als die Javaner, welche mehr betriegerisch, als arbeitsam, sind.

Die Naturproducte, welche dieses Land hervor bringt, bestehen hauptsächlich in Reiß, welcher vornehmlich den Reichthum dieser Insel ausmacht. Er wächst daselbst in unbeschreiblicher Menge und von vorzüglicher Güte. Einiger Maßen kann man die in Java wachsende Menge dieser Feldfrucht daraus abnehmen, daß die holl. ostindische Compagnie, von Java aus, alle ihre Schiffe, die molluckischen Inseln, und das Vorgebirge der guten Hoffnung, mit Reiß versieht, und nach jedem von diesen Orten jährlich ein damit völlig beladenes Schiff absendet. Hierhächst bringt diese Insel Gerste in Menge, wie auch verschiedene vortreffliche Gewürz- Spezerey- Droguerey- und Arzeney-Waaren, insonderheit Pfeffer, Ingber, Cardamomen, Zuckerrohr, (welches, wenn es reif ist, eine doppelte Mannslänge hat,) Cocosnüsse, Oehl, Indig (den die Chineser daselbst bauen), Opium, Arek, Vogelnester, Manguas, Citronen, Bananes, Goldäepfel, und kurz, alle diejenige Gattungen von Früchten, die in andern indianischen Ländern wachsen, hervor. Es gibt sehr viel Wälder in Java, vornehmlich auf den Gebirgen, welche damit sehr dick besetzt sind, wovon das viele Bauholz ein Beweis ist, welches man von daher zum Schiffbau hohlet, nebst anderm Holze, wie man denn unter andern Bäumen auch Ceedern daselbst findet. Die gemeinsten aber sind die Cocosbäume und der Bambou. Weinberge sind nicht in Java, wohl aber um Batavia, als welche die Holländer angelegt, und zu einer solchen Fruchtbarkeit gebracht haben, daß sie in zwey Jahren drey Mahl Frucht tragen; denn so bald die Traube abgebrochen

ist, beschneidet man den Weinstock von neuem, u
innerhalb 15 bis 16 Wochen kann man abermahls
Trauben lesen. Zu Ende des vorigen Jahrhund
wurde aus Arabien der Kaffebaum hingebracht, d
cher sehr wohl angeschlagen ist. Ueberdies gibt es a
in Java heilsame Bäume, von welchen das beste B
zoe gesammelt wird. Von zahmen Thieren gib
Rindvieh, Büffel, Schweine, Böcke, Ziegen u
Schafe, welche letztere von auswärts hinein gebr
werden, aber nicht so gut fortkommen, als in k
Ländern; ingleichem Pferde, die zwar klein, aber
stark und munter sind, und beständig einen sehr h
gen Paß gehen. Die Wälder, Gebirge und un
wohnten Oerter sind ein Aufenthalt der Tieger, R
noceros, wilden Büffel, Hirsche und Schweine, M
der, wilden Katzen, Zibethkatzen, und einer gro
Menge Affen, deren etliche fast Menschengestalt hab
Sonst sind auch in dem Gewässer vielerley Arten v
Fischen, wie auch Austern. Aus dem Mineralre
findet man in Java Kupfer, ja so gar Gold.

Was die Handlung von und nach Java betri
so haben wir bey derselben insonderheit drey Nation
zu betrachten, von denen die Handlung getrieben w
nähmlich die Europäer, die Javaner, und die Chi
ser, welche sich in Java niedergelassen haben. Un
den Europäern sind die Engländer die ersten gewe
welche gegen das Ende des 16ten Jahrhundertes
auf der Insel Java fest gesetzt haben, welches anfa
lich durch öffentliche Gewalt, und endlich durch T
çtaten mit den Königen von Java zu Jacatra und B
tam geschehen ist. Im J. 1617 kamen die Holländer
nach Java, und bemächtigten sich des Forts und Co
tors der Engländer zu Jacatra, worauf diese ihre
Handlung vollends nach Bantam zogen, und so lange
fortsetzten, bis ihnen im J. 1680 auch diese Stadt von
den Holländern abgenommen wurde, von welcher Zeit

an

n die Holländer unter allen Europäern die einzigen
blieben sind, welche auf Java Etablissements haben,
nd dahin Handlung treiben. Ehe noch die Holländer
n Bantam Meister wurden, trieben die Javaner,
rer Neigung zur Handlung zu Folge, schon eine an-
hnliche Handlung sowohl in den verschiedenen Häfen
rer Insel, als auch in den entferntesten Orten Indi-
n. Ungeachtet nun diese Handlung sehr abgenom-
en hat, und die Holländer sich alle nur ersinnliche
ühe gegeben haben, sie gänzlich zu ruiniren, so wird
e doch noch immer fortgesetzt, wegen der vielen Flüsse
nd Häfen der Insel, wo die Holländer nichts zu be-
fehlen haben. Die Orte, wo sie ihre meiste Handlung
reiben, sind die Häfen von Groß- und Klein-Java,
Sumatra, Siam, Malacca, Borneo, Celebes, Bou-
ro, die moluckischen Inseln, Banda, Solor und Ti-
mor; doch müssen sie für die moluckischen und andere
davon dependirende Inseln, als von welchen die Hol-
länder ganz allein Meister sind, von der Compagnie
Erlaubniß und Pässe haben, welche aber dieselbe nicht
anders, als mit schweren Kosten, ertheilt. Sie han-
deln auch über das Meer nach Batavia; und dieses
ist ihr größter Handel, wegen der daselbst zusammen
kommenden verschiedenen Nationen, die aus allen
Theilen Asiens sich daselbst einfinden. Die vornehm-
ste Waare ihres Handels ist Reiß, den sie entweder
hin zuführen, oder bey andern abhohlen. Es gibt
aber auch einige unter ihnen, die mit allem demjenigen,
was in der Insel wächst und erzeuget wird, insonder-
heit mit Pfeffer, Cocosnüssen, Oehl, Zucker, Carda-
momen, Opium, Indig, Vogelnestern, Pferden,
Arek, Benzoe (welches man aber auch von der Insel
Borneo häufig dahin bringt), Ingber, Kupfer und
Gold ꝛc. handeln; wofür sie vielerley Arten seidene
Stoffe von der Küste aus Coromandel und Bengala,
und vornehmlich Patoles von Surate, Foras, Lack,

durchsichtiges Harz, Schildkrötenschalen, Zinn, P
Porzellan, Thee, Sandelholz, Elfenbein ꝛc. f
hringen. Sie erhandeln auch allerley europ
Waaren, ingleichem Zimmet, Muskatennüs
Gewürznelken. Ihre Handlung im Kleinen b
in allerley europäischen und asiatischen, und in
heit in den auf der Insel Java selbst erzeugten
ren, mit welchen sie ihre Kramläden und Gewölb
ordentlich und nett auszuzieren wissen. Eben
was ich bisher von der Handlung der Javaner
habe, gilt auch von den Chinesern, welche sich
den Javanern in großer Menge niedergelassen h
und mit den Eingebornen des Landes die Hand
theilen, wiewohl die Holländer seit 1740, da die
nesen sich wider sie empöreten, und sich schon der
städte von Batavia bemächtigt hatten, diese Chi
ziemlich ausgerottet haben.

Javaris, eine Art wilder Schweine auf der ant
nischen Insel Anguille; s. unter Schwein. (Wil

Javart, ein Geschwür an der Fessel oder Köthe
Pferdes; s. unter Köthe.

Javelle, s. Reisbund, Schwaden.

Javelot, Schießschlange; s. unter Schlange.

Jawort, s. Th. XXVIII, S. 6.

Jawer, s. Jauer.

Jay, s. Elster.

Jayama, eine indianische Benennung der im II Th.
32, fgg. beschriebenen Ananas.

Jayet, s. Gagath.

Jazyger, (von den Ungarn eigentlich Jaizi, Bo
Schützen, und daher in lat. Urkunden des Mitte
ters Baliſtarii, Baliſtæi, und verderbt Philiſtæi, Ph
steer, genannt,) ein Volk, slavischen Ursprunges
Ober-Ungarn, bewohnt ein Land, welches nord- u
ostwärts von der Heveser, südwärts von der Sso
ker, und westwärts von der Pesther Gespannsch

geschlossen ist, und sich ungefähr 4 Meilen in die Länge, und 2 bis 3 in die Breite erstreckt, und guten Ackerbau und Viehzucht hat. Das Volk macht etwas über 80000 Seelen aus, und zahlt an Contribution 57173 Fl. 6 Kreutzer. Das Land der Jazygier enthält 5 privilegierte Marktflecken und 8 Dörfer. Ihre Sprache ist die ungarische. Sie stehen nebst den Cumaniern unter dem Großgrafen (Palatine) von Ungarn, oder, in dessen Ermangelung, unter dem königl. Statthalter, welche auch den Titel eines Grafen und Richters der Jazyger führen.

Ibirema, eine Art von indianischen Pflaumenbaum; s. Jbys, im I Th, S. 248.

Der Ibenbaum; s. Taxbaum.

Ibiranema, ein brasilianischer Baum, welcher runde Früchte von der Größe eines Spielballes trägt, die, wenn sie reif sind, schwarz aussehen. Diese Früchte sind inwendig mit braunen Höckern besetzt, und enthalten eine kleberige Substanz, welche in fünf gleiche Abschnitte zertheilt ist, in deren jedem eine Anzahl brauner, länglich runder Samen, von der Größe der Senfkörner, liegen. Die Rinde dieses Baumes ist ebenfalls kleberig, und thut den Einwohnern eben dieselben Dienste, wie die spanische Seife.

Ibenhausen, ein Dorf 1/2 Meile von Göppingen im Würtembergischen, ist wegen des dortigen Sauerbrunnens berühmt. Man hält das dort fließende Wasser für mineralischer, als das Göppinger; s. Th. XIX, S. 273. Es brauset stark mit sauern Dingen, woraus nach der Evaporation ein bitteres Mittelsalz anschießt. Von alkalischen Flüssigkeiten wird es trübe, und es setzt sich ein weißes Sediment; von der Solution des Bleyzuckers wird es milchicht, und setzt sich weiß. Hieraus erhellet, daß ein starkes erdiges Principium darin seyn müsse. Es setzt auch im Brunnen ein starkes Concretum an, welches mit sauern Din-

gen heftig ſtreitet, und auf der Zunge einen ſüß
penetranten Geſchmack erreget; wie denn auch
demſelben, wenn es calcinirt worden iſt, der M
Eiſentheilchen auszieht. Ueber dem Waſſer ſpiel
bunte Haut, und am Rande ſoll ein grünliches
gerinnen. Die Gallapfel färben das Waſſer blut

Brebiſii neueſte Beſchreibung des Sauerbrunnen zu Je
ſen. Rotenburg, 1723, 8.
Zückerts Geſundbrunnen und Bäder Deutſchlands, ab
Königsb. 1776, gr. 8. S. 585, f.

Iberis, ſ. den folgenden Artikel.

Iberpflanze, Baſtard-Bäyernſenf, Iberis *Dill. Linn.* Thlaſpidium *Rivin. & Tourn.* ein Pflanz
ſchlecht, welches ſich von allen nahe verwandten,
der Familie der Kreſſe, oder derjenigen, welche
abfallende Kelch- und vier kreutzweiſe geſtellte
menblätter, nebſt vier langen und zwey
Staubfäden, und einen Griffel haben, durch die
gleiche Größe der vier Blumenblätter unterſch
läſſet. Es ſtehen nähmlich die beyden äuſſerlichen
Blume näher an einander, und ſind viel größe
die beyden innern. Da auch dieſe viel kleinere
chen ſich bey manchen Arten rückwärts biegen,
Planer darin eine Aehnlichkeit mit einer Schleif
den wollen, und daher dieſes Geſchlecht Schleifk
me genannt. Die faſt rundliche, platte, vorn
eingekerbte, und gleichſam mit einem ſcharfen R
eingefaßte, kurze Schote öffnet ſich mit ſchiffförm
Klappen, und die eyförmigen Samen ſitzen
ſpitzigen Scheidewand. Linné ſetzt dieſes Pflanz
ſchlecht in die erſte Abtheilung ſeiner 15ten Claſſe,
er Tetradynamia ſiliculoſa nennet, worin diejen
Pflanzen beyſammen ſtehen, deren Blumen vier la
und zwey kurze Staubfäden haben, die Samen
in kurzen Schoten wachſen. Er hat folgende
Arten.

1. Staud

1. Staudige immerblühende Iberpflanze, mit keilförmigen, glatträndigen und zugestumpften Blättern, insgemein der canadische oder immerblühende cretische Federbaum genannt. Iberis semperflorens frutescens, foliis cuneiformibus integerrimis obtusis *Linn.* Thlaspi latifolium polycarpon, leucoji foliis *Bocc.* Leucojum fruticosum umbellatum persicum, foliis leucoji instar sempervirentibus *Morif.* Thlaspi persicum *Riv.* Thlaspi fruticosum, folio leucoji, semperflorens *Seb.* Engl. shrubby Thlaspidium. Dieser kleine, weiche, immergrünende Strauch wächst in Sicilien und Persien wild. Er wird selten über 1½ Schuh hoch, und hat viele zarte Zweige, welche sich ausbreiten, und, wenn sie nicht unterstützet werden, auf die Erde fallen. Diese Zweige sind, gegen ihr Ende zu, mit Blättern besetzt, welche das ganze Jahr über grün bleiben. Im Sommer kommen die Blumen, welche weiß sind, und in einer Dolde wachsen, am Ende der Schößlinge heraus. Diese Blumen erhalten ihre Schönheit sehr lange, und auf sie folgen immer andere, so daß die Pflanzen fast 8 Monathe lang, vom Sept. bis zu Anfange des Jun., nicht ohne Blumen sind, welches die Pflanze zu einer schätzbaren Zierde der Gärten macht. Die Pflanze ist etwas zart, daher wird sie im Winter insgemein in den Gewächshäusern gehalten. Setzt man sie daselbst vorn unter andere niedrige Pflanzen, so macht sie eine schöne Abwechselung, indem sie den ganzen Winter hindurch blühet. Ungeachtet sie aber insgemein also behandelt wird, so kommt sie doch in gemäßigten Wintern auch in der freyen Luft fort, wenn sie in einer warmen Lage, und auf einem trocknen Boden steht. Wenn man sie bey starkem Frost mit Matten, Erbsen- oder anderm Stroh bedeckt, kann man sie sehr wohl erhalten. Diejenigen Pflanzen, welche in dem freyen Felde stehen, kommen auch weit besser fort, und brin-

gen mehrere Blumen, als diejenigen, welche man i Töpfen hält. Doch muß der Boden, in den man s setzt, nicht zu fett, auch nicht zu naß seyn; denn son würden sie im Sommer zu frech werden, und folglic die Kälte im Winter so leicht nicht ausstehen könne Wachsen sie aber auf einem trocknen kiesigen Boden oder auf Schutt, so werden ihre Triebe kurz, und nic so stark mit Säften angefüllt seyn, folglich werden auch der Kälte besser widerstehen können. Die Pflanze bringt in unsern Gegenden selten Samen, d her muß man sie aus den abgeschnittenen Zweiglein zi hen. Wenn man dieselben in einem der Sommerm nathe einsetzt, und sie vor der Sonne im Schatten e hält, auch gehörig begießt, so werden sie in zwey Mo nathen Würzeln bekommen; hernach kann man sie entweder in Töpfe, oder in die Rabatten, wo sie blei ben sollen, setzen.

Man hat von derselben eine Varietät mit scheckigen gelbgestreiften Blättern, die in einigen Gärten solcher Liebhaber, die an dergleichen Pflanzen ein Vergnügen haben, gezogen wird. Diese ist nicht so dauerhaft als die einfarbige Sorte, daher man sie auch im Winter etwas zarter behandeln muß. Man kann sie ebenfalls aus abgeschnittenen Zweiglein ziehen.

2. Immergrüne staudige Iberpflanze, mit gleichbreiten, spitzigen und glatträndigen Blättern, Iberis sempervirens frutescens; foliis linearibus acutis integerrimis *Linn.* Thlaspi montanum sempervirens *C. Bauh.* Thlaspi montanum candidum *Dalech.* Thlaspi creticum perenne, flore albo *Barrel.* Engl. evergreen mountain Candy Tuft. Man findet sie in Candia an Felsen wild. Sie hat einen niedrigern Wuchs, als die erste; sie wird selten über 6 bis 8 Zoll hoch, auch werden die Zweige nicht so holzig, sondern sind vielmehr grasartig. Die Blätter bleiben das ganze Jahr hindurch grün, und die Blumen dauern eben so lange,

als der ersten Sorte ihre. Sie bringt bey uns selten Samen, sondern wird aus den Zweiglein fortgepflanzt, welche im Sommer leicht Wurzeln bekommen. Die Pflanzen müssen eben so, wie die erste Sorte, behandelt werden, und kommen in der freyen Luft fort.

3. Doldenförmige krautartige Iberpflanze, mit lanzettförmigen und scharf zugespitzten Blättern, wovon die untern einen sägenartig gezahnten, die obern aber einen glatten Rand haben, Iberis umbellata herbacea, foliis lanceolatis acuminatis; inferioribus serratis, superioribus integerrimis *Linn.* Thlaspi umbellatum creticum, iberidis folio *Bauh.* Draba, s. Arabis, s. Thlaspi Candiæ *Dod.* Thlaspidium creticum *Riv.* wächst in Spanien, im Florentinischen, und auf der Insel Creta, wild, und ist eine niedrige jährige Pflanze. Sie wird selten über 5 bis 6 Z. hoch, und treibt, wenn sie Platz hat, auf allen Seiten Aeste; stehen sie aber zu dicht beysammen, so werden sie lang und schwach. Ihre Frucht bildet flache halbkugelrunde Sträuße. Man kann sie aus dem Samen ziehen, den man dünn, zu verschiedenen Zeiten, in die Rabatten der Blumengärten säet. Man hat sie auch vormahls zum Einfassen der Rabatten gebraucht, wozu aber alle niedrige jährige Pflanzen sehr unschicklich sind, weil sie der Absicht nicht gemäß sind, welche darin besteht, daß sie verhindern sollen, daß die Erde nicht in die Wege falle, welches aber diese Pflanzen niemahls hindern können; und ob sie gleich, so lange sie blühen, ein schönes Ansehen geben, so währt dieses doch nur ungefähr 2 oder 3 Wochen, und sie werden nachher sehr unscheinbar. Daher muß man alle diese Sorten von Blumen auf kleine Plätze in die Rabatten der Blumengärten säen, wo sie unter andern Blumen ein gutes Ansehen haben werden; und wenn man sie zu zwey bis drey verschiedenen Mahlen aussäet, werden immer neue Blumen

auf die alten, bis in den Herbſt, folgen. Man hat von dieſer Sorte zwey verſchiedene Varietäten; eine mit rothen oder bläulichen, und eine andere mit weißen Blumen; die weiße aber iſt in den Gärten nicht gemein, ſondern man verkauft insgemein den Samen der ſechsten Sorte dafür; man kann ſie auch ſchwer unterſcheiden. Da dieſe Pflanzen das Verſetzen nicht wohl vertragen, ſo muß man, wie geſagt, den Samen dünn auf gewiſſe Flecke ſäen, und muß die Pflanzen, wenn ſie ziemlich erſtarkt ſind, verdünnern, und etwann nur 6 bis 8 zum blühen beyſammen ſtehen laſſen. Werden ſie ſolcher Geſtalt behandelt, ſo werden ſie Nebenzweige treiben, und viel ſtärker blühen, und ihre Schönheit länger behalten, als wenn ſie zu dick beyſammen ſtehen. Dieſe Pflanzen erfordern weiter keine Cultur, als daß man ſie vom Unkraute reinige.

4. Wohlriechende krautartige Iberpflanze, mit gleichbreiten, nach oben zu erweiterten, und ſägenförmig gezahnten Blättern; wahrer cretiſcher Senf mit einer rothen und weißen Blüthe, Iberis odorata herbacea, foliis linearibus ſuperne dilatatis ſerratis *Linn.* Thlaſpi vmbellatum creticum, flore albo odoro, minus *C. Bauh.* Sie iſt jährig, und wächſt auf den ſchweitzeriſchen und allobrogiſchen Alpen wild, und wird in den Gärten um der Varietät willen gezogen. Sie iſt niedriger und hat kleinere Blumen, als die doldenförmige, aber einen angenehmen Geruch. Sie kann übrigens, wie dieſe, fortgepflanzet, und muß eben ſo behandelt werden.

5. Iberpflanze mit ausgeſchweiften Blättern, und einem krautartigen, nackenden und einfachen Stängel; Felſenkreſſe, Heidekreſſe, Sandkreſſe, Steinkreſſe; kleines Täſchelkraut, mit eingeſchnittenen Blättern, Iberis nudicaulis herbacea, foliis ſinuatis, caule nudo ſimplici *Linn.* Iberis foliis pinnatis

naris caule nudo nōn ramoſo *Hall.* Naſturtium petræum *Tabern.* Burſa paſtoris minor, foliis inciſis *Bauh.* Burſa paſtoris minor *Dod.* Man findet ſie in ganz Europa, auf ſandigen unfruchtbaren Hügeln, und an andern Orten, und ſie kommt alſo ſelten in die Gärten. Die Blätter derſelben ſind klein, und bis an die Mittelrippe in viele Lappen zerſchnitten; ſie breiten ſich auf der Erde aus, und zwiſchen ihnen kommt ein nackender Stiel heraus, welcher 2 bis 3 Z. lang iſt, und oben kleine Dolden weißer Blumen hat. Es iſt dieſes eine jährige Pflanze, deren Same im Herbſte an diejenigen Orte geſäet werden muß, wo die Pflanzen bleiben ſollen. Sie erfordern keine andere Cultur, als daß man ſie fleißig vom Unkraute reinige. Dieſes jährige Pflänzchen findet ſich öfters zwey Mahl im Jahre, im Frühlinge und auch noch ſpät im Herbſte, und wird von den Schafen begierig aufgeſuchet.

6. Bitterer krautartige Iberpflanze, deren Blumen an Traubenkämmen ſtehen, und deren Blätter lanzenförmig, geſpitzt und ziemlich gezahnt ſind; bitterer doldentragender Feldſenf, Iberis amara herbacea, foliis lanceolatis acutis ſubdentatis, floribus racemoſis *Lin.* Iberis foliis obuerſe lanceolatis, floribus vmbellatis *Guettard.* Iberis foliis dilatatis dentatis, floribus vmbellatis *Hall.* Thlaſpi vmbellarum aruenſe, iberidis folio *C. Bauh.* Thlaſpi vmbellatum aruenſe amarum *J. Bauh.* Thlaſpidium folio iberidis *Rin.* Thlaſpi amarum *Tabern.* Dieſe Sorte iſt in der Schweitz zu Hauſe, und hat viel ähnliches mit der dritten, iſt aber in der Geſtalt der Blätter davon unterſchieden. Ihre Wurzel iſt jährig. Ihr Stängel iſt aufrecht, und treibt nach oben zu Aeſte. Die Blätter ſind ſaftig; die Blumen ſind weiß, und machen alſo mit den rothen eine ſchöne Abwechſelung.

7. Iber-

7. Iberpflanze mit eyrunden Blättern, wovon die an dem Stängel glatt und saftig sind, und den Stängel umfassen, Iberis rotundifolia herbacea, foliis ouatis: caulinis amplexicaulibus laeuibus succosis *Linn.* Iberis rotundifolia, foliis subrotundis crenatis *Royen.* Thlaspi alpinum, folio rotundiore carnoso, flore purpurascente *Tourn.* Sie wächst auf den Alpen wild. Ihre Wurzel ist bleibend, und läuft tief in die Erde. Ihre Blätter sind glatt und weich; diejenigen, welche unmittelbar aus der Wurzel kommen, sind oval, fleischicht, am Rande gekerbt, und sitzen auf eigenen Stielen. Der Stängel wird 4 bis 5 Z. hoch, und ist mit kleinen länglichen Blättern besetzt, welche die Stängel mit ihrer Basis halb umfassen. Die Blumen stehen am Ende des Stängels in einer runden, enge beysammen stehenden Dolde; sie haben eine purpurrothe Farbe, gleichen den Blumen der Wiesenkresse, und kommen im Junius zum Vorscheine; es folgt aber bey uns selten ein Same auf dieselben. Man kann diese Sorte aus dem Samen ziehen, den man im Herbste auf eine schattige Rabatte säet. Wenn die Pflanzen stark genug geworden sind, daß sie zum Versetzen taugen, müssen sie wieder in eine schattige Rabatte, wo sie bleiben sollen, gesetzet, und fleißig vom Unkraute gereiniget werden.

8. Staudenartige Iberpflanze mit schmahlen spitzigen Blättern, und halbkugelrunden Blumen-Büscheln; Iberis linifolia frutescens, foliis linearibus acutis, corymbis hemisphæricis *Linn.* Thlaspi lusitanicum vmbellatum, gramineo folio, purpurascente flore *Tourn.* Diese Sorte wächst in Spanien und Portugal wild. Sie hat eine große Aehnlichkeit mit der zweyten, die Stängel aber breiten sich nicht so weit aus. Sie wachsen gerade, werden ungefähr 7 bis 8 Z. hoch, sind holzig und bleibend. Die Blätter sind sehr schmahl, und werden selten über 1 Z. lang, ste-

ſtehen dünn an den Stängeln, und haben keine Stiele. Die Blumen wachſen in halbrunden Dolden oben an dem Gipfel des Stängels, und ſind purpurroth. Sie blühet im May und Jun., bringt aber hier ſelten guten Samen. Man kann dieſe Sorte aus den abgeſchnittenen Zweiglein ziehen, die man eben ſo behandeln muß, wie bey der erſten Sorte angezeigt worden iſt. Einige von den Pflanzen kann man in eine warme Rabatte in einen trocknen Boden ſetzen, wo ſie die Kälte unſerer gewöhnlichen Winter ſehr wohl vertragen können. Man wird aber wohl thun, wenn man 2 bis 3 Pflanzen in Töpfen hält, die man im Winter unter einen Glastrog ſetzen kann, um die Sorte zu erhalten, im Fall diejenigen, welche in der freyen Luft ſtehen, von der ſtrengen Kälte zu Grunde gerichtet würden.

9. Stein-Iberpflanze, mit lanzenförmigen, gleichbreiten, fleiſchigen, ſpitzigen, glatträndigen und mit Haaren eingefaßten Blättern, Iberis ſaxatilis ſuffrutescens, foliis lanceolato-linearibus carnoſis acutis integerrimis ciliatis *Lin.* Thlaſpi ſaxatile, vermiculato folio *Bauh.* Lithonthlaſpi tertium fruticoſus, vermiculato acuto folio *Column.* wächſt in Italien und dem mittägigen Frankreich, an trocknen ſandigen Orten, wild.

10. Staudige Iberpflanze, deren Blätter an ihrer Spitze gezahnt ſind, Iberis gibraltarica frutescens, foliis apice dentatis *Lin.* wächſt bey Gibraltar wild, und hat dicke, große Blätter.

11. Arabiſche krautartige Iberpflanze, deren Schötchen an ihrer Grundfläche und Spitze in zwey Lappen getheilt, und deren Blätter eyrund und glatt ſind, und einen glatten Rand, aber keine Adern haben, Iberis arabica herbacea, foliis ouatis glabris aveniis integerrimis, ſilicvlis baſi apiceque bilobis *L.* kommt aus Arabien und Cappadocien. Ihre Wurzel iſt jährig; ihr Stängel iſt niedrig, und ihre Blumen ſind purpurroth.

12. Ge-

12. Gefiederte krautartige Iberpflanze, mit gleichbreiten und in Querstücke zertheilten Blättern, Iberis pinnata herbacea, foliis linearibus pinnatifidis *L.* wächst in dem mittägigen Europa an den Küsten wild. Ihre Blumen und Schoten formiren flache Sträuße.

Ibex, s. Steinbock.

Ibibiraba, heißt in Brasilien ein Baum, welcher rosenförmige Blüthen, und Früchte von der Größe der Kirschen trägt, worin verschiedene Kerne sitzen, die man mit dem süßen, und etwas harzig und scharf schmeckenden Fleische der Frucht ißt. Man gebraucht in Brasilien die Blätter und Blumen, mit Camara (einer Art Lantana) vermischt, zum Fußwasser bey Kopfschmerzen, die Blumen allein aber zur Zubereitung eines Augenwassers.

Ibipitanga, heißt beym Marcgrave und Piso der brasilianische Kirschbaum, welcher die rothe Plinie ist, Plinia rubra *Lin.*; s. Plinie.

Ibis, ägyptischer Kropfvogel, ehemahls der Nilreiher genannt, ein großer ägyptischer Vogel, welchen viele Schriftsteller mit dem Storche verwechselt, und ägyptischen Storch genannt haben. Aber der Ibis ist kleiner als der Storch, und hat, nach Proportion, einen längern Hals und längere Beine. Man findet sie weiß, und auch schwarz, und Aegypten nebst der afrikanischen Küste ist ihr vornehmster Aufenthalt; doch hat man auch einen lange Jahre zu Versailles gehalten, davon Perrault nachher die anatomische Beschreibung in den Schriften der pariser Academie der Wissensch. geliefert hat. Der weiße Vogel wird vom Ritter Linné zum Geschlechte des Brachvogels oder Nimmersatt (Tantalus) gerechnet, und unter der Benennung Tantalus Ibis, also bezeichnet: facie rubra, rostro luteo, pedibus gryseis, remigibus nigris, corpore rufescenti-albido. In der 10ten Ausgabe des

lin-

linnäiſchen Syſtems heißt er noch Ardea capite laeui corpore albido, roſtro flauescente apice pedibusque nigris; beym Haſſelquiſt Ardea Ibis rostro alba, pedibus atris, vnguibus arcuatis maximis; beym Dodart und Briſſon Ibis candida, Fr. l'Ibis blanc. Die Farbe ſeines Gefieders über den ganzen Körper iſt ein ſchmutziges Weiß, welches einiger Maßen in das Röthliche ſpielt; die großen Flügelfedern aber ſind ſchwarz. Der Kopf iſt rings herum von Federn entblößt, aber mit einer rothen runzeligen Haut bekleidet. Der glatte Schnabel iſt an ſeiner Wurzel dick und fahlgelb, vorn aber aurorfarbig und abgeſtumpft; übrigens ſeiner ganzen Länge nach, etwas unterwärts gekrümmt; die Spitze des Schnabels ſchließt ſich vorn nicht, indem dieſer Vogel die Schlangen und Eidechſen, die ſeine gewöhnliche Nahrung ſind, nicht mit der Spitze, ſondern mit der Seitenſchärfe des Schnabels wie mit einem Schermeſſer entzwey ſchneidet. Die Beine ſind unten roth und ſchuppig; die Klauen ſchmahl, ſpitzig und ſchwärzlich. Er klappert mit ſeinem Schnabel, beynahe wie die Störche. Sein Fleiſch iſt röthlich, wie am Lachs, und ſoll, wenn gleich der Vogel ſchon lange Zeit todt iſt, weit ſpäter, als das Fleiſch anderer Vögel, der Fäulniß unterworfen ſeyn. Dieſer Vogel iſt für Aegypten äuſſerſt nützlich, weil er, nach der Zurücktretung des ausgetretenen Nils, die Felder von den in ungeheurer Menge zurück gebliebenen Schlangen, Fröſchen, Eidechſen, Fiſchen u. ſ. w. befreyet. Die alten Aegypter betheten ihn als eine Gottheit an, und balſamierten ihn nach ſeinem Tode, weil ſie ehemahls dadurch, vermittelſt der Iſis, von einer fürchterlichen Menge geflügelter Schlangen, welche der Wind aus Libyen nach Aegypten getrieben haben ſoll, waren befreyet worden. Es ſtand daher das Leben darauf, wenn jemand einen Ibis tödtete. Und weil

man

man glaubte, daß dieſer Vogel auch aus keinem giftigen oder unreinen Waſſer ſaufe, reinigten ſich auch die ägyptiſchen Prieſter nur mit demjenigen, aus welchem ſie einen Ibis trinken geſehen hatten. Ueberhaupt hat dieſer Vogel gegen alle Schlangen, welche den Menſchen oder den Früchten einigen Schaden zufügen, einen ſehr großen Haß, und verzehrt ſie nicht nur lebendig, ſondern auch, wenn ſie ſchon todt und ſtinkend ſind, und eben dadurch wendet er die Peſt von Aegypten ab (*). Man erzählt von ihm, daß er, wenn er Verſtopfung hat, mit ſeinem Schnabel ſich das Waſſer in den After ſprütze; daher Einige dieſem Vogel die Ehre anthun, ihn für den Erfinder der Klyſtiere auszugeben (**). So will man auch, daß man von ſeiner Geſtalt die meiſten Buchſtaben, von ſeinen mannichfaltigen Stellungen und Wirkungen aber die Geometrie erfunden habe. Daß er ſeine Eyer durch den Schnabel lege, und nur allein in Aegypten leben könne, und anderes Wunderbares mehr, was die Alten von dieſem Vogel behauptet haben, hat Gesner bey ſeinem Ibis zuſammen getragen.

Bey der Verſammlung der königl. Acad. d. Wiſſ. zu Berlin, am 28 Oct. 1773, zeigte Hr. Prof. Sulzer den gegenwärtigen Mitgliedern einen Vogel aus dem Geſchlechte der Störche, welcher, nach Haſſelquiſt's Beſchreibung, in ſeiner ägyptiſchen Reiſe der wahre Ibis der Aegypter zu ſeyn ſchien. Er war von der Spitze des Schnabels bis zur Spitze der Klauen 4 Fuß lang, und von der Erde nur 1 F. hoch, hatte ganz weiße Federn, und, bis an die ſchwarze Spitze, durchaus einen gelben Schnabel. Seine Zehen und Klauen ſind ebenfalls ſchwarz. Er war von dem

(*) Auertunt peſtem ab Aegypto, cum volucres angues ex vaſtitate Libyæ vento africo inuectas interficiunt atque conſumunt; ex quo fit, vt illæ nec morſu viuae noceant, nec odore mortuæ. CICERO *de nat. deor.* L. I. §. 36.

(**) PLIN. *hiſt. nat.* Lib. 8, c. 27.

dem oranienburger Jäger Weinreich, an einem See, nicht weit von einem Trupp gemeiner Reiher, welche ihn verfolgten, geſchoſſen worden, und iſt jetzt in dem academiſchen Cabinete zu ſehen.

Gazette litter. de Berl. 1773, S. 355.
Berlin. Sammlungen, 6 B. 3 St. S. 269, f.

Nach dem Plinius, Belon und Ray, gibt es auch einen ſchwarzen Ibis, welcher aber weit ſeltener, als der weiſſe, iſt. Die Aegypter ſollen ihn Jebenes nennen. Klein nennt ihn Numenius holoſericus, den Seidenbracher, wegen des Seidenglanzes ſeiner ſchwarzen Farbe. Schenkel und Füße ſind braunroth, und die Zehen ſchwarz.

Ibiſch, Ibiſchpappel, Ibiſchwurz, *Hibiscus*; ſiehe *Althæa*, im 1 Th. S. 589.

Icaco. Unter dieſem Nahmen hat Plümier ein eigenes amerikaniſches Pflanzengeſchlecht beſchrieben, welches Marcgrav Guaiera, Linné Chryſobalanus, und Dietrich Cacaopflaume, Andere Coccapflaume, Coccopflaume, die ſchwarze Pflaume, oder amerikaniſche Pflaume, genannt haben, und welches mit unſern Pflaumen und Aprikoſen viele Aehnlichkeit, und einen glockenförmigen, fünffach getheilten Kelch, fünf längliche, ausgebreitete Blumenblätter, 10 Staubfäden und einen dreyfachen kurzen Griffel mit ſtumpfen Staubwegen hat, und eine große, eyförmige, ſaftige Frucht trägt, deren Nuß mit fünf Furchen durchzogen iſt, und ſich mit fünf Klappen öffnet. Engl. Cocoa plum, Maiden-plum.

Die Sorten ſind:

1. Gewöhnliche Cacaopflaume, Chryſobalanus Icaco *Linn.* Chryſobalanus frutex, Corni fere folio, in ſummitate deliquium patiente, fructu ovali cæruleo, officulum anguloſum continente *Catesb.* Chryſobalanus fruticoſus, foliis orbiculatis alternis, floribus laxe racemoſis *Brown.* Chryſobalanus Icaco, foliis ovatis emarginatis, floribus racemoſis, caule fruticoſo

Miller. Diese Sorte wächst in Süd-Amerika, [illegible] West-Indien, insonderheit aber nahe an dem Mee[illegible] auf der Bay von Honduras, und den bahamis[illegible] und caraibischen Inseln, wild. Sie macht einen sta[illegible] denartigen, von 3 bis höchstens 10 Schuh hoh[illegible] Stängel, welcher verschiedene Seitenzweige trei[illegible] die mit einer dunkelbraunen, weißgefleckten Rind[illegible] deckt sind. Die Zweige sind mit wechselsweise ste[illegible] den, kurzstieligen Blättern besetzt, welche unge[illegible] 1½ Z. lang, ziemlich rund, stumpf, ungekerbt, [illegible] sind glänzend, und von einer dicken lederartigen C[illegible] stanz sind. Aus den Flügeln der Blätter, ingleich[illegible] aus der Abtheilung der Zweige, kommen die Blum[illegible] heraus, welche in lockern Büscheln wachsen, klei[illegible] weißlich und ohne Geruch sind, und viele Staubfä[illegible] haben, die mit den Blumenblättern zusammen ste[illegible] gen, und sich mit gelben Kölbchen endigen. Aus [illegible] Blüthen folgen eyrunde Früchte oder Pflaumen, w[illegible] che ungefähr 1 Z., oder etwas darüber, dick, zu[illegible] len ganz glatt, zuweilen aber der Länge nach mit 5 [illegible] 7 Furchen gestreift sind. Die Farbe ihrer Haut [illegible] nach Beschaffenheit des Bodens, bald hellroth, b[illegible] dunkelroth oder schwarz, bald blau, bald gelb, [illegible] weißlich, bald aus allen diesen Farben gemischt. D[illegible] unter dieser Haut befindliche wenige Fleisch ist w[illegible] und hat die Consistenz eines gekochten Apfels, und [illegible] nen, zugleich etwas zusammenziehenden, nicht un[illegible] genehmen Geschmack. Der Stein dieser Früchte i[illegible] von verschiedener Figur, allemahl aber oval zugespi[illegible] runzelig, und zuweilen mit 5 bis 7 Ecken versehen; e[illegible] enthält einen hohlen, süßen, eßbaren Kern von gle[illegible] cher Gestalt. Man genießt die Früchte entweder roh, oder mit Essig eingelegt. Die Spanier auf der Ins[illegible] Cuba machen eine Conserve daraus.

2. Purpurrothe Cacaopflaume, Icaco fruct[illegible] purpureo *Plum.* Chrysobalanus purpurea, foliis de[illegible] com[illegible]

compositis, foliolis ovatis integerrimis *Mill.* Die Blätter stehen einander gegen über, und bestehen aus 6 bis 7 Paren gefiederter Lappen.

Da diese Bäume in den warmen Gegenden von Amerika einheimisch sind, so kommen sie in unsern kältern Gegenden nicht fort, wenn sie nicht in einem warmen Glashause gehalten werden. Man kann sie aus dem Samen ziehen, den man aus ihrem Vaterlande verschreiben muß. Dieselben säet man im Frühlinge in kleine, mit leichter sandiger Erde angefüllte Töpfe, welche man in ein Lohbeet gräbt, und öfters, aber nicht zu viel auf einmahl, begießt. In 6 Wochen werden die Pflanzen aufgehen; und 4 Wochen hernach muß man sie, sorgfältig von einander abgesondert, einzeln in besondere, mit leichter Gartenerde angefüllte Töpfe setzen, wieder in ein Lohbeet graben, und so lange im Schatten erhalten, bis sie aufs neue eingewurzelt sind, bey warmem Wetter mit Luft erfrischen, und sie im Sommer öfters, aber sparsam, begießen. Im Herbste muß man die Pflanzen in das Glashaus bringen, und in das Lohbeet eingraben. Im Winter darf man sie nicht viel begießen, weil sonst ihre Blätter abfallen würden.

Jcan, eine Wurzel; s. **Jkan**.

Ich, das persönliche Fürwort der ersten Person.

In Briefen hat man es lange für eine Art von Ehrerbiethung gehalten, das Fürwort ich, so viel als möglich ist, zu verschweigen. Nachdem Ew. — Hrn. Bruder gestern gesehen, habe von demselben vernommen u. s. f. Der gute Geschmack hat diese gezwungene Höflichkeit größten Theils wieder verdränget; allein gegen einen Höhern, von dessen Geschmack man noch nicht überzeuget ist, muß man sich derselben immer noch oft genug unterwerfen.

Im Oberdeutschen von dem 7ten Jahrh. an ih, in den gemeinen Mundarten nur i und ei, im Angels. ik, im Dän. jeg, im Schwed. jag, im Isländ. eg, bey dem Ulphilas ik, bey den Jon-

Tatarn ich, bey den Griechen εγω, im Böotischen ιωγα, ιαγα, im Lat. ego, im Ital. io, im Franz. je, im Engl. I, im Span. y, bey den Slavoniern ia, ja, bey den krainerischen Wenden jest, im Lettischen es, selbst bey den Hebräern, wenigstens als ein Suffixum der Zeitwörter, '. Man wird sich um diese allgemeine Uebereinstimmung fast aller bekannten Sprachen, welche selbst in der Deklination dieses Fürwortes sichtbar ist, nicht verwundern, wenn man erwäget, daß schon die Natur uns lehret, durch die mit dem ich verbundene Einziehung des Athems, sein eigenes Individuum zu bezeichnen.

Da nun dieses ich der natürliche Ausdruck seines eigenen Individui ist, so legt sich auch die ganze Vorstellung, welche ein jeder von seiner Person hat, durch den Ton an den Tag, mit welchem er das ich ausspricht, und man wird schon durch dessen Hülfe sehr tiefe Blicke in das Herz eines Jeden thun können.

Wenn ich hier eine Verschiedenheit des Tones der Aussprache des Wortes Ich behaupte, so verstehe ich unter dem verschiedenen Tone, nicht den besondern Accent, welcher in einer Rede oder auch im Gespräche auf das Ich geleget wird, um den Gegensatz gegen eine oder mehr andere Personen, oder auch sonst eine Nüance der Rede auszudrucken; sondern ich verstehe hier darunter den Ton, mit welchem alle Menschen, nach ihrem verschiedenen Character, auch nicht selten nach ihrem verschiedenen Stande, Vermögen und Ansehen, das Ich verschieden aussprechen. Jener Ton gehört zur Declamation im Reden; dieser aber, von dem ich hier rede, zu der Characteristik der Menschen.

Es ist sehr schwer, von bloßen Tönen so zu schreiben, daß man sich verständlich macht. Ich werde also nur die am stärksten von einander abstechenden Beyspiele von Tönen, womit das Ich so verschieden ausgesprochen wird, hier anführen können, um meine Leser in den Stand zu setzen, diese Beobachtungen, wenn sie Lust dazu haben, in feineren Nüancen selbst anzustellen.

Dem aufmerksamen Beobachter entdeckt sich der Character der Menschen eben sowohl in dem Tone der Sprache, als in den Minen. Das Wort Ich ist unstreitig einem jeden das interessanteste unter allen Wörtern. Der bloße Ton der Aussprache dieses Wortes, allein genommen, gibt schon einen nicht ganz unsichern Maßstab ab, wie groß die Begriffe seyn, die ein jeder von sich selbst hat, und wie groß

das

das Zutrauen sey, welches er auf seine Kräfte, seine Fähigkeiten, seinen Stand, sein Vermögen, auch auf seine Verwandtschaften, setze; hinzugefügt aber zu andern Umständen, aus denen man von dem Aeusserlichen eines Menschen auf seinen Character schliessen kann, keine geringe Vermehrung der Gröſse der Wahrscheinlichkeit mache. Wie weit ist das Ich eines aufgeblasenen jungen Magisters, von dem Ich eines wahrhaftig groſsen Gelehrten, welcher so viel gelernt hat, daſs er in jeder Wissenschaft steht, wie viel wir Menschen nicht wissen, selbst im Tone unterschieden! Das Ich eines honigsüſsen jungen Herren, von dem Ich eines alten grämlichen Geitzhalses; das Ich einer Bethschwester, von dem Ich einer Coquette; das Ich des Windbeutels, von dem Ich des bescheidenen Mannes; das Ich des muthigen, heitern Menschenfreundes, von dem Ich des kleinen hinterlistigen, der nur immer auf seinen Vortheil sieht; das Ich des Beherzten und des Furchtsamen, des Stolzen und des Demüthigen, des Wollüstlinges und des Stoikers — Welch eine groſse Verschiedenheit in der Aussprache aller dieser Ich! In dem Ich des jungen Herren, etwas anschmiegendes, süſses, gezogenes; in dem Ich des grämlichen Geitzigen etwas knurrendes, welches mit dem Knurren eines am Knochen nagenden Hundes nicht wenig Aehnlichkeit hat. Das Heulende, dem Tone einer Nachteule gleichende in dem Ich der Bethschwester: das schreyende, hoch und dennoch stumpf tönende in dem Ich des Windbeutels; das tiefe, sich immer gleiche Ich des bescheidenen Mannes; das fast unhörbare, ganz an das folgende Wort hinan gezogene, und dennoch mit einigem Stammeln hervorgebrachte Ich des Furchtsamen; der scharfe Ton in dem Ich des Beherzten; der scharfe, aber weit tiefere Ton, und die kleine Pause, welche der Stolze nach der Aussprache eines so hochachtungswürdigen Wortes, um den ganzen Werth der groſsen Idee fühlen zu können, macht; alles dieses, (nur das Ich der Coquette ausgenommen, als welches, wegen seiner groſsen Veränderlichkeit, besonders studiert werden muſs,) fällt so sehr in das Ohr, und kann von Jedem so leicht bemerket werden, daſs ich eine sehr überflüssige Arbeit thun würde, wenn ich mich bey der Beschreibung dieser Töne länger aufhalten wollte.

Bey denjenigen, welche schwach genug dazu sind, ihren Character von äussern Umständen, z. B. von ihrem Stande, von ihrem Vermögen, von ihrer Schönheit, u. s. w. von noch größern Kleinigkeiten, einrichten zu lassen, hat auch alles dieses einen großen Einfluß auf den Ton der Aussprache des Ich, und macht es sehr veränderlich. Wie sehr ist der Ton der Aussprache des Ich eines Edelmannes, von dem Ich des Bauern; das Ich des Meisters, von dem Ich des Pastillones; das Ich des Kirchenrathes, von dem Ich des demüthigen Candidaten, wie sehr sind überhaupt alle die Ich der verschiedenen Stände, bey allen denen Leuten, welche, erwöhnter Weise, keinen Character und kein Herz, welches über seinen Stand erhaben ist, besitzen, von einander unterschieden. Dieser Unterschied ist vorzüglich alsdann leicht zu bemerken, wenn diese Personen mit einander in Gesellschaft sind, und sich mit einander unterreden. Wenn das geendigt ist, so nimmt jeder gemeiniglich den Ton des Ich, welcher ihm eigenthümlich ist, wieder an, und die Veränderung wird oft so groß, daß sie gerade das Gegentheil von dem vorigen ausmacht.

Diese Verschiedenheit des Tones in der Aussprache des Wortes Ich, erstreckt sich, im Ganzen genommen, auch auf verschiedene Länder und Städte. Das Ich in den demokratischen Cantons der Schweitz, klingt anders, als das Ich in den aristokratischen; das Ich des Spaniers anders, als das Ich des Holländers; das Ich des Franzosen macht einen ganz andern Ton, als das Ich des Engländers. Das Ich des Deutschen — Doch das ist so verschieden, als die Characters der verschiedenen Bewohner seiner Kreise sind. Das Ich des Brandenburgers, ist von dem Ich des Sachsen sehr verschieden. Mit den großen Städten ist es eben so. In einigen, wo die Menschen zur Verschönerung der natürlichen Ordnung, und um sich desto mehr von den Wilden zu unterscheiden, in Classen vertheilt sind, hat sogar jede Classe ein eigenes Ich, und ist sehr eifersüchtig darauf, daß ja keine andere Classe den ihr eigenthümlichen Ton des Ich annehmen möge. Das Ich einiger Städte ist den Fremden verhaßt; das Ich anderer gefällt ihnen.

Noch eine Art von Leuten muß ich anführen, die einen sehr veränderlichen Ton des Ich haben, die bey dem besten

Ehe

Character oft den häßlichſten Ton des Ich annehmen; deren Ich gemeiniglich vor der Mahlzeit ganz anders klingt, als nachher; die oft in einer Woche, alle Verſchiedenheiten der Töne, womit das Ich nur immer ausgeſprochen werden kann, durchgehen, und doch im Grunde, ſo bald es auf die Tugend und Rechtſchaffenheit ankommt, einen ſehr gleichen und beſtändigen Character haben können. Das ſind die Hypochondriſten, bey denen der Ton des Ich, mehr von ihrem Magen, als von allen andern Umſtänden, herrührt. Gemeiniglich haben ſie den Ton des beſcheidenen Ich; oft den furchtſamen, vornehmlich im Winter bey ſchlechtem und feuchtem Wetter; zuweilen bey recht heitern Tagen auch wohl den beherzten Ton.

Diejenigen, die es in der Kunſt, ſich zu verſtellen, ſehr weit gebracht haben, und Geberden annehmen können, welche ſich zu dem, was ſie ſagen, gar nicht paſſen, bringen das Ich in ſo verſchiedenen und mannigfaltigen Tönen hervor, daß man daraus auf ihren wahren Character im geringſten nicht ſchließen kann. Es iſt ihnen aber dem ungeachter beyzukommen. Man darf nur auf den Ton des folgenden Wortes Achtung geben. Gemeiniglich legen ſie das, was ſie dem Ich genommen hatten darauf. Ein Menſch, der ſehr von ſeinem werthen Selbſt eingenommen iſt, und einen Hang zur Prahlerey hat, wird in einer Geſellſchaft, wo er beydes nicht zeigen darf, ſo bald er von ſich, oder von dem was er gethan hat, ſpricht, zwar das Ich nicht in dem eigentlichen Tone der Prahlerey hervor bringen; das folgende Wort aber wird ſicher den Accent haben, welcher eigentlich auf dem Ich hätte liegen ſollen. Vorzüglich bey den Ausdrücken: ich drohte ihm; ich befahl ihm; ich überzeugte ihn u. ſ. w.

Die Phyſiognomie ſcheint jetzt wieder Mode zu werden. Sollte es nicht eine beträchtliche Verbeſſerung derſelben ſeyn, wenn man ihr auch eine Tonognomie hinzu fügte?

91 St. des Hannov. Magaz. v. J. 1769.

Ichien, Ichin, Inck, oder **Tattamy,** heißt in Japan ein gewiſſes Längenmaß, womit die daſelbſt fabricirten ſeidenen und andere Zeuge gemeſſen werden. Dieſes Maß iſt auf allen Inſeln, aus welchen dieſes Reich beſteht, von gleicher Größe. Jeder Kaufmann hat nicht nur dergleichen Ichins, nach welchen er

die Waaren abmißt und verkauft, in ſeinem Laden, ſondern man ſieht auch faſt an jeder Straßen-Ecke öffentliche Ichins hängen, wo der Käufer hingehen kann, um zu ſehen, ob man ihm ein falſches Ellen-Maß gegeben habe, oder nicht. Eine ſolche Elle iſt ungefähr 6 Fuß lang, in 6 Theile, und jeder Theil wieder in 10 andere, eingetheilt, daß alſo der ganze Ichien 60 Eintheilungen hat, und beynahe 3 holländ. Ellen macht.

Ichnevmon. Dieſe griechiſche Benennung, welche wörtlich: der Nachſpürer oder Aufſucher, Inveſtigator, heißt, (von ἰχνεύειν, nachſpüren,) wird von den Zoologen einer Art vierfüßiger Thiere, und einem Inſectengeſchlechte, beygeleget.

I. Unter den vierfüßigen Thieren, heißt **Ichnevmon** die ſogenannte **Pharaonis-Ratze, Pharaonis-Maus, ägyptiſche Ratze, Schweinratze** (wegen der ſpitzigen Schnauze), **indianiſche Maus, Mauſehund** der **Holländer**, Fr. Rat de Pharaon, welches Thier von Klein und einigen andern Naturforſchern unter die **Wieſeln** gerechnet, und die ägyptiſche Wieſel, oder das ägyptiſche Spurwieſelchen, genannt, weil man es ſehr häufig in Aegypten antrifft, (wiewohl es auch in Indien und dem ganzen ſüdlichen Aſien, wie auch in Afrika bis an das Vorgebirge der guten Hoffnung, keine Seltenheit iſt,) von Andern aber zum Geſchlechte des **Frettchens** oder der Frettwieſel (Viuerra) gerechnet, und vom Ritter Linné, unter dem Nahmen Viuerra Ichneumon, alſo bezeichnet wird: cauda e bali incraſſata ſenſim attenuata, pollicibus remotiuſculis, Ichneumon, Mus Pharaonis *Ariſt. Plin. Aelian. Oppian. Belon. Geſn. Aldr. v. Jonſt. Charlet.* Mus indicus & Lutra Aegyptii *Jonſt.* Meles digitis mediis longioribus, lateralibus æqualibus, unguibus ſubuniformibus *Haſſelq.* Ichneumon ou la Mangouſte *Briſſ.* Muſtela Ichneumon, Mus Pharaonis vulgo, pilis ex albido & nigricante

cante variegatis veſtita *Eiusd.* la Mangouſte *de Buffon* & *Bomare.* Muſtela ægyptiaca, Mus Ægypti, Damulo, Donola, Lutra Ægypti *Klein.* Muſtela glauca *Rumph.* Serpenticida ſ. Muncos *Alpin.* Muſtela ſ. Viuerra Indis Mangutia *Garc.* Ichnevmon indicus ſ. orientalis; the indian Ichnevmon; l'Ichnevmon des Indes *Sebae.* Dieſes Thier iſt ungefähr ſo groß wie der Buchmarder, dem es auch in der Bildung ſehr nahe kommt; denn es hat einen kleinen Kopf, eine ſpitzige Schnautze, kurze und runde Ohren, einen kurzen Hals, welcher mit dem Kopfe beynahe von einerley Dicke iſt, einen länglichen Leib, kurze Füße und einen langen Schwanz, welcher aber nicht ſo haarig iſt, wie bey dem Buchmarder. Zwiſchen den längern ſteifen Haaren, welche theils ſchwärzlich oder aſchgrau, theils weißlich oder gelblich ſind, findet man noch auf dem ganzen Körper ein kürzeres wollichtes Haar, welches eine röthliche Farbe hat. Bey dem Männchen ſowohl, als auch bey dem Weibchen, bemerkt man nahe bey dem After eine beſondere Oeffnung, welche mit den zwey gewöhnlichen Gängen der Natur nichts gemeinſchaftliches hat, und eine Art von Beutel, worin eine ſtark riechende Feuchtigkeit enthalten iſt. Man ſagt, daß der Ichnevmon, wenn es ſehr heiß iſt, dieſen Beutel öffne, um ſich abzukühlen.

Der Ichnevmon hält ſich ſehr gern an den Ufern des Waſſers auf. Er begibt ſich bey großen Ueberſchwemmungen in hoch gelegene Gegenden, und nähert ſich oft bewohnten Gegenden, um ſeinen Raub aufzuſuchen. Er ſchleicht ſich ganz ſtille fort, und läſſet ſich in Nothfalle keinen Umweg verdrießen. Zuweilen trägt er den Kopf in die Höhe, zieht den Leib kurz zuſammen, und erhebt ſich, ſo hoch er kann, auf ſeine Beine. Zuweilen ſcheint er zu kriechen, und ſich, wie eine Schlange, auszudehnen. Oft ſetzt er ſich auf

seine Hinterpfoten; noch öfters schießt er, wie ein Pfeil, auf seine Beute los.

Diese Thiere halten sich vornehmlich in großer Menge an dem Ufer des Niles und anderer Flüsse auf, wo sie den Schlangen, Eidechsen, Fröschen, Schnecken, Insecten, Ratzen, Mäusen, Vögeln, Wieseln, und andern Thieren nachstellen; denn sie fressen ohne Unterschied alles Fleisch von lebendigen Thieren. Wegen ihrer sehr kurzen Schnauze und ihres engen Maules wird es ihnen zwar unmöglich, große Sachen zu fassen, und mit ihren Zähnen darauf einzubeissen; sie wissen sich aber für den Mangel der Waffen und Stärke durch Behendigkeit und Muth schadlos zu halten. Eine Katze, welche weit größer und stärker, als der Ichnevmon selbst ist, erwürgt er ohne viele Umstände. Die größten Hunde fällt er an, und macht sie entweder zu einem Angriff schüchtern, oder zur Gegenwehr unfähig. Er fürchtet sich weder vor einem erboßten Hunde, oder einer heimtückischen Katze, noch vor dem Bisse einer Schlange, sondern verfolgt sie alle mit einer wahren Blutbegierde, bis er sie fassen und tödten kann. Er frißt so gar die allergiftigste Schlange, die Brillenschlange, ohne Schaden; denn er kennt ein allgemeines Gegengift. So bald er die Wirkung irgend eines Giftes fühlt, eilt er sogleich, sein Rettungsmittel, besonders aber eine gewisse Wurzel, welche die Indianer Chiri (*) nennen, und welcher sie die Eigenschaft eines der sichersten und kräftigsten Gegenmittel wider den Biß der Schlangen und Ottern zuschreiben, aufzusuchen. Man will so gar bemerkt haben, daß er die erwähnte Wurzel zu vergraben pflege, um sich entweder dadurch wider alles Gift vorher in Sicherheit zu setzen, oder sich dadurch

zu

(*) Kämpfer gibt hiervon in seinen *Amoenitat. exot.* S. 574 und Hr. v. Büffon im XI Bd. seiner *Hist. nat.* à Par. 1764. 8. S. 135, in der Anm. c), ausführliche Nachricht.

zu heilen. Die Krokodillen-Eyer sind für ihn ein eben so leckeres Essen, als die Hühner- und Vogel-Eyer. Er tödtet und verzehrt so gar die jungen Krokodille, ob diese gleich, wenn sie aus dem Eye gekrochen sind, gar bald eine merkliche Stärke besitzen. Daß er aber, wie man erzählt hat, dem Krokodille, wenn dieser mit offenem Maule schläft, in den Rachen springe, ihm die Leber, und anderes Eingeweide zerfresse, und sich alsdann durch den Bauch dieses Thieres seinen Weg durchnage, dieser Umstand ist von den neuern Naturforschern, welche in Aegypten gewesen sind, für ganz falsch befunden worden.

Die Naturkundigen haben zwar in der Meinung gestanden, daß es mehrere Arten solcher Ichneumons oder Pharaonis-Ratzen gebe, weil man bald größere, bald kleinere, bald verschieden gezeichnete einzelne Thiere dieser Art gesehen hat. Wenn man aber erwäget, daß viele in Häusern aufgezogen worden sind, und, wie andere zahme Hausthiere, mancherley Abänderungen erlitten haben, so wird man gar leicht begreifen, daß hier die Verschiedenheit sowohl der Farbe, als der Größe, weiter nichts, als Abänderungen, ankündigen, aber keine besondere Gattungen vorstellen können; um so viel weniger, da Hr. Graf v. Büffon selbst, an zwey lebendigen, und vielen andern ausgestopften ägyptischen Ratzen, die zwischen ihrer Größe und ihren Farben vorfallenden Mittelarten gesehen, und bemerkt hat, daß keine von der andern durch ein deutliches und beständiges Merkmahl unterschieden war. Es hat bloß das Ansehen, als ob die Pharaonis-Ratzen in Aegypten, wo sie gleichsam unter die Hausthiere gehören, etwas größer, als in Indien, wären, weil sie hier nie die Freyheit verlieren, oder zahm gemacht werden.

Seba beschreibt im 1 B. seines Thesaur. S. 66, Tab. 41, einen kleinen Ichneumon, den er selbst le-

ben-

bendig besessen, und von Ceylon erhalten hätte, als ein sehr unreinliches Thier, welches auf keine Weise zu bändigen oder zahm zu machen war. Dagegen hielt sich der Präsid. v. Robien in Frankreich ein solches kleines Thier, welches mit seinem Herren so vertraut lebte, daß dieser, aus wahrer Zuneigung, es beständig in seinem Hute bey sich trug, und sowohl die Artigkeit als auch Reinlichkeit seines Thierchens rühmte.

Die Stimme des Thieres ist schwach und fast gleich einem Gemurmel. Nur alsdann lässet es ein durchdringend helles Geschrey hören, wenn man es schlägt oder böse macht. Uebrigens erwiesen die Aegypter ihrem Ichnevmon alle Merkmahle der Verehrung; und er verdiente noch jetzt, häufiger gezogen und besser geschonet zu werden, indem er, gedachter Maßen, eine große Menge schädlicher Thiere, besonders die Krokodille, vertilget, und ihre Eyer so gar unter dem Sande zu finden weiß. Die Krokodille pflegen eine solche Menge Eyer zu legen, daß man vor ihrer Vermehrung zittern müßte, wenn der Ichnevmon sie nicht schon im Keimen ausrottete; dieser aber nöthigt den Krokodill, um von den 400 Eyern, welche er auf einmahl zu legen pflegt, nur einige zu retten, solche, so bald der Nil wieder in seine Ufer getreten ist, auf eine kleine Insel zu tragen.

Der Ichnevmon hat ein schnelles Wachsthum, aber nur ein kurzes Leben. Aristoteles behauptet, die Katzen und Ichnevmons brächten so viele Junge zur Welt, als die Hunde; sie fräßen dieselben oft lebendig auf, und lebten ungefähr 6 Jahre. In gemäßigten Erdstrichen, und noch weniger in unsern Kältern, kann der Ichnevmon nicht wohl auferzogen oder lange am Leben erhalten werden, wenn man sich die Erhaltung desselben auch noch so sehr angelegen seyn liesse. Der Wind ist ihm gefährlich, und die Kälte tödlich. Um beyden Uebeln auszuweichen,

und

und ſeine Wärme nicht einzubüßen, legt er ſich rund zuſammen, und verbirgt ſeinen Kopf zwiſchen den Schenkeln.

Weil dieſe Thiere Scheuern und Häuſer von Mäuſen reinigen, haben ſie bey den Aegyptern, wie bey uns die Katzen, einen Rang unter den Hausthieren bekommen, und werden in dieſer Abſicht zahm gemacht; da ſie ſich aber in den Häuſern nicht vermehren, ſo bringt das Landvolk die Jungen nach den Städten zum Verkauf.

Das Fleiſch dieſes Thieres wird, wie Niebuhr (*) verſichert, von den Arabern gegeſſen.

Auſſer dieſer eigentlich ſo genannten Pharaonis-Katze, gibt es noch von dieſer Art verſchiedene Varietäten; nähmlich:

Der ſogenannte ceyloniſche Fuchs, Ichneumon f. Vulpecula zeylanica *Sebæ*, ſonſt auch Quil und Quirpele, von den Holländern aber Kwalje genannt, Fr. Renard de Ceylon, Engl. the Fox of Ceylon. Er iſt kein eigentlicher Fuchs, ob er gleich, in Anſehung des Körpers, dem Fuchſe gleich kommt. In dem linnäiſchen Syſtem ſteht er unter den Frettwieſeln, und zwar als eine Unterart von der Pharaonis-Katze. Klein ſetzt ihn unter das Wieſelgeſchlecht, und nennt ihn die ceyloniſche Wieſel, Muſtela ceylonica. Dieſes Thier hat auch wirklich einen Kopf wie die Wieſel, große, helle und lebhafte Augen, und kurze runde Ohren. Der untere Kiefer iſt viel kürzer als der obere, und beyde ſind mit ſcharfen Zähnen beſetzt. Der Hals iſt lang, die Füße aber ſind kurz, und mit 5 dicken Nägeln bewaffnet. Der Schwanz iſt rauch und dick. Die Haare ſind ziemlich lang, röthlich, mit Grau untermengt. In Anſehung der Größe gleicht

(*) Beſchreibung von Arabien, S. 167.

gleicht dieſes Thier, welches ziemlich wild und unfreundlich iſt, einer Katze. Es durchwühlet gern die Erde, nager alles Holzwerk und weiche Sachen entzwey, klettert auch gern auf die Bäume. Seine Nahrung beſteht in Wurzeln, Pflanzen, Spinnen, und andern Inſecten und Würmern.

2. Der Mungo, Mungos, oder Schlangentödter, Serpenticida ſ. Muncos *Rumph.* Muſtela glauca *Linn.*; ſiehe unter Mungos.

3. Einige rechnen auch den Muffet, den Stink-Fuchs, oder das Stinkthier in Neu-Spanien und Surinam, Viverra Mephitis *L.* hieher; ſiehe Stink-Thier.

II. Unter den Inſecten, rechnet man zum Ichneumon-Geſchlechte ſowohl die ſo genannten Raupentödter, Mouches-Ichneumones, als auch die Schlupf-Fliegen oder Schlupfweſpen, Guêpes-Ichneumones, wovon an ſeinem Orte gehandelt wird.

Ichnographie, (wörtlich: die Beſchreibung der Fußſtapfen einer Sache, von ἰχνος, veſtigium,) der Grundriß eines Gebäudes; ein Riß, welcher die Eintheilung eines Gebäudes im Grunde deſſelben nach einem horizontalen Durchſchnitt darſtellt; Fr. le plan oder plan ichnographique d'un édifice. Siehe Abriß, Plan.

Icho, ein Staudengewächs auf den Gebirgen in Peru, welches dienen ſoll, das Queckſilber aus ſeinem Erz zu ſchmelzen, wozu ſonſt viel Holz erfordert wurde. Es ſoll ſolches ein Hüttenmeiſter daſelbſt Rodrigo de Torres erfunden haben.

Ichoglan, ſ. Itſchoglan.

Ichthyocolla, Fiſchleim, Hauſenblaſe; ſ. Th. XXII, S. 469.

Icicariba, iſt beym Margrav und Piſo der braſilianiſche Nahme des dortigen Elemiharzbaumes; ſiehe Th. X, S. 705.

Icog-

Icoglan, ſ. Itſchoglan.

Iconographie, eine Beſchreibung der Bilder, die Kenntniß alles deſſen, was die Bildhauerkunſt und Mahlerey betrifft; inſonderheit die Kenntniß alter Bilder, alter Statüen, und anderer Denkmähler des Alterthumes.

Iconologie, die Erklärung der alten Monumente. Inſonderheit heißt in der Mahlerey und Bildhauer-Kunſt Iconologie ein Unterricht, wie man die Götter und Helden der Fabel, oder die Handlungen und Leidenſchaften berühmter Menſchen, nebſt den Attributen, welche ſie characteriſiren, gehörig vorſtellen ſoll.

Ictere, Fr. Ictere; ſ. Gelbſucht.

Iltis, die Kaninchenwieſel, Muſtela Furo *Linn.*; ſiehe Wieſel.

Idæa, Vaccinium Vitis Idæa Linn.; ſ. Preiſelbeere.

Idæa bacca, Idæus rubus; ſ. Himbeere.

Idealiſche Schönheit, bey den Mahlern; ſiehe Schönheit.

Idem; dieſes Ausdruckes bedient man ſich, um die Perſon, oder die Sache, die man ſchon vorher genannt hat, nicht noch einmahl nennen zu dürfen; eben derſelbe, oder eben daſſelbe.

Idemiſt, Fr. Idémiſte, nennt man, im familiären Scherz, eine Perſon, die in einer Verſammlung allemahl der Meinung der Andern beypflichtet, es ſey nun aus Gemächlichkeit, oder aus Schwäche des Geiſtes, oder aus Menſchenfurcht u. ſ. w.; ein Jaherr, ein Jabruder; ſ. Th. XXV. II, S. 6.

Ides, ſ. *Idus*.

Idis, eine Art Glasperlen; ſiehe unter Perle.

Idioſynkraſie, eigene Beſchaffenheit. Man verſteht darunter die einem jeden menſchlichen und thieriſchen Körper beſonders eigene Beſchaffenheit, ſowohl in Anſehung der Miſchung ſeiner flüſſigen Theile, als auch

auch in der Einrichtung seines Nerven-Systemes, vermöge welcher mancher Mensch, oder manches Thier, sich gegen gewisse äussere Dinge ganz anders verhält, als andere Menschen oder Thiere zu thun pflegen. Daß z. B. einige Menschen vom Anblick oder von der Gegenwart einer Katze, einer Spinne, einer Maus, oder eines Frosches, ohnmächtig werden, daß Andere einen Abscheu vor Wein, oder vor Käse, haben, und daß die Katzen, wenn sie Marum verum riechen, lächerliche Sprünge machen, u. s. w. ist eine Idyosyncrasie.

Idiot, nennen die Blumisten eine braune Nelkensorte mit milchfarbigen Streifen.

Idria, Ydria, oder **Hydria**, eine kleine Stadt im östreichischen Friaul, zwischen Krain und der Grafschaft Görz, welche unmittelbar unter der inner-östreichischen Hofkammer zu Grätz steht. Sie liegt in einem tiefen Thale zwischen hohen Bergen und unfruchtbaren Hügeln, an dem Flüßchen Yderscheza oder Idria, enthält ein Schloß, und ungefähr 270 zerstreut liegende Häuser. Was diesen Ort hauptsächlich berühmt macht, ist das herrliche und reiche Quecksilberbergwerk, welches wegen der reichen Ausbeute, die es gibt, eine der ergiebigsten Quellen der Einkünfte der kaiserlichen und königlichen Kammer ist, und wovon ich an seinem Orte ausführlicher handeln werde.

Idus, oder wie einige auch schreiben, *Eidus* (*), war bey den alten Römern der Nahme, den sie 8 Tagen in jedem Monathe beylegten, so, daß sie dieselben rückwärts zählten, und zwar machten sie im März, May, Jul. und October am achten, in den übrigen Monathen

(*) Vom hetruscischen Worte iduo, ich theile, weil solcher Tag den Monath gleichsam theilet, und macht, daß die nach ihm folgenden Tage ihren Nahmen von dem folgenden Monde bekommen.

then aber am ſechsten Tage des Monathes den Anfang damit; d. i. in den gedachten vieren fielen die Idus auf den 15ten, in den andern allen aber auf den 13ten Tag des Monathes. Denn den erſten Tag in jedem Monathe nannten ſie Calendæ; darauf folgten im März, May, Jul. und Oct. ſechs, in den übrigen Monathen aber nur 4 Nonæ; auf ſolche kamen hernach die 8 Idus, und ſodann die Calendæ des folgenden Monathes.

Die Idus kommen 8 Tage nach den Nonis, es mögen nun die Nonæ am 5ten oder am 7ten Tage kommen; d. i. die Idus ſind allemahl entweder der 13te oder der 15te Monathstag; der 13te, wenn die Nonæ der 5te ſind, und der 15te, wenn die Nonæ der 7te ſind. Nach dem Tage der Nonarum und gleich am folgenden Tage, welches der 6te oder 9te iſt, ſagt man octavo Idus, oder nono Idus, und ſo weiter bis zum 12ten und 14ten Tag, welchen man durch pridie Idus bezeichnet. Am 13 oder 15ten Tage der Iduum ſchreibt man Idibus. Dieſe Art, die Tage zu rechnen, iſt noch jetzt in der römiſchen Kanzelley und im Kalender des Breviarii gebräuchlich.

Der Tag der Iduum ſelbſt war durchaus dem Jupiter heilig, daher ihm auch an demſelben allemahl ein Schaf geopfert wurde, und es gingen an demſelben andere Solennitäten mehr vor. Denn an den Idibus Januariis war den Tibicinibus erlaubt, Frauenkleider anzuziehen, und alſo durch die Stadt zu ſchwärmen. An den Idibus Februariis wurde auf der Inſel Tiberina dem Faunus ein feyerliches Opfer gebracht. An den Idibus Martiis ſtattete man einer gewiſſen Göttinn, Anna Perenna ihren Dienſt ab, wobey man allerley Gaſtereyen anſtellte, ſonderlich aber ſich am grünen Graſe an der Tiber beluſtigte, ſich einander fleißig zutrank, und wünſchte, vt annare & perennare commode liceret (daß die Göttinn einen Jeden das Jahr glücklich wolle zurück legen laſſen). Seit dem aber Cäſar an dieſem Tage war ermordet worden, hielt man ihn für einen unglücklichen Tag. An den Idibus Aprilis feyerte man das Feſt der Einweihung des Tempels, welchen Q. Fabius dem Jovi Victori gelobet hatte. An den Idibus Majis feyerten die Kaufleute das Feſt des Merkur, und wuſchen ſich aus

deſſen Brunnen vor der Porta Capena; und die deſsalſchen Jungfern warfen an dieſem Tage gewiſſe gemachte Bildchen von dem Ponte ſublicio in die Tiber. An den Idus Januis ſchwärmten die Tibicines abermahls in Weibskleidern durch die Stadt, und kamen dabey in dem Tempel der Minerva zuſammen. An den Idibus Quinctilibus oder Julius verſammelten ſich die römiſchen Ritter auf dem Campo Martio, zogen zu Pferde, in ihren Trabeis, und mit Oel-Zweig-Kränzen auf den Häuptern, zum Tempel der Ehre und von da auf das Capitolium, zum Andenken eines erhaltenen wichtigen Sieges über die Völker in dem Latio. Sonſt war dieſer Tag beſonders dem Caſtor und Pollux gewidmet. An den Idibus Sextilibus oder Auguſtis feyerte man das Feſt der Diana, woran die Frauen mit brennenden Fackeln in den Wald der Diana Aricina gingen, wo die Diana verehrten, desgleichen auch die Jäger thaten. Auch ſchienen an dieſem Tage Herr und Knecht einerley zu ſeyn, und es war inſonderheit für die Sclaven ein Tag der Fröhlichkeit, an dem ſie ſich luſtig machen durften, weil an demſelben ehemahls Servius Tullius auch nur von einer Sclavinn geboren worden war. An den Idibus Septembribus ſchlug der oberſte Prätor den gewöhnlichen Jahr-Nagel ein, und war der Tempel des Jupiter Capitolinus eingeweihet worden. An den Idibus Octobribus wurde dem Mars auf dem Campo Martio ein Pferd geopfert. An den Idibus Novembribus wurde ein ſolennes Gaſtmahl dem Jupiter gehalten. An den Idibus Decembribus wurde ein Wett-Rennen mit den Wägen angeſtellet, und das Pferd, welches ſich am beſten gehalten hatte, alsdann dem Mars geopfert.

Sonſt mußten an den Idibus auch die geborgten Gelder wieder bezahlet werden (*), und die Schulknaben ihr Schul-Geld an 8 Aſſibus mit bringen (**), welches 2 Gr. 3 ℔ [illegible]

(*) Hæc vbi loqvutus foeneratot Alphius
Jamiam futurus ruſticus,
Omnem relegit Idibus pecuniam:
Quærit Kalendis ponere.

HORAT. *Epod.* II.

(**) — — — qui mæro pauper egelit
Noluit in Flavi ludum me mittere, magni

Qui

beträgt, und für die großen Römer auf einen ganzen Monath gewiß nicht viel heissen kann; wiewohl doch Einige es nicht für das Schulgeld annehmen wollen, was der Dichter sagt, sondern von einem Exempel, welches ihnen aufgegeben worden, zu Hause nachzurechnen, was von einem Capitale auf so oder so lange Interessen müßte gegeben werden, weil das Schulgeld nicht monathlich, sondern jährlich, abgetragen worden sey.

Je! in den gemeinen Mundarten, besonders Niedersachsens, der verkürzte Nahme Jesus, so fern er in Ausrufungen gebraucht wird. Herr Je! o Je! Die ähnlichen Herr Jemi! Herr Jemini! O Jemini! scheinen ähnliche Verdrehungen dieses Nahmens zu seyn. Siehe Jemini.

Je, das in Niedersachsen und im gem. Leben der Obersachsen veränderte Zwischenwort ey! welches oft auch nur ie und i lautet, und von Einigen auch also geschrieben wird. Je nun, so sey es. Je, machen Sie doch keine Umstände. Da das seine Jünger hörten, entsatzten sie sich und sprachen: Je wer kann denn selig werden! Matth. 19, 25.

Je, eine Partikel, welche überhaupt eine Allgemeinheit bedeutet, sowohl der Zeit, als der Sache.

1. Der Zeit.

1. Sowohl eine beständige ununterbrochene Fortdauer zu bezeichnen, als auch für immer, zu allen vorkommenden Zeiten und Gelegenheiten. Es ist je einer reicher als der andere, immer. Es betrügt je einer den andern, immer. Wo man es zur Verstärkung der Bedeutung auch wohl zu wiederhohlen pflegte; je und je, zu allen Zeiten. Wie ich je und

Quo pueri magnis è centurionibus orti,
Lævo suspensi loculos tabulamque lacertò,
Ibant octonis referentes idibus æra.

HORAT. Sermon. L. 1. Sat. 6.

je nicht wohl beredt gewesen, 2 Mos. 4, 10. Ich habe dich je und je geliebt, Jer. 31, 3. Je zuweilen, je zu Zeiten, je bisweilen, für zuweilen, bisweilen, zu Zeiten, kommen auch noch zuweilen im gem. Leben der Hochdeutschen vor.

In dieser ganzen Bedeutung ist es im Hochdeutschen für sich allein veraltet, wo man es in derselben nur noch in der R. A. von je her kennet, d. i. von alten Zeiten, oder doch von einer sehr langen Zeit her, von Anfange an. Er hat von je her nichts getaugt. Das ist von je her seine Lieblingsmeinung gewesen.

Auch der Gebrauch dieses Wörtchens, da es eine austheilende oder distributive Eigenschaft hat, scheint ein Ueberbleibsel dieser Bedeutung zu seyn. Sie gingen je zwey und zwey, es gingen ihrer zwey zusammen. Sie gingen je vier, je acht. Von allen soll je ein Par zu dir hinein gehen, 1 Mos. 6, 20. Aus allerley reinem Vieh nimm zu dir je sieben und sieben, Cap. 7, 2. Wofür man auch mit Auslassung des je sagt, sie gingen zwey und zwey.

2. Für jemahls, zu irgend einer vergangenen oder zukünftigen Zeit, im Gegensatze des nie, im Oberdeutschen ie. Wer hat solches je gesehen und je gehöret? Es. 66, 8. Wer hat Gott je geehret, Sir. 1, 3. Habt ihr auch je Mangel gehabt? Luc. 22, 35. Die Aufrichtigkeit ist die letzte Tugend, von der wir uns je trennen sollten. Nach andern verneinenden Wörtern, als: kein, niemand, ist es überflüssig und widrig; z. B. nie ist das je erhöret worden.

II. Der Sache, für jeder, wo es im eigentlichen Verstande doch nur noch in den Zusammensetzungen jeder, jeglich, jedweder, jemand u. s. f. üblich ist. Indessen scheint noch ein gedoppelter Gebrauch dieses Wörtchens davon abzustammen.

1. Da es eine austheilende oder distributive Bedeutung in Ansehung ganzer Sätze hat, in Verbindung

ung mit dem nachdem. Es iſt gleichgültig, ob dieſes oder das geſchieht, je nachdem die Umſtände es erfordern.

2. Vor zwey auf einander folgenden Comparativis, wo es eine Vertheilung eines gleichen Maßes oder Verhältniſſes über beyde bezeichnet, und jedem derſelben vorgeſetzet wird. Es wird je länger, je ſchlimmer, d. i. nach dem Maße, wie die Zeit wächſet, nach eben demſelben Maße nimmt auch der ſchlimme Zuſtand an innerer Stärke zu. Je höher du biſt, je mehr dich demüthige, Sir. 3, 20. Je länger hier je ſpäter dort. Je größer Schelm, je beſſer Glück.

Je! es ſchlägt! ein Ausruf des Bergjungen, wenn er im Hochhäuschen (ſ. Th. XXV, S. 215,) hört 10 und 4 ſchlagen; da denn die Jungen bey der erſten die Beth- und Aufſetz-Stunde hatten, und bey der andern Schicht machen.

Je länger je lieber, eine Benennung verſchiedener Gewächſe, theils wegen des angenehmen Geruches der Blüthen, theils wegen des Geſchmackes der Wurzeln, je länger man dieſelben käuet, je ſüßer ſie ſchmecken; als:

1. Des Solanum Dulcamara *Linn.*; ſ. Nacht-Schatten.

2. Des Lonicera Caprifolium, und der Lonicera Periclymenum *L.*; ſ. Geiß-Blatt.

3. Des Chamæpitys *L.* oder der Feldcypreſſe; ſ. Th. VIII, S. 513.

4. Der Myoſotis ſcorpioides aruenſis; ſ. Mäuſe-Ohr.

Jean, Jeanne; ſ. Johann.

Jean blanc, (*Meſſire*) der weiße Hans; eine Art Birn; ſ. Th. V, S. 455.

Jean gris, (*Meſſire*) der graue Hans, eine Art Birn; ſ. eben daſelbſt.

St. Jean, Sanct Johannis-Insel, ist der Nahme einer großen und einiger kleinen, dem Könige von Frankreich gehörigen Inseln in Nord-Amerika, in dem Meerbusen St. Laurentii, Acadien gegen Nordosten. Die große Insel St. Jean ist nicht viel über 25 bis 30 französ. Meilen lang, und in der Mitte nur 1 M. breit. Sie hat beynahe die Gestalt eines Kreuzes, und auf beyden Seiten Spitzen. Die Seite nach dem festen Lande zu, ist mit Felsen versehen, und macht zwey Meerbusen. Das Land ist gut, hat viel und schönes Gehölz, gute Weide, und einen Ueberfluß an Wildbret. Der Stockfischfang ist bey dieser Insel allezeit gut gewesen, und der Stockfisch, welcher daselbst gefangen wird, ist eben so gut und groß, als derjenige, welcher bey Terreneuf und auf der großen Bank gefangen wird. Im J. 1758 eroberten die Engländer diese Insel.

St. Jean de Portorico, s. Portorico.

Jeanu, ist der brasilianische Nahme der Pflanze, von welcher die Mechoacanna oder weiße Rhabarber kommt; s. Mechoacanna.

Jedo, Jeddo, Jendo, Jedum, Yedo und Yendo, eine Stadt in Japan, auf der Insel Niphon, von welcher sie sowohl, als von dem Reiche Japan, die Hauptstadt und die Residenz des weltlichen Kaisers ist. Sie ist eine von den fünf großen Handelsstädten, welche zu den Kammergütern des Kaisers, oder zu den Ländern der Krone gehören, und wird für die ansehnlichste und größte im ganzen Reiche gehalten, weil die Menge ihrer Einwohner überaus groß ist. Sie liegt in der großen Landschaft Tookaido, in einer großen Ebene, unten an einer fischreichen Bay, die aber im übrigen sehr niedrig ist, und einen schlammigen Grund oder dergleichen Lehm hat; daher die Schiffe, welche eine etwas beträchtliche Ladung haben, nicht bis zur Stadt gehen können, sondern

oder 2 Meilen unterhalb ausgeladen werden müssen. Ein groſser Fluß, welcher auf der westlichen Seite der Stadt seine Quelle hat, und von Einigen Tonkato oder Tonkon genennet wird, geht durch dieselbe, und stürzet sich durch fünf Mündungen in den Hafen. Jede hat ihren besondern Nahmen und eine prächtige Brücke. Die vornehmste dieser Brücken, welche zugleich wegen ihrer Gröſse und Bauart die berühmteste ist, wird Niponbas, oder Hafen von Japon, genennet. Er hat 42 Klafter in die Länge. Von gedachter Brücke werden, als von einem allgemeinen Mittelpuncte, alle Entfernungen der Oerter im ganzen Reiche abgemessen und gerechnet. Die Stadt ist ein Pflanzgarten von Künstlern, Handwerkern und Kaufleuten; inzwischen wird doch, wegen der Menge müſsiger Mönche und Hofleute, wie auch wegen der schweren Zufuhre der Lebensmittel und anderer Bequemlichkeiten, alles daselbst theurer, als an irgend einem andern Orte des Reiches, verkauft. Die vornehmsten Straßen dieser Stadt, deren sehr viele, und die meisten 180 Ellen lang sind, haben auf beyden Seiten eine Menge wohlverwahrter Läden von Kaufleuten, Künstlern, Zeug- und Seidenhändlern, Materialisten, Götzenverkäufern, Buchhändlern, Schmelzwerkhändlern, Apothekern, und andern. Ein aufgehangenes schwarzes Tuch bedeckt die eine Hälfte des Ladens. Die Werkstätte gehen auf der Seite der Straße etwas hervor, und man sieht daselbst schöne Muster oder Zeuge von demjenigen ausgelegt, was man verkauft und in den Läden machet.

Jedso, s. unter Kamtschatka.

Jehova- oder Jehovah-Thaler, nennt man diejenigen Münzen, worauf der strahlende hebräische Nahme Gottes vorkommt. Dahin gehören:

1. Ein rarer, im Interregno geschlagener, Thaler der schwedischen Reichsstände, da sie Sigismund III.

den Gehorsam aufgekündigt hatten. Auf einer Seite zeigt sich der hebräische Nahme Gottes JEHOVAH, um und um mit Strahlen umgeben. *Moneta Nova.* Auf dem Revers, das gekrönte schwedische Wapen, in dessen Mittelschilde die Korngarbe, als das Stamm-Wapen des königl. Hauses Wasa zu sehen ist. *Regni Suecia.* 1600. Man hat dergleichen auch mit den Jahrzahlen 98 und 99, welche neben dem Wapen stehen.

2. Ein um die Zeit, da Sigismund noch starke Prätension an Schweden machte, geschlagener Thaler. Av. CAROLVS. D. G. HÆRE. PRIN. SVECIÆ. Des Prinzen geharnischtes Brustbild, mit dem Regimentsstabe, das Wapen vor sich haltend. Inwendig: DEVS SOLATIVM. MEVM. Rev. Der strahlende Nahme Gottes Jehovah: *Monet. Nova. Stockholm.* Um den äussersten Rand: FORTITVDO. MEA. JEHOVA 1601. Man hat ihn auch von 1603.

3. Dergleichen. Av. GVSTAVVS. ADOLF. D. G. DESIGN. REX. SVECIÆ. Z. PRINCEPS. HÆR. Des jungen Königes geharnischtes und belorbertes Brustbild, mit der Feldbinde und dem Regiments-Stabe in der rechten Hand. Ueber dem Haupte der Nahme JEHOVAH. Die innere Umschrift: GLORIA. ALTISSIMO SVORVM. REFVGIO. Rev. Der Heiland, und zu dessen Rechten drey Wapen unter einer Krone. SALVATOR. MVNDI. SALVA. NOS. 1615. auch von 1616, und 17.

4. Dergleichen. Av. GVSTAVVS. ADOLF. D. G. DESIGN. REX. SVECIÆ. Z. PRINCEpS. HÆRE. Belorbertes Brustbild im Harnische, und darüber der strahlende Nahme Jehovah. Die innere Umschrift: GLORIA. ALTISSIMO. SVORVM. REFVGIO. Rev. Unter einer Krone drey Wapenschilde; VIII. SVENSKE-MARK. 1617. Ist auch zu IIII Mark.

5. Ein

5. Ein münſteriſcher Friedensthaler. Av. MONASTERIVM WESTPHALIÆ. Dieſe Stadt im Proſpect, darüber die ſtrahlende Sonne, und eine Hand aus den Wolken, einen Palm- und Oehlzweig haltend; unten zur Rechten; E. K. Rev. Der Nahme Jehova in Strahlen, darunter zwey aus den Wolken hervor ragende zuſammen gefügte Hände, und in einem Kranze von Palm- und Oehlzweigen folgende Schrift in ſechs Zeilen: GEDACHTNVS DES ALLGEMEINEN FRIEDEN - SCHLVSSes IN MÜNSTER. 1648. 24. 8bris.

6. Ein nürnberger Thaler. Av. MONETA. ARGENTEA. REIP: NORIMBERGENSIS. Die in ein Dreyeck geſtellten drey nürnbergiſchen Wapen, zwiſchen Oehl- und Palmzweigen. Rev. Die Stadt, und darüber der ſtrahlende Nahme Jehovah: SVB VMBRA ALARVM TVARVM. Unten: MDCLXXX. in einer Cartouche. Iſt von verſchiedenen Stämpeln und Jahren.

Jelle, ein Fahrzeug; ſiehe Gölle 2. im XIX Th. S. 256.

Jemini! ein in Deutſchland an vielen Orten, in der Sprechart des Pöbels gebräuchlicher Ausruf. In den Erzählungen zur Kenntniß des nordiſchen Heidenthums, aus dem Dän. Hamb. u. Kiel, 1778 und aus dieſen, im 48 St. der nützl. Beytr. zu den neuen Strelitz. Anzeig. v. J. 1778, und im 88 St. der gel. Beytr. zu den Braunſchw. Anz. v. e. d. J. findet man folgende Erläuterung über den Ausruf: O Jemini!

„Der Ausruf: O Jemini! welcher dem Alterthume ſeinen Urſprung zu danken hat, wird verſchiedentlich gebraucht. Haben durch Verſetzung einiger, Zuſammenziehung und gänzliche Verwerfung anderer Buchſtaben viele Wörter und Redensarten aus dem Alterthume verſtümmelt zu uns kommen können, ſo iſt nichts leichter, als daß aus O Semini, O Jemini, (O Jemine) hat ent-

stehen können. Ueberdies ist die Verwechselung des G mit dem Jod sehr leicht wegen der ähnlichen Aussprache, so wie auch das G von dem Obersachsen so weich wie das Jod oft ausgesprochen wird, daß man kaum einen Unterschied unter beyden, dem Klange nach, bemerkt. Diese Gemini der Römer waren die beyden Zwillings-Brüder, Castor und Pollux, welche sie bey verschiedenen Gelegenheiten als Schutzgötter erkannten, und vorzüglich als Seegötter und Beschützer gegen die Seeräuber göttlich verehrten. Catull widmet in dem Gedichte, worin er das Schiff lobt, womit er ein Par Reisen nach Asien und wieder nach Italien zurück gethan hatte, dasselbe auf das feyerlichste dem Castor und Pollux. Der häufige Gebrauch unter den Deutschen mag vielleicht noch von den alten heidnischen Cimbriern herrühren, welche schon vor Christi Geburt in Gesellschaft der Teutonen in Ober-Italien eindrangen, die Stadt Rom selbst in Schrecken setzten, und die benachbarten Länder durch ihre häufige Seeräubereyen so sehr beunruhigten, oder da die Römer tiefer in Germanien eindrangen, und bey den spätern Völkerwanderungen, vorzüglich in dem mittlern Zeitalter, da die Völker aus Scandinavien die fränkischen, englischen und italiänischen Küsten so häufig von der See her anfielen, worauf sich nachher eine Nation in die andere gleichsam verlor, und durch häufige Kriege mit den verschiedenen Sitten und Religionen aller Nationen bekannt wurden. Wenn dem Tacitus zu trauen wäre, so müßte die Verehrung des Castor und Pollux sehr alt unter den Deutschen seyn, indem er berichtet, daß bey den Naharvalen ein diesen Göttern geweiheter Hain geheiliget wurde, dessen Gottheit Alcis hieß, worin Dithmar die Nahmen Alf, Alff, Elf, Berggötter oder gewisse Geister der nordischen Völker hat finden wollen, die wohl schwerlich den Deutschen haben bekannt seyn können. So gewiß es also wohl ist, daß dieser Wunsch der Römer bey solchen Gelegenheiten unter unsern Vorfahren gebräuchlich und bis auf unsere Zeiten fortgepflanzet worden ist, so passend war er auch in heidnischen Zeitaltern bey dergleichen Gefahren. Der Anruf: O Jemine! O Jemine! bedeutet also: Hilf Castor und Pollux, stehe uns bey!“

Diese

Diese Ableitung setzt, nach des gelehrten Hrn. Hofpr. Stosch Urtheile, verschiedene Dinge voraus, welche schwer zu erweisen seyn möchten. Erstlich, daß der Ausruf O! Gemini, als ein Verwunderungs- oder Hülfs-Ausruf, bey den Römern, und besonders den Seefahrenden, gebräuchlich gewesen, weil ihn die Deutschen von ihnen sollen angenommen haben. Allein, obgleich die Römer Me Castor, Aedepol, als Schwur-Wörter gebrauchten, so wird man doch O! Gemini bey keinem einzigen Schriftsteller finden. Zweytens: die alten Cimbrier sollen diesen Ausruf von den Römern gelernet und nach Deutschland gebracht haben. Aber, wenn man nicht beweisen kann, daß er wirklich unter den Römern gebräuchlich gewesen ist, so fällt auch diese Muthmaßung von selbst hinweg. Drittens, daß der Ausruf O! Jemini, von den scandinavischen Völkern, welche die fränkischen, englischen und italiänischen Küsten von der See her anfielen, sollte ausgebreitet worden seyn, hat ebenfalls keine Wahrscheinlichkeit; denn von wem sollten ihn diese gehört haben? Auf den fränkischen und englischen Küsten ist er nicht gebräuchlich, und in Italien findet man ebenfalls keine Spur davon. So ist es auch gar nicht glaublich, daß man solchen heidnischen Ausruf werde angenommen haben, in diesen Zeiten, da man alles, was nur irgend aus dem Heidenthume herstammete, zu vertilgen suchte, und die Mönche mit vieler Heftigkeit dagegen eiferten. Was aus dem Tacitus, de mor. Germ. Cap. 43, erwähnet wird, daß bey den Naharvalen dem Castor und Pollux ein besonderer Hain geheiligt gewesen, gehört ganz sicher unter die Irrthümer dieses und anderer römischen Schriftsteller, die so gern ihre eigene Gottheiten auch bey andern Völkern finden wollten.

Man hört noch an verschiedenen Orten in Nieder-Deutschland, unter dem Pöbel, den Ausruf Herr Jes! oder

oder Herr Je! welcher ohne Zweifel einen Mißbrauch des Nahmens Jesus zum Grunde hat; und von eben solchem Mißbrauche soll, nach Einiger Meinung, das Wort Herr Jemini! entstanden seyn, und so viel heissen, als: Herr Jesu mich nicht, oder mir nie, nähmlich strafe mich nicht, laß mir nie dergleichen begegnen! Diese Ableitung ist, ob sie gleich nicht so gelehrt ist, doch viel wahrscheinlicher, besonders weil das Wort Herr, damit verknüpfet wird, welches sich zu dem lateinischen Gemini gar nicht schicken würde.

Jempteland, Jempterland, Jemtland; s. Jämtland, im XXVIII Th. S. 816, fgg.

Jena, eine obersächsische Stadt im Fürstenthume Eisenach unweit der Saale, welche an ihrer Ost- und Südseite fließt, in einem angenehmen Thale zwischen Hügeln und Bergen, auf und an welchen viel Wein wächst. Die vornehmste Nahrung hat diese Stadt von der dortigen, 1548 von Churf. Johann Friedrich zuerst gestifteten und nach seinem Tode 1558 eingeweiheten berühmten Universität, welche der Sächsisch-Ernestinischen Linie gemeinschaftlich zugehört. Die durch C. G. Buder's vortreffliche Sammlung historischer und juristischer Bücher verstärkte, und an und für sich schon sehr beträchtliche Universitäts-Bibliothek, und durch die Freygebigkeit des jetzt regierenden Herzoges von Weimar und Eisenach neu errichtete Anstalt zum Accouchement (s. Th. XXII, S. 550, fgg.), und das erkaufte Walchische Naturalien-Cabinet, wie auch der schöne botanische Garten, verdienen vorzüglich bemerket zu werden. Es wird auch hier eine besondere Art baumwollener Mützen gewirket, welche mit einer Art wie von Felbel aufgeschlagen sind, und weit debitiret werden. Ingleichen ist das jenaische Bier (s. Th. V, S. 26,) berühmt, und die jenaische Seife, beliebt. Die dasigen Jahrmärkte fallen: 1

Can

Cantate; 2) zwey Tage vor Aegidii, und 2) Sonnt. vor Simon Juda.

Unweit der Stadt, geht von dem Dorfe Wölnitz ein Thal an, welches von beyden Seiten mit ziemlich hohen Bergen eingeschlossen ist. In demselben ist ein Brunnen, welcher aus einem Berge quillt, und von dem Churf. Johann Friedrich, der sich hier nach einer Jagd vor Müdigkeit niedergesetzt hat, der Fürstenbrunnen genennet wird. Sein Wasser ist hell und klar, und wo es aus der Quelle kommt, führt es noch nicht die geringste tophsteinartige Materie mit sich; aber einige Büchsenschüsse weiter hin, nachdem es über einen Boden von festem Tophsteine geflossen ist, überzieht es Holz, Wurzeln, Kräuter, Steine, Schnecken, und andere hinein gelegte Sachen, ungefähr innerhalb 3 Monathen mit einem weißlichen Tophsteine.

Jenipan, oder Jenipapan, eine Art indianischer Kürbisse, welche lichtgrau von Farbe, etwas länglich, und so groß wie ein Aenten-Ey sind. Die Schale ist nicht so hart, wie an den gemeinen Kürbissen, und enthält ein weißliches Fleisch, welches mit vielen kleinen platten Körnern vermengt ist. Dieses alles zusammen steckt man in den Mund, sauget den Saft heraus, und speyet die Körner weg. Der Geschmack ist etwas scharf, doch annehmlich, und nicht ungesund. Der Stamm des Baumes gleicht einer Aesche, geht gerade in die Höhe, und wird ziemlich hoch; er hat gar keine Aeste, bis an den Gipfel, wo sie auf einem Büschel hervor brechen. Die Rinde ist hellgrau, wie auch die Frucht selbst. Das Holz dient zu Arthelmen und andern dergleichen Dingen.

Jenner, s. oben, S. 15, Jänner.

Jenner, s. unter Narzisse.

Jequitinguacu, s. Seifenbaum.

Jerbuah, oder Gerbua, ist der arabische Nahme eines kleinen vierfüßigen Thieres, welches von Einigen unter

ter

ter die Haſen gerechnet, und mit dem im XXII Th. S. 182, f. beſchriebenen Erd- oder Springhaſen ve- wechſelt, von Andern den Kaninchen, von Ri- Linné aber den Mäuſen beygezählet, und unter d- Trivialnahmen Mus Jaculus (der Springer) alſo b- zeichnet wird: Mus cauda elongata floccoſa, pal- ſubpentadactylis, femoribus longiſſimis, brach- breuiſſimis, d. i. eine Art Mäuſe, mit einem ſehr l- gen flockigen Schwanze, ſehr kurzen Vorderfü- welche vier Zehen und den Anſatz zu einer fünften Z- ohne Nagel haben, aber ſehr langen Hinterfüße- Mus ægyptius pedibus poſticis longiſſimis, cauda e- tremo villoſa *Haſſelquiſt*; Mus ægyptius (die ägyptiſ- Maus) *Plin.* & *Geſn.* Agnus filiorum Iſrael *Al-* Mus montanus, Rat de montagne, (ägyptiſche Ber- Ratze oder Bergmaus) der in Aegypten wohnend- Franzoſen; Cuniculus pumilio ſaliens, cauda long- ma *Gmel.* Erdhaſe Ejusd. fliegender Haſe Str- lenb. Cuniculus minor caudatus dauricus *Muſ. petr-* Cuniculus ſ. Lepus indicus, Utias dictus (indianiſch- Kaninchen, indianiſcher Haſe) *Aldrov.* in Aegypt- Djarbua; in Arabien Jerbua oder Gerbua nach Sha- woraus le Brün Gerbo, und Hr. v. Büffon, u- dem Worte ein franzöſiſches Anſehen zu geben, Gerboi- gemacht hat; in Sibirien und bey den Mungal- Alagtaga oder Alactacha und Olachtacha; in Ruſſi- Semijanoi Saiz oder Babuk. Dieſes Thierchen iſt v- der Größe einer Ratze, in Anſehung ſeiner Geſt- aber weicht es in vielen Stücken von den Ratzen a- Der Kopf iſt faſt eben ſo gebildet, wie bey den Kani- chen, nur ſind die hervorſtehenden ſchwarzen Aug- größer. Der obere Kinnbacken iſt viel größer, a- der untere, und ragt über dieſen hervor. Das Ma- iſt mit einem Knebelbarte von langen, ſchwarzen un- weißen Haaren eingefaßt. Der Schwanz iſt dr- Mahl ſo lang als der Körper, und überall mit kurze- dicke

dicken, an der Spitze aber mit langen, sanften Haaren besetzt. Die fünftehalbzehigen Vorderfüße sind kaum 1 Zoll lang, und dienen dem Thiere gar nicht zum Gehen, sondern nur um sich fest zu halten, und die Speisen an den Mund zu bringen. Die dreyzehigen Hinterfüße aber sind weit länger als der ganze Körper, und bloß auf ihnen geht und steht das Thier; sein Gang aber besteht aus lauter schnellen Sprüngen; es kann auf einmahl 5 bis 6 F. weit springen. Ohren und Füße sind fleischfarbig. Der Obertheil des Kopfes und der Rücken sind mit röthlichen oder fahlen, der Unterleib aber, die Seiten und die Schwanzspitze mit weißlichen Haaren bedeckt.

Jeremiade, s. das Folgende.

Jeremias, Fr. Jérémie, ein Mannsnahme, insonderheit eines von den so genannten vier großen Propheten.

In Beziehung auf die Klagelieder Jeremiä, sagt man figürlich von jemanden, der immer wehklagt, jammert, wimmert, winselt, nichts als Unglück und Böses prophezeyet: er singt Klagelieder wie Jeremias, (vulgo: er klagt, wie ein altes Weib). Daher nennt man auch zuweilen im familiären Styl, ein wimmerndes und anhaltendes Wehklagen, womit man Andern beschwerlich fällt, eine Jeremiade.

Jericho-Rose, Anastatica L.; s. unter Rose.

Jerislaw, Jeroslaw; s. Jaroslow.

Jerken, Yarken, die Hauptstadt und Residenz des Cantaisch oder obersten Chans, in dem Königreiche oder Lande Kashgaar, in der freyen Tatarey, an den Ufern des kleinen Flusses Ilac. Sie ist ziemlich groß, sehr volkreich, und die Niederlage derjenigen Waaren, welche die Handlung zwischen Indien und dem nördlichen Theile von Asien, ingleichem zwischen Tangut und Sibirien, wie auch der großen Bucharey und China, ausmachen. Es werden daselbst auch allerley

ley, baumwollene und seidene Zeuge gemacht und ver handelt.

Jersey, Jarsey, Engl. Gearsey, L. Garneseja un vor Alters Cæsarea, eine Insel an dem britannische Meere, in der großen Bay, welche man Mont S Michel nennt, zwischen den Vorgebirgen la Hogue i der Normandie, und Fereb lle in Bretagne, ist, neb der Insel Garnsey (Guernsay), der Ueberrest des Her zogthumes Normandie und der erblichen normännische Länder, welche von Wilhelm, dem Eroberer, de Krone von England zufielen. Sie liegt 20 Meile südostwärts von Garnsey, 14 Meilen von der französ schen Küste, und 72 von der englischen. Sie ist 12 engl. Meilen lang, 6 bis 7 breit, und hat 30 im Um fange. Sie wird durch Klippen und Triebsand be schützt, welche die Schifffahrt herum gefährlich ma chen. Auf der nördlichen Seite sind die Klippen so hoch, daß ihre Gipfel 40 bis 50 Faden senkrecht von der See aufsteigen, welches sie auf dieser Seite unzu gänglich macht; auf der Mittagseite aber sind die Klippen fast mit dem Wasser gleich. Der westliche Theil der Insel war ehemahls sehr gutes Land, jetzt aber ist er durch die Winde, welche aus der Tiefe bis zum Gipfel der höchsten Klippen Sand aufwerfen, zu einer Wüste geworden. Einige von den höchsten Ge genden haben gutes und schönes Land, da hingegen andere sandig, kiesig oder felsig sind. Die niedern Gegenden haben ein fruchtbares Erdreich. Der mittlere Theil ist etwas bergig, aber mit Hecken und Obst Gärten so bepflanzt, daß er in einer gewissen Entfern ung wie ein zusammen hängender Wald aussieht. Die Thäler unter den Bergen werden von schönen Bächen bewässert, welche außer einer ziemlichen An zahl Walkmühlen, auch 40 Mahlmühlen treiben. Das Rindvieh und die Schafe sind klein; die letztern aber geben schöne Wolle, und ihr Fleisch hat einen an ge-

genehmen Geschmack, welches man dem kurzen Grase zuschreibt. Die Pferde taugen, wie in Garnsey, nur zum Ziehen. Das einzige Wildbret sind Hasen und Kaninchen. Die Insel bringt allerley Bäume, Wurzeln und Kräuter, wie auch Korn, hervor; von letztern aber nicht so viel, als die Einwohner brauchen, weil sie sich hauptsächlich auf die Strumpf-Manufactur, auf Handlung und Schifffahrt, auf starken Anbau der Obstbäume zum Cyder, und auf Vermehrung der Hecken und Gänge legen. Ihre Felder sind gemeiniglich mit großen Erdwällen, von 6, 8 bis 10 Fuß hoch, und von verhältnißmäßiger Dicke, umgeben, welche mit lebendigen Hecken und Bäumen bepflanzt, und deren viele mit Steinen ausgefüttert sind. In manchen Jahren verfertigen sie 24000 Orhoft Cyder, doch führen sie wenig aus, daher sie auch, wie auch wegen des wohlfeilen Preises der Weine und des Branntweines, der Malzgetränke wenig bedürfen. Im Winter düngen sie das Land mit Meergras (Vraie), und im Sommer bedienen sie sich desselben zur Feuerung; auch die Asche davon ist zur Verbesserung des Landes sehr gut. Die Butter und das Honig sind vortrefflich, daher sie vier Mahl so theuer, als die französischen, verkauft werden. Hummer, Krebse, Austern, Meerbutten, Platteissen, Makrelen, sind hier in Menge, ingleichem in den Teichen auf der Insel Karpfen und Aale. Die Luft ist sowohl hier, als in Garnsey, sehr gesund. Man ist aber hier den Stürmen von den Abendwinden ausgesetzt, und die Ebbe und Fluth ist zwischen der großen Kette von Klippen, welche diese Insel umringen, dermaßen reissend, daß die Schifffahrt für diejenigen, welche nicht mit dieser Küste bekannt sind, sehr gefährlich wird. Man redet hier sowohl englisch, als französisch, doch das letztere am gewöhnlichsten.

Die vornehmsten Oerter auf der Insel sind St. Helier und St. Aubin. St. Helier, die Hauptstadt, liegt sehr bequem und angenehm in der Bay von St. Aubin, denn es hat das Meer gegen Südwest, und wird gegen Mitternacht durch Berge geschützet. Es hat ein steinernes Bollwerk und einen guten Hafen, besteht aus etwann 400 Häusern, und hat an 2000 Einwohner. St. Aubin, ist der beste Hafen auf der Insel, welcher am meisten besucht wird. Der Ort ist nach dem neuern Geschmack wohl gebauet, und wird vornehmlich von Kaufleuten und Eigenthümern der Schiffe bewohnet. Der Hafen wird durch ein mit Bastionen versehenes Fort, und durch ein Bollwerk, welches mit dem Fort zusammen hängt, und eben so, wie das zu Garnsey, in die See läuft, beschützet. Kein Schiff kann, ohne unter den Kanonen vorbey zu segeln, in denselben einlaufen. Ein Kriegsschiff von der sechsten Linie kann hier zur Zeit der Ebbe, und ein Schiff von 200 Tonnen zu allen Zeiten Wasser genug haben. Ein Fahrzeug von 130 Tonnen kann mit der halben Fluth einlaufen; größere und Kriegs-Schiffe aber müssen auf der Reede bleiben, wo ein guter Ankergrund ist.

In Kriegszeiten handeln die Einwohner nach England und Neu-Foundland, und rüsten Kaper aus, welche gemeiniglich eine Menge Prisen aufbringen; in Friedenszeiten aber treiben sie ein ziemliches Verkehr nach Frankreich, Spanien und Portugal. Ihre vornehmste Manufacturen sind gestrickte Strümpfe, welche man Jersey-Stockes nennt, und noch einige Wollarbeiten, zu deren Unterhaltung ihnen jährlich 2000 Stein Wolle aus England zu ziehen verstattet wird.

Die Anzahl der Einwohner in Jersey rechnet man auf 20000 Seelen. Ihre Sitten sind eine Mischung von englischen und französischen; der französischen Spra-

Sprache aber geben sie auf der Kanzel und vor Gerichten den Vorzug, und sie sprechen dieselbe besser, als die Einwohner der südlichen Provinzen von Frankreich.

Die Regierung der Insel wird durch einen Gouverneur verwaltet; dieser darf zwar nicht in den bürgerlichen Gerichten erkennen, doch wird, wegen seines Amtes, seine Gegenwart oft im Gericht erfordert, wenn entweder Acten, die den Dienst des Königs, oder die öffentliche Ruhe und Sicherheit betreffen, passieren sollen. Kein Einwohner darf ohne des Gouverneurs Erlaubniß aus der Insel wegziehen, und kein Fremder sich darauf niederlassen. Endlich ist sein unmittelbares Amt die Aufsicht über die königlichen Castelle, über die Besatzungen, und über die Land-Miliz. Diese letztere ist in der Kleidung und Kriegs-Zucht den regulären Truppen ähnlich, besteht aus 5 Regimentern zu Fuße und 2 Compagnien zu Pferde. Ueber dieß sind in solchen Gegenden auf der Küste der Insel, wo der Feind landen könnte, Wachthäuser errichtet, und verschiedene Batterien von etwann 50 Achtzehnpfündern angelegt.

Die Einwohner sind durch königliche Freybriefe für ein freyes Volk erklärt worden, welches als eingeborne Engländer behandelt wird. Sie sind, als ein Eigenthum der Krone, von allen parlamentarischen Hülfsgeldern (Subsidien) befreyet.

Diese Insel ist, so nahe unter den Augen der Franzosen, immer ein unangenehmer Anblick für sie, und besonders im Kriege, wegen der vielen Kapereyen, der Kauffahrdey-Marine sehr lästig und nachtheilig. Der Besitz dieser Insel würde Frankreich auch wegen seiner Lage sehr nützlich seyn, da sie nur 25 engl. Meilen von der Küste Englands entfernt liegt, und zur Beobachtung des Einganges am Canal dienen könnte. Sie ist aber, eben dieser Ursache wegen, der Krone Groß-Britannien, zumahl da sie nur 12 engl. Meilen von der normandischen Küste entfernt ist, sehr

werth, und daher sind die Befestigungen, welche die Na von der Natur hat, noch durch die Kunst vermehrt, u immer mit hinlänglichen Truppen besetzt worden. D Nordseite der Insel ist, erwähnter Maßen, steil und un gänglich, die Südseite aber niedriger und fast dem Me gleich. Die Zugänge sind überhaupt wegen der vielen F sen, Sandbänke, und der hin und wieder angelegten Sch zen, beschwerlich. Ausser den zwey guten Städten, S Heller, und St. Aubin, hat die Insel zwey Castelle, der eines Fort Elisabeth, von der Königinn dieses Nahmen unter deren Regierung es angelegt ist, den Nahmen füh nachher unter Carl I. sehr erweitert und zu unsern Zeit noch fester geworden ist. Ein anderes gutes Castell, Mo Orgueil, beschützt das Land auf einer andern Seite. D Besatzung zu Jersey besteht aus dem 78, 83 und 95 Re mente, welche etwann 100 Mann Invaliden, und 22 Mann reguläre Truppen ausmachen; dazu kommt aber d Land-Militz, welche 3000 Mann stark ist, und im Not falle sind fast alle Mannspersonen zur Vertheidigung b waffnet. Die sämmtlichen Einwohner sind der engländ ischen Regierung sehr getreu und ergeben. Alle diese Um stände machen eine Eroberung der Insel sehr schwer, u der Nutzen würde vielleicht demjenigen, was darauf ver wendet werden müßte, nicht das Gleichgewicht halten Indessen hatte das französische Ministerium doch im J. 1778, da der Marschall von Broglio mit einem Corp an der normandischen Küste stand, einen Anschlag mit au diese Insel gemacht; allein, der Marschall verlangte zu Eroberung von Jersey 15000 Mann, und man unterlie das Project. Im J. 1779 wagte der wegen seines lebhaf ten Geistes so bekannte Prinz von Nassau mit einer von ihm angeworbenen Legion einen Versuch, konnte aber nicht zur Landung kommen, und ging sogleich unverrichteter Sache wieder zurück. Er dankte seine Soldaten ab, und dachte nicht mehr an Jersey.

Der Anführer der Legion von Nassau, Bar. von Rül lecourt, wurde nebst dem größten Theile der abgedank ten Legion von dem Ritter von Luxemburg wieder in Dienst genommen. Der Ritter, ein Günstling des Königs und exspectivirter Hauptmann der Leibwache, ließ sich durch den Bar. von Rüllecourt zu einer neuen Expedition ge gen Jersey, auf welche man in der Stille die größten Zu rüst-

rkungen machte, bereden. Rüllecourt, ein kühner Mann, der in Frankreich, wo man ihn zwar als einen tapfern Officier kannte, aber keiner besondern Achtung würdigte, sein Glück nicht hatte finden können, und deswegen bey der ehemahligen barer Conföderation in Dienste gegangen war, und sich in Polen distinguirt hatte, nach der Vertilgung der polnischen Conföderation aber wieder nach Frankreich zurück gekommen, und von dem Prinzen von Nassau, der sein ihm ähnliches beherztes Temperament liebte, als Oberst-Lieutenant seiner vorerwähnten Legion angesetzt war, konnte bey dem Ritter v. Luxemburg desto leichter Eingang finden, da er als Anführer bey dem verunglückten ersten Versuche auf Jersey, die beste Kenntniß haben mußte. Er versprach dem Ritter, Jersey einzunehmen; dieser machte dazu ein ganzes Jahr hindurch Anstalten, die ihn auf 100,000 Livres kosteten, und hatte endlich eine Legion von beynahe 1400 Mann dazu angeworben, und mit allem Nöthigen versehen. Den 5 Jan. 1781 wurde die Insel von dem Bar. v. Rüllecourt mit französischen Völkern überfallen; allein, da er zu schwach war, konnte er sie nicht behaupten, und verlor selbst das Leben. Eine umständliche Geschichte dieser letztern französischen Unternehmung auf Jersey, welche viel Sonderbares und gewisser Massen Romantisches hat, (indem sich bey der Legion ein Officier des Groß-Moguls aus Indien, Emir Suad, einfand, welcher nach Europa gekommen war, um seine Kenntnisse zu erweitern, und, mit orientalischer Hitze, durchaus Engländer tödten wollte,) und welche die Engländer selbst eine ausserordentliche Begebenheit, eine Begebenheit ohne Beyspiel, nennen, findet man unter andern, im 2 St. des 1 Jahrg. des polit. Journals, v. Febr. 1781, S. 154 — 167.

Von Neu-Jersey, einer ehemahligen englischen Colonie in Nord-Amerika, welche jetzt zu den 13 vereinigten nordamerikanischen Staaten gehört; s. in N.

Jerun-Crochen, eine Münze, welche in den Ländern des türkischen Kaisers geschlagen wird, und daselbst für einen halben Ducaten gangbar ist.

Jerusalem, die Hauptstadt in Palästina, auf dem Berge Zion. Das alte, aus der biblischen Geschichte bekannte, Jerusalem hieß zu Abrahams Zeiten Salem, hernach Jebus. Das heutige Jerusalem steht in der Mitte und auf dem besten Platze der alten Stadt, welche von Titus Vespasianus, 70 Jahre nach Christi Geburt, zerstöret wurde, nimmt aber nicht den ganzen Umfang derselben ein. Was damahls übrig blieb oder wieder aufgerichtet wurde, ließ Kaiser Aelius Hadrianus, bey einer Empörung der Juden, im J. 136, völlig schleifen, und auf der Stelle, wo die Stadt gewesen war, eine neue aufbauen, welche mit römischen Bürgern besetzt wurde, und den Nahmen Aelia Capitolina bekam. Indessen wurde doch der alte Nahme Jerusalem, unter den christlichen Kaisern, der neuen Stadt wieder gewöhnlich beygelegt. Die Juden, denen K. Hadrian den Zugang zu dieser Stadt, bey Todesstrafe, verbothen hatte, erlangten von K. Julian, im 4ten Jahrhundert, die Erlaubniß, ihren Tempel wieder herzustellen, wozu er selbst die Kosten hergeben wollte. Allein, da zu verschiedenen Mahlen Feuer aus der Erde brach und die Bauleute verbrannte, so unterblieb dieses Vorhaben, welches nachher nie wieder versucht wurde.

Nachdem Jerusalem eine Zeit lang unter der Herrschaft der morgenländischen Kaiser gestanden hatte, gerieth es nach und nach in die Gewalt der mittlern persischen Könige, der muhamedanischen Araber, der seldschukischen Osmanen, und der abendländischen Christen, die bey ihrem ersten Kreuzzuge, 1098, Jerusalem eroberten, und ein christliches Königreich daselbst errichteten, welches aber durch die ägyptischen Sultane bald zernichtet wurde. Hierauf herrschten abwechselnd die Sultane von Damascus und von Bagdad über diese Stadt, bis sie wieder den Sultanen von Aegypten unterwürfig wurde. Seit 1517, da der tür-

türkische Sultan Selim I. Herr über Aegypten wurde, steht nun Jerusalem unter den türkischen Kaisern, die sich, in ihrem Titel, Diener und Herren dieser heiligen Stadt nennen.

Auf der Ost- und West-Seite steht die jetzige Mauer, welche 1534 erbauet wurde, auf der Stelle der alten; gegen Süden und Norden aber hat die heutige Stadt einen engern Umfang, so, daß der eigentliche Berg Zion nun ausserhalb derselben ist. Falsch ist es aber, daß Golgatha oder der Calvarienberg innerhalb der Mauern ist, ob man ihn gleich den Pilgrimmen betrieglicher Weise darin zeigt. Der Davidsthurm ist ein verfallenes Castell, welches von den Pisanern, in der Periode der Kreuzzüge, soll erbauet worden seyn.

Die Straßen und Häuser des heutigen Jerusalems sind schlecht, und man hat kein anderes, als Regen-Wasser, welches man in Cisternen für das ganze Jahr sammelt. Die Einwohner sind theils muhamedanische Türken und Araber, theils Juden, (und zwar sowohl Karaiten, als Talmudisten,) welche daselbst 7 Synagogen haben, theils griechische, armenische, syrische, koptische ꝛc. und römisch-katholische Christen. Diese letztern haben, nebst den Griechen, Armeniern und Kopten, Antheil an der Kirche des heil. Grabes, wofür sie den Türken viel bezahlen müssen. Die Katholiken dürfen allein Messe bey dem vermeinten h. Grabe lesen; doch ist allen Christen verstattet, ihre Andacht bey demselben zu verrichten, wie denn auch jede christliche Secte ihre Mönche bey dieser Kirche hat. Die Griechen besitzen das Chor derselben. Die Katholiken haben auch das Kloster zum heil. Erlöser, welches den Vätern vom h. Lande, einem Zweige des Franciscaner-Ordens, gehört, und mit Mönchen aus allerley Nationen besetzt ist. Der Guardian desselben ist päpstlicher Commissarius im ganzen Orient,

und ertheilt den Ritterorden des heil. Grabes. Er wird alle 3 Jahre abgelöset. Die europäischen Pilgrimme werden, ohne Rücksicht auf ihre Secte, in diesem Kloster sehr wohl verpfleget. Die Apotheke desselben ist vortrefflich versehen, und in derselben wird der Balsam von Jerusalem verfertiget. Die armenischen, koptischen, syrischen Christen haben auch ihre Kirchen und Klöster; am meisten aber die Griechen. In demjenigen, welches an die Kirche des heil. Grabes stößt, wohnt ihr Patriarch von Jerusalem und ganz Palästina, Syrien und Arabien, unter dem die Bischöfe von Bethlehem und von Nazareth stehen.

An der Stelle des ehemahligen jüdischen Tempels steht die muhamedanische Haupt-Moschee, welche, nach denen von Mecca und Medina, für die heiligste gehalten wird. Der so genannte Pallast des Pilatus ist die Wohnung des türkischen Muselim, oder Befehlshabers von Jerusalem und dem dazu gehörigen Districte.

Der Oehlberg, welcher von den Olivenbäumen den Nahmen hat, womit er noch jetzt zum Theil bewachsen ist, liegt ¼ Stunde von Jerusalem, gegen Morgen, und ist der höchste unter den Bergen, welche Jerusalem umgeben. Zwischen demselben, und dem Berge, worauf Jerusalem steht, ist das Thal Josaphat, durch welchen der Regenbach Kidron fließt.

Figürlich nennt man den Himmel und die Herrlichkeit der Seligen, das neue Jerusalem, das himmlische Jerusalem ꝛc.

In der Andachtssprache heißt zuweilen Jerusalem, eine Versammlung von Personen, welche Geschmack an geistlichen Betrachtungen und heiligen Gesprächen finden, im Gegensatz Aegyptens, d. i. der Weltkinder.

Je-

Jeruſalems-Apfel, ſiehe unter *Malum.*

Jeruſalems-Artiſchocke, eine Benennung der in Niederſachſen ſo genannten Erdäpfel, oder Erdartiſchocken, Helianthus tuberoſus *Linn.*; ſ. Th. XI, S. 223, fgg.

Jeruſalems-Blume, Lychnis chalcedonica; ſ. unter Lychnis.

Jeruſalems-Korn, Hordeum cæleſte *Linn.*; ſ. Th. XVII, S. 434, f.

Jeruſalems-Kreutz, Lychnis chalcedonica; ſ. unter Lychnis.

Jeruſalems-Salbey, ſ. unter Salbey.

Jeſche, in einigen oberdeutſchen Gegenden die Geiß, oder das Weibchen des Steinbockes; ſ. Steinbock.

Jeſe, Jeſen, Jeſesfiſch, Jeſſen, Jäſe; ſ. Alant, und Aloſe.

Jesmin, ſ. Jasmin.

Jeſſen, ſ. Jeſe.

Jeſuaten, ein Mönchs- und Nonnen-Orden, welcher vom heil. Johannes Colombini, einem Edlen aus Siena, um das J. 1365 geſtiftet, und vom Papſt Urban V. im J. 1367 beſtätigt wurde. Den Nahmen Jeſuaten bekamen die Mönche dieſes Ordens deswegen, weil ihr heiliger Stifter beſtändig den Nahmen Jeſus im Munde führte. Man nannte ſie auch Clericos apoſtolicos conuentus S. Hieronymi, Fr. Clercs apoſtoliques de S. Jérôme, weil ſie für den h. Hieronymus eine ausnehmende Verehrung bezeigten, und ihm ihre mehreſten Kirchen und Bethhäuſer widmeten. Sie folgten übrigens der Regel des heil. Augnſtinus. Papſt Clemens IX. hob 1668 dieſen Mönchsorden auf; Nonnenklöſter dieſes Inſtitutes aber findet man noch hin und wieder in Italien. Die Jeſuaterinnen führen eine ſehr ſtrenge Lebensart; gehen in weißem Tuch gekleidet, mit einem ledernen Gürtel, lohfarbigem Mantel, und einem weißen Schleyer.

Jesuit, der Nahme eines vom heil. Ignatius von Loyola, unter dem Nahmen der Gesellschaft Jesu, L. Societas Jesu, Fr. la Compagnie ou Societé de Jésus, gestifteten, vom Papst Paul III. im J. 1540 und 1543. bestätigten, seit einigen Jahren aber in den mehresten Staaten aufgehobenen, doch zum Theil auch wieder errichteten, geistlichen Ordens, welche das tridentinische Concilium Clericos regulares nennt; nach dem Lat. Jesuita, Fr. Jésuite.

Gerade um die Zeit, als Luther und Calvin durch ihre Trennung von der römischen Kirche, die Grundfeste des päpstlichen Stuhles erschütterten, fand derselbe an dem neu errichteten Orden der Gesellschaft Jesu eine kräftige Stütze; und was ihm von den Reformatoren auf einer Seite entrissen wurde, das gewann diese Kriegs-Schaar Jesu und des Papstes auf der andern Seite doppelt wieder, indem sie durch ihre Missionen einen großen Theil der übrigen Welt zum christlichen Glauben brachte, und Feuer und Schwert zu Hülfe nahm, wo freundliche Ueberredung und Gründe nichts fruchten wollten. Keine Ordensgesellschaft hat sich so weit ausgebreitet, und einen so großen Einfluß in die politische Verfassung der Staaten gehabt, als diese. Es verdient daher eine kurze **Geschichte der Errichtung, des Geistes, der Gesetze, der Regierung, und der Schicksale dieses so berühmten Ordens**, in gegenwärtigem Werke in aller Absicht eine Stelle.

Wenn man die geschwinden Schritte, mit welchen diese Gesellschaft sich dem Reichthume und der Macht genähert hat, die bewundernswürdige Klugheit, mit welcher sie regiert ist, und den unermüdeten systematischen Geist, mit dem alle ihre Plane ausgeführt sind, überdenkt: so könnte man leicht dazu gebracht werden, dem Erfinder dieser besondern Einrichtung einen ausserordentlichen Verstand zuzuschreiben, und voraus zu

setzen,

sehen, daß er den Plan mit der tiefsten Politik angelegt und verfertigt habe. Gleichwohl aber haben die Jesuiten, eben so wie andere Mönchs-Orden, das Daseyn des ihrigen, nicht dem großen Verstande des Stifters, sondern seinem Enthusiasmus, zu danken.

Ignatius, der Sohn eines spanischen Edelmannes und der Stifter des Jesuiter-Ordens, wurde im J. 1491, in Biscaya, auf dem seinem Vater zugehörigen Schlosse Loyola geboren. Er war das jüngste von eilf Kindern, welche seine Mutter Donna Marina, eine Edle aus dem Hause Baldi, welches mit dem Grafen von Puebla nahe verwandt war, seinem Vater, dem Don Bertrand, Herrn von Ognez und Loyola zur Welt brachte. Seine Aeltern, die bey einer so zahlreichen Familie und geringen Einkünften, nicht viel auf die Erziehung ihrer Kinder wenden konnten, bestimmten ihn anfänglich zum Hofleben, und erhielten für ihn eine Stelle unter den Pagen des katholischen Königes Ferdinand V. Er hatte aber mehr Neigung zum Soldatenstande, den er auch wählte. Sein erster Feldzug war bey der Belagerung von Najara, einer kleinen Stadt auf der biscayischen Gränze, deren Eroberung zum Theil seiner Tapferkeit zugeschrieben wurde. Er begnügte sich mit dem Ruhme, und nahm an der Plünderung der Stadt keinen Antheil. Bey der Vertheidigung des Schlosses zu Pampelona, der Hauptstadt in Navarra, wider die Franzosen, welche es im J. 1521 belagerten, wurde er durch ein abgesprungenes Stück Stein an dem rechten, und durch eine Stückkugel an dem linken Beine verwundet, und gerieth in Gefangenschaft. Die Feinde verpflegten ihn auf das beste, und brachten ihn endlich zu den Seinigen, nach dem nicht weit davon entfernten Schlosse Loyola. Als er wieder geheilet war, fand sich, aller angewandten Mittel ungeachtet, das rechte

Bein

Bein kürzer als das linke; ein Umstand, welcher einem jungen Manne, dem es nicht an Eitelkeit fehlte, äusserst empfindlich seyn mußte. Wahrscheinlicher Weise hatte auch dieser Zufall im Grunde mehr zu dem Entschluß seiner Bekehrung beygetragen, als das Lesen der Lebensbeschreibung der Heiligen, womit er sich während der Cur, in Ermangelung eines Romanes, die Zeit vertrieb. Die Folge der Geschichte zeigt, daß Ignatius ein feuriger Kopf war, welcher leicht durch eine lebhafte Einbildungskraft erhitzet werden konnte. Nimmt man nun den Geist des damahligen schwärmerischen Jahrhundertes dazu, so lässet sich leicht begreifen, wie aus einem jungen Kriegsmanne auf einmahl ein Pilgrim hat werden können. Er stahl sich im J. 1522, von dem Schlosse zu Loyola weg, und ging nach Montserrate, wo ein berühmtes Gnadenbild der heil. Jungfrau war. Hier wollte er sich zu einer Reise nach dem gelobten Lande vorbereiten. Als er in Montserrate angekommen war, bereitete er sich durch eine allgemeine Beichte drey Tage lang, warf sich darauf vor dem Gnadenbilde andächtig nieder, hielt die so genannte Waffenwache, indem er eine ganze Nacht vor demselben in voller Rüstung wachte, und nachdem er seine Kleidung gegen die von einem Bettler vertauscht, sein Maulthier dem dortigen Kloster geschenkt, und seinen Degen an einen Pfeiler neben dem Altare gehängt hatte, setzte er in dem damahls gewöhnlichen Aufzuge eines Pilgrims, mit dem Stabe in der Hand, der Kürbißflasche an der Seite, mit bloßem Haupte und einem bloßen Fuße, weil er den andern Fuß wegen der Wunde noch verbunden halten mußte, seinen Weg nach Barcelona fort, wo er sich zu einer Reise nach dem heil. Lande einzuschiffen gedachte. Weil aber damahls die Pest zu Barcelona herrschte, entschloß er sich, so lange zu Manresa, einer Stadt in Catalonien, zu bleiben, bis die ansteckende Seuche vorüber wäre.

Er

Er begab sich in das für Pilger und Kranke befindliche Hospital dieser Stadt, wo er den Kranken aufwartete, und sich selbst fleißig kasteyete. Als er aber merkte, daß man ihn für eine wichtigere Person hielt, als wofür er angesehen seyn wollte, indem sich das Gerücht verbreitete, daß unter dem Pilgerkleide eine vornehme Standesperson verborgen sey, welche unerkannt Buße thun wolle, so verließ er das Hospital, und verbarg sich in eine Höhle oder Einöde nicht weit von Manresa. Die äusserste Strenge, womit er hier seinen Körper durch Fasten und Kasteyen behandelte, mattete ihn dermaßen ab, daß er endlich von allen Kräften kam, und dem Tode nahe war. In diesem elenden Zustande fand man ihn eines Tages vor der Höhle liegend, und schleppte ihn wider seinen Willen in das Lucien-Spital zurück. Er erhohlte sich wieder, und entschloß sich nun, nicht nur an seinem eigenen, sondern auch an Anderer Seelenheil zu arbeiten, und öffentlich Buße zu predigen. In dieser Absicht ging er am Palmsonntage 1523, nach Venedig, wo er auf einem Schiffe nach Cypern, und von da aus nach dem Hafen Jaffa fuhr, wo er am letzten August dess. J. ankam, und zu Lande nach Jerusalem ging, um die Muhamedaner zu bekehren. Der dortige Franciscaner-Provincial wollte das nicht leiden; und da Ignatius ausserdem bemerkte, daß er weder die Sprache der Türken, noch auch ihre Religion und Sitten kenne, und daß es ihm über dieß auch an den zu einem geistlichen Redner erforderlichen Grundwissenschaften gänzlich mangelte, weil er in seiner Jugend weder Sprachen, noch Philosophie, noch Logik, gelernt hatte, so hielt er es für das beste, nach Europa zurück zu kehren, und ordentlich zu studieren. Zu Ende des Jänners 1524, kam er, nach einer Schiffahrt von mehr als 2 Monathen, wieder glücklich zu Venedig an. Er fing also in seinem 33sten Jahre zu Barcelona

na an, das nachzuhohlen, was er in seiner Jugend versäumt hatte, und erlernte daselbst erst die lateinische Sprache; besuchte nach zwey Jahren die hohen Schulen zu Alcala und zu Salamanca, und legte sich daselbst auf die Philosophie; von da ging er nach Paris, wo er auch die Theologie trieb, und im J. 1534 die Magisterwürde erhielt.

Während seiner Studien setzte er aber, nebst seinem Bekehrungsgeschäfte, auch seine übrige gute Werke und gottselige Uebungen fort, und zog einige Leute an sich, die gewisser Maßen als seine Schüler anzusehen waren. Er hatte schon zu Alcala vier Anhänger, die mit ihm solche gute Werke trieben, und sich durch gleichförmige Kleidung auszeichneten, indem sie graue Röcke und Hüte trugen, und mehrentheils barfuß gingen, weswegen man sie nur die Friesröcke zu nennen pflegte. Dieses sowohl, als ihre Predigten und öffentliches Catechisiren, machte das Ketzergericht aufmerksam, und ehe man sichs versahe, saßen die fünf Bekehrer gefangen, und kamen nur unter dem scharfen Verbothe, sich alles Predigens, Catechisirens und Bekehrens, auch der uniformen Kleidung und des Barfußgehens zu enthalten, mit genauer Noth davon, und seine Schüler verliessen ihn nach und nach ganz. In Paris war er glücklicher; er siegte nicht nur über den dortigen Ketzerrichter, sondern er bekam auch sechs neue Gefährten, welche ihm beständig treu geblieben, und in der Folge merkwürdig geworden sind. Es vereinigten sich nähmlich daselbst mit ihm, Peter le Fevre, Franz Xaver, Jacob Lainez von Almazan, Alphonsus Salmeron, Nicolaus Alphonsius, mit dem Zunahmen Bobadilla von seinem Geburtsorte, und Simon Rodriguez von Azendo. Während der Reise des Ignatius nach Spanien regierte sie le Fevre, welcher noch drey Andere, Claudius le Jai von Anneſſi, Johann Codure und Paguier Brouet, zu Schülern machte.

machte. Die sechs Erstern von diesen führte Ignatius am Tage Mariä Himmelfahrt, d. 15 Aug. 1534 in die Kirche der Abtey Montmartre bey Paris, wo le Fevre ihnen in der unterirdischen Capelle Messe las; und nachdem sie zusammen communiciret hatten, so thaten sie alle sieben mit lauter und vernehmlicher Stimme ein Gelübde, eine Wallfahrt nach dem heil. Lande zur Bekehrung der Ungläubigen in der Levante zu thun; alles dasjenige zu verlassen, was sie auf der Welt hatten, ausser dem, was sie brauchten, nach dem gelobten Lande zu kommen; und im Falle sie nicht hinein kommen oder daselbst bleiben könnten, nach Rom zu gehen, sich dem Papste zu Füßen zu werfen, und ihm ihre Dienste anzubiethen, und zwar ganz uneingeschränkt zu irgend einem Auftrage, Geschäfte oder Sendung, wie und wohin er wolle. Sie verabredeten dabey, daß solches Gelübde erst im dritten Jahre hernach, nähmlich zu Anfange des Jahres 1537, ins Werk gerichtet, die Zwischenzeit aber zu Vollendung ihrer theologischen Studien verwendet werden solle. Dieses Bündniß erneuerten sie jährlich d. 15 Aug., und man kann diese Begebenheit mit Recht als die erste eigentliche Grundlage des Jesuiter-Ordens ansehen. Die drey letztern thaten nachher zu Montmartre eben dieses Gelübde, welches die übrigen erneuerten. Zu Venedig, wo Ignatius mit seinen Schülern 1537 zusammen kam, trat auch Jacob Hoiez zu ihrer Gesellschaft als das eilfte Mitglied, welcher aber bald starb, und dessen Verlust durch den Franz Strada gleich darauf wieder ersetzt wurde.

Nun sollte also der Zug in das heilige Land vor sich gehen; man hielt aber für dienlich, zuvor in Rom des heil. Vaters, Paul III. apostolischen Segen und Almosen zu einer solchen Reise zu suchen. Ignatius selbst getrauete sich aber nicht nach Rom zu gehen, weil er Feinde am päpstlichen Hofe hatte. Er blieb

also in Venedig, und seine sämmtliche Schüler gingen nach Rom, wo sie, über ihre Erwartung, wohl aufgenommen wurden, und von wannen sie nicht nur mit reichem apostolischen Seegen, sondern auch mit einem ansehnlichen Zehrgelde, zu ihrer Wallfahrt ausgerüstet, zurück kamen. Nun legten sie alle das Gelübde der Armuth und Keuschheit in die Hände des dortigen päpstlichen Nuntius Veralli ab; diejenigen unter ihnen, welche noch nicht Priester waren, worunter sich Ignatius selbst befand, liessen sich die Weihe geben, und bereiteten sich zu ihrem neuen apostolischen Stande durch eine vierzigtägige Buße in Einöden, und predigten nunmehr auf allen Straßen und Marktplätzen. Ihre Reise nach dem heil. Lande, welches die ursprüngliche erste Absicht ihrer Verbindung war, wurde aber durch den Krieg, in welchem die Republik Venedig damahls mit den Türken verwickelt war, vereitelt; und sie entschlossen sich daher, eine Deputation nach Rom zu schicken, und dem h. Vater ihre Dienste anzubiethen. Ignatius nahm, in Begleitung zweyer seiner Schüler, des le Fevre und Lainez, dieses Geschäft selbst über sich, und wurde von dem Papste sehr gnädig empfangen; erhielt auch gleich für sich die Erlaubniß in Rom zu predigen und sein Bekehrungsgeschäft fortzusetzen, seine beyde Gefährten aber erhielten Lehrstellen in dem Collegio della Sapienza. Er rief nunmehr seine sämmtliche Schüler zu sich nach Rom, und setzte einen Entwurf zur förmlichen Einrichtung seiner Gesellschaft auf, den er vermittelst des Cardinales, Caspar Contarini, dem Papste überreichen ließ. Der Haupt-Inhalt desselben bestand darin: daß die Gesellschaft, ausser den beyden Gelübden der Armuth und Keuschheit, sich auch noch zu einem unbedingten blinden Gehorsam gegen den Papst, zu Missionen und andern Aufträgen desselben, verbinden solle. Er bestimmte darin ferner die Rechte und Macht eines unter

sich

sich zu wählenden Oberhauptes oder General-Superiors, dem die sämmtlichen Mitglieder gleichfalls strengen Gehorsam aus Demuth leisten sollten. Weder die einzelnen Glieder, noch die ganze Gesellschaft, ausgenommen was die Collegia für Studierende beträfe, sollten einige Einkünfte oder liegende Gründe besitzen, u. s. w. Dieser Plan, welchen Ignatius von der Einrichtung und den Gesetzen seiner Gesellschaft machte, wurde ihm, wie er sagte, und wie seine Nachfolger noch immer lehren, unmittelbar von dem heil. Geiste eingegeben. Dieses hohen Ursprunges ungeachtet aber, fand sein Vorsatz im Anfange sehr große Hindernisse. Der Papst, an den er sich gewandt hatte, um seine Ordensstiftung von ihm autorisirt zu sehen, übergab die Sache einer Commission von drey Cardinälen. Diese machten allerley Einwendungen, und stellten vor, die Errichtung sey eben so unnöthig als gefährlich; und aus dieser Ursache wollte der Papst seine Genehmigung nicht dazu geben. Als die Cardinäle aber sahen, daß Luther's und Calvin's Lehren sich überall ausbreiteten, so riethen sie selbst, sie zu deren Widerlegung zu gebrauchen. Der Papst entschloß sich daher, den Plan zu billigen, und d. 27 Sept. 1540 erschien die förmliche Bestätigungs-Bulle des Papstes, worin er diesem neuen Orden den Nahmen der Gesellschaft Jesu beylegte, und dem Ignatius und seinen Gefährten, deren Anzahl er auf 60 Professen setzte, erlaubte, Statuten zu machen, so wie sie solche für dienlich erachten würden.

So bald die Gesellschaft vom Papste bestätigt war, veranstaltete Ignatius, daß sie auch ein Haupt bekäme. Die Wahl fiel auf Ignatius, welcher aber diese Würde ausschlug. Bey der zweyten Wahl bekam er abermahl alle Stimmen; da er sie dann auf Zureden seines Beichtvaters, eines Franciscaners, des P. Theodor, annahm. Er übernahm also als erster Ge-

neral die Regierung der Gesellschaft Jesu, am Oste
Tage 1541; und am folgenden Freytage, d. 27 Apr.
thaten alle diejenigen von seinen Schülern, welche
Rom waren, in der Hauptkirche zu St. Paul, auss
den Mauern der Stadt, ihre feyerliche Profeß, (d.
sie legten ihr feyerliches Ordens-Bekenntniß ab,) w
durch sie sich insgesammt anheischig machten, eine be
ständige Armuth, Keuschheit und beständigen Gehor
sam, nach der in ihrer Stiftungsbulle enthaltenen Le
bensart, zu beobachten. Gleichfalls gelobeten sie dem
Papste einen besondern Gehorsam in Ansehung de
Glaubensbothschaften, und verbanden sich, die Kinde
in dem Christenthume zu unterrichten. Unter de
Stifters seiner Profeß, und der Andern ihrer, wa
der Unterschied, daß er sein Versprechen unmittelba
dem Papste that, seine Gefährten aber das ihrige ihm,
als ihrem Generale und Haupte, thaten.

Da dieser Orden vielen Beyfall in Publicum fand,
indem im J. 1542 das erste Collegium der Gesellschaft
Jesu zu Coimbra, von Johann III., Könige in Por
tugal gestiftet wurde, welches im folgenden 1543sten
Jahre aus 25 Personen bestand, die ganze Gesellschaft
aber 80 Glieder enthielt, welche in der ganzen Welt
zerstreut waren, mithin schon im zweyten Jahre die
Anzahl der Professen größer war, als sie nach der
Stiftungsbulle seyn sollte: so erlaubte Paul III. in
einer zweyten Bulle, vom 15 März 1543, daß de
Orden sich ohne Einschränkung der Personen und de
Zeit ausbreiten könnte, und verstattete dem Stifte
desselben ein eben so unbegränztes Recht der Gesetzge
ung, Errichtung, Aenderung oder Aufhebung de
Constitutionen dieses neuen Ordens. Nun fing di
Gesellschaft an, sich mit aller Macht in Italien aus
zubreiten. Schon in den ersten fünf Jahren erhielte
sie auch Collegia in Portugal, Spanien, in Deutsch
land, und in den Niederlanden; und da sie sich haupt
sächl

sichlich auf Sprachen und Wissenschaften legten, und den Schulunterricht zu einer ihrer Hauptbeschäftigungen machten, so gab nicht nur der Papst in eben dem Jahre diesen Religiosen die Kirche zu St. Andreas de Phraeta, sondern sie legten auch in dem nähmlichen Jahre den Grund zu ihrem Professhause, welches schon im folgenden Jahre bewohnet werden konnte; und die Kirche, mit Nahmen Jesus, wurde mit vieler Pracht durch des Cardinals Alexander Farnese Freygebigkeit erbauet, welcher 1568 den Grund dazu hatte legen lassen. Auch in Venedig, Florenz, Neapel und Bologna nahm man sie auf, und gab ihnen eigene Collegia; und zu Loretto erhielten sie das einträgliche Kloster, welches vorher die Carmeliter besessen hatten. Franciscus von Borgia, Herzog von Gandia, nahm im J. 1551, nachdem er sein Herzogthum Gandia seinem ältesten Sohne abgetreten hatte, die Kleidung der Jesuiten in dem Collegio zu Ognato, 4 Meilen von Loyola, an. Besonders aber that sich diese Gesellschaft gleich anfangs durch Missionen hervor. Franz Xaver, ein Edelmann aus Navarra, und einer von Ignazens ersten Anhängern, ging schon gleich im ersten Jahre nach Ost-Indien; und in Coimbra und zu Goa wurden ansehnliche Seminaria für die Missionen angelegt. Im J. 1555, sandten sie eine ansehnliche Gesellschaft von 13 Personen als Missionarien nach Aethiopien und Abyssinien, und so breiteten sie sich in kurzer Zeit fast über den ganzen Erdboden aus. Die Gesellschaft war in 4 Provinzen eingetheilt, nähmlich Italien, Spanien, Portugal und Indien. Die Provinz Spanien wurde im J. 1552 in zwey, und 1554 in drey, abgetheilet. Nur in Frankreich hatten die Jesuiten noch kein Haus, obgleich ihr Orden daselbst seinen Ursprung genommen hatte.

Nachdem Ignatius seine Stiftung überall ausgebreitet sah; Collegia und Häuser zu Rom, zu Loretto,

zu Neapel, zu Florenz, zu Bologna, zu Venedig, zu Perusa, zu Modena und an andern Orten erbauet worden, und er selbst das deutsche Collegium zu Rom, zu Erziehung der Kinder armer fremder Edelleute, und zwey Klöster für weltliche Weiber und Mädchen, nähmlich der heil. Martha, und der h. Catharina delli Funari, zu Stande gebracht hatte: so starb er d. 31 Jul. 1556, im 65sten Jahre seines Alters, 35 Jahre nach seiner Bekehrung, und 16 nach Stiftung seiner Gesellschaft. Er hinterließ den Orden in einem blühenden Zustande, indem derselbe damahls schon aus 12 Provinzen bestand, und über 100 Collegia zählte. Der Leichnam des Stifters wurde in der Kirche des Profeßhauses zu Rom, an dem Fuße des hohen Altares, an der Evangelienseite, begraben, wo er bis 1568 blieb, da man ihn heraus nahm, um den Grund zu der neuen prächtigen Jesuiterkirche zu legen, welche der Cardinal Farneſe bauen ließ, und wurde inzwischen an einen andern Ort der alten Kirche gebracht. Als die neue völlig erbauet war, versetzte der P. Aquaviva, General, im J. 1587 denselben in solche; und nachdem ihn der Papst Gregorius XV. im J. 1622 zum Heiligen erklärt hatte, errichtete man ihm zu Ehren eine Capelle, welche zu Ende des vorigen Jahrhundertes mit vieler Pracht ausgeschmücket, und in welcher er nachher, so lange der Orden noch existirte, besonders verehret wurde.

Nach des Ignatius Tode wartete man zwey Jahre, ehe man ihm einen Nachfolger gab. Der Krieg, welcher zwischen dem Papste Paul IV., und Philipp II. Könige in Spanien, entstand, war die Ursache, daß man keine General-Zusammenkunft halten konnte. Die Wälschen wählten unter dieser Zeit den P. Jacob Lainez zum General-Vicar; und die Spanier, welche nicht wußten, was die Wälschen gethan hatten, erwählten ihrer Seits den P. Natal. Dieser aber trat dem

dem P. Laynez die Superior-Würde ab, nachdem dieser im J. 1558 in der allgemeinen Zusammenkunft zum General erwählt worden war. Pius V. nöthigte sie durch ein Decret vom J. 1567, im Chore das Amt herzusagen, und verboth ihnen, einen von ihren Patribus, der nicht Profeß gethan und sein feyerliches Gelübde nicht abgelegt hätte, zum Priesterthum zu erheben. Gregorius XIII. stellte aber durch eine Bulle v. J. 1573, die Gesellschaft wieder in ihren ersten Stand. Unter des P. Laynez Regierung erhielt endlich der Orden, im J. 1561, die Erlaubniß, sich in Frankreich in dem Clermonts-Collegio niederzulassen. Dieses Collegium ist nachher durch die Freygebigkeit der Könige in Frankreich, Heinrich's IV. Ludwig's XIII. und vornehmlich Ludwig's XIV, sehr erweitert worden, welcher im J. 1683 dieses Collegium für eine königliche Stiftung erklärte. Zur Erkenntlichkeit für die großen Wohlthaten dieses Herren gab man ihm seinen Nahmen. Nachdem der P. Laynez diesen Orden 8 Jahre lang regiert hatte, starb er 1564, und hatte den heil. Franciscus von Borgia zum Nachfolger.

Die Gesellschaft besaß damahls 130 Häuser oder Collegien, welche in 18 Provinzen abgetheilt waren, die durch dieses Generales Sorgfalt noch vermehrt wurden, welcher viele Häuser, sowohl in Europa, als Amerika, anlegte. Die Jesuiten hatten schon 5 Häuser zu Rom, als: das Profeßhaus, das Novitiat, das römische Collegium, das deutsche Collegium, und das römische Seminarium, als Franciscus von Borgia, im J. 1570, von dem Papste Pius V. das Collegium der Büßer zu St. Peter erhielt. Die Collegia der Griechen, Maroniten, Engländer, Scoten und Irländer, sind ihnen nachher noch gegeben worden.

Nach dem Tode des h. Francisc. von Borgia, im J. 1572, wurde der P. Mercurian, ein Flamänder, zum General dieses Ordens erwählet. Er hatte

im J. 1581 den P. Aquaviva, aus dem Hause der Herzoge von Atri im Königreiche Neapel, zum Nachfolger, welcher diese Stelle bis 1615 bekleidete, da man ihm nach seinem Tode den P. Vitelleschi zum Nachfolger gab, welcher im J. 1645 starb.

Unter dem General Vitelleschi feyerte man mit vieler Pracht zu Rom, in Deutschland und vielen andern Ländern, das hundertjährige Jubelfest des Ordens. Diese Solennität fing anfänglich zu Rom 1639, in dem römischen Collegio, d. 25 Sept. am Feste der heil. Märterer Cosmus und Damian an, als an welchem Tage der Orden vor 100 Jahren die erste Billigung mündlich von dem Papste Paul III. erhalten hatte. Zu feyerlicher Begehung dieses Jubelfestes gab das damahls in großem Ansehen, Würden und Reichthum stehende Barberinische Haus allen Anlaß und Vorschub. Die auf dieses von der Gesellschaft Jesu begangene erste Jubelfest geprägte Gedächtniß-Münze, findet man Fig. 1642 abgebildet. Die erste Seite zeigt des Papstes Urban's VIII. Brust-Bild im Profil, mit vorgewandter rechter Gesichts-Seite, bloßen Haupte mit der Priester-Krone, starken Barte, und angethan mit dem Pluvial. Umher steht der Titel: VRBANVS. VIII. PON. tifex. MAXimus. A. nno. XVII. (d. i. Urban der achte, Papst, im 17. Jahre der Regierung). Die andere Seite enthält zwischen zweyen Engel-Köpfchen, folgende Inschrift in 7 Zeilen: MVNIFICENTIA ANT. BARBERINI. S. R. E. CARD. CAM. SOCIET. JESV ANN. C. PIE. CELEBRATO S. CIↃIↃCXXXIX. V. KAL. OCT. (d. h. Bey dem durch die Mildigkeit Antonii Barberini, der h. röm. Kirche Cardinals und Kämmerers, der Gesellschaft Jesu gottselig gefeyerten hundertsten Jahre, im J. des Heils 1639. d. 27 Tag des Sept.

Das Buch, welches den Titel führt: Imago primi Seculi Societatis Jesu à provincia Flandro-Belgica eiusdem societatis

ueis repræſentata, und zu Antwerpen ex officina Plantiniana Balthaſaris Moreti Anno ſocietatis ſeculari 1640. in fol. gedruckt worden iſt, iſt das ſchönſte Denkmahl von dieſer jeſuitiſchen Jubel-Feyer. Es wird darin der Urſprung, das Wachsthum und die Beſchaffenheit der Geſellſchaft Jeſu vorgeſtellt, und es beſteht aus 6 Büchern, in welchen alle Handlungen Jeſu mit den Handlungen dieſer Geſellſchaft verglichen werden. Das 6te Buch beſchreibt, was ſich in den Niederlanden mit den Jeſuiten zugetragen hat; daher dieſes Werk auch meiſtentheils unterdrückt worden iſt. Es iſt überaus prächtig gedruckt, und enthält 118 zu Ehren der Geſellſchaft in Kupfer geſtochene Sinnbilder. Das gröſſte Fehlocken wird unter andern in Prolegomenis, S. 49, darüber bezeigt, daß in dem Zunahmen des Stifters die hunderte Zahl enthalten iſt:

Adſpicis? en centum LoyoLa amplectitur annos.

So mangelt es auch nicht an bibliſchen Chronoſtichis, als: aus dem 32. Pſalm: eXVLtate, eXVLtate IVsti In DoMIno.

Und aus Luc. 1. eXVLtaVIt ſpIrItVs MeVs In Deo SaLVtarI.

Der Orden hatte ſich damahls ſchon in allen Theilen der Welt dermaßen vermehret, daß es, nach dem Verzeichniſſe, welches herausgegeben wurde, ihrer über 800, ſowohl Collegia, Profeßhäuſer und Probehäuſer, als auch Reſidenzen, gab, welche insgeſammt in 36 Provinzen abgetheilt waren, worin ſich über 15000 Jeſuiten befanden. Die Geſellſchaft hat nach der Zeit unter den Generalen, welche dem P. Vitelleſchi gefolget ſind, nähmlich P. P. Nicolaus, Oliva, Gonzalez und Tamburin, neuen Fortgang gehabt.

Die Statuten, welche Ignatius für ſeine Geſellſchaft aufſetzte, ſind in 10 Abſchnitte abgetheilt, vor welchen eine Prüfung vorher geht, die man mit denen anſtellen ſoll, welche ſich angeben, in die Geſellſchaft aufgenommen zu werden. Er will, man ſolle ſie nach ihrer Aufnahme einen Monath lang in dem Hauſe prüfen, und ſie die geiſtlichen Uebungen anſtellen und eine

allgemeine Beichte ablegen lassen, worauf sie die ge
deutliche Kleidung der Gesellschaft annehmen sollen
Das Novitiat soll zwey Jahre dauern, und sie sollen
täglich etwas auswendig lernen, ihr Gedächtniß zu
stärken, ohne jedoch ihnen das Studieren zu erlauben
Ueber dieß verordnet er, sie sollen den Kranken eine
Monath lang in dem Hospitale dienen, und einen an
dern Monath eine Wallfahrt zu Fuße thun, ohne
Zehrpfennig, und Almosen betteln. Nach den zwey
Probejahren sollen die jungen Leute der Gesellschaft
zum Studieren angehalten werden; und er bestimmt
die Wissenschaften, welche sie studieren sollen; und an
Furcht, die Liebe zu den Wissenschaften möchte nach
und nach den Geist der Frömmigkeit schwächen, hat
er die Uebungen vorgeschrieben, welche man zur Zeit
des Studierens beobachten soll. Nach solcher beschaf
er ein zweytes Novitiat von einem Jahre, wo man
sich nur der Uebungen des geistlichen Lebens befleis
get, damit man dasjenige ausüben lerne, was man
andere lehren soll.

Ignatius machte in seinem Orden drey verschie
dene Grade; der erste war von Professen, der zwey
von schon gebildeten Mitarbeitern, und der dritte von
schon gebilligten Schülern, ausser den Novitien. Un
ter den Professen gab es wieder zweyerley Arten; die
einen hatten 4, die andern nur 3 Gelübde. Es gab
auch zweyerley Mitarbeiter, geistliche und weltliche.
Die Gelübde der Professen waren feyerlich, der Mit-
Arbeiter ihre öffentlich, aber nur geringe. Der Schü-
ler ihre waren ganz geringe; sie geschahen nur in Ge
genwart der Hausgenossen; es wurde niemand von
dem Generale abgeordnet, sie anzunehmen; da hinge
gen der Professen und der Mitarbeiter ihre in seine
oder in die Hände derjenigen, die er dazu abgeordnet
hatte, abgeleget wurden.

Die Formel der Gelübde der Professen ist diese: „Ich N. gelobe und verspreche dem allmächtigen Gott, „in Gegenwart der heiligsten Jungfrau, der ganzen „himmlischen Hofstatt und aller Umstehenden; und Euch, „Ehrwürdiger Vater General der Gesellschaft Jesu, an „Gottes Statt; und Eurer Nachfolgern, Armuth, „Keuschheit und Gehorsam, und nach diesem Gehor„same, besondere Sorge für dasjenige zu tragen, was „man junge Leute, nach der in den apostolischen Brie„fen der Gesellschaft Jesu und in ihren Satzungen ent„haltenen Lebensart lehren soll.“ Geschehen ꝛc.

Diejenigen, welche die vier Gelübde thun, setzen hinzu: „Und ausserdem verspreche ich ins besondre dem Papste „Gehorsam in Ansehung dessen, was die Missionen be„trifft; wie es in eben den apostolischen Briefen und „Satzungen enthalten ist.“

Die Mitarbeiter sagen nicht: ich gelobe, sondern nur: ich verspreche; und die weltlichen Mitarbeiter lassen dasjenige weg, was die Unterweisung der Jugend betrifft.

Die gebilligten Schüler, welche nur geringe Gelübde thun, verbinden sich der Gesellschaft, und versprechen, bey ihr in der Beobachtung der Gelübde der Armuth, der Keuschheit, und des Gehorsams, zu leben und zu sterben, und verbinden sich ausdrücklich durch ein Gelübde, den Grad anzunehmen, den man nachher für sie am bequemsten finden wird.

Die Professen müssen, ehe sie Profeß thun, und die Mitarbeiter, ehe sie ihre Gelübde ablegen, drey Tage lang von Thüre zu Thüre gehen, und Almosen betteln.

Ihre Kleidung besteht in einem Leibrocke und einem langen Mantel, wie der Geistlichen; sie haben aber kein Ueberschlägelchen, weil die Geistlichen zu der Zeit, da der Orden entstand, keines trugen. Die gebilligten Schüler tragen in Frankreich auch den langen Mantel; in Italien aber haben sie statt des Mantels einen Rock. Die Absicht, welche Ignatius hatte, alle Menschen zu bekehren, wenn es möglich wäre, verursachte, daß er befahl, es sollte die Gesellschaft, weil sie doch öfters mit Ketzern und Freygeistern, welche sich über die Religiosen-Kleidung nur aufhalten,

zu thun hätte, keine besondere Tracht annehmen, damit sie überall mehr Zutritt hätte. In den Ländern der Ungläubigen, wo die Missionarien der Jesuiten das Evangelium verkündigten, kleideten sie sich mehrentheils nach der Landestracht, um auf diese Art weniger Aufsehen bey dem Volke zu machen, und sich den Eintritt in ihre Gesellschaften zu erleichten; und da sie sich in China auf die mathematischen und astronomischen Wissenschaften vorzüglich legten, und deshalb bey den Chinesern in besonderm Ansehen standen, so erhielten sie die Erlaubniß, in der gewöhnlichen Kleidung der Mandarinen zu erscheinen. Die Academien der Wissenschaften in Petersburg und Paris haben den Missionarien der Jesuiten sehr wichtige Beobachtungen in diesem Fache zu verdanken.

Diese Gesellschaft hatte ausserordentlich viele berühmte Personen in allerley Wissenschaften. Sie würde auch eine große Anzahl Prälaten der Kirche gegeben haben, wofern nicht Ignaz seine Religiosen durch ein Gelübde verbunden hätte, den Prälaturen zu entsagen, und sie auszuschlagen, wenn sie ihnen angebothen würden. Gleichwohl hat es einige Cardinäle von diesem Orden gegeben, als: die Cardinäle Tolet, Bellarmin, von Lugo, Palavicin, Pasmanni, welcher auch Erzbischof von Gran gewesen, Nitard, Ptolomäi, und Alexander von Ursini; doch haben sie vom Papste einen Befehl erhalten müssen, den Hut anzunehmen.

Der Orden hat drey Heilige, als: den Ignaz, den Franz Xaver, und den Francisc. von Borgia. Drey Andere sind selig gesprochen worden, als: Stanisl. Koske, Ludw. von Gonzaga, und Joh. Franz Regis. Drey sind von der Kirche für Märterer erkannt worden, als: Paul Michi, Joh. von Goto, und Jac. Chisai. Der Pater Lorenz Ricci ist dadurch vorzüglich berühmt geworden, weil er der letzte General

ral des nun aufgehobenen Jesuiter-Ordens war, und bis an sein Ende auf der Engelsburg in Rom gefangen saß, wo er im J. 1775 starb.

Zum Wapen führt der Orden einen goldenen Nahmen Jesus, mit Strahlen umgeben, in blauem Felde, nebst dem Wahlspruche: ad majorem Dei gloriam (d. h. zur Ausbreitung der Ehre Gottes).

Die Einrichtung und die Gesetze der Gesellschaft, wurden von Lainez und Aquaviva, welche, erwähnter Maßen, nach dem Ignaz Generale des Ordens waren, und ihren Vorgänger an Fähigkeit und Regierungskunst weit übertrafen, vollkommen gemacht. Diese baueten das System von tiefer und künstlicher Politik, welches den Orden characterisirt. Die starke Dosis von Schwärmerey, womit jene Einrichtungen versetzt sind, gehört allein dem Stifter Ignatius. Es kamen verschiedene Ursachen zusammen, welche diesem Orden einen so besondern Character gaben, und die Mitglieder desselben lehrten, nicht nur einen größern Antheil an den weltlichen Geschäften zu nehmen, als alle andere Mönchs-Gesellschaften, sondern auch den wichtigsten Einfluß in die Führung derselben zu haben. Einer der Haupt-Gegenstände aller Mönchs-Orden ist, die Menschen von der Welt und von aller Verbindung mit ihren Geschäften zu trennen. In der Einsamkeit und Stille des Klosters, ist ein solcher Mensch bestimmt, seine Seligkeit durch ausserordentliche Werke der Reue und Frömmigkeit zu schaffen. Er ist todt für die Welt, und hat mit ihren Sachen nichts zu thun. Er kann dem menschlichen Geschlechte nur durch sein Beyspiel und Gebeth nützlich werden. Die Jesuiten hingegen müssen sich als Männer betrachten, welche zur Wirksamkeit gemacht sind. Sie sind erwählte Streiter, und verbunden, immer für den Dienst Gottes, und seines Statthalters auf Erden,

des Papstes, zu fechten (*). Alles was den Unterricht der Unwissenden betrifft, alles, womit man den Feind angreifen, oder was man ihm entgegen setzen kann, gehört für sie. Damit sie zu diesen thätigen Diensten Zeit genug haben, sind sie von allen denen Amtspflichten, deren Ausübung die vornehmste Beschäftigung der übrigen Mönche ausmacht, gänzlich befreyet. Sie erscheinen bey keiner Procession; sie üben keine harte Züchtigungen gegen sich aus; sie verwenden nicht wie die übrigen, die Hälfte ihrer Zeit auf die Wiederhohlung langwieriger Messen; aber ihre Pflicht ist auf alles, was in der Welt vorgeht, Achtung zu geben, unter dem Vorwande des Einflusses, den dieß in die Religion haben könnte; sie sind angewiesen, die Denkungsart der Leute vom Range auszuspähen, und sich um deren Freundschaft zu bewerben. Ueberhaupt ist durch die ganze Einrichtung, durch das ganze Genie des Ordens, ein gewisser Geist der Activität und der Intrigue unter alle Mitglieder desselben verbreitet.

So sehr die Gesellschaft der Jesuiten in diesen Stücken von den andern Mönchs-Orden verschieden ist, eben so sehr ist sie es auch in der Art, wie sie regiert wird. Die andern Orden können als freywillige Versammlungen betrachtet werden, in welchen alles, was das Ganze betrifft, durch die gemeinschaftlichen Stimmen aller Mitglieder bestimmet und geordnet wird. Die ausübende Macht gehört dem ganzen Kloster, oder der Haupt-Person darin; die gesetzgebende Macht, der ganzen Gesellschaft. Wichtige Sachen, welche einzelne Klöster betreffen, werden in den Capiteln der Conventualen; die, welche den ganzen Orden angehen, in allgemeinen Congregationen abgehandelt. Ignatius, welcher noch von dem unmit-

ger

(*) Papst Benedict XIV. nannte sie die Janitscharen des heiligen Stuhles; ein schwer in Zaum zu haltendes, gefährliches Corps, welches aber sehr gut dient.

geschränkten Gehorsam, den er im Soldatenstande gelernt hatte, voll war, setzte fest, daß die Regierung seines Ordens gänzlich monarchisch seyn solle. Ein General welcher von den Deputierten der verschiedenen Provinzen auf Lebenszeit erwählet werden sollte, bekam die oberste und unabhängige Gewalt, die sich auf jede Person und jeden Fall erstreckte. Dieser sollte allein durch seine Autorität, die Provinzialen, die Superioren der Profeß- und Probe-Häuser, die Rectoren der Collegien, und alle übrige Regierungs-Bediente der Gesellschaft, ernennen und nach Gefallen absetzen. Ihm sollte die oberste Administration der Einkünfte und liegenden Gründe des Ordens zustehen. Jedes Mitglied des Ordens sollte gänzlich seiner Disposition unterworfen seyn. Durch seinen unwidersprechlichen Befehl, sollte er Jedem nach Gutdünken ein Geschäft aufgeben, und zu diesen oder jenen Diensten brauchen können. Diesen Befehlen sollte ein Jeder nicht allein äusserlichen Gehorsam leisten, sondern ihnen auch die Neigungen seines eigenen Willens, und die Schlüsse seines eigenen Verstandes aufopfern. Jeder sollte auf des Generales Gebothe horchen, als wenn Christus selbst sie ihm gäbe. Unter seiner Direction sollten sie bloß leidende Werkzeuge seyn, gleich dem Thone in der Hand des Töpfers, und den Skeleten, die keinen Widerstand leisten können. Diese besondere Regierungsform mußte nothwendig einen starken Eindruck auf die Gesinnung eines jeden Mitgliedes des Ordens machen, und allen seinen Unternehmungen eine besondere Stärke ertheilen. In den Jahr-Büchern des menschlichen Geschlechtes hat man kein Beyspiel eines so vollkommenen Despotismus, welcher noch dazu nicht etwann über Mönche, welche in die Zellen ihres Klosters eingeschlossen sind, sondern über Männer, die sich unter allen Nationen des Erdbodens ausgebreitet haben, ausgeübet worden ist.

Da die Gesetze des Ordens dem Generale eine uneingeschränkte Gewalt über alle Mitglieder desselben zugestehen, so wird mit der größten Sorgfalt darauf gesehen, daß er von dem Character und den Fähigkeiten eines jeden seiner Unterthanen völlig unterrichtet sey. Ein jeder, der sich zu einen Candidaten des Ordens angibt, ist verbunden, dem Superior des Hauses oder einer von ihm bestellten Person, sein Gewissen zu beichten (conscientiam manifestare) und dabey nicht allein seine Sünden und Mängel bekennen, sondern auch seine Neigungen, Leidenschaften, und dasjenige, wozu seine Seele den stärksten Hang hat, entdecken. Diese Beichte muß alle sechs Monate wiederhohlt werden. Doch ist die Gesellschaft noch nicht damit zufrieden, auf diese Art das ganze Herz kennen zu lernen; jedes Mitglied ist noch ausser dem angewiesen, die Worte und Handlungen dessen, der im Novitiate steht, zu beobachten; ein jeder ist verbunden, ein Kundschafter desselben zu seyn, und jede Sache von Wichtigkeit, die ihn betrifft, dem Superior zu entdecken. Damit diese Erforschung ihres Charakters so vollkommen, als möglich, werden möge, müssen sie, wie ich bereits erwähnt habe, ein langes Novitiat ausstehen, während dessen sie durch verschiedene Stufen des Ranges, welche in der Gesellschaft festgesetzt sind, höher steigen. Ein jeder muß das 33ste Jahr zurück gelegt haben, ehe er das letzte Gelübde thun kann, wodurch er eines von denen Mitgliedern, welche Professen genannt werden, wird. Auf diese Art erlangen die Superioren, unter deren unmittelbaren Aufsicht die Novitien stehen, eine vollkommene Kenntniß von den Neigungen und Talenten derselben. Damit aber der General, der die Seele ist, welche die ganze Gesellschaft belebt und bewegt, alles vor Augen haben könne, was nöthig ist, ihn zu unterrichten und zu leiten, so müssen die Provinzialen aus ganz Europa

monathlich einmahl; die Rectoren, Superioren der Häuser und Novitien-Meister alle 3 Monathe an ihn schreiben; die in Indien aber geben ihm, wenn sich eine bequeme Gelegenheit bey dem Abgange der Schiffe darbiethet, überhaupt Nachricht von ihren Untergebenen. Man schickt dem Generale, alle 3 Jahre das Verzeichniß von einer jeden Provinz, in welchem alles, was den Character eines jeden Religiosen, seine natürliche oder erworbene Geschicklichkeiten, sein Temperament, seine Erfahrung in Geschäften, und das besondere Departement, für welches er sich am besten schicken würde, betrifft, genau und mit allen Umständen angezeiget wird. Diese Berichte werden zusammen gezogen, in Ordnung gebracht und registriert, damit der General auf Einen Blick den ganzen Zustand der Gesellschaft in jedem Winkel der Erde übersehen, die Beschaffenheit und Talente eines jeden Mitgliedes beobachten, und also die Werkzeuge wählen könne, welche er nach seiner uneingeschränkten Macht für jeden Dienst bestimmt hat. Hr. v. Chalotais hat eine Berechnung gemacht, von der Anzahl dieser Berichte, welche der General der Jesuiten jährlich nach den Gesetzen der Gesellschaft erhalten mußte. Sie beliefen sich in allem auf 6584. Wenn man diese Summe mit 37, als der Anzahl der Provinzen des Ordens theilt, so kommen etwann 177 solcher Berichte heraus, die den Zustand eines jeden Landes betreffen, und jährlich nach Rom gesandt wurden. Ausser diesen konnten noch viele ausserordentliche Briefe geschrieben werden, wozu auch diejenigen gehörten, welche der Kundschafter, den der General oder Provinzial in jedem Hause hielt, absandten. Die Provinzialen und Superioren der Häuser berichteten nicht nur dasjenige, was die Mitglieder der Gesellschaft betraf, sondern sie waren auch verbunden, dem Generale Nachricht von den weltlichen Geschäften zu geben, die in dem Lande, worin

worin sie sich niedergelassen hatten, vorgenommen wurden, so weit sie nähmlich zum Besten der Religion gereichen konnten. Diese Bedingung aber konnte auf jede Particularität ausgebreitet werden, so, daß der General von allem, was jeder Landesherr und jeder Staat in der Welt vornahm, unterrichtet seyn konnte. Waren die Sachen, von denen die Provinzialen oder Rectoren schrieben, von großer Wichtigkeit, so mußten sie sich der Geheimschrift bedienen, und jede Provinz hatte ihre besondere Chiffer (d. i. Art, mit verabredeten Characteren oder Zahlen einander geheime Dinge zu schreiben), von dem Generale. Ignatius gab dem Generale vier Assistenten (Beystände), welche gleichsam seine Staatsbedienten sind; man hat aber nach der Zeit noch einen fünften für Frankreich hinzugesetzt. Ausser diesen Assistenten hatte er auch noch einen Erinnerer bey sich, welcher das Recht hatte, dem Generale dasjenige vorzustellen, was er oder die Assistenten in seiner Regierung, oder an seiner Person, unordentliches bemerkt hatten.

Da es die erklärte Absicht des Ordens der Jesuiten war, mit unermüdetem Eifer zur Beförderung des ewigen Heils der Menschen zu arbeiten, so wurden sie dadurch natürlicher Weise zu manchen thätigen Beschäftigungen gebraucht. Von ihrer ersten Errichtung an, betrachteten sie die Erziehung der Jugend, als ihr besonderes Amt. Sie suchten geistliche Führer und Beicht-Väter zu werden. Sie predigten oft, um das Volk zu unterrichten. Sie reiseten als Missionarien in fremde Länder zur Bekehrung der Ungläubigen. Die Neuheit der Errichtung sowohl, als die Besonderheit des Gegenstandes, verschafften dem Orden viele Bewunderer und Gönner. Die Häupter der Gesellschaft hatten die Geschicklichkeit, von jedem Umstande, der ihr vortheilhaft seyn konnte, Gebrauch zu machen; und in kurzer Zeit war die Anzahl der Mitglieder und

ihr

ſhe Einfluß bewundernswürdig ſtark geworden. Noch vor dem Ausgange des 16ten Jahrhundertes hatten die Jeſuiten die Aufſicht über die Erziehung der Jugend in jedem römiſch-katholiſchen Lande von Europa. Sie waren die Räthe von dem größten Theile der Monarchen, und die geiſtlichen Führer eines jeden, der durch ſeinen Rang oder ſeine Macht erhaben war. Zwiſchen ihnen und dem päpſtlichen Hofe herrſchte der höchſte Grad des Vertrauens und des wechſelſeitigen Intereſſe, weil ſie die eifrigſten und geſchickteſten Streiter für deſſen Anſehen waren.

Die Vortheile, welche eine ſo thätige und unternehmende Geſellſchaft von allen dieſen Umſtänden ziehen konnte, fallen leicht in die Augen. Sie bildeten die Denkungsart der Leute in der Jugend, und behielten eine gewiſſe Autorität über ſie in den reifern Jahren. Sie regierten zu verſchiedenen Zeiten die wichtigſten Höfe von Europa. Sie mengten ſich in alle Sachen, und nahmen Theil an jeder Staatsliſt, und an jeder Revolution. Der General konnte durch die ausführlichen Nachrichten, welche er erhielt, alle Unternehmungen des Ordens mit der vollkommenſten Klugheit regieren, und durch ſeine uneingeſchränkte Gewalt, ſie mit der äuſſerſten Lebhaftigkeit und Nachdruck ausführen laſſen.

Als Ignatius, im J. 1540, den Papſt um die Autoriſirung des Ordens erſuchte, hatte er 10 Schüler.

Im J. 1608, und alſo 60 Jahre nach der Errichtung, war die Anzahl der Jeſuiten bis auf 10581 angewachſen.

Im J. 1710, beſaß der Orden 24 Profeßhäuſer, 59 Probationshäuſer, 340 Reſidenzen, 612 Collegia, 200 Miſſionen, 150 Seminarien und Penſionsſchulen, und beſtand aus 19989 Jeſuiten.

Im J. 1762 war der Orden in 5 Aſſiſtenzen eingetheilt; dieſe begriffen in ſich 39 Provinzen, 24 Profeßhäuſer, 669 Collegia, 61 Novitiate, 176 Seminarien, 335 Reſidenzen,

223 Missionen, 22787 Jesuiten, worunter 11010 Priester waren.

Der Reichthum des Ordens nahm zu, so wie dessen Macht zugenommen hatte. Man erfand verschiedene Mittel, der Verbindlichkeit des Gelübdes der Armuth zu entgehen. Der Orden bekam große Güter in jedem katholischen Lande, und konnte es, in Anseh[ung] der Menge und Pracht seiner öffentlichen Gebäude und des Werthes seines beweglichen und unbeweglichen Vermögens, mit den reichsten Mönchsorden aufnehmen. Ausser den Quellen der Reichthümer, welche der gesammten regulären Geistlichkeit gemein sind, besaßen die Jesuiten noch eine, welche ihnen allein gehörte. Unter dem Vorwande, den Fortgang der Missionen zu befördern, und die Erhaltung derselben zu erleichtern, erhielten sie von dem römischen Hofe eine besondere Erlaubniß, mit denen Nationen, an deren Bekehrung sie arbeiteten, handeln zu dürfen. Diesem zu Folge liessen sie sich in eine weitläuftige und höchst vortheilhafte Handlung in Ost- und West-Indien ein. Sie eröffneten Niederlagen in verschiedenen Theilen von Europa, in welchen sie ihre Waaren verkauften. Nicht zufrieden mit der Handlung allein, suchten sie, nach dem Beyspiele der andern Handlungs-Gesellschaften, auch Besitzungen zu erhalten. Sie nahmen also von einem großen und fruchtbaren Striche Landes in dem südlichen festen Lande von Amerika Besitz, und regierten als souveräne Herren über einige hundert tausend Unterthanen.

Zum Unglück für das menschliche Geschlecht, hat dieser große Einfluß, den der Orden der Jesuiten durch die jetzt erzählten Mittel sich erwarb, oft die verderblichsten Wirkungen hervor gebracht. Die Absicht der Disciplin, welche die Gesellschaft bey der Bildung ihrer Mitglieder gebrauchte, und die Grundgesetze ihrer Verfassung waren, daß jeder Jesuit das

Inter-

Interesse des Ordens als den Haupt-Gegenstand, dem alle übrige Betrachtungen aufgeopfert werden müßten, anzusehen habe. Dieser Geist der Anhänglichkeit an den Orden, vielleicht der eifrigste, welcher jemahls eine menschliche Gesellschaft regiert hat, ist der characteristische Grundsatz der Jesuiten, und der Schlüssel zu ihrer politischen Verfassung und ihren besondern Meinungen und Betragen.

Da es zur Ehre und zum Vortheil der Gesellschaft nothwendig war, daß ihre Mitglieder bey Personen von hohem Range und großer Macht, eine gewisse Autorität besitzen mußten: so verleitete sie die Begierde, eine solche Aufsicht desto leichter zu bekommen und zu erhalten, dahin, daß sie ein System einer wenig strengen und sehr nachgebenden Moral, welche sich besser mit den Leidenschaften der Menschen paßte, ausbreiteten; eine Moral, welche ihre Fehler rechtfertigte, ihre Unvollkommenheiten duldete, und jede Handlung, welche die kühnste oder listigste Politik zu unternehmen wünschte, in Schutz nahm. Da auch der Wohlstand des Ordens, mit der Erhaltung der päpstlichen Autorität auf das genaueste verbunden war, so sind die Jesuiten, aus eben diesem Grundsatze der Anhänglichkeit an das Interesse ihrer Gesellschaft, allezeit die eifrigsten Vertheidiger der Lehrsätze gewesen, welche die geistliche Gewalt über die Ruinen des weltlichen Regimentes zu erheben trachten. Sie haben dem Stuhle zu Rom eine so ausgebreitete und uneingeschränkte Gerichtbarkeit beyzulegen gesucht, als nur immer ein herrschsüchtiger Papst in den Jahrhunderten der Unwissenheit hätte verlangen können. Sie stritten eifrig für die gänzliche Unabhängigkeit der Geistlichen von der weltlichen Obrigkeit, und machten Lehrsätze von der Pflicht, sich einem Fürsten, der ein Feind von dem römischen Glauben ist, zu widersetzen, bekannt, welche die schwärzesten Laster beschönigen,

und auf die Zerreissung aller Verbindungen zwisch den Unterthanen und dem Landesherren abzielen.

Das Buch de assertionibus, welches 1762 durch Arrêt des Parlamentes von Paris bekannt gemacht wur soll die gefährlichsten Grundsätze enthalten, die zum V derben der menschlichen Gesellschaft erdacht werden kön vornehmlich da, wo von dem Meineide, dem falschen Ze nisse, der Richtung der Absicht, der geheimen Compen tion, dem Todschlage, und dem Königsmorde gehand wird.

Ihre Moral lässet sich in folgende Sätze zusamm ziehen.

Gott und sein Gesetz nicht wissen, ist die grö himmlische Wohlthat.

Wenn man alles natürliche Licht, alle Gewissen Bisse und Empfindung der Religion in sich e stickt hat, kann man nicht mehr sündigen.

Lasterthaten ohne Nachdenken begehen, mac sie zu Schwachheitssünden.

Gott fürchten, ohne ihn zu lieben, ist hinreichend Vergebung seiner Sünden zu erhalten.

Gott nicht hassen, heißt schon, ihn lieben.

Beten, ohne daran zu gedenken, was man sag dem Gottesdienste ohne Aufmerksamkeit bey wohnen, ist schon Gott gefällig.

Schwören und Gottes Nahmen mißbrauchen, weil man es gewohnt, oder weil es jetzt Mod ist, ist nichts strafbares.

Seinem Vater und Mutter den Tod wünschen, um zum Besitz ihrer Güter zu gelangen, i etwas unschuldiges.

Man kann ohne Bedenken denjenigen tödten, de uns Schaden am Leibe oder an der Ehre zu fügen will.

Man kann versprechen, ja mit einem Eide zusa gen, ohne daß man sein Wort zu halten ge zwungen sey.

Schan-

Schamlosigkeit, Unzucht, Unmäßigkeit, Rausch und Trunkenheit, sind leichte Versehen.
Trunkenheit entschuldiget alles.
Unbillige Regenten kann man mit Recht umbringen.

Das sind die entsetzlichen Lehrsätze, deren jeder, allein genommen, bey jedem Moralisten, der den Einfluß tugendhafter Gesinnungen auf das Wohl des Staates kennt, noch mehr aber bey einem christlichen Sittenlehrer, den tiefsten Abscheu vor demjenigen, der ihn vorträgt, erregen muß.

Da der Orden von dem Eifer, womit er die römische Kirche gegen die Angriffe der Reformatoren verfocht, Ruhm und Ansehen erhielt, so dachten die Mit-Glieder, welche auf diesen Vorzug stolz waren, es sey ihr vornehmstes Geschäft, gegen die Meinungen der Protestanten zu streiten, und ihren Fortgang zu hemmen. Gegen diese haben sie jede List und alle Waffen gebraucht, sich allen sanften und duldenden Maßregeln beständig widersetzt, und unaufhörlich die ganze Wuth der geist- und weltlichen Verfolgungen wider sie erregt. Andere Mönche haben es zwar ebenfalls versucht, dergleichen verderbliche Lehrsätze auf die Bahn zu bringen, und Meinungen gehäget, welche eben so wenig mit der Ordnung und Glückseligkeit der bürgerlichen Gesellschaft bestehen können; aber sie haben dieselben, aus leicht abzusehenden Ursachen, entweder mit größerer Zurückhaltung gelehrt, oder mit wenigerm Erfolge ausgebreitet. Wer sich an die wichtigsten Begebenheiten von Europa seit zwey Jahrhunderten erinnert, wird finden, daß die meisten verderblichen Wirkungen, welche aus der verstellten und gefährlichen Casuisterey, und den ausschweifenden die geistliche Gewalt betreffenden Lehrsätzen entstanden sind, mit Grunde auf die Rechnung der Jesuiten gesetzt, und aus dem Geiste der Intoleranz, welcher das schlimme Schicksal der römischen Kirche veranlaßt und

so viel Unglück über die bürgerliche Gesellschaft gebracht hat, hergeleitet werden können.

So viel nachtheilige Folgen auch aus der Errichtung dieses Ordens entstanden sind, so muß man doch gestehen, daß dem menschlichen Geschlechte einige wichtige Vortheile daraus zugewachsen sind. Da die Jesuiten die Erziehung der Jugend zum Hauptgegenstand ihrer Aufmerksamkeit machten, und ihr erster Versuch, Schulen zur Aufnahme der Studierenden anzulegen, von Seiten der Universitäten, in vielen Ländern sehr-heftigen Widerspruch und Widerstand fanden: so mußten sie nothwendig den sichersten Weg einschlagen, sich die Gunst des Publicum zu erwerben; sie mußten nähmlich suchen, ihre Nebenbuhler an Fleiß und Wissenschaften zu übertreffen. Dieses trieb sie an, sich mit großem Eifer auf das Studium der alten Litteratur zu legen. Dieses brachte sie auf verschiedene Methoden, den Unterricht der Jugend zu erleichtern. Durch die Verbesserungen, welche sie darin machten, haben sie nicht wenig zu der Aufnahme der schönen Wissenschaften beygetragen, und sich also von dieser Seite um die menschliche Gesellschaft sehr verdient gemacht. Aber nicht allein in dem Unterrichte in den Grundsätzen der Litteratur ist der Orden sehr glücklich gewesen; er hat auch in allen Zweigen der Gelehrsamkeit große Männer hervor gebracht, und kann sich einer größern Menge scharfsinniger Schriftsteller rühmen, als alle übrige Mönchsorden zusammen genommen.

Gleichwohl hat d'Alembert bemerkt, daß, obgleich die Jesuiten ausserordentliche Progresse in jeder Gattung von Gelehrsamkeit gemacht, und ob sie gleich unter ihren Brüdern verschiedene große Mathematiker, Alterthums-Kenner und Kritiker angeben können, und einige berühmte Redner gebildet haben, der Orden doch keinen Mann hervor gebracht habe, dessen Geist von gründlichen Kenntnissen so aufgeklärt gewesen wäre, daß er den Nahmen eines Phi-

Philosophen verdient hätte. Es scheint eine unvermeidliche Wirkung der mönchischen Erziehung zu seyn, daß sie den Geist einschränkt und fesselt. Die besondere Anhänglichkeit des Mönches an das Interesse seines Ordens, welches oft mit dem Interesse der übrigen Bürger des Staates ganz und gar nicht zutrifft; die Gewohnheit an den uneingeschränkten Gehorsam gegen den Willen der Superioren, und die ewige Wiederhohlung der langweiligen und albernen Klosterpflichten, unterdrücken seine Fähigkeit, und ersticken den Edelmuth der Empfindungen und des Geistes, welcher den Menschen geschickt macht, von dem, was in dem Umgange mit der Welt und in dem Betragen recht ist, richtig zu denken und zu urtheilen. Der Pater Paul von Venedig, ist vielleicht der einzige von den im Kloster Erzogenen, welcher über seine eigene Vorurtheile erhaben, die Handlungen der Menschen und die Verbindung der Gesellschaft, mit den ausgebreiteten Kenntnissen eines Philosophen, mit der Klugheit eines Staatskundigen, welcher selbst in wichtigen Sachen arbeitet, und mit dem Anstande eines Mannes von Lebensart, betrachtete und beurtheilte.

Vorzüglich in der neuen Welt, haben die Jesuiten den bewundernswürdigsten Beweis ihrer Fähigkeiten gegeben, und das meiste zum Besten des menschlichen Geschlechtes beygetragen. Die Eroberer dieses unglücklichen Erdtheiles hatten keine andere Absicht, als die Einwohner desselben zu plündern, zu Sclaven zu machen, und auszurotten. Die Jesuiten allein, haben die Menschlichkeit vor Augen gehabt, als sie sich dort niederliessen. Zu Anfange des vorigen Jahrhundertes wurden sie in der fruchtbaren Provinz Paraguay, welche das südliche feste Land von Amerika, von dem Fuße des Berges Potosi an, bis an die Gränzen der spanischen und portugiesischen Besitzungen an dem Ufer des Flusses de la Plata, durchschneidet, aufgenommen. Sie fanden die Einwohner in einem Zustande, der von demjenigen, in dem die Menschen zuerst anfangen, sich in eine Gesellschaft zu vereinigen, nicht sehr verschieden war; mit allen Künsten unbe-

kannt, von der Jagd und dem Fischfange auf gutes Glück lebend, und gänzlich unwissend in allen Grundsätzen der Regierung und Subordination. Die Jesuiten unternahmen es, diese Wilden zu unterrichten und gesittet zu machen. Sie lehrten sie den Ackerbau, die Viehzucht, und die Kunst Häuser zu bauen. Sie brachten sie zu einem gesellschaftlichen Leben in den Dörfern. Sie machten ihnen Lust zu Künsten und Manufacturen. Durch sie, fand das Volk Geschmack an den Freuden der Gesellschaft, und gewöhnte sich an die großen Vorzüge derselben, an Sicherheit und Ordnung. Diese Leute wurden die Unterthanen ihrer Wohlthäter, und von ihnen mit der zärtlichen Aufmerksamkeit eines Vaters, welcher seine Kinder unterweiset, regiert. Bis zur Anbethung geehrt und geliebt, herrschten einige wenige Jesuiten über einige hundert tausend Indianer. Sie erhielten eine vollkommene Gleichheit unter allen Mitgliedern der Gesellschaft. Ein jeder von ihnen war verbunden zu arbeiten, nicht für sich selbst, sondern für das Ganze. Die Früchte ihrer Felder und ihrer Industrie von jeder Art, wurden in gemeinschaftlichen Vorrathshäusern niedergeleget, aus denen jedermann alles erhielt, dessen er bedurfte. Durch diese Einrichtung waren fast alle Leidenschaften, welche den Frieden der Gesellschaft stören, und ihre Mitglieder unglücklich machen, erstickt. Wenige Magistratspersonen, welche von den Indianern selbst erwählt waren, wachten über die öffentliche Ruhe und über die Befolgung der Gesetze. Blutige Strafen, welche unter andern Regierungen so häufig sind, waren gänzlich unbekannt. Eine Ermahnung von einem Jesuiten, eine geringe Beschimpfung, und, bey einigen besondern Umständen, einige Hiebe mit der Peitsche, waren hinlänglich, die Ordnung unter diesem unschuldigen und glücklichen Volke zu erhalten.

Allein,

Allein, selbst in diese verdienstliche Bemühungen für das Beste der Menschen, hat sich der Geist des Ordens gemengt; selbst in diesen ist er sichtbar. Sie hatten offenbar den Endzweck, in Paraguay ein unabhängiges Reich zu stiften, welches der Gesellschaft allein unterworfen seyn sollte, und welches durch seine vortreffliche Einrichtung und Polizey, ohne Zweifel seine Herrschaft über das ganze südliche Amerika würde verbreitet haben. In dieser Absicht, und um allem Einflusse der Spanier und Portugiesen, aus den benachbarten Besitzungen, zuvor zu kommen, bemühten sie sich, den Indianern, welche sie beherrschten, Haß und Verachtung gegen diese Nationen einzuflößen. Sie hoben allen Umgang ihrer Unterthanen mit den Spaniern und Portugiesen auf. Sie untersagten es jedem einzelnen Handelsmanne von diesen beyden Nationen, in ihr Gebieth zu kommen. Wenn sie zuweilen einen Abgesandten von benachbarten Regierungen annehmen mußten, so erlaubten sie ihm nicht den geringsten Umgang mit ihren Unterthanen, und kein Indianer durfte in das Haus, worin der Fremde sich aufhielt, kommen, ausser in Gegenwart eines Jesuiten. Um alle Arten des Umganges zwischen ihnen so schwer als möglich zu machen, verhüteten sie sorgfältig, daß kein Indianer die geringste Kenntniß von der spanischen oder einer andern europäischen Sprache erlangte. Sie munterten vielmehr die verschiedenen kleinen Völkerschaften, welche sie gesittet gemacht hatten, auf, einen gewissen Dialect der indianischen Sprache zu gewinnen, und bemühten sich, daraus die allgemeine Landes-Sprache in ihrem Gebiethe zu machen. Da aber alle diese Vorsicht dennoch nicht hinlänglich gewesen wäre, ihrem Reiche ohne eine Kriegsmacht Sicherheit und Dauer zu versprechen, so unterrichteten sie ihre Unterthanen in allen europäischen Kriegskünsten. Sie errichteten ein Corps von Cavallerie und Infanterie,

welches vollkommen bewaffnet und regelmäßig disciplinirt war. Sie sorgten für einen guten Zug von Artillerie, und für Magazine, die mit allen Kriegsbedürfnissen angefüllt waren. Solcher Gestalt brachten sie eine Armee auf die Beine, welche so zahlreich und gut bestellt war, daß sie sich in einem Lande, wo die ganze Kriegsmacht der Spanier und Portugiesen in einigen wenigen invaliden und schlecht disciplinirten Bataillonen bestand, allerdings fürchterlich machen konnte.

Europa hat, seit einigen Jahrhunderten, die stolzen Absichten und die Macht des Ordens bemerkt; allein, selbst indem es oft die schädlichen Wirkungen von beyden empfand, doch die wahren Ursachen davon nicht deutlich eingesehen. Es war noch unbekannt mit den besondern Einrichtungen in der politischen Verfassung und der Regierung der Jesuiten, woraus dieser Geist der Intrigue und der Unternehmung, welcher die Mitglieder der Gesellschaft characterisiert, und den Orden selbst zu einer so großen Macht erhoben hat, entstand. Es war ein Hauptgrundsatz der Jesuiten, von der ersten Errichtung ihres Ordens an, ihre Gesetze nicht bekannt zu machen. Diese verbargen sie als ein undurchdringliches Geheimniß. Diese kamen nicht aus dem Orden. Selbst der größte Theil der Mitglieder kannte sie nicht. Die Bekanntmachung derselben wurde von einigen Gerichtshöfen verlangt, aber abgeschlagen. Dem ungeachtet autorisierte die weltliche Macht in vielen Ländern, durch einen besondern politischen Solöcismus, die Niederlassung einer Gesellschaft von Leuten, deren Verfassung und Gesetze sorgfältig verborgen wurden. Ein Umstand, welcher allein einen hinlänglichen Grund, sie abzuweisen, ausgemacht hätte! Während der letztern Verfolgung der Jesuiten in Portugal und Frankreich, wovon ich weiter unten sprechen werde, waren sie so unbehutsam,

und

und gaben ihr geheimnißvolles Statutenbuch heraus. Durch Hülfe dieser authentischen Nachrichten, können nunmehr die Grundsätze ihrer Regierung bestimmet, und die Quellen ihrer Macht mit einem Grade der Gewißheit und Genauigkeit erforschet werden, den man vordem unmöglich erreichen konnte.

Uebrigens ist keine Classe der regulären Geistlichkeit der römischen Kirche, wegen der Behauptung einer anständigen Würde, und selbst wegen der Reinigkeit der Sitten, so berühmt gewesen, als der größte Theil der Mitglieder dieses Ordens. Die Maximen einer staatslistigen, stolzen, interessirten Politik, können ihren Einfluß auf diejenigen, welche die Gesellschaft regierten, gehabt, und das Herz und die Aufführung einiger Mitglieder verdorben haben; allein der größte Theil stellte unterdessen gelehrte Untersuchungen an, beschäftigte sich mit Religionsübungen, und folgte den allgemeinen Grundsätzen, welche die Menschen von den Lastern zurück halten, und sie zu dem, was pflichtmäßig und lobenswürdig ist, aufmuntern. Man kann, wie ich bereits erwähnt habe, den großen Nutzen, den sie, als Lehrer der Jugend, durch die Verbesserung der Schulen gestiftet haben, nicht läugnen; und wenn es ihnen ihr Staatssystem erlaubt hätte, sich neben den gottesdienstlichen Handlungen bloß darauf einzuschränken, so würde diesen Orden vielleicht nie das widrige Schicksal getroffen haben, worunter dessen zerstreute Mitglieder noch seufzen, ob ihnen gleich hier und da ein Strahl der Hoffnung leuchtet, welcher ihre gänzliche Vernichtung zu hintertreiben scheint.

Dieser Orden fand von dem erster Augenblicke seiner Entstehung an, viel Widersprüche. Der Vorzug und die Vortheile, welche er gleich dadurch erhielt, daß er sich als eine Kriegsschar Jesu und des Papstes so unmittelbar an dem römischen Stuhl anschloß, und

das Interesse und die Gewalt des päpstlichen Hofes zu seinem eigenen Interesse machte, gab ihm bald einen Vorzug und das Uebergewicht über alle andere Orden. Die Unterweisung des edelsten Theiles der Jugend in den Sprachen und schönen Wissenschaften, worin die Jesuiten sich so unendlich weit über alle übrige Mönchsorden hervor thaten, verschaffte ihnen Gelegenheit, mit den vornehmsten Häusern und angesehensten Familien in eine vertrauliche Verbindung zu treten, und den jungen Leuten selbst die besten Gesinnungen gegen ihren Orden einzuflößen, und sich in jedem derselben einen künftigen Gönner und Beschützer zu erziehen. Dieses erregte natürlicher Weise den Neid der übrigen Mönche, die es sehr oft durch allerley Wege versuchten, den Orden zu stürzen, um so mehr, da ihnen auch durch die Jesuiten manche Vortheile, die sie vorhin genossen hatten, entzogen wurden. Man beschuldigte sie zu Rom, sie zielten auf nichts geringeres ab, als auf eine Universal-Monarchie über die ganze Kirche, und unter dem äussern Vorwande, die Macht und die Gewalt des Papstes zu unterstützen, arbeiteten und trachteten sie im Grunde heimlich nur dahin, dieselbe einzuschränken, und hingegen sich selbst solche Macht zuzueignen.

Zu Venedig beschuldigte man die Jesuiten, sie trieben mit der Beichte und Absolution einen ordentlichen Handel; sie machten von dem Beichtstuhle den schändlichen Mißbrauch, daß sie dadurch von dem Vermögen einzelner Privatpersonen, von den häuslichen Verbindungen der Bürger, wie auch von der Stärke und Schwäche der Republik, und von den Schlüssen des Senates insgeheim Erkundigung einzögen, um dieselben demnächst ihrem Ordens-General zu hinterbringen. Man klagte sie als Empörer, Aufrührer und Störer der öffentlichen Ruhe an, indem sie den Papst gegen die Signoria eingenommen, und ihn dahin gebracht

hät-

hätten, den Bannstrahl über die Republik ergehen zu lassen. Und aus diesen angeblichen Ursachen wurden die Jesuiten, im J. 1607, aus dem ganzen venetianischen Gebiethe verbannet.

In England stand die katholische Geistlichkeit gegen sie auf, und beschwerte sich bey dem Papste, die Jesuiten wären nicht als Apostel Christi oder Glaubens-Bothen, sondern vielmehr als Kaufleute des Königreiches, auf die Insel gekommen; sie wollten sich über alle Mönchsorden erheben; sie suchten den guten Nahmen der größten Staatsmänner und Obrigkeiten durch die schwärzesten Verleumdungen zu kränken; sie unterhielten eine geheime Correspondenz, fremde Truppen in das Land zu ziehen, und sich des Reiches zu bemächtigen; alle ihre Worte und Werkzeuge zielten dahin ab, als ob sie die künftige Thronfolge zu bestimmen hätten; sie wären die Anstifter oder doch Beförderer aller der Verschwörungen wider die Königinn Elisabeth und den König Jacob I., und die Römisch-Katholischen hätten überhaupt von den Jesuiten in kurzer Zeit mehr üble Begegnung erdulden müssen, als von den Ketzern in vielen Jahren. Diese Anklagen wirkten so viel, daß der Papst Clemens VIII. den Jesuiten durchaus alle und jede Inspection über die Cleresey dieser Insel völlig untersagte, und endlich mußten sie dieselbe gänzlich räumen.

In Polen hatten sich die Jesuiten kaum niedergelassen, als sie auch schon dem Volke sowohl, als dem Adel, furchtbar wurden. Man wurde bald argwöhnisch gegen sie, und betrachtete sie als gefährliche heimliche Feinde des Staates, und als Urheber und Anstifter aller der Uebel, welche dieses Reich seit ihrer Ankunft beunruhiget hatten. Sie sollten es seyn, welche Stanislaus gezwungen hätten, das beschworne Friedensbündniß mit den Türken zu brechen; sie sollten ihn in einen so unglücklichen Krieg verwickelt; sie den

gan-

ganzen Staat so nahe an den Rand des äusserſten Verderbens gebracht, und den König vom Throne gestürzt haben. Ihren Anschlägen und Rathgebungen maß man die äusserst verzweifelte Entschließung des unglücklichen Bathoris gegen seine eigene Unterthanen bey, daß er Willens war, den sämmtlichen Adel verrätherischer Weise ermorden zu lassen, welches, wie man behauptete, auch wirklich geschehen seyn würde, wenn seine Armee dem Rathe der Jesuiten hätte Folge leisten wollen. Durch diese und andere dergleichen Beschuldigungen wurden sie der Gegenstand des allgemeinen Hasses der ganzen Nation. Man verboth ihnen aufs schärfste, sich in Staatssachen zu mischen; man ließ ein schimpfliches Edict gegen sie ergehen, und sie wurden grausam verfolgt und zum Lande hinaus gewiesen.

Auch aus den Königreichen Böheim und Ungarn, Mähren und Schlesien, und aus ganz Siebenbürgen, wurden sie damahls schimpflich ausgewiesen, und zwar unter dem Vorwande, dieses sey ein neuer Orden, eine Gesellschaft, die einen gränzenlosen Ehrgeitz besitze, einen übermüthig stolzen Nahmen führe, und bey dessen ganzen Betragen bloß seine Politik nach Machiavel's Grundsätzen, keinesweges aber wahre christliche oder evangelische Klugheit, zum Grunde liege.

Selbst in Spanien wurde die Gesellschaft Jesu eben so sehr angefochten. Man gab sie hier für Vorläufer und Emissarien des Antichristes aus, welchem sie die Wege bahnen wollten. In diesem Lande gelang es ihnen aber noch am besten, sich gegen die Anfälle ihrer Feinde zu vertheidigen.

Frankreich aber war den Jesuiten, von dem ersten Augenblicke an, am ungünstigsten. Die Bischöfe, die theologische Facultät zu Paris, die Universität, das Parlament, und so gar die Pfarrer und übrigen Geistlichen,

lichen, widersetzten sich ihrer Aufnahme. Man hielt es für eine ungeziemende Anmaßung und Verwegenheit, daß die Jesuiten sich den Nahmen Jesu allein zueignen wollten, nicht anders, als wenn sie allein mit der Kirche als ihrer Braut vermählet wären. Man befürchtete, es möchte den Hospitälern und andern Communitäten dadurch Schade und Nachtheil entstehen, weil die Jesuiten sich durchaus von aller Macht und Obrigkeit unabhängig zu machen trachteten, und weil sie allerley widerrechtliche Eingriffe in die Rechte und Amtsverrichtungen der Pfarrer und Bischöfe zu thun sich erkühnten. Man warf ihnen vor, daß sie allen, auch den ärgsten Bösewichtern und berüchtigten Personen, ohne alle Wahl und Unterschied, die Aufnahme in ihre Gesellschaft verstatteten; daß ihre Privilegien der Hierarchie zuwider liefen; daß dieses Institut andern Orden Anlaß und Gelegenheit zur Apostasie gebe, u. s. w. Kurz, man behauptete einmüthig in Frankreich, diese Gesellschaft scheine in ihrer ganzen Anlage äusserst gefährlich, eine Störerinn des Kirchenfriedens, ein Verderben des gesammten Mönch-Wesens, und überhaupt dienlicher niederzureissen als zu bauen, zu seyn. Alles dieses hinderte aber nicht, daß die Gesellschaft sich in Frankreich festsetzte. Sie fand mächtige Beschützer bey Hofe, und die damahligen bürgerlichen Kriege in Frankreich waren ihnen günstig, sich in der Stille auszubreiten. Diese Ruhe dauerte aber nicht lange; denn, als Heinrich IV. dieses Reich, welches ihm nach dem Rechte der Geburt gehörte, durch die Waffen erobert hatte, und ihn alle Orden des Reiches als den rechtmäßigen König erkannten, und ihm die gesammte Universität den Huldigungseid geschworen hatte, waren die Jesuiten und ihre damahlige gute Freunde, die Capuziner, die einzigen, die sich weigerten, ihm als ihrem rechtmäßigen Könige zu huldigen, und für ihn als König die gewöhn-

wöhnlichen Fürbitten zu thun, weil sie, von der königlichen Jurisdiction eximirt und befreyet zu seyn, behaupteten, und Heinrich damahls noch unter dem Kirchenbanne lag. Dazu kam nun noch die Beschuldigung, daß der Rector des Jesuiter-Collegii, Barada, dem Peter Barriere, einem gemeinen Kerl, welcher zuerst Schiffer und nachher Soldat gewesen war, so nicht die Anschläge gegeben, ihn wenigstens doch in dem Vorhaben, den König zu ermorden, unter Versprechung der ewigen Seligkeit bestärkt habe.

Mezeray erzählt in seiner Histoire d'Henri IV., dieser Barriere sey zuerst an den Pfarrer von St. André, des Arcs, einen der größten Liguisten gerathen, der ihn zu diesem Morde aufgemuntert, und ihn weiter an den Rector des Collegii, Barada, geschickt, welcher ihn denn scharf vorgenommen und dazu abgerichtet habe. Der Kerl sagte bey der gerichtlichen Untersuchung aus, Barada habe ihn zuvor bey einem Religiosen der Gesellschaft, der aber von der ganzen Sache nichts gewußt, beichten lassen, und ihn darauf mit der heil. Communion versehen, um ihn zu einem so wichtigen und gefährlichen Unternehmen gehörig zu stärken und auszurüsten; wobey er ihn versichert habe, daß, wenn er so glücklich seyn würde, in diesem heiligen Unternehmen sein Leben einzubüßen, alsdann seine Seele von den Engeln augenblicklich in die ewige Freude und Seligkeit des Himmels würde getragen werden; hingegen hätte man ihm auch auf der andern Seite mit den höllischen Flammen gedrohet, wenn er, dafern er ergriffen würde, auf der Tortur irgend einen von denen, die ihm zu diesem Meuchelmorde gerathen hätten, nennen oder angeben würde.

Nun nahm der Proceß gegen die Jesuiten in Frankreich aufs neue seinen Anfang. Lesenswürdig ist in dieser Sache die öffentliche gerichtliche Anklage des Advocaten Ant. Arnaud (Plaidoyer d'Antoine Arnaud), worin er von den Thaten und Grundsätzen der Gesellschaft Jesu ein Gemählde entwirft, welches Furcht und Entsetzen erreget. Ein anderer Advocat, Nahmens Dole, welcher die Sache der Pfarrherren

zu

zu Paris vertheidigte, redete eben ſo heftig gegen die Geſellſchaft. Beyde wurden von Düret, dem Advocaten der Geſellſchaft Jeſu, auf eine ſehr feine und beſcheidene Art widerleget, und ungeachtet der großen Partie, die ſie gegen ſich hatte, glückte es ihr dieſes Mahl doch, den Sieg davon zu tragen, und ihre Feinde und Widerſacher mit Schimpf und Schande zu belegen.

Aber dieſe Freude dauerte nicht lange, und es zog ſich bald ein noch heftigeres Ungewitter über ihre Häupter zuſammen, dem ſie nicht ausweichen konnten, und von welchem ſie endlich zu Boden geworfen wurden. Ein junger Böſewicht von 19 Jahren, Nahmens Johann Chaſtel, der Sohn eines reichen Kaufmannes in Paris, welcher nahe bey dem Thore des königl. Pallaſtes wohnte, hatte den Entſchluß gefaßt, den König zu ermorden. Er fiel ihn an, als er eben in das Louvre treten wollte, verwundete ihn mit ſeinem Meſſer im Geſichte, und ſchlug ihm zwey Zähne aus. Dieſer junge Menſch war in den Schulen der Jeſuiten erzogen worden, und bey den Vätern dieſer Geſellſchaft überaus beliebt, ob er gleich als ein boshafter, in allen Laſtern und Ausſchweifungen geübter Böſewicht bekannt war. Er wurde ſogleich auf der Stelle ergriffen; und als man ſeine Papiere in ſeiner Aeltern Hauſe durchſuchte, fand man einen von ihm ſelbſt geſchriebenen Aufſatz, in welchem er erklärte, von ſeinen Lehrern, den Jeſuiten, mehrmahls gehört zu haben, daß es erlaubt und recht ſey, einen König, der ein bloßer Tyrann, und von dem heil. Stuhle nicht für König erkannt ſey, zu tödten; und daß dieſes die allgemeine und einſtimmige Meinung aller Väter wäre, und daß er ſich in der Abſicht zu dieſem Königsmorde entſchloſſen habe, weil er hoffte, dadurch die mit ſeinen Sünden verdiente Höllenſtrafe zu mildern.

Durch diese neue Gefahr, worin sich das Leben des Königes befunden hatte, äusserst aufgebracht, lief das Volk haufenweise, mit den Waffen in der Hand, nach dem Jesuiter-Collegio, und wollte alles mit Feuer und Schwert verwüsten; es würde auch wirklich Hand angelegt haben, wenn es nicht durch die königlichen Truppen daran gehindert worden wäre. Man schickte aber sogleich eine Wache ab, und liess alle in dem Collegio befindliche Jesuiten, 40 an der Zahl, gefangen nehmen, und ihre Zimmer versiegeln. Unter ihren Papieren fand sich bey dem Pater Guignard, Prof. der Theologie, ein schriftlicher Aufsatz über die durch den Dominicaner verübte Ermordung Heinrich's III., welche er nicht nur billigte, sondern auch als eine Heldenthat erhob. In dieser nähmlichen Schrift wurden die Franzosen ermahnet, Heinrich IV. vom Throne zu stossen, oder ihn, wenn man seiner auf keine andere Weise los werden könne, zu ermorden. Guignard läugnete diesen Aufsatz gar nicht, und beharrete bis an sein unglückliches Ende darauf, daß dieses seine wahre Meinung sey, wovon er sich in seinem Gewissen überzeugt halte. Er wurde, mit brennender Fackel in der Hand und mit einem Stricke um den Hals, vor die Kirche U. L. Frauen geführet, wo er öffentlich, mit der größten Rührung, Gott um Vergebung aller seiner Sünden bat; den König aber um Vergebung zu bitten, konnte man ihn auf keine Weise bewegen, weil er denselben nicht beleidiget zu haben behauptete. Als er auf der Leiter stand, erklärte er noch öffentlich vor dem Angesichte des ganzen Volkes, daß er unschuldig sterbe, und daß er denjenigen, den die Kirche verdammt hätte, nie König nennen, noch dafür erkennen werde. Sein Körper wurde nebst seinen Schriften verbrannt, und die Asche in die Luft geworfen. Das Haus, wo Chastel geboren war, wurde dem Erdboden gleich gemacht, und auf dem lee-

ten Platze wurde eine Schandsäule errichtet, mit Inschriften, welche für den Orden der Gesellschaft Jesu nicht sehr rühmlich waren.

Hierauf erfolgte im J. 1594, die förmliche Verbannung der Jesuiten aus Frankreich, mit den Worten: *Ordonné, que les Prêtres et écoliers du Collége de Clermont, & tous autres soi-disant de la dite Société, comme corrupteurs de la jeunesse, perturbateurs du repos public, ennemis du Roi & de l'Etat, vuideront dedans trois jours après la signification du présent arrêt, hors de Paris & autres villes & lieux où sont leurs Colléges, & quinzaine après hors du Royaume, sur peine, où ils seront trouvés, le dit tems passé, d'être punis comme criminels & coupables du dit crime de lezeMajesté.*

Nach einer solchen Verabschiedung hätte man wohl nicht vermuthen sollen, daß die Jesuiten wieder jemahls Fuß in Frankreich bekommen würden; und doch waren kaum neun Jahre verflossen, als sie mit allen Ehren wieder in Paris einzogen, und, aller Widersprüche vieler kluger Staatsmänner ungeachtet, vollkommen in ihre vorige Rechte wieder eingesetzet wurden. Heinrich IV., an den sie eine Vertheidigung gegen alle Beschuldigungen hatten überreichen lassen, redete ihnen im Parlamente selbst das Wort, ließ die Schandsäule wieder niederreissen, bauete ihnen ein prächtiges Collegium, und wählte sich einen von ihnen zu seinem Beichtvater. So ging also die Gesellschaft Jesu in Frankreich aus der Asche des unglücklichen Guignard nur desto glänzender wieder hervor. Man wollte damahls schon bemerkt haben, daß mit den Jesuiten zugleich die Musen aus Frankreich entwichen seyn; daß die Schulen, nach ihrer Verbannung, in Verfall zu gerathen, angefangen haben; daß sich in dem Reiche der Wissenschaften wieder Barbatey und Finsterniß allmählich verbreitet habe, und was der gleis-

gleichen rühmliche Bemerkungen mehr waren. So viel ist indessen gewiß, daß in einem großen Theile des 17 und 18ten Jahrhundertes, die Jesuiten fast für die einzigen Gelehrten unter allen Mönchen gehalten wurden; und man müßte ungerecht oder unwissend seyn, wenn man läugnen wollte, daß diesem Orden nicht viel vortreffliche und gelehrte Männer zur ausserordentlichen Empfehlung und Zierde gedient haben. Sie wetteiferten darin besonders mit den Benedictinern, vornehmlich denen von der Congregation des heil. Maurus, wiewohl sie es diesen doch, im Ganzen genommen, nie gleich gethan haben.

Wenn ihre übrige, oben angeführte, Grundsätze und Lehren, welche so ganz gegen alle Grundsätze der Staatsverfassung, selbst derjenigen Länder und Höfe, wo sie am meisten geschützet wurden, liefen, ihren gänzlichen Untergang nicht befördert hätten, so würde es fast unmöglich gewesen seyn, eine Gesellschaft aufzuheben, welche so tiefe Wurzeln gefaßt hatte. Daß ihre geheime Lehren und Regeln, die sie äusserst geheim zu halten und zu verbergen suchten, und deren Kundmachung bey ihnen scharf verbothen war, der menschlichen Gesellschaft höchst schädlich und verderblich gewesen seyn, erhellet schon daraus, daß man sie in keinem Lande ohne große Widersprüche aufgenommen, und daß man ihnen in jedem Lande, woraus sie verjaget wurden, das Verzeichniß ihrer aus ihren bösen Grundsätzen folgenden Verbrechen öffentlich vorgehalten hat. So allgemein gehasset und verfolgt, war noch kein Orden; und wenn man ihm auch in diesem oder jenem Falle sollte zu viel gethan haben, so läßet sich doch nicht denken, daß ganz Europa bey ihrer Verbannung aus allen Ländern sich sollte übereilt und [illegible]en haben. Und dann waren ja ihre eigene Verwandte, besonders die Dominicaner, von je [illegible] schärfste Ankläger. Indessen mögen auch wohl

wohl einige ihrer Gegner aus eigennützigen Abſichten gar zu beredt geweſen ſeyn, um das Häßliche einiger jeſuitiſchen Meinungen zu vergrößern.

Die merkwürdigſte Epoche in der Geſchichte der Jeſuiten, iſt die oben erwähnte Errichtung ihrer Republik in Paraguay, und ihr dadurch veranlaßter Sturz in Portugal und Spanien. Ihre Abſicht ſchien, wie ich gezeigt habe, im Grunde nichts geringeres zu ſeyn, als für den Orden ein eigenes weltliches Reich zu gründen, welches, unabhängig von jedem andern Staate, unter der Regierung eines Jeſuiten, dem man vielleicht mit der Zeit eine Krone aufzuſetzen dachte, ſtehen, Bündniſſe mit andern Reichen ſchlieſſen, und ſich durch ſeine eigene innere Macht gegen alle Angriffe vertheidigen könne. Man könnte hierbey anmerken, daß dieſes ihrem Gelübde der Armuth gerade entgegen ſey. Das Gelübde der Armuth bedeutete aber bey den Jeſuiten weiter nichts, als daß man für ſeine eigene Perſon keine eigene und abgeſonderte Güter haben durfte. Die Profeſſen der vier Gelübde durften keine Güter erwerben, ſondern mußten von Almoſen leben; diejenigen aber, welche nur an die einfachen Gelübde gebunden waren, nahmen Geſchenke an, und durften Reichthümer erwerben. Zuerſt zogen ſie nach und nach den ganzen Handel, welchen Portugal und Spanien dahin führte, an ſich, und verſicherten ſich dadurch des zu einem ſolchen Plane nothwendigen Fonds. Als die Portugieſen und Spanier endlich aufmerkſam wurden, und man von Seiten der Höfe, Commiſſarien und Truppen nach Paraguay ſandte, um die gehörigen Gränzen zu beſtimmen, worin die Jeſuiten ſich halten ſollten, widerſetzten ſich dieſe thätlich, und führten einen blutigen Krieg gegen zwey Könige, welche, von der erſten Stiftung des Ordens an, ihre größte Wohlthäter und Beſchützer geweſen waren. Das war aber noch nicht

alles. Man gab den Jesuiten in Portugal und Spanien Schuld, und bewies in öffentlichen Schriften, daß sie die Haupttriebfeder der im J. 1758 versuchten Ermordung beyder Könige gewesen wären. Das beförderte ihren gänzlichen Untergang in diesen Staaten.

In Frankreich ging es ihnen einige Jahre darauf nicht besser. Die Veranlassung dazu war sonderbar genug, und dem Orden gewiß sehr unerwartet. Anf. de la Valette, Superior der Jesuiten in Martinique, hatte eine ansehnliche Partie Waaren an französische Kaufleute gesandt, und den Betrag von ungefähr 3 Millionen in Wechseln auf sie gezogen, welche auch acceptiret wurden; die Schiffe aber, welche die Waaren geladen hätten, fielen in feindliche Hände, und kamen also nicht zur Stelle. Die Wechsel, da sie einmahl acceptirt waren, mußten bezahlet werden, und die französischen Kaufleute griffen die Jesuiten in Frankreich an, und verlangten, daß diese den nöthigen Fond dazu anschaffen sollten. Diese weigerten sich, unter dem Vorwande, daß dieses ein Privatgeschäft des P. de la Valette sey, woran die Gesellschaft keinen Antheil habe. Die Kaufleute wendeten dagegen ein, daß ein einzelnes Mitglied der Gesellschaft für sich kein dergleichen Geschäft machen könne. Es kam zu einem förmlichen Proceß. Die Jesuiten bestanden auf ihrem Satze, und das Parlament verlangte, daß sie ihre Constitutionen einliefern sollten, damit man solche durchgehen, und untersuchen könne, ob, nach dem Inhalte derselben, ein einzelnes Mitglied der Gesellschaft wirklich befugt sey, dergleichen Handel zu treiben. Die Jesuiten waren dieses Mahl so unvorsichtig, dem Parlamente ihre Constitutionen zu überliefern, und da fand man denn alle die gefährlichen Grundsätze, wegen welcher man sie bisher im Verdacht

dacht gehabt hatte (*). Dieses veranlaßte eine genaue Untersuchung, und endlich den gänzlichen Untergang der Gesellschaft Jesu in Frankreich.

Im J. 1768 wurden sie aus dem Königreiche Napoli, und am 7 Febr. eben dieses Jahres auch aus den Herzogthümern Parma und Piacenza, auch kurz nachher aus der Insel Malta, vertrieben. Endlich hob Papst Clemens XIV., auf Veranlassung der hohen Mächte, durch ein Breve v. 21 Jun. 1773, den Orden gänzlich auf. Im J. 1781 wurden ihre Güter und Besitzungen in dem Kirchenstaate aufgehoben.

Indem die geistlichen Orden der römisch-katholischen Kirche in den meisten Ländern eingeschränket werden, und durch den Befehl, ohne besondere Erlaubniß keine neue Mitglieder anzunehmen, sich ihrer allmählichen Endschaft nähern, erhebt sich der vor 10 Jahren durch eine päpstliche Bulle aufgehobene Jesuiter-Orden von neuem, und wird in seiner ehemaligen Form und Verfassung wieder errichtet. Es ist dieses ein Wunder mehr der Regierung der großen Catharine zu St. Petersburg. Diese Monarchinn erklärte, gleich nach der Aufhebung des Ordens durch die Bulle Clemens XIV., (v. 21 Jun. 1773,) daß die Glieder der Gesellschaft Jesu zum Unterricht ihrer katholischen Unterthanen, ihrem Reiche zu nothwendig und nützlich wären, um denselben nicht ihren Schutz angedeihen zu lassen. Der Orden erhielt sich also im russischen Reiche. Es kamen aus Polen und vielen Ländern, viele den Statuten getreue Exjesuiten in dieses Reich. Inzwischen erhob die Kaiserinn den Bischof zu Mohilow in Weiß-Rußland, zu der Wür-

(*) Wer darüber weiter belehrt seyn will, der lese die Lettres patentes du Roi & les Arrêts de la Cour, du Parlement & du Conseil d'Etat du Roi contre & pour les Jesuites en France. 1761.

de eines Erzbischofes; einen Freund der Jesuiten, welcher ihr Interesse sich bestens angelegen seyn ließ. Endlich wurde am 17 Oct. 1782 in einer General-Congregation der Jesuiten, zu Polotzk in Weiß-Rußland, ein neuer General-Vicar des Ordens in der Person des Pater Czernievicz erwählet. Dieses alles geschah zu Folge einer kaiserlichen Erlaubniß, und eines in lateinischer Sprache abgefaßten, von der Kaiserinn am 15 Jun. 1782 eigenhändig unterschriebenen und von dem Reichs-Senate am 4 Jul. dess. Jahres ausgefertigten Decretes. Es war natürlich, daß diese Begebenheit, durch welche der Jesuiter-Orden, nach den klaren Worten der kaiserl. Concession, völlig so wie das Institut bestunden, unverletzt und ohne die geringste Einschränkung erhalten werden und bestehen soll, unter solchen Umständen, der Politik des päpstlichen Hofes nicht angenehm seyn konnte, daher der römische Hof ausdrücklich seine Mißbilligung darüber zu erkennen gab. Indessen begab sich der neu erwählte General-Vicar des Jesuiter-Ordens, sogleich nach seiner Wahl, nach St. Petersburg, um die Protection der Kaiserinn persönlich zu hohlen. Er hatte bey der Kaiserinn eine sehr gnädige Audienz, welche sich mit ihm über eine halbe Stunde unterhielt, und ihn ihres Schutzes versicherte. Sie gestattete ihm mit 4 Pferden zu fahren; ein Vorrecht, welches in St. Petersburg nur Personen von hohem Stande zusteht. Sie ließ ihm 2000 Rubel Reisekosten auszahlen. Er hatte 4 Mitglieder seines Ordens mitgebracht, von denen 2 zu St. Petersburg, und 2 zu Moscau, zum kirchlichen Dienste bey den dasigen Katholiken bleiben, und die Rechte und Qualitäten von Missionarien erhalten sollten. Ausserdem wurden noch einige Mitglieder der Gesellschaft zu Missionarien in die entferntern Gegenden des russischen Reiches bestimmt. Unter diesen Umständen ließ nun die Kaiserinn an den

Papst

Papst ein Schreiben ergehen, in welchem sie für den Erzbischof zu Mahilow das erzbischöfliche Pallium, und die Würde eines Primas, und für den Exjesuiten Abt Benislawski, die Coadjutor-Stelle zum Erzbisthum, und die Bestätigung der Wahl des General-Vicars der Jesuiten und deren Institutes in Weiß-Rußland verlangte. Man kann sich die Verlegenheit, in welche Pius VI. dadurch gerieth, leicht vorstellen. Er ergriff die gewöhnliche alte Politik des päpstlichen Stuhles, durch Zaudern und Weitläuftigkeiten die Sache in die Länge zu spielen, und gab dahin lautende Befehle seinem Nuntius in Warschau, welchem diese Sache aufgetragen war. Allein, diese alte Politik paßt nicht mehr für das 18te Jahrhundert, wie der Papst auch schon durch manche andere Beyspiele erfahren hatte. Da die Kaiserinn keine Antwort von dem Papste erhielt, so erklärte sie sich in besondern Schreiben an die päpstlichen Nuntien zu Warschau und Wien, Herren Archetti und Garampi, mit Anführung der Bewegungsgründe, und mit Beschwerde über das Ausbleiben der päpstlichen Antwort, zur Protectorinn der Jesuiten, deren Gesellschaft in ihren Staaten zu erhalten sie sich entschlossen hätte, und wovon gedachte Nuntien dem Papste Bericht abstatten möchten. Die Sache gewann nun einen andern Gang. Der Exjesuit Abt Benislawski begab sich selbst nach Rom, mit einem Empfehlungsschreiben des römischen Kaisers begleitet, und nahm, bey seiner Ankunft in Rom, im Febr. 1783, bey dem dasigen kaiserl. Minister, Cardinal Herzan, sein Quartier. Unterdessen hatte der Papst bey verschiedenen katholischen Höfen um deren Meinung bey diesen Umständen gefragt, und die Verlegenheit vorgestellt, in welcher er sich befände, eine große Menge katholischer Seelen in dem russischen Reiche (deren Zahl man über 2 Millionen angab,) zu verlieren. Diese Höfe hatten ihm geantwortet, daß

er allen billigen und gerechten Forderungen der russischen Monarchinn Genüge zu leisten suchen möchte. Hierauf entschloß sich Pius VI., durch eine Bulle, oder päpstliche Constitution, das Institut der Gesellschaft Jesu im ganzen russischen Reiche zu bestätigen, nach sichereren Nachrichten aber hat der Papst, auf Vorstellung der bourbonischen Höfe, den Entschluß wegen des Ordens ändern müssen. Indessen ist doch die Wiedererrichtung des Ordens bestehend. Es hat derselbe in Weiß-Rußland zu Polotzk völlig wieder, und genießt alle ihm durch das kaiserliche Edict zugestandene Rechte. Er nimmt Novitien an; er nimmt die Ordensbrüder auf, die aus verschiedenen Ländern, aus Polen, Oestreich u. s. w. sich nach Weiß-Rußland begeben, und er existirt also förmlich wieder. Gegenwärtig befinden sich ungefähr 200 Jesuiten und 20 Novitien in Weiß-Rußland.

Nach den neuesten Nachrichten haben die Katholiken in Scotland und Irland, (in welchem letztern Lande allein ihre Anzahl über anderthalb Millionen Seelen beträgt,) den Papst ersucht, die Director-Stellen bey den scotischen und irländischen Seminarien mit keinen andern Subjecten, als den dazu vorzüglich geschickten Exjesuiten, zu besetzen. So hell glänzt auf einmahl der Glücksstern der Jesuiten zwischen den Wolken, die doch noch immer an dem politischen Horizonte um ihn herum stehen, und, seine Strahlen weit schießen zu lassen, doch immer verhindern werden.

In der Geschichte der Orden kommen, unter der Regierung des Papstes Urban VIII., auch Jesuitinnen vor, die aber nicht lange existirt haben. Sie wurden von eben diesem Papste durch ein Breve v. 21 May 1631 unterdrückt, nachdem sie vorher niemahls von dem römischen Stuhle waren anerkannt und bestätigt worden.

Je-

Jeſuiter-Brod, ſ. langes Zuckerbrod, und Zucker-Strietzel.

Jeſuiter-Mütze, eine Art von Buttergebackenen, dem man dieſen Nahmen gegeben hat, weil es einer Jeſuitermütze mit drey Hörnern faſt ähnlich ſieht. An einigen Orten wird es auch Talemüſe (*) genannt. Man rollet, vermittelſt des Nangelholzes, ein Stück Blätterteig rund und dünn aus, thut in die Mitte deſſelben eine Käſefülle, ſchlieſſet den Teig alsdann oben zu, doch ſo, daß in der Mitte eine kleine Oeffnung bleibe, und von dem herein geſchlagenen Rande gleichſam drey Hörner formiret werden, und läſſet es in dem Ofen fein gelb backen. Dieſe Käſefülle kann eine ſolche ſeyn, dergleichen ich bey dem Käſekuchen beſchrieben werde; oder man reibet zwar friſchen, und ganz weißen, aber doch ſchon ziemlich hart, ohne Salz und Kümmel, getrockneten, ſo genannten Rinnenkäſe (Rennkäſe) auf dem Reibeiſen fein und zart, und rühret ihn mit 16 Eyerdottern, 1 Nößel ſüßer Sahne, Zucker, Zimmet und kleinen Roſinen, nebſt etwas feinem Mehle, zuſammen. An ſtatt dieſer Käſefüllen kann man auch eine Fülle von eingemachten Johannisbeeren, Stachelbeeren, Hagebutten, Himbeeren, Citronat, Citronſchalen, Kirſch- oder Pflaum-Mus, u. d. gl. nehmen.

Jeſuiter-Pulver, wird die gepülverte Fieber- oder China-Rinde genannt. Die Urſache dieſer Benennung, ſ. Th. VIII, S. 64.

Jeſuiter-Rauſch, im g. L. ein mäßiger Rauſch, ein Rauſch bis zur wohlgeordneten Fröhlichkeit, weil die Jeſuiten einen ſolchen Rauſch in ihrer Sittenlehre für unſträflich erkläret haben; ſ. oben, S. 357.

Jeſuiter-Thee, Chenopodium ambroſioides, Chenopodium Botrys *Linn.*; ſ. Trauben-Kraut.

Je-

(*) Das Wort Talemüſe iſt inſonderheit in Meiſſen üblich, und vermuthlich wendiſchen Urſprunges, von welcher Sprache in Meiſſen noch mehrere Ueberbleibſel vorhanden ſind.

gleichen rühmliche Bemerkungen mehr waren. So viel ist indessen gewiß, daß in einem großen Theile des 17 und 18ten Jahrhundertes, die Jesuiten fast für die einzigen Gelehrten unter allen Mönchen gehalten wurden; und man müßte ungerecht oder unwissend seyn, wenn man läugnen wollte, daß diesem Orden nicht viel vortreffliche und gelehrte Männer zur ausserordentlichen Empfehlung und Zierde gedient haben. Sie wetteiferten darin besonders mit den Benedictinern, vornehmlich denen von der Congregation des heil. Maurus, wiewohl sie es diesen doch, im Ganzen genommen, nie gleich gethan haben.

Wenn ihre übrige, oben angeführte, Grundsätze und Lehren, welche so ganz gegen alle Grundsätze der Staatsverfassung, selbst derjenigen Länder und Höfe, wo sie am meisten geschützet wurden, liefen, ihren gänzlichen Untergang nicht befördert hätten, so würde es fast unmöglich gewesen seyn, eine Gesellschaft aufzuheben, welche so tiefe Wurzeln gefaßt hatte. Daß ihre geheime Lehren und Regeln, die sie äusserst geheim zu halten und zu verbergen suchten, und deren Kundmachung bey ihnen scharf verbothen war, der menschlichen Gesellschaft höchst schädlich und verderblich gewesen seyn, erhellet schon daraus, daß man sie in keinem Lande ohne große Widersprüche aufgenommen, und daß man ihnen in jedem Lande, woraus sie verjaget wurden, das Verzeichniß ihrer aus ihren bösen Grundsätzen folgenden Verbrechen öffentlich vorgehalten hat. So allgemein gehasset und verfolgt, war noch kein Orden; und wenn man ihm auch in diesem oder jenem Falle sollte zu viel gethan haben, so läßt sich doch nicht denken, daß ganz Europa bey ihrer Verbannung aus allen Ländern sich sollte übereilt und betrogen haben. Und dann waren ja ihre eigene Religionsverwandte, besonders die Dominicaner, von je her ihre schärfste Ankläger. Indessen mögen auch

wohl

wohl einige ihrer Gegner aus eigennützigen Absichten gar zu beredt gewesen seyn, um das Häßliche einiger jesuitischen Meinungen zu vergrößern.

Die merkwürdigste Epoche in der Geschichte der Jesuiten, ist die oben erwähnte Errichtung ihrer Republik in Paraguay, und ihr dadurch veranlaßter Sturz in Portugal und Spanien. Ihre Absicht schien, wie ich gezeigt habe, im Grunde nichts geringeres zu seyn, als für den Orden ein eigenes weltliches Reich zu gründen, welches, unabhängig von jedem andern Staate, unter der Regierung eines Jesuiten, dem man vielleicht mit der Zeit eine Krone aufzusetzen dachte, stehen, Bündnisse mit andern Reichen schließen, und sich durch seine eigene innere Macht gegen alle Angriffe vertheidigen könne. Man könnte hierbey anmerken, daß dieses ihrem Gelübde der Armuth gerade entgegen sey. Das Gelübde der Armuth bedeutete aber bey den Jesuiten weiter nichts, als daß man für seine eigene Person keine eigene und abgesonderte Güter haben durfte. Die Professen der vier Gelübde durften keine Güter erwerben, sondern mußten von Almosen leben; diejenigen aber, welche nur in die einfachen Gelübde gebunden waren, nahmen Geschenke an, und durften Reichthümer erwerben. Zuerst zogen sie nach und nach den ganzen Handel, welchen Portugal und Spanien dahin führte, an sich, und versicherten sich dadurch des zu einem solchen Plane nothwendigen Fonds. Als die Portugiesen und Spanier endlich aufmerksam wurden, und man von Seiten der Höfe, Commissarien und Truppen nach Paraguay sandte, um die gehörigen Gränzen zu bestimmen, worin die Jesuiten sich halten sollten, widersetzten sich diese thätlich, und führten einen blutigen Krieg gegen zwey Könige, welche, von der ersten Stiftung des Ordens an, ihre größte Wohlthäter und Beschützer gewesen waren. Das war aber noch nicht

alles. Man gab den Jesuiten in Portugal und Spanien Schuld, und bewies in öffentlichen Schriften, daß sie die Haupttriebfeder der im J. 1758 versuchten Ermordung beyder Könige gewesen wären. Das beförderte ihren gänzlichen Untergang in diesen Staaten.

In Frankreich ging es ihnen einige Jahre darauf nicht besser. Die Veranlassung dazu war sonderbar genug, und dem Orden gewiß sehr unerwartet. Anj. de la Valette, Superior der Jesuiten in Martinique, hatte eine ansehnliche Partie Waaren an französische Kaufleute gesandt, und den Betrag von ungefähr 3 Millionen in Wechseln auf sie gezogen, welche auch acceptiret wurden; die Schiffe aber, welche die Waaren geladen hatten, fielen in feindliche Hände, und kamen also nicht zur Stelle. Die Wechsel, da sie einmahl acceptirt waren, mußten bezahlet werden, und die französischen Kaufleute griffen die Jesuiten in Frankreich an, und verlangten, daß diese den nöthigen Fond dazu anschaffen sollten. Diese weigerten sich, unter dem Vorwande, daß dieses ein Privatgeschäft des P. de la Valette sey, woran die Gesellschaft keinen Antheil habe. Die Kaufleute wendeten dagegen ein, daß ein einzelnes Mitglied der Gesellschaft für sich kein dergleichen Geschäft machen könne. Es kam zu einem förmlichen Proceß. Die Jesuiten bestanden auf ihrem Satze, und das Parlament verlangte, daß sie ihre Constitutionen einliefern sollten, damit man solche durchgehen, und untersuchen könne, ob, nach dem Inhalte derselben, ein einzelnes Mitglied der Gesellschaft wirklich befugt sey, dergleichen Handel zu treiben. Die Jesuiten waren dieses Mahl so unvorsichtig, dem Parlamente ihre Constitutionen zu überliefern, und da fand man denn alle die gefährlichen Grundsätze, wegen welcher man sie bisher im Verdacht

dacht gehabt hatte (*). Dieses veranlaßte eine genaue Untersuchung, und endlich den gänzlichen Untergang der Gesellschaft Jesu in Frankreich.

Im J. 1768 wurden sie aus dem Königreiche Napoli, und am 7 Febr. eben dieses Jahres auch aus den Herzogthümern Parma und Piacenza, auch kurz nachher aus der Insel Malta, vertrieben. Endlich hob Papst Clemens XIV., auf Veranlassung der hohen Mächte, durch ein Breve v. 21 Jun. 1773, den Orden gänzlich auf. Im J. 1781 wurden ihre Güter und Besitzungen in dem Kirchenstaate aufgehoben.

Indem die geistlichen Orden der römisch-katholischen Kirche in den meisten Ländern eingeschränket werden, und durch den Befehl, ohne besondere Erlaubniß keine neue Mitglieder anzunehmen, sich ihrer allmählichen Endschaft nähern, erhebt sich der vor 10 Jahren durch eine päpstliche Bulle aufgehobene Jesuiter-Orden von neuem, und wird in seiner ehemaligen Form und Verfassung wieder errichtet. Es ist dieses ein Wunder meiner Regierung der großen Catharine zu St. Petersburg. Diese Monarchinn erklärte, gleich nach der Aufhebung des Ordens durch die Bulle Clemens XIV., (v. 21 Jun. 1773,) daß die Glieder der Gesellschaft Jesu zum Unterricht ihrer katholischen Unterthanen, ihrem Reiche zu nothwendig und nützlich wären, um denselben nicht ihren Schutz angedeihen zu lassen. Der Orden erhielt sich also im russischen Reiche. Es kamen aus Polen und vielen Ländern, viele den Statuten getreue Exjesuiten in dieses Reich. Inzwischen erhob die Kaiserinn den Bischof zu Mohilow in Weiß-Rußland, zu der Wür-

(*) Wer darüber weiter belehrt seyn will, der lese die Lettres patentes du Roi & les Arrêts de la Cour, du Parlement & du Conseil d'Etat du Roi contre & pour les Jesuites en France. 1761.

de eines Erzbischofes; einen Freund der Jesuiten, welcher ihr Interesse sich bestens angelegen seyn ließ. Endlich wurde am 17 Oct. 1782 in einer General-Congregation der Jesuiten, zu Polotzk in Weiß-Rußland, ein neuer General-Vicar des Ordens in der Person des Pater Czernievicz erwählet. Dieses alles geschah zu Folge einer kaiserlichen Erlaubniß, und eines in lateinischer Sprache abgefaßten, von der Kaiserinn am 15 Jun. 1782 eigenhändig unterschriebenen und von dem Reichs-Senate am 4 Jul. dess. Jahres ausgefertigten Decretes. Es war natürlich, daß diese Begebenheit, durch welche der Jesuiter-Orden, nach den klaren Worten der kaiserl. Concession, völlig so wie das Institut bestanden, unverletzt und ohne die geringste Einschränkung erhalten werden und bestehen soll, unter solchen Umständen, der Politik des päpstlichen Hofes nicht angenehm seyn konnte, daher der römische Hof ausdrücklich seine Mißbilligung darüber zu erkennen gab. Indessen begab sich der neu erwählte General-Vicar des Jesuiter-Ordens, sogleich nach seiner Wahl, nach St. Petersburg, um die Protection der Kaiserinn persönlich zu hohlen. Er hatte bey der Kaiserinn eine sehr gnädige Audienz, welche sich mit ihm über eine halbe Stunde unterhielt, und ihn ihres Schutzes versicherte. Sie gestattete ihm mit 4 Pferden zu fahren; ein Vorrecht, welches in St. Petersburg nur Personen von hohem Stande zusteht. Sie ließ ihm 2000 Rubel Reisekosten auszahlen. Er hatte 4 Mitglieder seines Ordens mitgebracht, von denen 2 zu St. Petersburg, und 2 zu Moscau, zum kirchlichen Dienste bey den dasigen Katholiken bleiben, und die Rechte und Qualitäten von Missionarien erhalten sollten. Ausserdem wurden noch einige Mitglieder der Gesellschaft zu Missionarien in die entferntern Gegenden des russischen Reiches bestimmt. Unter diesen Umständen ließ nun die Kaiserinn an den

Papst

Papst ein Schreiben ergehen, in welchem sie für den Erzbischof zu Mohilow das erzbischöfliche Pallium, und die Würde eines Primas, und für den Exjesuiten Abt Benislawski, die Coadjutor-Stelle zum Erzbisthum, und die Bestätigung der Wahl des General-Vicars der Jesuiten und deren Institutes in Weiß-Rußland verlangte. Man kann sich die Verlegenheit, in welche Pius VI. dadurch gerieth, leicht vorstellen. Er ergriff die gewöhnliche alte Politik des päpstlichen Stuhles, durch Zaudern und Weitläuftigkeiten die Sache in die Länge zu spielen, und gab dahin lautende Befehle seinem Nuntius in Warschau, welchem diese Sache aufgetragen war. Allein, diese alte Politik paßt nicht mehr für das 18te Jahrhundert, wie der Papst auch schon durch manche andere Beyspiele erfahren hatte. Da die Kaiserinn keine Antwort von dem Papste erhielt, so erklärte sie sich in besondern Schreiben an die päpstlichen Nuntien zu Warschau und Wien, Herren Archetti und Garampi, mit Anführung der Bewegungsgründe, und mit Beschwerde über das Ausbleiben der päpstlichen Antwort, zur Protectorian der Jesuiten, deren Gesellschaft in ihren Staaten zu erhalten sie sich entschlossen hätte, und wovon gedachte Nuntien dem Papste Bericht abstatten möchten. Die Sache gewann nun einen andern Gang. Der Exjesuit Abt Benislawski begab sich selbst nach Rom, mit einem Empfehlungsschreiben des römischen Kaisers begleitet, und nahm, bey seiner Ankunft in Rom, im Febr. 1783, bey dem dasigen kaiserl. Minister, Cardinal Herzan, sein Quartier. Unterdessen hatte der Papst bey verschiedenen katholischen Höfen um deren Meinung bey diesen Umständen gefragt, und die Verlegenheit vorgestellt, in welcher er sich befände, eine große Menge katholischer Seelen in dem russischen Reiche (deren Zahl man über 2 Millionen angab,) zu verlieren. Diese Höfe hatten ihm geantwortet, daß

er allen billigen und gerechten Forderungen der russischen Monarchinn Genüge zu leisten suchen möchte. Hierauf entschloß sich Pius VI., durch eine Bulle, oder päpstliche Constitution, das Institut der Gesellschaft Jesu im ganzen russischen Reiche zu bestätigen, nach sicherern Nachrichten aber hat der Papst, auf Vorstellung der bourbonischen Höfe, den Entschluß wegen des Ordens ändern müssen. Indessen ist doch die Wiedererrichtung des Ordens bestehend. Es hat derselbe in Weiß-Rußland zu Polotzk völlig wieder, und genießt alle ihm durch das kaiserliche Edict zugestandene Rechte. Er nimmt Novitien an; er nimmt die Ordensbrüder auf, die aus verschiedenen Ländern, aus Polen, Oestreich u. s. w. sich nach Weiß-Rußland begeben, und er existirt also förmlich wieder. Gegenwärtig befinden sich ungefähr 200 Jesuiten und 20 Novitien in Weiß-Rußland.

Nach den neuesten Nachrichten haben die Katholiken in Scotland und Irland, (in welchem letztern Lande allein ihre Anzahl über anderthalb Millionen Seelen beträgt,) den Papst ersucht, die Director-Stellen bey den scotischen und irländischen Seminarien mit keinen andern Subjecten, als den dazu vorzüglich geschickten Exjesuiten, zu besetzen. So hell glänzt auf einmahl der Glücksstern der Jesuiten zwischen den Wolken, die doch noch immer an dem politischen Horizonte um ihn herum stehen, und, seine Strahlen weit schießen zu lassen, doch immer verhindern werden.

In der Geschichte der Orden kommen, unter der Regierung des Papstes Urban VIII., auch Jesuitinnen vor, die aber nicht lange existirt haben. Sie wurden von eben diesem Papste durch ein Breve v. 21 May 1631 unterdrückt, nachdem sie vorher niemahls von dem römischen Stuhle waren anerkannt und bestätigt worden.

Je-

Jesuiter-Brod, s. langes Zuckerbrod, und Zucker-Striezel.

Jesuiter-Mütze, eine Art von Buttergebackenen, dem man diesen Nahmen gegeben hat, weil es einer Jesuitermütze mit drey Hörnern fast ähnlich sieht. An einigen Orten wird es auch Talemüse (*) genannt. Man rollet, vermittelst des Nangelholzes, ein Stück Blätterteig rund und dünn aus, thut in die Mitte desselben eine Käsefülle, schließt den Teig alsdann oben zu, doch so, daß in der Mitte eine kleine Oeffnung bleibe, und von dem herein geschlagenen Rande gleichsam drey Hörner formiret werden, und lässet es in dem Ofen fein gelb backen. Diese Käsefülle kann eine solche seyn, dergleichen ich bey dem Käsekuchen beschreiben werde; oder man reibet zwar frischen, und ganz weißen, aber doch schon ziemlich hart, ohne Salz und Kümmel, getrockneten, so genannten Rinnenkäse (Rennekäse) auf dem Reibeisen fein und zart, und rührt ihn mit 16 Eyerdottern, 1 Nößel süßer Sahne, Zucker, Zimmet und kleinen Rosinen, nebst etwas feinem Mehle, zusammen. An statt dieser Käsefüllen kann man auch eine Fülle von eingemachten Johannisbeeren, Stachelbeeren, Hagebutten, Himbeeren, Citronat, Citronschalen, Kirsch- oder Pflaum-Mus, u. d. gl. nehmen.

Jesuiter-Pulver, wird die gepülverte Fieber- oder China-Rinde genannt. Die Ursache dieser Benennung, s. Th. VIII, S. 64.

Jesuiter-Rausch, im g. L. ein mäßiger Rausch, ein Rausch bis zur wohlgeordneten Fröhlichkeit, weil die Jesuiten einen solchen Rausch in ihrer Sittenlehre für unsündlich erkläret haben; s. oben, S. 357.

Jesuiter-Thee, Chenopodium ambrosioides, Chenopodium Botrys *Linn.*; s. Trauben-Kraut.

Je-

(*) Das Wort Talemüse ist insonderheit in Meissen üblich, und vermuthlich wendischen Ursprunges, von welcher Sprache in Meissen noch mehrere Ueberbleibsel vorhanden sind.

Jesuiter-Wolle, eine Sorte spanischer Wolle; s. Wolle.

Jesuitium; s. oben, S. 378.

Jesus, der bekannte eigenthümliche Annahme des Erlösers, welcher aus dem Hebr. יהושע entlehnet ist, und einen Heiland bedeutet.

Im gem. Leben wird der Nahme Jesus oft sehr gemißbraucht, eine Verwunderung, ein Erstaunen, einen Schreck, oder andere schnelle Gemüthsbewegungen auszudrücken; in welchen Fällen der deutsche Pöbel auch Herr Jes! Herr Je! o Je! Herr Jesus gott! Herr Jemini! o Jemini! ꝛc. sagt; s. oben, S. 307, und 315, f.

Den Nahmen Jésus führen auch verschiedene französische Papiersorten, als: Grand-Jésus, Petit-Jésus und Petit Nom de Jésus.

Grand-Jésus, oder Super-Royal, heißt eine französische Papiersorte, welche, nach der Verordnung, 26 Zoll breit, 19 Zoll 6 Lin. hoch seyn, und im Ries 53 Pfund und mehr, aber nicht weniger als 48, wiegen soll.

Petit-Jésus, soll 13 Z. 3 L. breit, 9 Z. 6 L. hoch seyn, und das Ries 6 Pf. und darüber, aber nicht weniger als 5½, wiegen.

Petit Nom de Jésus, soll 15 Z. 1 L. breit, 11 Z. hoch seyn, und im Ries 7½ Pf. oder mehr, aber nicht unter 7 Pf., wiegen.

Es gibt Münzen, theils mit dem Bildnisse Jesu, theils bloß mit dem Nahmen oder Monogramma desselben, *J. H. S.*

Zu erstern gehört zuvörderst die jüdische Jesus-Schaumünze mit einer hebräischen Aufschrift; fig. 1643. Die erste Seite zeigt das Bildniß Jesu im Profil, die linke Gesichtsseite vorwendend, in bloßem Haupte und langem Haare, zwischen einer hebräischen Aufschrift. Die andere Seite enthält eine hebräische Inschrift von 5 Zeilen.

Das Original dieſer Münze muß ſchon über 200 Jahre alt ſeyn. Caſp. Waſer ſagt l. II de antiquis numis Hebraeorum, c. 3, f. 62. a. daß *Thesius Ambroſius* in der Introduct. in linguam ch ldaeam, Syriacam atque Armenicam, & decem alias linguas, bezeuge, zu Zeiten P. Julius II. und Leo X. zu Rom einige Münzen von Kupfer geſehen zu haben, worunter einige mit dem Bildniſſe Jeſu Chriſti, und dem beygeſetzten Nahmen ישוע oder Jeſchu, auf der andern Seite ſyn hebräiſchen Worte befindlich geweſen: משיח מלך בא בשלום אלהים עשה das hieße: Der geſalbte König kommt mit Frieden, Gott iſt Menſch worden. Waſer ſetzt hinzu, er habe eine andere dergleichen Münze geſehen, welche er auch auf der beygefügten Tafel, n. 2. in Kupfer ſtechen laſſen, auf welcher die letzten Worte alſo lauteten: אור מאדם היה החיים d. i. Und das Licht vom Menſchen iſt das Leben geworden. Er macht darauf eine weitläuftige Erklärung dieſer Worte aus bibliſchen Stellen, und faſſet dieſelbe kurz in folgendes Diſtichon votivum zuſammen:

Lux, via, vita, ſalus, verbum Patris, victa mundi
Victima, ſit nobis lux, via, vita, ſalus.

Ferner ſagt er: das Bildniß Jeſu ſey nach der Beſchreibung verfertigt, welche der Landpfleger Lentulus dem Kaiſer Tiberius davon ſchriftlich gemacht hätte; nähmlich der Heiland ſey von einem freundlichen, ſchönen und etwas röthlichen Geſichte geweſen, welches die Anſchauenden mehr zur Liebe und Ehrerbiethung, als Furcht und Schrecken, bewogen hätte. Er habe braunliche Haare gehabt, wie die Farbe der reifen Haſelnüſſe, die bis auf die Schultern herunter gehangen, etwas lockig, und auf der Scheitel getheilt geweſen, wie ſie die Nazaräer, oder Gott verlobten, getragen. Die Stirn ſey glatt und glänzend, und die Augen wären blau und funkelnd geweſen, gleichwie auch die Naſe zierlich und ganz untadelhaft. Er habe einen ſtarken und langen Bart getragen, welcher ſich am Kinn geſpalten.

Joh. Heinr. Hottinger hatte auch eine ſolche Münze, die aus ſeiner diſſ. de Nummis orientalium, die ſeinen Opp. hebraicis beygefügt iſt, zu erſehen iſt. Sie iſt Tab. VI, n. 5, abgebildet.

Bartolocius macht, in Biblioth. Rabbin. P. 4, und zwar in der diſſ. de Moſe Prophetа ſecundum Hebraeos, §. 32, S.

S. 164, wo er bey Gelegenheit einer Münze, worauf Moses mit gewundenen Hörnern am Kopfe abgebildet ist, von mehrern hebräisch- und jüdisch-christlichen Münzen handelt, eine nähere Beschreibung davon. Er stellt dieselbe im Holzschnitte vor, und hält das auf dem Avers bey dem Angesichte des Heilandes stehende Aleph für den Anfangsbuchstaben des Wortes Adonai. Die Inschrift der Gegenseite übersetzet er also: Christus Rex venit in pace, & nupere de lumine facta est vita, d. i. Christus der König ist kommen in Frieden, und das Licht vom Lichte ist das Leben geworden. Er gedenkt auch, daß Andere die 4 letzten Worte also lesen wollen: Deus homo factus est, d. i. Gott ist Mensch worden. Es kommt ihm aber diese Münze verdächtig vor; und er muthmaßet, daß sie einen ungläubigen Meister zum Urheber habe; denn er habe das Haupt des Heilandes mit keinem Diademate oder Schöne geziert, dergleichen doch in den ältesten Bildern des Heilandes, die er anführt, zu sehen wäre. Das Aleph könne nach dem bösen Sinne des Feindes Christi auch das Wort אור d. i. verfluchet, bedeuten. Er käme auf diesen Argwohn, weil der Nahme Jesu geschrieben sey, wie ihn die bösen Juden verächtlich zu schreiben pflegten, nähmlich ישו. die das ש mit Fleiß wegliessen, und dann aus jedem Buchstaben folgende Lästerworte machten: ימח שמו וזכרו d. i. Sein Nahme und Gedächtniß werde vertilget!

Noch weitläuftiger hat von derselben Wilh. Seyfried, ein nürnbergischer Gymnasiast, in einer 1696, unter der Direction des Prof. Eschenbach in Fol. gedruckten Abschiedsrede gehandelt, wo sie auch in Kupfer gestochen zu sehen ist. Er sagt darin, daß einige Ausleger die 4 Buchstaben auf der ersten Seite יהוה erklärten, der Mann, und das Vau für überflüssig ansähen. Von der Schrift des Revers führt er sechserley Auslegungen an. Die erste heiße: Der Messias kommt in Friede, und jeglicher Mensch freue sich, und kündige es an. Die zweyte: Der Messias ist eingegangen in Salem und Aram oder Syrien, der Mensch freue sich und verkündige es. Die dritte: Der Messias König ist kommen in Friede, und ist ein Mensch aus einem Menschen geworden. Die vierte: Der Messias König ist kommen in Friede, und hat die Blutschulden am Kreuz erhöhet. Die fünfte: Messias, der König ist kommen in Friede, und ist ein lebendiges

Licht

Licht von dem Menschen geworden; und die sechste, welche ihm am wahrscheinlichsten dünkt, lautet nach beyden Seiten also: Der Mann Messias, ein König ist kommen in Friede, und das Licht aus dem Menschen ist das Leben geworden. Dem ungeachtet verfällt er auch auf die Gedanken, daß ein heimtückischer beschnittener Böswicht diese Münze unserm Heilande nicht zu Ehren, sondern zu Schimpf und Schande, verfertiget habe. Denn er sieht das Aleph auf der ersten Seite für ein mit Fleiß verkehrtes lateinisches großes N an, als den Anfangsbuchstaben von dem Worte Nummus, und das Wort מ' hält er auch, wie *Bartolocius*, für die abgekürzte Vermaledeyung, und beweiset dieselbe aus Buxtorf's lex. de abbrev. ebr. p. 102, und Lex talmud. p. 992.

Ein geschickter und in jüdischen Alterthümern wohl erfahrner Rabbiner, welchen Hr. Prof. Köhler ersuchte, ihn wegen dieser hebräischen Jesus-Münze zu belehren, hält dieselbe weder für eine abergläubische, noch für eine jüdische Läster-Münze, sondern glaubt, dieselbe sey in Italien, da die Medaillen-Kunst wieder lebendig worden, auf Angeben eines rechtschaffenen Verehrers und Liebhabers unsers Heilandes, und vielleicht gar des Johann Pico, Fürsten von Mirandola, verfertiget worden; ihr Alter von selbiger Zeit bezeuge der Guß; die hebräischen Buchstaben hätten auch eine solche alte Gestalt und Unform, die sich auf selbige Zeit schickt. Die Buchstaben auf der ersten Seite מ' lieset er: Herr Jesu! das Ain habe der enge Raum nicht gelitten beyzusetzen; die Juden verständen kein Lateinisch, und also wüßten sie nicht, was Nummus heißt; das Aleph habe seine rechte Form, und könne für kein verkehrtes N angesehen werden; und warum sey denn auch die andere Seite nicht mit zweydeutigen Lästerungen angefüllt? Von dem von den Juden vergeblich noch gehofften Messias könne der Lobspruch nicht verstanden werden. Daß man die Buchstaben dem Bildnisse Jesu gerade vor die Nase gesetzt habe, sey für keine Beschimpfung zu halten; man habe sie müssen hinsetzen, wo es der Raum und die Beobachtung der Symmetrie verstattet. Daß auch der Heiland nicht zur Rechten, sondern zur Linken, sieht, welches Seyfried auch für ein Kennzeichen der Verspottung ansieht, sey vielmehr ein Kennzeichen des Alterthumes, indem die meisten italiänischen Medaillen das Gesicht also gekehrt vorstellen. Der

Ein-

Einwurf aber, daß Jesus ohne Schein um das Haupt zu sehen sey, sey von grösserer Erheblichkeit; denn dergleichen was ein Zeichen der Gottheit, und kam aus dem Heidenthume her. Indessen sey nicht zu glauben, daß solches aus Verachtung weggelassen worden, da das Gegentheil aus den Lobsprüchen erhelle, welche auf dieser Münze zu lesen sind.

Wagenseil in seinem Commentar. über das mischnalische Buch Sota, C. 4. p. 579. hat ebenfalls seine Gedanken von dieser Münze entdeckt. Er hält dafür, daß entweder ein in der hebräischen Sprache erfahrner Christ, oder ein bekehrter Jude im Morgenlande, geglaubt habe, es könnte den Waldbrüdern nichts angenehmeres seyn, als seine Münze mit dem Bildnisse des Heilandes aus dem heil. Lande mit zurück zu bringen, welches er in seinem Leben bewohnt habe; daher habe er dergleichen Münzen machen, und eine hebr. Aufschrift darauf setzen lassen, damit sie von den ungelehrten Leuten desto eher für alt und in Ehren gehalten werden möchten. Er stellt ferner die Abzeichnung von zwey solchen Pfennigen vor, davon der erste kleiner, als der andere ist. Er hat denselben bey dem churf. pfälzischen Gesandten zu Wien, F. P. v. Lohngdorf, angetroffen. Auf dessen erster Seite steht das Bild Jesu im Profil, ohne Beyschrift. Die andere Seite enthält folgende Inschrift in 4 Zeilen: ישיע נצרי משלה יהוה ואדם יחד. Diese legt er also aus: Jesus Nazarenus Messias, Deus & Homo simul; d. i. Jesus von Nazareth, der Gesalbte, Gott und Mensch zugleich. Die andere Schaumünze hat ihm selbst gehört, und kommt mit der unsrigen völlig überein. Er sagt davon, daß der Stempelschneider, aus Unwissenheit der hebräischen Sprache, und in Abwesenheit des Urhebers, ziemliche Fehler sowohl in Zügen, als in der Abtheilung der Buchstaben, gemacht habe, daher die darauf stehende Schrift etwas schwer zu lesen wäre. Nach seiner Meinung lautet dieselbe in der Uebersetzung also: Dominus Jesus Messias Rex venit in pace, & homo ex homine factus est. Vivus seu Verus.

Jo. Reiske, in seinen exercitatt. histor. de imaginibus Jesu Christi, und zwar Exerc. VIII. de imaginibus Christi per numismata procusis, §. 5 u. 6, handelt auch von diesem hebräischen Jesus-Pfennig, und gibt einen Abdruck in Kupfer von einer, welche Herzog Anton Ulrich zu Braunschweig-Wolfenbüttel in seinem Münz-Cabinet gehabt hat.

Die

Die hebräiſche Inſchrift erklärt er alſo: Ego Jeſus (ſum). Sceptrum meum pulchrum & reverentiæ eſt, d. i. Ich bin Jeſus; mein Zepter iſt ſchön, und in Ehren zu halten. Weil es unter den Gelehrten nicht ausgemacht ſey, ob dieſe Pfennige von Juden oder Chriſten herkommen, ſo meldet er, daß es Conringen wahrſcheinlicher vorgekommen ſey, daß dieſelben von chriſtlich gewordenen Juden wären gemacht worden, um ihre Brüder auch damit zum Chriſtenthum zu bringen, weil auch auf Münzen Jeſus für den Meſſias wäre gehalten worden.

Köhlers hiſtor. Münzbeluſtig. 6 Th. S. 353, fgg. und 426, fgg.

Das Bildniß unſers Heilandes auf alten und neuen Münzen zu ſehen, iſt gar nichts fremdes. Die griechiſchen Kaiſer fingen an, ſolches auf die ihrigen zu ſetzen, und zwar theils ſtehend, theils ſitzend, öfters mit einem zugemachten Buche, womit man auf die Vorſtellung in der Offenbarung St. Johannis gezielt hat, insgemein mit der erhobenen Hand zum Segnen. Auf einigen krönet Chriſtus die Kaiſer. Auf etlichen befindet ſich neben dem Bildniſſe das dunkle Wort KEBOHΘEI, welches ſo viel heißt, als: KYPIE BOHΘEI, d. i. Herr hilf! welches auch die gewöhnliche Loſung der Kriegsleute war. Und wie auch der Mutter Gottes ihr Bildniß auf Münzen zu Conſtantinopel gepräget wurde, ſo findet man auf einigen die Beyworte: ΘKE BOHΘEI, d. h. ΘEOTOKE, O Gottesgebärerinn hilf! Gleichwie auch der Nahme Chriſti durch dieſe abgekürzte Worte darauf zu ſehen war: IC, XC. welches Ἰησοῦς Χριστός bedeutet; alſo ſteht auf den Marien-Pfennigen MP. ΘY. d. i. Μάτηρ Θεοῦ, die Mutter Gottes.

Sirmondus gedenkt in einem 1650 heraus gegebenen Opusculo de triplici nummo, welches auch in Opp. To. IV. p. 293, befindlich iſt, eines beſondern zu Rom von einem Weber ausgegrabenen Nummi, welcher auf einer Seite das völlige Bildniß unſers Heilandes gehabt, und auf der andern Seite einen runden Tempel vorgeſtellt hat, zu deſſen beyden Sei-

ten ein gewaffneter Mann stand, mit der Ueberschrift ANACTACI. Er versteht dieses Wort hier nicht von der Auferstehung, sondern beweiset aus etlichen Stellen der Schriften des h. Hieronymus, daß über den vermeintlichen Ort bey Jerusalem, wo Christus auferstanden sey, sollte, von K. Constantin dem Großen ein Tempel gebauet worden sey, welcher Anastasis geheissen hat. Er beruft sich ferner wegen dieses Nahmens auf das Zeugniß des *Eucherius Lugdunensis*, in libello de Hierosolymitanæ urbis situ ad Faustum. Der Canonicus S. Mariæ majoris, *Ludovicus Pasqualinus*, welcher ein eifriger Münzsammler gewesen, hat für diese Münze 5 Ducaten bezahlt, da sie *Sirmondus* für ein geringeres Geld hätte bekommen können, wenn er sie bey dem ersten Anbiethen behalten hätte.

Man hat ferner zwey in der Stadt Lucca in Italien, zu des Kaisers Otto IV. Zeiten, geschlagene Münzen mit dem Bildnisse Jesu.

1. Fig. 1644 a). Av. Das gekrönte Brustbild des Heilandes, mit der Umschrift: S. anctus VVLT. D. e LVCA. Rev. Ein Thurmgebäude, auf welchem ein Adler mit ausgebreiteten Flügeln steht, mit der Umschrift: OTTO REX.

2. Fig. 1644 b) Av. Das gekrönte Bildniß des Heilandes, mit der Umschrift: S. VVLT. D. LVCA. Rev. Eine Figur, welche ein gethürmtes Thor vorstellen soll, mit der Umschrift: OTTO REX. Hier ist der Adler weggelassen, und unter der Figur steht eine Lilie, welche zum Zierrath hingesetzt zu seyn scheint.

Man kann ohne Bedenken behaupten, daß diese Münzen nicht zu den Zeiten der sächsischen Kaiser, welche den Nahmen Otto geführt haben, geprägt worden, sondern daß dieselbe viel neuer sey, und dem Kaiser Otto IV. aus dem braunschweigischen Hause beygeleget werden müsse, weil nicht nur das Gepräge dieser Münze sauber ist, und in den ältern Zeiten nicht also beschaffen war, sondern weil auch auf dem Thurme oder Stadtzeichen ein Adler mit ausgebreiteten Flügeln zu sehen ist. Bisher hat man geglaubt, daß der Adler auf den Münzen des Kaisers Friedrich's II. zuerst vorkomme; aus gegenwärtiger Münze aber ist zu ersehen, daß

daß derselbe schon zu Otto IV. Zeiten auf die Münzen gesetzt worden ist. Und vielleicht ist dieses die älteste Münze, welche einen Adler hat. Seit dieser Zeit trifft man bisweilen auf den Münzen der folgenden Kaiser einen Adler an, bis endlich der zweyköpfige eingeführet wurde. Ferner ist aus der Umschrift Otto Rex so viel zu ersehen, daß diese Münze zu der Zeit geschlagen worden seyn muß, da Otto IV. in Rom noch nicht gekrönt gewesen, welches vor dem J. 1209 geschehen seyn muß. Man legte der päpstlichen Salbung und Krönung so viel Kraft bey, daß man vor deren Vollziehung keinem deutschen Könige den kaiserlichen Titel beylegte.

Was das Bildniß Jesu betrifft, so liessen, bereits erwähnter Maßen, die alten Kaiser dasselbe auf ihre Münzen setzen, wie aus den Münzen *Justiniani* II. und *Michaelis Rhangabe* erhellet, bis endlich der Kaiser *Isaacius Comnenus*, welcher im J. 1057 zur Regierung gelangte, von der bisherigen Gewohnheit abging, das Bildniß Christi auf seinen Münzen wegließ, und dagegen das seinige darauf setzen ließ. Daß er daran wohl gethan habe, beweiset Ludwig, in der Einleit. zum deutschen Münzwesen S. 81, f.; *Zonaras* hingegen macht eine recht hämische Folgerung daraus, wenn er sagt: Comnenum usurpatorem imperii non Deo, sed sibi adscripsisse, eo adparet, quod in numis suam imaginem, Seruatoris omissa, inscripserit cudam cursuit. In den abendländischen Reichen, über welche sich die geistliche Herrschaft des römischen Papstes ausgebreitet hat, ist die Verehrung der Bilder weit stärker, als in Orient, gewesen. Wie hoch wurden nicht die Gemählde Christi und der Jungfrau Mariä gehalten, welche der Evangelist Lucas verfertigt haben soll! Von andern Bildnissen Christi handelt der Jesuit *Franc. Vavassor*, de forma Christi, c. 2. Opp. p. 327. Da sich nun die Stadt Lucca in Italien ebenfalls eines solchen Bildnisses des Heilandes rühmet, so liessen sie dasselbe auf ihren Münzen vorstellen.

Des neu-eröffneten Groschen-Cabinets erstes Supplem. Lpz. 1749, 8. S. 62, 89.

Eine in die mittlere Zeit gehörige Münze mit dem Bildnisse Jesu und dessen Taufe, ist auch diejenige, welche der ungenannte Verfasser eines Buches, welches den Titel führt: Nummus aereus veterum

Christianorum; commentario explicatus, prodit nunc primum ex museo Victerio, adjectis sacris aliquibus monimentis, Romæ, typis Zempelianis MDCCXXXVII. Præsidum Facultate, 14 Bog. in 4to, beschreibt, und in die Zeit des constantinopolitanischen Kaisers Joannis *Zimiscae* von A. 969 bis 75, setzt. Fig. 1645. Die Vorseite enthält das vorwärts stehende Brustbild des Heilandes, mit langen Haaren, länglichem Barte, und einem runden Scheine um das Haupt, in welchem drey Stücke vom Kreutze zu sehen sind. Die Kehrseite zeigt, wie der bis an den halben Leib im Wasser stehende Heiland von dem Johannes getauft oder aus einer Schale mit Wasser begossen wird, und über demselben der heilige Geist in Gestalt einer Taube schwebet, mit der Umschrift: REDEMTIO FILIIS HOMINVM, d. i. die Erlösung den Menschenkindern. Im Abschnitt steht: JORDA. nes.

Der Verf. zeigt in genanntem Buche viele Kenntniß der Alterthümer der Kirchen, und große Belesenheit in den dahin gehörigen Büchern. Die Abh. ist in 2 Theile verfaßt. Der erste Theil enthält die Erklärung der Vorseite der Münze, und der andere der Kehrseite. Der erste Theil besteht aus 43 Capiteln. Im 3 Cap. wird behauptet, daß das auf der Münze zu sehende Bild dem Heilande selbst ähnlich sey, weil es nach einem gemahlten Original gemacht sey. Denn da man vor Zeiten so viel auf die wahren Bildnisse der alten Philosophen gehalten hätte, und Christi Bilder auch in den Heiden Händen gewesen wären, so sey ja vielmehr zu glauben, daß dergleichen auch bey den ersten Christen anzutreffen gewesen wären. Die Carpocratianer, und Marcellina hätten unter dem K. Hadrian Christi Bild dazu gemißbrauchet, daß sie solches den Bildern des Homer's, Pythagoras, Plato und Aristoteles beygesellet, und Augustinus und Epiphanius solches bezeugeten. Alexander Severus habe in seinem Hausgötzentempel die Bilder Christi und Abrahams aufgestellet. Dieser Kaiser wäre auch auf die Vergötterung des Heilandes zuletzt bedacht gewesen; dabey hätte man allemahl das Bild desjenigen gebraucht, dem dergleichen Ehre wiederfahren sollen.

Der

Der Heiland müsse in seinem Leben vielmahls sowohl mit Farben abgemahlet, oder auf andere Weise abgebildet worden seyn, weil Methodius, Athanasius, Eusebius, und viele andere Kirchenlehrer und Geschichtschreiber solche alte Bilder Christi anführten. Insonderheit beruft er sich im 8 Cap. auf das aus Erz gegossene Bild Christi, welches vor dem Hause des von dem vierjährigen Blutflusse gereinigten Weibes, in der phönicischen Stadt Paneas gestanden, Eusebius, Bischof zu Cäsarien, mit seinen Augen gesehen, und der abtrünnige Kaiser Julian, im J. 363 zerbrochen hätte. In der Kirche der Stadt Amida, in Mesopotamien, wäre auch ein uraltes Gemählde des Heilandes, in der Gestalt eines Galiläers, aufbehalten, vor welchem sich der König in Persien Cavades, nach der Eroberung dieser Stadt, im J. 504, geneigt hätte. Am weitläuftigsten wird vom 13 bis auf das 24ste Cap. von dem Bilde Christi gehandelt, welches in Rom ad Sancta Sanctorum von langer Zeit her zu Verehrung ausgestellet wird, und welches sich wenigstens vom 8ten Jahrh. nach C. G. in Rom befunden haben soll. Es soll dasselbe von dem heil. Lucas, oder gar von den Engeln, gemahlt worden seyn; es ist 7 Querhände hoch, und 3 breit, und von dem Papste Innocentius III. mit einer krystallenen Tafel überzogen, und in einen kostbaren Rahmen eingefasset worden. Das 27 Cap. erklärt den runden, und mit 3 Kreutzspitzen bezeichneten Schein, welcher das Haupt des Heilandes umgibt, und widerleget den Bonarotti, welcher schreibt, daß man zu Ende des 6ten Jahrh. erstlich das Kreutz in den Schein gesetzt habe, indem in der im J. 545, von dem Bacauda, des Justin's Eidam, zu Ravenna erbaueten Kirche des Erz-Engels Michael, in einem alten Mosivbilde des Heilandes schon das Kreutz in dem Scheine zu sehen wäre. Im 28 Cap. wird behauptet, daß alle Mahler, Bildhauer und andere Künstler, ihre Zeichnung der Abbildung Jesu von dem vorgedachten uralten Gemählde Jesu zu Rom genommen hätten, weil alle Bilder, ob sie gleich zu verschiedenen Zeiten wären verfertiget worden, demselben insgesammt ähnlich wären. Weil nun auch die Beschreibung des Nicephorus, hist. ecclesiast. L. I. c. 11, mit solchen überein trifft, wird dieselbe im 30 Cap. gegen den Einwurf des Serry vertheidiget; denn Nicephorus meldet, daß er solche von den Alten empfangen habe, mithin könnte man ja

ihn nicht beschuldigen, daß dieselbe von ihm wäre erdicht worden. Im 36 Cap. wird wegen der 3 Kreutzesspitz angeführt, daß auch daraus abzunehmen sey, daß d Kreutz, welches wie ein T aussieht, und das Galgenkr genannt wird, sehr selten in alten Bildern vorkomme. 27 Cap. wird gemeldet, daß der vom J. 969 bis 75 he schende morgenländische Kaiser *Johannes Zimisces* zuerst befohlen habe, an statt seines Bildnisses das Bild des H landes auf die vordere Seite zu prägen, und auf die and Seite die Worte: Jesus Christus der König der Köni Doch habe auch schon der im J. 711 abgesetzte Justini II. auf einer Münze gleicher Maßen den Weltheiland d stellen lassen, mit der Umschrift: IhS CRISTVS R REGNANTIVM, und auf der Gegenseite sein Bildniß hend, mit den Beyworten: DN. IVSTINIANVS SERV CRISTI 3. Auf einer Münze des Kaisers *Michael Rh gabe*, welcher von 811 bis 13 regiert hätte, wäre auch Brustbild Christi zu sehen, zwischen den beyden abgekürz Nahmen IC. XC. hingegen habe man es dem im J. zur Regierung gekommenen Kaiser *If. Comneno* sehr ausgelegt, daß er von der bisherigen Gewohnheit abgeg gen wäre, das Bildniß Christi auf seinen Münzen weg lassen, und dagegen das seinige mit einem Schwerte in Hand hätte darauf setzen lassen. Vom 39 bis auf das Cap. wird gezeigt, daß, weil die ersten Christen den V wurf der Juden und Heiden, daß sie einen gekreutzig Heiland anbetheten, für eine Ehre geachtet, so hätten sie her den Schein um das Haupt des Heilandes mit ei Kreutze versehen, den Heiland deswegen auch gern u dem Bilde des Lammes vorgestellet, und dasselbe auch gleichförmigen Schein allemahl bezieret. Ihre dabey habte fromme Gedanken hätten sie in folgenden beygef ten Versen ausgedrückt:

† HIC AGNVS MVNDVM RESTAVRAT SANGVI LAPSVM
† MORTVVS ET VIVVS IDEM SVM PASTOR AGNVS.

Ingleichem:

† QVEM PLEBS TVNC CARA CRVCIS AGNVS FI XIT IN ARA
HOSTIA FIT GENTIS PRIMI PRO LABE PA RENTIS.

Da

Der zweyte Theil dieses Buches erklärt die Rückseite dieser Münze, worauf die Taufe Christi von Johanne abgebildet ist, in 19 Capiteln.

Nach des Hrn. Prof. Köhler Urtheile, im 13 Th. seiner histor. Münzbelustig. S. 349. fgg. kann diese Münze nicht für achthalbhundert Jahre alt gehalten werden, sondern sie scheint weit jünger zu seyn. Er hält die von dem Verf. vorgebrachten Beweise für unzulänglich, dieselbe dem Kaiser *Jo. Zimisca* zuzueignen. Es hat gar nicht seine Richtigkeit, daß von demselben keine Münze mit dessen Bildnisse anzutreffen wäre, und man also schließen könnte: Auf welcher Münze zu beyden Seiten eines Kaisers Bildniß nicht zu sehen ist, sondern Christus und eine Handlung oder Lobspruch desselben vorgestellt wird, die ist unter die Münzen zu rechnen, welche der K. Joh. Zimisces hat prägen lassen. Die Abbildung Christi erscheint auf dieses Kaisers Münzen ganz anders, als auf dieser. Die Brust ist höher. Keine Münze dieses Kaisers hat eine lateinische Umschrift, sondern dieselbe ist allemahl griechisch. Biblische Geschichte sind sonst gar nicht auf den Münzen der griechischen Kaiser anzutreffen. Hr. Köhler hält demnach die im angeführten Buche mit ganz unverdientem Fleiße erklärte Münze für einen guten Pathen-Pfennig, den man in neuerer Zeit zum Andenken der h. Taufe den Täuflingen geschenkt hat, und an die Bethschnuren mit anmachet.

Aus allzu großer Hochachtung der Bilder, hält der Verf. dafür, es hätte allerdings wahre und echte Bilder des Heilandes gegeben, wonach die noch vorhandenen wären abgeschildert worden. Diese Meinung aber ist ganz irrig. Der Heiland war aus dem königl. Stamme David's entsprossen; er unterwarf sich dem mosaischen Gesetze in seinem ganzen Lebenswandel. Dasselbe verboth dem jüdischen Volke, wegen seiner großen Neigung zur Abgötterey, sich irgend ein Bild zu machen, welches gleich sey einem Manne oder Weibe, 2 B. Mos. 20, 4. 5 B. Mos. 4, 16. Der Heiland, welchem seine Feinde den Vorwurf machten, daß er am Sabbathe die Kranken heilete, mit den Zöllnern und Sündern speisete, das Volk aufwiegelte, sich zum Gott machen, daß er den Tempel zerbrechen und in dreyen Tagen wieder aufrichten wollte, u. s. w. würde auch diese Beschuldigung haben hören müssen, daß er sich

von einem Mahler, Bildhauer, oder Elfenbeinschneider, hätte abbilden lassen. Es ist also unmöglich, daß ein echtes Ur Gemählde oder Bild des Heilandes nach dem Leben je mahls vorhanden gewesen seyn kann.

Weil demnach wahrhafte Urbilder des Heilandes ge fehlt haben, so ist die große Zwistigkeit von der eigentli chen menschlichen Gestalt, ob dieselbe von vorzüglicher Schönheit, oder von unförmlicher Bildung gewesen sey unter den alten Kirchenlehrern entstanden. Hieron ymus, Augustinus, Chrysostomus und Bern hardus sagen, es hätten aus der leiblichen Gestalt de Heilandes die Strahlen seiner göttlichen Majestät über di Maßen hervor geleuchtet, wodurch er aller Leute Auge auf sich gezogen hätte; und wie er in seinen Thaten un Handlungen wunderbar gewesen, also hätte sich auch i seinem äusserlichen Ansehen die angenehmste Lieblichkeit he vor gethan. Seine Stimme wäre wohllautend, und da Ang. sicht schön gestaltet gewesen, daher auch um deswill das Volk ihm mit so ungemeinem Zulauf nachgezogen wär Alles dieses Vorgeben gründen sie auf die Weissagung vo dem Bräutigam Christo und der Kirche seiner Braut; P 45, 3. wo von demselben gesagt wird: Speciosus f rma pr filiis hominum: du bist der schönste unter den Menschen Kindern. Daher macht Augustinus hierüber die Auslegung: Nobis credentibus vbique sponsus pulcher oc currat. Pulcher Deus, verbum apud Deum, pulcher in vte ro virginis, vbi non amisit diuinitatem & sumpsit humanita tem. Pulcher natus infans verbum &c. Pulcher ergo i coelo, pulcher in terra, pulcher in vtero, pulcher in manibu parentum &c. Tertullianus hingegen hat den Heiland für sehr ungestalt und häßlich, mit harten Redensarten be schrieben, als: im Libr. *de idololatria* schreibt er: Christus fuit vultu & aspectu inglorius; im Libr. *adv. Judæos*: ne aspectu quidem honestus; im Libr. *de carne Christi*: adeo nec humanæ honestatis corpus fuit; und eb. daf. c 9. Tacentibus apud nos quoque prophetis de ignobili aspectu eius, ipsæ passiones ipsæque contumeliæ leg nt r; passiones quidem hu manam carnem, contumeliæ vero inhonestam. An ausus esset aliquis vngue summo perstringere corpus nouum? spu taminibus contaminare faciem, nisi meretrem? Clemens Alexandrinus behauptet gleichfalls, daß des Heilandes menschliche Gestalt ein schlechtes und geringes äusserliches

An-

Ansehen gehabt hätte, und beziehet sich deshalb auf die Stelle, Jes. 53, 2. Non est species ei, neque decor, & vidimus eum, & non erat aspectus, d. i. Er hatte keine Gestalt noch Schöne; wir sahen ihn, aber da war keine Gestalt, die uns gefallen hätte. Dessen Schüler, Origenes, schreibt L. VI. *contra Celsum*, es sey daran gar nicht zu zweifeln, daß der Heiland einen sehr unförmlichen Leib gehabt habe.

Wäre demnach eine echte Abbildung des Heilandes, auch nur in einer Copie, zur Zeit dieser Kirchenväter vorhanden gewesen, so würde über die Schönheit oder Häßlichkeit des Gottmenschen nicht gestritten worden seyn. Vavassor hält auch die dem Angeben nach ältesten Bilder Christi für unzulänglich, die wahre und eigentliche Gestalt Christi vor Augen zu legen, weil die Farbenstriche der Gesichtszüge darauf fast alle vor Alter erloschen sind. Tripicem esse, schreibt er in Lib. *de forma Christi*, magno in honore intelligo Christi effigiem, non manu factam, *Edessenam*, *Camuliacensem*, *Veronicam*, quibus annumeres licet expressum, qua mortuus involutus est sindone totius corporis simulacrum. Quæ quam fide dignæ sint omnes, non habeo quod affirmem, nec mea refert in præsenti quid liqueat. Tantum dico vel ex iis certe exploratique elici, obsoletis ac fugientibus lineamentis. Dem Vavassor ist wohl bewußt gewesen, daß des edessenischen Bildes, welches Christus selbst sollte in ein Schweißtuch abgedruckt haben, der Evagrius im 6ten Jahrh. zuerst gedenkt; daß sich wegen des auf gleiche Art beschaffenen Tuches der Veronika, der *Martianus Scotus* auf den Bischof zu Tyrus, *Methodius*, berufe, welcher die erste Meldung davon gethan hat; und was von dem Grabtuche Christi vorgegeben wird, gleicher Maßen auf lauter Zeugnissen neuerer Scribenten beruhe, wie aus *Jo. Chifletii* tr. de linteis sepulchralibus zu ersehen ist. Schon im 5ten Jahrh. hat ein wahrhaftes Bild Christi gemangelt. Die 338 Bischöfe der zu Constantinopel im J. 754 gehaltenen allgemeinen Kirchenversammlung bezeigen einen solchen Eifer gegen dergleichen Bilder, daß sie solche für ganz unzulässlich halten; denn es könnte unmöglich dabey die göttliche Natur Christi abgebildet werden, wenn man sich nicht zugleich des Irrthumes der Anthropomorphiten schuldig machen wollte. Christum als einen bloßen Menschen abzubilden, wäre Nestorianisch. Christus

wollte nicht mehr von ſeinen Gläubigen nach dem Fleiſche gekannt ſeyn, wie Paulus anzeige 2 Cor. 5, 6. ſondern habe in dem h. Nachtmahle ein einziges und untrügliches Bild ſeines lebendig machenden Leibes hinterlaſſen, davon er ſelbſt ausgeſprochen: Das iſt mein Leib, das iſt mein Blut, und dieſes nicht unter menſchlicher Geſtalt, ſondern unter dem von ihm dabey eingeſetzten Brod und Wein. Allein, dieſe ehrliche Leute ſind auch in ihrem Eifer zu weit gegangen, und haben das Kind mit dem Bade ausgeſchüttet.

Explication d'une inſcription, qui eſt au bas d'un Tableau de Notre Seigneur, qu'on appelle la Veronique, ou la Sainte Face, ſ. im *Supplem. du Journ. d. Scav.* Mars 1707, S. 518 — 527.

De forma faciei Saluatoris noſtri & reliqua pulchritudine, ſ. JO. FECHTII *nocles chriſtianæ*, exercit. 10.

Chriſtus: Kopf, von C. L. Junker, Bern 1776, 8. 4 u. 6 B.

An enquiry into the ſhape, the beauty and ſtature of the perſon of Chriſt, and of the Virgin Mary, by THO. LEWIS. Lond. 1736, 8. 7 B.

Num Chriſtus facie auſtera & deformi fuerit? ſ. JO. CASP. LOESCHERI *obſervatt. ſelect. ad Theol. Sacramq. & Eccleſiæ Hiſtor. ſpectant. Faſc. II.* Altenb. 1706, 8. obſ. 4.

JUSTI GODOFR. RABENER progr. de Chriſti forma & ſtatura, ſt. in Deſſen *Amœnit. hiſtor. philolog. quinque Decadibus*, Lpſ. 1695, 8. n. XLV.

B. von SANDEN diſſ. de pulchritudine Chriſti, occaſione Pſ. XLV, 3. Regiom. 1711.

J. J. STUBEL progr. de puerili Chriſti forma, an pulcher fuerit Seruator, an albus, an ater? 1712.

Münzen mit dem Nahmen oder dem Monogramma Jeſu, kommen unter den Genfer Thalern vor. Z. B. 1. Av. GENEVA. CIVITAS. Der gekrönte Reichsadler über einem die Länge herab getheilten Felde, darin zur Rechten ein halber gekrönter Adler, und zur Linken ein Schlüſſel. Rev. POST. TENEBRAS. LVX. P. Der Nahme oder das Monogramma JHS. (d. i. JESVS) mit Strahlen umgeben, und unter demſelben die Jahrzahl: 1562. Man hat auch dergleichen von 1567.

2. Av. GENEVA. CIVITAS. 1622. Das Stadt-Wapen, nähmlich ein halber Adler und ein Schlüſſel, und darüber der Nahme JHS. in Strahlen. Rev. POST. TENEBRAS. LVX. R. G. Der gekrönte

zwey-

zweyköpfige Reichsadler. Man hat auch dergleichen von 1638, 1722, 1723.

Auch verschiedene, sowohl Ritter- als geistliche Orden führen von Jesu den Nahmen, als:

1. Der militärische Christ-Orden, welcher im J. C. 1205 in Liefland von dem rigaischen Bischofe Albert gestiftet wurde, um die neuen Christen gegen die Verfolgungen der Heiden zu beschützen. Die Ritter trugen auf ihren Mänteln ein Kreutz, mit einem Schwerte darüber; daher man sie auch Schwerdtbrüder (Frères de l'Epée) nannte. Dieser Orden wurde nachher mit den deutschen Rittern vereiniget.

2. Die Ritter Jesu Christi, welche *S. Dominicus* im J. 1217 wider die Albigenser aufbrachte. Es setzte sich nähmlich der h. Dominicus in Spanien, den Albigensern, welche um Tolosa herum und in der Lombardey ihre Lehre unter dem Volke weit ausbreiteten, entgegen, und überwand viele derselben durch das Wort Gottes. Weil er aber mit ihnen nicht nach Wunsch fertig werden konnte, nahm er etliche Eiferer zu Hülfe, welche ihm mit Waffen und Gewalt die Albigenser bekehren, und den katholischen Glauben vertheidigen halfen, denen er auch eine besondere Lebens-Art vorschrieb, wodurch sie sich von den Religiosen und von den Layen unterschieden. Diejenigen nun, welche sich darein begaben, wurden Brüder von der Ritterschaft Jesu Christi und des h. Dominicus genennet. Sie gelobten die eheliche Keuschheit, und nahmen auch Weiber zu Schwestern unter sich auf, welche ihnen mit Bethen sollten die Ketzer vertreiben helfen. Wenn deren Männer starben, lebten sie beständig im Wittwenstande; und währendem Ehestande durften sie die Männer nie abhalten, wenn diese wider die Ketzer zu Felde ziehen wollten. Die Regeln dieser Buß-Schwestern und Brüder, wie sie auch genennet wur-

wurden, haben verschiedene Päpste, als: Honorius III., Gregorius IX., Innocentius IV., Honorius IV., Johannes XXII., und Andere, bestätigt. Sie wählten ihren eigenen Meister, dem sie Gehorsam leisten mußten. Ihr Ordenszeichen, Fig. 1646, war ein schwarz und weißes Lilienkreutz auf einem weißen Rocke und schwarzen Mantel. Sie sind jetzt, nachdem sie die Waffen abgelegt haben, mehrentheils geistlich, wie denn die spanische Inquisition dieses Kreutz, als ihr Wapen, öffentlich führt.

3. Der portugiesische Ritterorden Christi, wurde im J. 1318 vom Könige in Portugal, Dionysius Perioca, gestiftet, um den Adel zum Kriege gegen die Mohren zu ermuntern. Die Ritter besitzen 454 Commenden, und heben den geistlichen Zehenden von allen der Krone Portugal unterworfenen Ländern, so gar in Indien. Sie folgen der Benedictiner-Regel, tragen einen weißen Ordens-Habit, und an einer dreyfachen goldenen Kette ein roth emaillirtes Patriarchenkreutz auf der Brust, in welchem ein weißes Kreutz zu sehen ist; Fig. 1647. Der Ordens-Sitz ist zu Tomar.

Papst Johannes XXII. ordnete ihnen im J. 1320, die Regel des h. Benedictus zu halten, und dabeyst gewisse Gesetze, welche nebst den Ordens-Privilegien, Damianus, Prior des Conventes zu Tomar, und General des ganzen Ordens, in portugiesischer Sprache hat drucken lassen. Sie gelobten die Keuschheit, die Armuth und den Gehorsam; jetzt geloben sie nur die eheliche Keuschheit, aus Vergünstigung des Papstes Alexander VI., und schwören, daß sie die Waffen wider die Ungläubigen, so oft es nöthig ist, zur Vertheidigung des katholischen Glaubens ergreifen wollen. Anfänglich wurde dem Ordens-Meister, Aegidius Martinius, das Castell Marin, welches unter die Diöces von Elba gehört, zum Sitz angewiesen, welcher aber hernach nach Tomar verleget wurde; auch wurden den Rittern, damit sie desto muthiger gegen die Mohren sich bezeigen möchten, alle Güter der Tempelherren, mit königl. und päpstlicher Bewilligung, eingeräumet. Es haben auch diese

Ritter

Ritter mit ausserordentlicher Tapferkeit die portugiesische Herrschaft in Afrika, Amerika und Indien ausgebreitet. Wenn ein Ordens-Meister mit Tode abging, wurde von 13 Rittern ein neuer erwählet. Seit 1550 ist die höchste Würde des Ordens, oder das Großmeisterthum, mit der Krone vereinigt.

4. Der päpstliche Ritterorden Jesu Christi. Die ganze Christenheit war nicht wohl zufrieden, daß Papst Clemens V. den Orden der Tempelherren durch eine Bulle aufgehoben hatte. Daher wurde Papst Johannes XXII bewogen, einen andern zur Vertilgung der Feinde des katholischen Glaubens, zu stiften, wie viele andere Fürsten gethan hatten. Nachdem er nun die Brüderschaft Jesu Christi in Portugal durch eine Bulle bestätiget hatte, errichtete er, im J. 1317, eine dergleichen und unter eben demselben Nahmen auch in Italien. Die Ritter werden zu keinem Gelübde verbunden, und dürfen auch ihren Adel nicht beweisen, wie doch die Ritter Jesu Christi in Portugal thun müssen, und werden nur durch eine Breve, nach Belieben des Papstes, erwählet. Sie haben weder Ordens-Meister, noch einen besondern Habit, sondern tragen nur ein rothes, und rings um mit Gold bordiertes Kreuß, Fig. 1648.

5. Der Jesus-Maria-Orden, Fr. l'Ordre de Jésus & Marie, hieß ehemahls ein Ritterorden, welcher zu den Zeiten des Papstes Paulus V. in Rom florirte. Die Ritter trugen ein himmelblaues, mit Gold eingefaßtes Malteser-Kreuß, in dessen Mitte auf einer Seite das Monogramma des Nahmens Jesu, IHS, auf der andern das Monogramma des Nahmens Maria, der Mutter Jesu, mit goldenen Buchstaben stand, Fig. 1649; daher sie auch Ritter Jesu und Marien genannt wurden. Sie gingen, bey öffentlichen Functionen, in einem aus Wolle und Seide bereiteten Schamlot einher, an welches das vorerwähnte

Kreuß

Kreuz auf der Brust angemacht war. Sie standen unter einem Großmeister, welcher aus drey Rittern, die der Papst als die würdigsten vorschlug, erwählet wurde, und sich durch ein etwas größeres Kreuz von den übrigen Rittern unterschied. Jeder, der in diesen Orden aufgenommen werden wollte, mußte ein Pferd und einen Reiter gegen die Feinde des Kirchen-Staates in Bereitschaft halten.

Zu den weiblichen Orden, welche von Jesu den Nahmen führen, gehören:

1. Die Töchter des Jesuskindes zu Rom, Fr. Filles de la congregation de l'enfant Jésus. Ein armes Mädchen aus Lucca, Nahmens Anna Moroni, welche ihre Aeltern frühzeitig verloren hatte, und, da sie ohne Vermögen war, sich in die Nothwendigkeit gesetzt sahe, bey Herrschaften Dienste zu suchen, kam nach Rom, und diente dort in verschiedenen Häusern bis in ihr vierzigstes Jahr. Sie hatte sich während dieser Zeit ein kleines Capital erspart, und bekam im J. 1661 den Einfall, eine kleine Gesellschaft von ledigen Frauenspersonen zu errichten, die sich gemeinschaftlich von ihrer Hände Arbeit ernähren, und auch andere junge Mädchen unentgeldlich in allerley weiblicher Arbeit unterrichten sollten. Dazu wollte nun aber ihr Vermögen, nebst demjenigen, was sie allenfalls verdienen konnten, nicht zureichen. Sie mußten sich also von denen, welche sie in die Kost nahmen, eine Bey-Steuer zu ihrem Unterhalte bezahlen lassen, und so entstand daraus fürs erste eine Art von Kostschule. Die gute Ordnung, welche darin beobachtet wurde, und der Vortheil, den das Publicum von diesem Institute zog, machten dasselbe allgemein beliebt, und erwarben ihm viele Freunde und Gönner. Besonders fand diese weibliche Gesellschaft in der Person des P. Cosmus Berlinkani, eines regulierten Geistlichen von der Congregation der Mutter Gottes, der Pfarrer zu

St.

St. Maria in Campitelli, und ihr Gewissensführer war, einen thätigen Freund und Beschützer. Da er ihren Eifer, etwas Gutes zu stiften, sahe, so brachte er es durch seine Empfehlung und Vorsprache dahin, daß dieses Institut von dem apostolischen Stuhle gebilliget und mit öffentlichen Freyheitsbriefen begünstiget wurde. Er beredete die Stifterinn, sich nebst den übrigen Mädchen gänzlich dem Dienste Gottes und des Nächsten zu widmen, und suchte aus vier und zwanzigen, die ihrer damahls waren, zwölf der eifrigsten aus, welche alles, was sie hatten, zusammen in Gemeinschaft legten, ohne die geringste Absicht auf ihren besondern Nutzen, und welche sich vornahmen, die Keuschheit, die Armuth und den Gehorsam künftig zu ihrem einzigen unverbrüchlichen Gesetze zu machen. Gleichwohl verbanden sie sich durch kein Gelübde dazu, sondern begnügten sich nur mit der feyerlichen Angelobung, bis an den Tod ihrem Versprechen getreu zu bleiben. Dieses geschah d. 2 Jul. 1673, an dem von der Kirche geheiligten Tage, Mariä Heimsuchung.

Die Anzahl dieser Mädchen soll nur aus 33 bestehen, zur Ehre der 33 Jahre, die Christus auf Erden gelebt hat. Nach 3 Prüfungsjahren, und wenn sie 21 Jahre alt sind, thun sie öffentlich die gedachte feyerliche Angelobung. Inzwischen sind sie nicht verbunden, bis an ihren Tod in dieser Gesellschaft zu bleiben, sondern sie können entweder heurathen, oder in einen Orden treten; in welchem Falle sie aber alles dasjenige, was sie mit zur Gesellschaft gebracht haben, zurück lassen müssen.

Es ist bey ihnen alles gemein, und keine hat etwas Eigenes. Sie führen ein sehr eingezogenes Leben, und gehen selten aus. Nur an gewissen Tagen besuchen sie alle zusammen einige Kirchen. An den Fast-Tagen, alle Freytage, alle Sonn- und Fest-Tage, und die ganze Fastenzeit über, reden sie mit keinem frem-

fremden Menschen, und auch selbst mit ihren Verwandten im ersten Grade nicht. Sie bethen alle Tage eine Stunde in Gedanken; und ausser den mündlichen Gebethen und vielen gottseligen Uebungen, die sie gemeinschaftlich verrichten, sagen sie noch an den Festtagen das große Amt der Kirche her. Alle Jahre verrichten sie, acht Tage lang, die geistlichen Uebungen; alle Monathe halten sie sich einen ganzen Tag eingezogen, und an dem Tage, da sie zum Abendmahl gehen, tragen sie des Morgens das härene Hemde. Sie geißeln sich drey Mahl in der Woche, und halten die Fasttage sehr strenge; an gewissen Tagen verrichten sie so gar öffentliche Abtödtungen. Alles dieses aber gäbe ihnen vor so vielen andern Orden, welche eben so strenge Fasten halten, viel und fleißig bethen, sich bis auf das Blut geißeln, und wohl das ganze Jahr hindurch härene Hemden tragen, nicht den geringsten Vorzug, und sie verdienten deshalb unter der großen Menge ihrer Mitschwestern kaum bemerket zu werden; was sie aber merkwürdig macht, ist, daß sie neben allen diesen gottseligen Uebungen auch noch etwas nützliches für die menschliche Gesellschaft thun. Sie beschäftigen sich viel mit Handarbeit, als: mit Nähtereyen und Stickereyen allerley Art, mit Zeichnen, Mahlen, u. d. gl. Sie lernen singen, das Clavier und die Orgel schlagen, spielen allerley musikalische Instrumente, und in allen dem unterrichten sie auch ihre Kostgänzerinnen, deren Anzahl sich aber nicht über dreyßig belaufen darf. Ausserdem müssen sie auch diejenigen Mädchen umsonst aufnehmen, welche zum ersten Mahl zum Abendmahle gehen wollen, und verlangen, sich zu ihnen zu begeben, um sich gehörig dazu zu bereiten. Auf eben die Art nehmen sie auch die Mädchen auf, welche in ein Kloster gehen wollen, damit sie dieselben vorher mit den Gebräuchen des Klosterlebens bekannt machen. Auch erlauben sie allen Mädchen und Frauenspersonen,

Wel-

Weibern und Wittwen, welche mit Genehmigung des Cardinal-Vicars und mit Einwilligung ihrer Aeltern, Anverwandten oder Männer, sich zu ihnen begeben wollen, 8 bis 10 Tage lang die geistlichen Uebungen bey ihnen zu verrichten.

2. Man muß diese Töchter des Jesuskindes von einer andern weltlichen Gesellschaft, welche zu Anfange des 16ten Jahrhundertes unter dem Nahmen der Schwestern des guten Jesus in Italien gestiftet wurde, unterscheiden. Diese waren niemahls in einem Hause bey einander versammelt, sondern lebten unter allerley Ständen in der Welt zerstreuet, und hatten eine ganz allgemeine Regel, welche sich bloß auf einen ehrbaren, sittlichen Lebenswandel bezog. Von dieser Gesellschaft ist bloß das Andenken noch übrig.

3. Auch errichtete man zu eben der Zeit, da die Töchter des Jesuskindes zu Rom ihre Congregation zu bilden anfingen, in Frankreich eine andere, welche man von der Kindheit unsers Herrn Jesu Christi nannte, und welche die Wittwe eines Parlamentsrathes zu Toulouse, die Frau von Mondonville, zur Stifterinn hatte. Die erste Absicht dieser gottesfürchtigen Frau ging bloß dahin, einige Lehrmeisterinnen zur Erziehung der neuen Katholikinnen und anderer armer Mädchen zu bestellen. Da man aber nach dem Begriff und Geschmack der damahligen Zeiten, allen Gesellschaften, die nur irgend aus einer guten Absicht, oder mit einiger Beziehung auf die Ausübung christlicher Tugenden und guter Werke, gestiftet wurden, sogleich das Ansehen einer Congregation gab, Gesetze und Regeln für solche aufsetzen ließ, die Mitglieder unter einen gewissen kirchlichen Gehorsam zu zwingen suchte, und päpstliche Bestätigungen darüber zu erhalten trachtete: so wollte man auch dieser Stiftung das Ansehen einer ordentlichen Congregation christlicher Jungfern geben, die jedoch ohne Gelübde und ohne

eine besondere Kleidung, die Klostertugenden ausüben, und sich Gott und dem Dienste des Nächsten ganz widmen sollten. Die Frau von Mondonville kaufte zu diesem Endzweck, im J. 1661 ein geräumiges Haus in Toulouse, und nahm darin eine große Anzahl Mädchen auf, welche mit Bewilligung des Erzbischofes unter dem Titel der Kindheit unsers Herrn Jesu Christi, und mit dem einfachen Gelübde der Beharrlichkeit, eine eigene Congregation ausmachen sollten. Sie wollten sich hauptsächlich mit der christlichen Erziehung junger Mädchen, und der Unterweisung derjenigen, die erst kürzlich zum katholischen Glauben bekehrt worden, abgeben, sich der Hülfe und dem Beystande der Kranken widmen, und überhaupt Gutes thun, so viel sie nur könnten. Um aber auch künftig die Mittel zur Fortsetzung dieses Institutes zu haben, wurde, von der Zeit ihrer öffentlichen Bestätigung an, keine mehr aufgenommen, die nicht zugleich eine öffentliche Urkunde von einer Schenkung einlieferte, wovon dem Hause so viel, als zum Unterhalt von acht Mädchen erforderlich war, versichert wurde. Papst Alexander VII. bestätigte diese Congregation durch ein Breve, und der König von Frankreich durch Patente, die auch bey dem Parlamente zu Toulouse in die Register getragen wurden.

Der Umstand wegen der erforderlichen ansehnlichen Schenkung gab natürlicher Weise Gelegenheit, daß viele reiche und vornehme Personen sich in diese Stiftung begaben; und da weder das Gelübde der Armuth, noch sonst ein strenger klösterlicher Zwang, nöthig waren, sondern die Jungfern mit der Welt im Umgange blieben, so schlichen sich bald Mißbräuche ein, die den Augen der Regierung nicht entgehen konnten. Eine Menge Mädchen, Kammerfrauen und Bediente machten das Haus zu einer Art von Hofhaltung, welche sich mit der Ausübung der christlichen

Lie-

Liebesdienste nicht wohl zusammen reimte. Sie hielten Bediente, Kutschen und Pferde, und eigene Sänften; und ob ihnen gleich in ihrer Regel gewisse Schranken in Ansehung der Kleidung vorgeschrieben waren, so verhinderte doch das nicht, daß nicht auch in diesem Stücke die weibliche Eitelkeit allenthalben durchschimmerte. Sonderbar lautete der 20ste Artikel ihrer Regel, worin verordnet war: es sollte kein Lackey angenommen werden, der schon bey andern Frauenspersonen in der Welt gedient hätte, und die Kutscher sollten verheurathet seyn. Der König fand diese ganze Einrichtung dem Endzwecke einer solchen Congregation nicht angemessen, hob deshalb die Stiftung im J. 1686 wieder auf, und befahl, daß jede sich wieder zu ihren Anverwandten, oder wohin sie wolle, begeben sollte; und die Frau v. Mondonville, ihre Stifterinn, wurde durch eine Lettre de cachet (*) nach Coutances verwiesen, wo sie ihr Leben beschloß.

Jesus-Blümlein, eine Art Viole, Viola tricolor; s. unter **Viole**.

Jesus-Münzen, s. oben, S. 380, fgg.

Jesus-Orden, s. oben, S. 395, fgg.

Jesuschrist-Wurzel, s. unter **Sarukraut**, im XII Th. S. 204.

Jet, Jette; s. **Gagath**.

Jet d'eau; s. **Springbrunnen**.

Jet de pierre, **Gäscht**; s. **Bier-Gäscht**.

Jetée, **Damm der Häfen**; s. Th. XXI, S. 3.

Jeton, Jetton, nach dem Französ. Jeton, oder Jetton, ein Rechenpfennig, oder Zahlpfennig, kleine runde Stückchen, die aus Messing oder anderm Metall, in Gestalt der Pfennige, d. i. des Geldes, geschlagen

 sind,

(*) Lettre de cachet, heißt in Frankreich ein königlicher Brief, welcher mit Sr. Majestät Siegel, und mit eines Staats-Secretärs Gegenzeichen versehen ist, und eine (gemeiniglich mißfällige) Ordre des Königes enthält.

sind, um vermittelst derselben auf dem Rechenbre
oder pythagorischen Rechentische zu rechnen, oder au
kleine runde Stückchen von Achat, Glas, Bernste
Elfenbein, Perlmutter, oder andern leichten und k
baren Materien, deren man sich zu Berechnung g
wisser Summen, zu Marken beym Spiel, (insonde
heit im Spiele das Geld zu bezeichnen, das einer de
Andern schuldig wird,) und zu einigen andern Abs
ten bedient. Es gibt aber auch Jetons von Go
Silber und Kupfer, welche eine Art Schaupfenni
oder Gedächtnißmünzen vorstellen, und auf deren ein
Seite gemeiniglich das Bildniß des regierenden La
desherren, auf der andern aber eine Devise und L
gende geprägt ist, die das Andenken an eine merkwü
dige oder glorreiche Begebenheit seiner Regierung
nebst dem krausen Rande und der Jahrzahl erhalten
An den meisten Orten, wo es gelehrte Gesellschafte
und Societäten oder Academien der Wissenschafte
gibt, haben diese ihre Jetons, welche die Academis
auf Kosten des regierenden Herren, und aus den Fond
die hierzu angewiesen sind, bekommen. Daher ne
net man ein unnützes Mitglied einer gelehrten Ges
schaft, einer Academie, eines Collegii, eigentlich aber
einen, der die Versammlungen der Gesellschaft nur u
der Jetons willen, welche jedes Mahl dabey ausg
theilet werden, besucht, übrigens aber nichts zum Nu
tzen und zur Ehre der Gesellschaft thun mag, ironis
einen Jetonnier.

Nach der Ableitung heissen Jetons eigentlich Würf
linge, oder Werfpfennige. Ehemahls nannte man
sie in Frankreich Jetoirs, Jetoueurs, Jeteurs, Jiet
Jets und Jietons, seit mehr als einem Jahrhunder
aber Jetons, oder Jettons. Im Deutschen heissen sie
Zahlpfennige, Rechenpfennige, in einigen oberdeut
schen Gegenden auch nur der Rechen, im Niederf
Sligte, von schlicht, glatt, vermuthlich, so fern sie
ehe

ehedem glatt und ohne alles Gepräge waren; holländ. Legpenning. Das französische Wort Jeton läſſet sich in so weitläuftiger Bedeutung nehmen, daß man auch die Steinchen, Muscheln, Nüſſe, Bohnen, u. d. gl. womit die Alten zu rechnen pflegten, und womit auch noch jetzt die meisten wilden Völker rechnen, darunter verstehen kann. Auch der Griechen ψῆφοι, und der Römer Calculi gehören darunter, es mögen diese zur Bezeichnung der glücklichen oder unglücklichen Tage, oder zum gerichtlichen Gebrauch, bestimmt gewesen seyn. Mahudel, in seiner Abh. de l'origine & l'usage des Jetons, im 2 Th. der Hist. de l'Acad. r. d. bell. lettr. S. 333 — 342, (und im 3 Th. der Gottsched. Uebersetz. S. 183 — 189,) behauptet, daß sich so gar schon die Kinder Noah derselben bedient haben, um die Vermehrung ihrer Heerden zu berechnen, und ihrem Gedächtnisse zu Hülfe zu kommen. Wenn wir aber heut zu Tage von Jetons reden, so verstehen wir darunter ein Stückchen Metall, es sey Gold, Silber, oder ein schlechteres, welches ein Mittel zwischen Medaillen und ordentlichen Geldmünzen ist, und bald bloß zum rechnen, bald aber auch als eine Gedächtnißmünze gebraucht und aufgehoben wird.

Die Jetons sind sowohl von den Medaillen, als auch von den Currentmünzen, unterschieden; von den erstern, weil sie ein flaches Gepräge haben, und wie Currentmünzen, mit dem Hammer, auf einen Schlag ausgepräget werden; von den letztern, weil ihr Werth im Handel und Wandel, so wenig wie der Werth der Medaillen, festgesetzt ist, und er wird alsdann ausser dem Preise, den der Liebhaber dafür gibt, bloß nach dem Gewichte und nach der Feine des Silbers bestimmet. Das Gepräge der Medaillen ist viel erhabener; sie werden gegossen, und mehr als Einmahl unter das Prägewerk gebracht, damit die im Stämpel tief eingeschnittenen Figuren sich desto besser ausdrucken. Die

Jetons haben in neuern Zeiten, so wie die Medaillen, Bildnisse, Sinnbilder, Devisen, u. d. gl. Weil sie auf einen Schlag gepräget werden, so macht man sie nur klein, und selten schwerer als ½ Loth; doch werden auch die flach geschnittenen einseitigen Medaillen von den Medailleurs Jetons genannt. Man pflegt sie Gedächtniß- oder Gedenk-Pfennige zu nennen, wenn sie nach dem Inhalte des Gepräges, die Stelle der Gedächtnißmünzen (Medaillen) vertreten. Die Jetons sind, wie gesagt, nach und nach aus den Rechenpfennigen entstanden. Man brauchte vormals die Rechenpfennige in der Rechnung auf Linien, oder auf dem Rechentische, um dadurch den Anfängern die Arten der Rechnungen und die Eigenschaften derselben leichter und begreiflicher zu machen. Die Griechen und Römer bedienten sich kleiner und flacher Steine, daher die Rechenpfennige, welche nachher an deren Stelle genommen wurden, noch jetzt in der lat. Sprache Calculi (*) genannt werden. In den mittlern Zeiten wurden alte, nicht mehr gangbare Münzen, oder auch kleine runde Platten von Messing dazu gebraucht. Auf letztern ließ man allerley Figuren, und auch Figuren, stechen.

Der Ursprung der wahren Rechenpfennige ist in Frankreich zu suchen. Salmasius hat sie auch daher nach dem französischen Worte Jeton, Jactos oder Jactones auf lateinisch genannt. Nach Carl Patin's (**) Meinung, sollen die geprägten Rechenpfennige in Frankreich erst zu den Zeiten Königs Franz I. des großen Beförderers der Künste, aufgekommen seyn,

(*) Daß bereits die Alten eine Art von besondern Münzen zum Rechnen statt der Steine gebraucht haben, davon ist J. F. Gronovius, de Sestertiis seu subsecivorum Pecuniæ veteris Græcæ & Romanæ, Lib. IV, L. B. 1691, 4. S. 237, nachzusehen.

(**) *Car. Patini* introductio ad historiam numismatum, Amst. 1683, 12. S. 94 f.

sen, und es ist dieses von allen Münzschreibern, welche darin dem Patin gefolgt sind, nachgeschrieben worden. Es hat aber schon zu Jobert's Zeiten, der Hr. v. Saniere, ein besonderer Liebhaber der Jetons, eine Sammlung von mehr als 3000 Stück zusammen gebracht, unter welchen die ältesten unter der Regierung Philipp VI., aus dem Hause Valois, welcher im J. 1328 auf den Thron kam, gepräget worden sind. Man findet dergleichen Jetons von Herzog Philipp dem Guten, von Burgund, die auf der einen Seite sein Wapen und Titel, und auf der andern einen Spruch haben, welcher die richtige Rechnung empfiehlt (**). Sie sind zum Gebrauch der herzoglichen Rechenkammer gepräget worden, und beynahe um 100 Jahre älter, als die Jetons Franz I., indem Philipp der Gute 1419 die Regierung angetreten hat. Franz van Mieris (***) hat dergleichen Rechenpfennige, welche zum Gebrauch der Münzbedienten in Antwerpen gepräget worden, von Carl, Herzog von Burgund, mit der Jahrzahl 1467, in Kupfer stechen lassen. Auf der einen Seite ist das burgundische Wapen, mit der Umschrift: VIVE. LE. NOBle DuC. CHARLES D.e BourGogne Z. d. e. BR.abant. Auf der andern Seite ist das Wapen der Stadt Antwerpen, mit der Umschrift: JECT.on D.e LA MO.nnoye D.e BRA.bant A. ATVRP. Eben dergleichen haben auch die Münzmeister zu Brügge verfertigen lassen. Der Avers enthält ein Feuereisen, woraus die Hals-

(*) Einleitung zur Medaillen- oder Münzwissenschaft, Nürnb. 1738, 8. S. 22.

(**) Dergleichen Sprüche einer, der aber später gebraucht wurde, zielt auf den Nahmen der Jetons: Qui bien jerera, son compte trouvera; d. i. wer richtig wirft, wird seine Rechnung finden.

(***) Histori des Nederlandsche Vorsten, 1 Deel. in's Graavenhage 1732, f. S. 95.

Kette des Ritterordens des goldenen Fließes zusammen gesetzt ist, worauf das burgundische Wapen gebildet ist, mit der Umschrift: VIVE. BOVRG.ogne AV. NOBLE. DVC. Auf dem Revers steht der Apostel Andreas mit seinem Kreuze, und zu dessen beyden Seiten die Jahrzahl 1468, mit der Umschrift: IE-CT.on POVR. LES MAIST.res DE. LA. MO.nnoye A. BRVG.es. In dem folgenden Jahrhunderte wurden die Rechenpfennige in den Niederlanden sehr häufig gepräget, und mit Sinnbildern versehen, welche öfters auf die damahligen unruhigen Zeiten, und andere historische Begebenheiten, Anspielungen enthielten. Gerard van Loon hat, in der Vorrede zu seiner Histoire metallique des Pais-bas, eine umständliche Nachricht von den niederländischen Rechenpfennigen geliefert, und in dem Werke selbst deren eine große Anzahl beschrieben und erklärt. Einen solchen silbernen Rechenpfennig auf das Jahr 1518, sieht man Fig. 1650 abgebildet. Auf dem Avers erblickt man die beyden auf dem Meere stehenden Säulen des Herkules, worauf eine Krone ruhet, und zwischen ihnen ein Feuereisen, woraus Funken springen, mit der Umschrift: JECTOIRS. POVR. CEVLX. DES. FINANCES. 1518. (d. i. Rechenpfennig für diejenigen, so in der Finanzkammer sitzen.) Der Revers zeigt ein Schiff mit drey Masten und eingezogenen Segeln; an dessen Bord steht PLVS OVLTRE, (Plus vltra) (*), als

(*) Die beyden Herkules-Säulen, mit der Devise Plus vltra, wo mit viele Münzen des Kaisers Carl V. als des ersten Königs in Spanien dieses Nahmens, ausgeziert sind, hat des Kaisers Leibarzt, *Barth. Marlianus*, ein Mailänder, ersonnen. Die Entdeckung der neuen Welt gab ihm Anlaß dazu. Die Alten glaubten, daß diese Säulen, oder die Berge Calpe und Abylen, in dem Freto Gaditano oder Herculeo, gleichsam die Gränzsteine der Welt wären. Die spanische Macht erstreckte sich auch in die neue Welt; und als nachher auch die philippinischen Inseln in Ost-Indien dieser Krone unterworfen wurden, konnte man sagen, daß in der Könige von Spanien Gebiete

als den blühenden Zustand der Handlung unter der Regierung des Kaisers Carl V., als des ersten Königes in Spanien dieses Nahmens. Die Stadt Antwerpen war damahls die Niederlage des ganzen europäischen Handels.

In Deutschland sind die Rechenpfennige, dem Anscheine nach, später bekannt geworden. Adam Riese hat, in seinem Rechenbuche, zuerst 1550 die Art mit Zahlpfennigen zu rechnen beschrieben. Man nahm die in Frankreich geschlagenen Rechenpfennige dazu, wie denn auch die noch jetzt gewöhnlichen Rechenpfennige, die in Nürnberg von Messing geschlagen werden, noch immer französische Aufschriften, ja so gar das Bild und das Wapen der Könige von Frankreich beybehalten, da es doch in Deutschland an vielen wichtigen Handlungen nicht mangeln würde, deren Andenken auf solche leichte Weise der Nachwelt angepriesen zu werden verdiente. Doch sind auch in Nürnberg schon vor 200 Jahren andere Erfindungen, mit lateinischen und deutschen Devisen, besonders auch geistlichen und biblischen Sprüchen, zum Vorschein gekommen. Dahin gehören unter andern zwey Jetons von zwey nürnbergischen Münzmeistern, Matthäus und Johann Laufer, Fig. 1651. Sie haben auf der ersten Seite zwey alte fingirte Köpfe, deren einer links, der andere rechts schauet. Der links schauende hat die Umschrift: MATEVS. LAVFER. IN. NVRNBER. Um den rechts schauenden aber steht: HANS. LAVFER. IN.

bliebe die Sonne niemahls untergehe. Auf einer satyrischen Medaille, welche nach der aufgehobenen Belagerung der Stadt Metz, im J. 1552, in Frankreich zum Vorschein kam, kehrte man diese Devise des Kaisers um. Zwischen den Säulen war nähmlich ein angefesselter Adler abgebildet, mit der Ueberschrift: Non vltra metas. Ein sinnreicher Kopf machte auch folgendes Distichon darauf:

Carolus Herculeas ferrur transisse columnas,
Sistite viam metis, hic tibi meta datur.

NVRE. Die andere Seite des ersten, so hier abgebildet ist, hat einen Reichsapfel in einer Einfassung, mit der Umschrift: GOTTES REICH BLEIBT EWIG. Der Revers des andern, welchen abzubilden für überflüssig erachte, hat eben dasselbe Sinnbild, mit der fehlerhaften Umschrift: GOTES REICH BLIBT EW. Dergleichen gemeine Jetons werden nicht allein von den Münzmeistern, sondern auch von besondern Künstlern, welche Rechenpfennigschläger, und, sofern sie auch Flittern oder Flintern verfertigen, auch Flitterschläger oder Flinterschläger (Flinterleinschläger) s. Th. XIV. S. 269. genannt werden, verfertiget. Diese Künstler verfertigen ihre Rechenpfennige, wie die Münzmeister, vermittelst eines Prägezeuges, von gelbem, oder auch weißgesottenem Messing, und sie müssen alle Jahre einen Eid schwören, niemanden mit ihrem Prägezeuge einigen Vorschub zu thun, oder Unterricht zu ertheilen, noch weniger selbst courante Münzen zu schlagen. Wenn sie ein neues Prägezeug richten, müssen sie solches dem in Nürnberg von dem Magistrate verordneten Münzwardein bringen und sehen lassen. Sie werden auch Messingschaber genannt, weil sie das alte und schwarze Messing durch Schaben wieder gelb und glänzend machen.

Die Kaufleute in Frankreich sind besonders in dieser Art von Rechnungen geübt, und sie ist noch bey vielen im Gebrauch. Man nennet sie la Logistique par jetons (*). Die königlichen Cassen in Frankreich liessen in der letzten Hälfte des vorigen Jahrhundertes, jährlich eine ziemliche Anzahl von dergleichen Zahlpfennigen mit allerley Sinnbildern prägen, und sie wurden gemeiniglich den Präsidenten, den Räthen und übrigen Cassen-Beamten, zum Neujahrsgeschenk ausgetheilet. Die Collegia und Cassen, zu deren Gebrauch

(*) *Dechales* Mundus mathematicus, T. 1, p. 412.

brauch sie bestimmet wurden, sind gemeiniglich auf den Jetons genannt; z. B. Chambre aux Deniers, Chambre des Assurances, Tresor royal, Ærarium regium, Parties casuelles, Extraordinaires des guerres, Ordinaires des guerres, les Controlleurs généraux des Rentes, les Controlleurs des Rentes, les Receveurs des Rentes, u. s. w. Die Anzahl der geprägten Jetons hat sich ungemein vermehrt, nachdem man anfing, sie zu Spiel-Marken zu gebrauchen. Viele Prinzen vom Geblüte, und andere Vornehme des Reiches, wie auch ganze Familien, liessen Jetons mit ihren Wapen, mit Sinnbildern und Umschriften prägen, welches auch in andern Ländern, besonders in Schweden, nachgeahmet worden ist.

Als in Frankreich, in der letzten Hälfte des verwichenen Jahrhundertes, verschiedene Academien errichtet wurden, ließ man Jetons von Silber prägen, welche bey jeder Sitzung unter die anwesenden Mitglieder ausgetheilet wurden. Diese Gewohnheit hat man bis auf den heutigen Tag beybehalten, und einige Academien haben diese Einrichtung für gut gefunden und nachgeahmet. Die medicinische Facultät in Paris scheint die erste Anleitung zu dieser Gewohnheit gegeben zu haben. Bey dieser war es seit undenklichen Zeiten eingeführt, daß man alle zwey Jahre, wenn ein neuer Decanus erwählet wurde, silberne Jetons unter die anwesenden Doctores der Facultät austheilte, welche auf der einen Seite den Nahmen und das Wapen des abgehenden Dechanten, und auf der andern das Wapen der medicinischen Facultät, zum Gepräge hatten. Es ist dieses bereits vor dem Anfange des 16ten Jahrhundertes gebräuchlich gewesen. Die Stämpel und das Silber wurden aus denen Einkünften bezahlt, welche die Facultät von denen Candidaten, so die academischen Würden annehmen wollten, erhielt. Veit Patin war der erste, welcher 1652 unter seinem

De-

Decanate eine Neuerung darin machte; er ließ nähmlich auf der einen Seite, statt seines eigenen Wapens, sein Bildniß setzen, und auf der andern wurde das Wapen der Facultät beybehalten. Nach und nach ließen einige Dechanten das Wapen der Facultät weg, und nahmen zu der Gegenseite Sinnbilder, welche sich zuweilen auf die vornehmsten Begebenheiten, die während ihres Decanates, in der Facultät vorgefallen waren, bezogen, zuweilen aber auch ihre eigene Streitigkeiten mit andern betrafen. In des königl. preuß. Hrn. Leib-Medicus Möhsen Beschreibung einer berlinischen Medaillen-Sammlung, 1 Th. Berl. und L. 1773, gr. 4. S. 377, fgg. findet man 9 Jetons oder Gedächtnißpfennige der medicinischen Facultät zu Paris, mit dem Bildnisse des Dechanten, D. Veit Patin, von 1652; des D. Ant. Morand, von 1664; des Franz le Vignon, von 1666; des Joh. Armand de Mauvillain, von 1668; des Joh. Bapt. Moreau, von 1674; des Ant. Joh. Morand, von 1676; des Ant. le Moine, von 1678; des Joh. Boudin, von 1698, und den Jeton des Dechanten Franz Bernage, mit dem Bildnisse des D. Guido Crescent. Fagon, ersten Leibarztes des Königs Ludwig XIV. mit vieler Kenntniß der Geschichte und Kunst beschrieben, und sehr sauber gestochen.

Die königl. preußische Academie der Wissenschaften zu Berlin, hat verschiedene silberne Jetons, welche bey jeder Versammlung unter die anwesenden Mitglieder ausgetheilet werden. Zwey derselben findet man Fig. 1652 und 1653, abgebildet. Der erste wiegt 1, und der zweyte $\frac{1}{2}$ Loth.

Fig. 1652, enthält auf der Hauptseite das belorbeerte Brustbild des Königs, mit der Umschrift: FEDERICUS REX ACADEMIÆ PROTECTOR. MDCCL. Unten steht der Nahme des Medailleurs GEORG!. Auf der andern Seite sieht man einen

Zep-

Zepter; und kreuzweise auf demselben liegen ein Degen und eine Feder, welche mit einem Lorbeerzweige an den Zepter gebunden sind, mit der Umschrift: NEC SATIS EST DUO REGNA TENERE.

Diese schöne und saubere Medaille hat der Präsident der Academie, Hr. v. Maupertuis entworfen, welche hernach die königl. Academie durch den geschickten königl. Hof-Medailleur Georgi hat ausfertigen lassen. Dieselbe wurde zuerst 1750 an des Königs Geburtstage bey der zu Einweihung der von Sr. Maj. erneuerten Academie angestellten öffentlichen Versammlung, ausgetheilet. Die Erfindung der Medaille ist schön gerathen. Sie stellt in dem Bilde und der Umschrift vor, daß der König in den Wissenschaften eben so groß sey, als im Kriege und Frieden. Die späteste Nachwelt wird die großen und erhabenen Eigenschaften dieses unnachahmlichen Monarchen ehrfurchtsvoll bewundern. Ein Dichter singt von unserm großen Friedrich:

Rex Friderice, Jubar fæclorum fæcula qualem
Nulla ferent factis, nulla tulere parem.

Die göttliche Vorsehung, welche diesen großen Monarchen zum Wunder unserer Zeiten gesetzt hat, erhalte Denselben bis auf die spätesten Zeiten. Nachdem Er in diesem (1783) Jahre sein 50 jähriges Ehe-Jubiläum erlebt hat, müsse er auch, nach 7 Jahren, sein 50 jähriges Regierungs-Jubiläum glücklich erleben und zurück legen!!!

Serus in cælum redeat, diuque
Lætus interfit populo!

Fig. 1653, hat auf der Hauptseite das Brustbild Sr. kön. Maj. mit der Umschrift: FEDERICUS REX ACADEMIÆ PROTECTOR. MDCCLI. Unter dem Brustbilde steht der Buchstabe G., welcher den Nahmen des königl. Hof-Medailleurs Georgi anzeigt. Auf der andern Seite sieht man einen Adler, welcher sich gegen 3 Sterne (das Polargestirn) erhebt, mit der Umschrift: COGNATA AD SIDERA TENDIT. Unten ist eine Landschaft, worauf man ein Bäumchen ohne Blätter, eine Aloe, und in der Ferne zwey Prachtkegel (Obelisken), einen antiken Tempel ꝛc. als einige

der Haupt-Gegenstände der gelehrten Bemühungen der Academie erblickt.

Jetonnier, s. oben, S. 404.

Jetons, Bienenschwärme; s. Th. IV, S. 579.

Jetton, s. Jeton.

Jeuch, ein oberdeutsches Feldmaß; s. Jauchert und Joch.

Jeu, s. Spiel.

Jever, Jevern, L. Dynastia Jeverensis, heißt derjenige Strich Landes im niedersächsischen Kreise, welcher gegen Westen an das Harlinger Land und an das Fürstenthum Ostfriesland, gegen Süden auch an Ost-Friesland und an die Grafschaft Oldenburg, gegen Osten an die Jade und an die Herrlichkeit Kniphausen gränzet. Gegen Norden ist die Nordsee. Diese Herrschaft ist zwar nur 3 gute Meilen lang und breit, aber wegen ihrer Fruchtbarkeit, Pferde- und Vieh-Zucht beträchtlich. Die hier gemachte Butter ist sehr fett, und die Käse werden den holländischen gleich geachtet. Fruchtbare Obstbäume und Gartengewächse findet man wenig, weil der Landmann aus der Weide, der Pferde- und Viehzucht, Butter und Käse einen größern Vortheil, Gartengewächse aber von andern Orten her hinlänglich bekommen kann. Den Holzmangel ersetzt der Torf, welcher aus Ost-Friesland und Oldenburg zugeführet wird; doch bringt man auch etwas Holz aus Norwegen dahin. Sie gehört, seit 1689, dem fürstlichen Hause Anhalt-Zerbst, wird als ein burgundisches Lehen in Brüssel zu Lehen genommen, soll jährlich ungefähr 60000 Rthlr. eintragen, und besteht aus drey Ländern, Ostringen, Rüstringen, und Wangerland, wozu noch die Insel Wangeroog gehört, welche 19 Kirchspiele begreifen. Die Insel Wangeroog, deren Nahme das Auge von Wangerland bedeutet, liegt 1 Meile vom festen Lande, im deutschen Meere, ist $\frac{1}{2}$ Meile lang und $\frac{1}{4}$ Meile breit. Sie war

ehe-

ehemahls weit größer, als jetzt, indem hohe Wasser-Fluthen und Stürme mehr als die Hälfte davon weggenommen haben; doch ist sie durch gute Anstalt und gemachte Dämme nicht wenig wieder angewachsen, und trägt fettes Gras. Den Seefahrenden, welche sich bey gefährlichen Stürmen hieher begeben, zum Besten, ist auf der nördlichen Seite eine Feuerbake errichtet, von welcher das Steinkohlenfeuer an die vierthalb Meilen aus der See erblicket wird. Der Einwohner beste Nahrung besteht in der Schiffahrt und Fischerey.

Jever, L. Joveria, die einzige Stadt im Lande, und der Hauptort der Herrschaft, ist nicht groß, hat aber Wall und Graben. Die fürstliche Regierungs-Kanzelley, die Kammer, das Consistorium, und das Landgericht, haben in dieser Stadt ihren Sitz, doch kann man auch nach Zerbst appelliren. Uebrigens liegt sie in dem Theile der Herrschaft, welcher Ostringen heißt, und zwo Vogteyen begreift. Sie ist mit einem fruchtbaren fetten Lande umgeben.

Jez, (das) ein in einigen Gegenden Oberdeutschlandes, z. B. in Augsburg, übliches Maß flüssiger Dinge, welches 2 Muids, oder 12 Besons, oder 46 Maß hält. Acht Jeze machen daselbst ein Fuder.

Jezide. Dieses in den Reisebeschreibungen öfters vorkommende Wort bedeutet bey den Türken einen Ketzer, oder überhaupt einen gottlosen Menschen, (weil ein gewisser Emir, welcher Jezide geheissen, die beyden Söhne des Ali, nähmlich den Hasan und Hussein, ermordet hatte). Einige aber sprechen von den Jeziden als von einem besondern Volke, welches eine von der türkischen und persischen unterschiedene Sprache habe, und in schwarze und weiße Jeziden eingetheilt sey. Die schwarzen Jeziden, heißt es, sind Fakirs oder heilige Mönche, welche lange Bärte tragen, in Hütten leben, öfters nach Arabien ziehen, und in ihren Religions-

gionsgebräuchen manches mit den Chriſten gemein haben. Die weißen Jeziden trinken Wein, eſſen Schweinfleiſch, haben weder Tempel noch Bethhäuſer, noch gottesdienſtliche Feſte, glauben aber doch an das Evangelium, ob ſie es gleich weder leſen noch beſitzen ꝛc.

Iſ, *Taxus baccata* L.; ſ. Taxbaum.

Igaſus, ſ. Ignatius-Bohne.

Igel, ein Nahme zweyer Thiere, welche ihrer Stacheln oder ſtechenden Eigenſchaft wegen bekannt ſind.

1. Eines Inſectes, welches auch der Blutigel, richtiger aber der Blutegel genannt wird, ſ. Th. VI. S. 7, fgg.

2. Eines vierfüßigen fünfzehigen Thieres, welches nach dem linnäiſchen Syſtem zur Claſſe der ſäugenden, und zur Ordnung der ſpitzzähnigen Thiere (ad Mammalia Feras) gehört, und zwey, gleich weit von einander entfernte meiſſelförmige Schneidezähne, welche länger, als die übrigen ſind, von denen ſie abgeſondert ſtehen, und zu beyden Seiten zwey übergebogene, kleine Hundszähne, ferner drey oder vier, ſpitzige, mit Zacken verſehene Backenzähne, und nur an der Schnauze, an der Kehle und an dem Bauche Haare hat, übrigens aber mit Stacheln bedeckt iſt; L. Echinus, Erinaceus, Hericius, Fr. Hériſſon. Der Ritter Linné führt drey Arten von Igeln an, unter denen die europäiſche bekannte Art die erſte iſt, Erinaceus europæus, auriculis rotundatis, naribus criſtatis *Linn.* Echinus terreſtris *Geſn. Aldrov. Jonſt.* Herinaceus *Plin. Geſn. Schwenkf. Rzaczinsky.* Echinus ſ. Erinaceus terreſtris *Raj.* Erinaceus parvus noſtras *Sebæ.* Acanthion vulgaris noſtras *Klein.* Erix & Ericeus quorundam. Erinaceus auriculatus (the Erinaceus with larger Ears) *Hill.* & *Kramer.* europiſche Egel *Houttuyn.* ſonſt in Holland auch yzervarken; Gr. Ἐχῖνος, Engl. Hedge-Hog, common Hedge-Hog, ehemahls Urchin; Ital. Riccio,

cio, Rizzo; Span. Erizo; Portug. Ourizo, Oriço cachero; Dän. Pindſviin; Norw. Buſtivil; Schwed. Igelkott; Poln. Jez; Ruſſ. Jeſch; Aegypt. Harbe, Ganfud; in Madagascar Sora. Im Franz. wird er ſchlechtweg le hériſſon genannt. Bey Geoffroy und Bomare heißt er Hériſſon commun, oder Hériſſon terreſtre; beym Knorr Porc épic de Zeelande. In einigen Gegenden Deutſchlandes nennt man ihn Erdigel, Hausigel, Zaunigel. Dieſer Igel, den man faſt in den meiſten Gegenden von Europa, nur nicht in den kalten Ländern antrifft, erreicht ungefähr die Größe eines Kaninchens, oder eine Länge von 9 bis 10 Zoll. Wenn er auf den Füßen ſich aufrecht hält, hat er einen ſehr unförmlichen Körper. Er ſieht wie ein länglicher, oben ausgebogener Haufen aus, welcher ſich vorn in eine Schnautze endiget, und von vier ſo kurzen Beinen getragen wird, daß man kaum die Füße ſieht. Der Hals iſt gar nicht zu unterſcheiden. Er hat breite, runde, kurze und in die Höhe gerichtete Ohren, kleine und hervor ſtehende Augen, und einen ſehr dünnen, nur 1 Zoll langen Schwanz.

Einige haben zwo Arten von Igeln unterſchieden, durch Kennzeichen, welche ſie aus der Bildung der Schnautze entlehnt hatten, und ſie behaupten, daß die eine Gattung eine lang zugeſpitzte und dem Schwein-Rüſſel ähnliche, die andere eine kürzere, ſtumpfere und mit der Naſe eines Hundes überein kommende Schnautze habe, daher ſie jene den Sau- oder Schwein-Igel, L. Echinus oder Erinaceus porcinus, oder ſuillus, Fr. Hériſſon à muſeau de cochon, und dieſe den Hundsigel, L. Echinus, oder Erinaceus caninus, Fr. Hériſſon à muſeau de chien, nennen; allein, dieſer Unterſchied wird von den neuern Naturforſchern gänzlich verworfen.

Hr. Graf v. Büffon hat in Bourgogne zwey Igel, beyde Männchen, geſehen, von welchen die Landleute ihm ſag-

sagten, daß sie von diesen verschiedenen Arten wären; [illegible] de Thiere glichen sich aber vollkommen in der Figur [illegible] Schnautze. Sie war spitzig, und endigte sich in ei[illegible] schwarzen abgerundeten Knorpel; die Nase war dicker, [illegible] der an sie angränzende Theil der Schnautze. Sie [illegible] ganz und gar nicht die Bildung von einem Schweinrü[illegible] und unterschied sich sehr von einer Hundsnase, hauptsä[illegible] lich darin, daß die Nase der Igel viel dicker war, als [illegible] Theil der Schnautze, mit welchem sie zusammen stieß, [illegible] die Oeffnungen der Nasenlöcher weiter von einander [illegible] den, und die Aussenränder derselben hinten übergesch[illegible] und eingekerbt waren. Ueberdies reichte die Ob[illegible] nicht, wie bey den Hunden, bis ganz unter die Nase. [illegible] fehlte mehr als ein halber Zoll daran, daß die Unter[illegible] nicht so lang als die Nase war, welches dem untern K[illegible] backen und der untern Seite der Schnautze gewisser Ma[illegible] eine Aehnlichkeit mit dem Schweinrüssel gab, und die D[illegible] der Nase gab eine zweyte Aehnlichkeit zwischen beyden. [illegible] wesentlicher Unterschied aber zwischen beyden zeigte sich [illegible] in, daß die Nase des Igels sich nicht, wie der Schwein[illegible] sel, über den Theil der Schnautze, an welchen er reich[illegible] erhob, daß sie nicht vorn platt war, und daß die Einsch[illegible] te der Nasenlöcher nicht, wie bey den Schweinen, [illegible] vorn hin gingen. Indessen war es deutlich, daß diese [illegible] mehr dem Schweine als dem Hunde, in der Figur [illegible] Schnautze glichen, und mehr dem Hunde als dem Schwe[illegible] ne, in Ansehung der Nase, wenn beyde besonders gen[illegible] men wurden. Man hat also diese Kennzeichen verschied[illegible] nen einzelnen Thieren beygelegt, da sie doch in einem [illegible] Thieren vereint sich finden.

Die Stacheln, womit der Oberleib bewaffnet ist, sind scharf, und selten über 1 oder 1½ Z. lang; [illegible] stecken mit ihren schwärzlichen Wurzeln in der Haut [illegible] fest, und sind unten bey der Wurzel porös. Die Mitte der Stacheln ist bald weiß, bald schwarz oder braun gestreift. Die weißen Spitzen davon sind schwärzlich gefleckt, und haben eine sehr weiche Haut, daß der Igel den ganz zusammen gezogenen und gerollten Leib füglich bedecken und geräumig einhüllen kann. Das Gesicht, der Unterleib und die Füße sind nicht

mit

mit Stacheln, sondern mit dünnen, kurzen Haaren besetzt. Durch Hülfe dieser Stacheln ist der Igel im Stande, sich gegen die größten Hunde und gegen andere Thiere zu vertheidigen, denen er sich sonst wegen seiner geringen Stärke nicht widersetzen, und, aus Mangel an Geschwindigkeit, nicht entfliehen könnte. Wenn ein Hund oder ein anderes feindliches Thier sich ihm nähert, so rollt er sich geschwinde in eine Kugel zusammen, damit ihn sein Verfolger nirgends anrühren könne, ohne sich an seinen Stacheln zu verletzen. Er lässet sich auch eher zerreissen, als aus dieser Lage bringen, wofern man ihn nicht mit Wasser begießt, oder in ein Gefäß mit Wasser legt; denn auf diese Art wird er genöthiget, seine eigentliche Gestalt wieder anzunehmen, um Luft schöpfen zu können. Dieses weiß der Fuchs sehr wohl; denn dieser besprengt den Igel mit seinem stinkenden Urin, da er sich denn aufthut, und ihm zum Raube und zur Speise wird.

Πολλὰ οἶδ' ἀλώπηξ, ἀλλ' ἐχῖνος ἓν μέγα. (Der Fuchs weiß vielerley, aber der Igel weiß Eine große Sache,) sagten die Alten im Sprichworte. Er weiß sich zu vertheidigen, ohne zu kämpfen, und zu verwunden, ohne anzugreifen. Da er wenig Kräfte, und gar keine Hurtigkeit zum Entfliehen besitzt, so hat ihm die Natur eine stachelige Rüstung gegeben, mit der Fähigkeit, sich geschwinde in eine Kugel zusammen zu legen, und auf allen Seiten seine stechende Vertheidigungswaffen dem Angreifer entgegen zu stellen. Je mehr ihn dieser anzutiget, desto mehr sträubet er sie, und windet sich zusammen, und ermüdet alle seine Versuche. Selbst eine Wirkung seiner Furcht hilft ihm zu seiner Vertheidigung. Er lässet sein Wasser von sich, dessen Geruch und Nässe sich über seinen Körper ausbreitet, und ihnen vollends die Luft, ihn anzugreifen, benimmt. Daher bellen ihn die meisten Hunde nur an, und versuchen es nicht, sich seiner zu bemächtigen. Doch gibt es einige, welche, wie der Fuchs, ihn endlich überwältigen, ohne die Verletzung ihrer Füße und des Maules zu achten. Aber er fürchtet sich weder vor dem Haus- noch dem wilden Marder,

weder vor dem Iltiß, noch dem wilden oder gemeinen Wiesel, noch auch vor den Raubvögeln.

Indem der Igel sich zusammen rollet, werden alle Theile dadurch versteckt. In diesem Zustande hat er gar nicht das Ansehen eines vierfüßigen Thieres, sondern sieht bloß wie ein mit Stacheln besetzter Knäuel aus, welcher aber nicht regelmäßig rund ist, sondern gewisser Maßen die Gestalt einer sehr dicken Niere hat. Seine größte erhabene Krümmung wird von dem Rücken des Thieres gebildet, dessen Körper sich dergestalt krümmet, daß der Kopf sich an einem Ende der kleinen Krümmung der Niere, und der Hintertheil des Leibes am andern Ende befindet. Dieser Theil aber und der Kopf berühren sich nicht unmittelbar. Es bleibt ein Platz frey, den die Stacheln der Stirn und des Endes vom Rücken ausfüllen, welche eine Höhlung machen, wie die in der Vertiefung der Nieren ist. Diese Vertiefung verengt sich, je mehr das Thier bemüht ist, sich zu krümmen und zusammen zu legen, so oft es entweder erschreckt oder verwundet ist. Es ist alsdann kein Theil des Körpers zu unterscheiden; wenn es aber ruhiger ist, und nur sich zusammen windet, um auszuruhen, so ist diese Vertiefung weiter, und man sieht alsdann die Schnauze des Thieres, wie sie die Vorderfüße berührt. Zuweilen sieht man auch die Hinterfüße gegen die vordern gelegt, und zwischen den vier Füßen die Oeffnung der Vorhaut. Wenn der Igel diese Lage verläßet, um sich auf die Füße zu richten, so senkt er die Erhebung des Rückens ein, dehnt den Leib in die Länge, streckt den Kopf vor sich hin, richtet sich auf die Füße, und geht wie andere vierfüßige Thiere. Wenn man ihn durch ein Lärmen erschreckt, ihn anrührt, oder gar angreift, so rollet er sich sogleich zusammen; doch ist diese Bewegung nicht so schnell, daß man nicht verschiedene Zeitpuncte darin unterscheiden könnte. Er fängt damit an, daß er den Rücken krümmet, und den Kopf gegen die Brust legt; alsdann schließt er die Augen; die Haut von den Seiten des Leibes dehnt sich nach unten, und umwickelt die Vorderfüße; zuletzt gleitet auch die Haut hinten vom Rücken hinunterwärts, und bedeckt den Schwanz und die Hinterfüße.

Da das Männchen sowohl, als auch das Weibchen, vom Kopfe an bis zum Schwanze, gleich stark mit

mit Stacheln bedeckt, und nur die Unterfläche des Leibes behaart ist, so ist ihnen die gegen ihre Feinde so vortheilhafte Rüstung überaus beschwerlich, wenn sie sich einander begatten wollen; sie können dieses daher nicht in der Art, wie andere vierfüßige Thiere, sondern müssen mit dem ganzen Körper entweder aufrecht, oder liegend, gegen einander gekehrt seyn. Beyde Geschlechter suchen sich einander im Frühlinge, und die Weibchen werfen im Anfange des Sommers. Wenn das Weibchen seine Heckzeit vermerkt, trägt es in einen dicken Zaun oder in ein anderes Gesträuch, einen Ballen zermalmtes dürres Gras und Schmicken, in der Größe eines Kopfes, zusammen, und setzt darein 4, 6, bis 8 Junge, welche es mit seiner Milch auferzieht, weil es seine Gesäuge unter dem Leibe hat, wie ein Dachs. Die Jungen sind in dieser ersten Zeit weiß, und man sieht auf ihrer Haut nur den Anfang der Stacheln. Hr. Graf Büffon hat es versucht, einige von ihnen aufzuziehen, und er ließ verschiedene Mahl eine Alte mit ihren Jungen in eine Scheuntenne mit überflüssigem Futter neben ihr setzen; allein, an statt sie zu säugen, fraß sie dieselben jedes Mahl eins nach dem andern auf. Es geschah nicht aus Mangel der Nahrung; denn sie fraß zugleich von dem Fleische, dem Brode, den Kleyen und den Früchten; und man hätte es nicht glauben mögen, daß ein so langsames und träges Thier, welchem nichts als die Freyheit fehlte, so zornig und unzufrieden über seine Gefangenschaft seyn könnte. Es äussert so gar Bosheit, und eine Bosheit von eben der Art, wie die Affen. Ein Igel schlich sich in die Küche, und traf einen kleinen Topf an. Er zog das Fleisch, welches in demselben war, heraus, und ließ seinen Koth hinein.

Der Igel gleicht dem Dachs in vielen Stücken; denn er sucht des Nachts seine Nahrung, wie der Dachs, in Obst, Gewürme u. d. gl. doch sucht der

Dachs größere Thiere, als: Kröten, Frösche, Molche ꝛc. der Igel hingegen kleineres geflügeltes Ungeziefer und Gewürme, als: Käfer, Schnecken, und was im Grase zu kriechen pflegt, wie solches ihre Gänge in der Gegend, wo sie sich gern aufzuhalten pflegen, nebst ihrer Losung, zur Genüge anzeigen, indem die ordentlichen Fußpfade durch das Gras sie bald verrathen. So ist auch die Gestalt des Igels dem Dachse sehr gleich, indem er die Fährte im Fortlaufen eben so formiret, als auch den Tag, eben so wie der Dachs, scheuet; doch sucht der Igel des Nachts seine Nahrung am weitesten, denn er wird bey anbrechendem Morgen, zur Sommerszeit, aus den weitesten Feldern zu Holze oder Hecke eilend, von dem Weidemanne manchmahl im Anstellen angetroffen, und betrogen. Er hält sich gern in den Wäldern auf, und nährt sich von Kräutern, Wurzeln, Baumfrüchten, und Insecten, welche er, erwähnter Maßen, des Nachts aufzusuchen pflegt, denn bey Tage bleibt er gern in seinen Schlupfwinkeln, wozu er sich meistentheils im Sommer und Herbste, dicke Hecken und Zäune, zur Winterszeit aber hohle Bäume, Maus-Hügel, Felsenritzen, oder Steinhaufen, die man auf den Feldern und in den Weinbergen zusammen leset, erwählet. Daß er aber, wie einige Naturgeschichtschreiber melden, auf Apfel- und Birnbäume klettere, dieselben schüttele, sich hernach in den abgefallenen Früchten herum wälze, damit dieselben an seinen spitzigen Stacheln stecken bleiben, und also damit nach seiner Höhle zu gehe, ingleichem, daß er in den Weinbergen seine Stacheln gebrauche, um Weintrauben damit wegzuschleppen, und seinen Jungen zu zutragen, ist nicht glaublich. Fleisch ist ihm auch sehr lieb, und er frißt es roh und gekocht. Er ist daher auf Höfen dem jungen und kleinen Federvieh gefährlich. In Schweden hat man bemerkt, daß er auch bisweilen die

Hüh-

Hühnernester der Eyer beraubet. Man hat ihn auch, aber mit Unrecht, beschuldigt, daß er die Euter der Kühe aussauge; die Kleinheit seines Maules zeigt schon die Unmöglichkeit dieser Beschuldigung. Er frißt auch Ratzen und Mäuse, wenn er sie haben kann, weshalb er mit unter die Raubthiere gerechnet, auch in den Häusern, insonderheit auf den Kornböden und in den Scheuern, an statt der Katzen gehalten wird. Bey den Kalmücken ist er eben deswegen ein Haus-Thier, und vertritt die Stelle der Katzen. Lässet man ihn in den Zimmern herum laufen, so reiniget er dieselben von Spinnen, Ameisen, Weberknechten und anderm Ungeziefer. In Senegambien beschäftigt er sich häufig mit der Jagd der Kackerlacken, und erzeigt hierdurch den dortigen Einwohnern einen großen Gefallen. In der Ukraine, wo er ebenfalls unter die Hausthiere gehört, vermindert er die Kröten. Den Winter bringt er größten Theils mit Schlafen, oder vielmehr in einer Erstarrung, zu. Sein Blut ist kalt, fast so wie in andern Thieren, welche den Winter über schlafen.

Der Igel gehört unter die Raubthiere, und muß daher getilget werden. Viele Jäger, und andere, die nicht vom Metier sind, geben dem Igel einen Freypaß, weil sie ihn nur für einen den Mäusen gefährlichen Feind, aber für kein Raubthier halten; wenn man aber erwäget, daß jedes fleischfressende Thier ein Raubthier ist, und, wenn es Mäuse frißt, auch andere Thiere zu seiner Nahrung nimmt, so wird man, den Igel unter die Raubthiere zu rechnen, kein Bedenken tragen dürfen. Man setze nur, um sich hiervon zu überzeugen, einen Vogel mit abgeschnittenen Flügeln nebst einem Igel in eine Kammer, so wird man finden, daß er sich desselben eben sowohl, wie ein jedes anderes Raubthier, zu seiner Nahrung bemächtigen wird. Es ist auch gewiß, daß er den jungen

Repphühnern, und allem auf der Erde ausgebrüteten Geflügel gefährlich ist. Man wird also wohl thun, ihm sorgfältig nachzustellen, und in dieser Absicht des Abends und Morgens die Dornbüsche mit einem Dachshunde durchsuchen zu lassen, da er leicht gefunden und von ihm verbellet wird. Nicht nur die Dachse aber, sondern alle Hunde suchen und verbellen dieses Thier sehr eifrig; und wenn sie erst merken, daß man ihnen hierin beysteht, und Igel vor ihnen todt gemacht hat, werden sie solche nicht leicht übergehen. Wollte man ihn allenfalls zum Wegfangen der Ratzen und Mäuse gebrauchen, so kann man ihn sehr leicht fangen, da er einen nicht ausserordentlich geschwinden Gang hat, und, so bald man ihn nur berührt, liegen bleibt.

Wenn man einen Igel abzieht, sieht er gemeiniglich fett aus, wie ein junges Schwein. Das Fleisch, welches zwar fett, aber von schlechtem Geschmacke, hart und unverdaulich ist, wird doch von einigen gemeinen Leuten gegessen. Im Sommer, wenn der Igel sich mit Obst gemästet hat, ist es noch am besten. Seiner Haut mit den Stacheln, wovon man jetzt keinen Gebrauch machet, bediente man sich ehemahls statt einer Hechel oder Bürste, den Hanf zu hecheln.

Vormahls gebrauchte man den ganzen zu Asche gebrannten oder gekochten Igel, und allerley Theile desselben, insonderheit die Leber, die Galle, die Milz, das Blut, das Schmalz, den Koth, und das innere Häutchen des Magens, in allerley Zufällen, als Arzeney; jetzt ist man aber längst davon abgekommen.

Nach der Meinung der alten Aerzte, ist der Igel, wenn man ihn ganz zu Asche brennt, oder kochet, und davon in einem Tranke einnimmt, denen die den Urin nicht halten können, wie auch denen, die einen schwachen Magen haben, gut, öffnet zugleich den Leib, und treibt den Urin. Wenn die Asche mit Bärenschmalz oder Honig vermischet, eine Salbe daraus gemachet, und äusserlich aufgestrichen wird,

so

so wachsen die Haare überaus stark davon, insonderheit, wenn man vorher die Haare glatt wegscheren lässet, und den Ort so lange mit Senf reibet, bis er roth wird. Eben diese Asche lässet nirgends wildes oder übriges Fleisch wachsen, wenn man sie auf einen bösen Schaden streuet. Die Leber, mit Honig und Essig eingenommen, kommt den preßhaften Lendennieren zu Statten; curiert auch die Bleich- und Wassersucht, ingleichem den Aussatz und die Gicht. Die Galle trocknet die Warzen aus, und machet, daß sie von selbst abfallen. Die Milz gedörret und gepülvert, schaffet denen, die Milzbeschwerungen haben, große Hülfe. Das Blut gedörret, und hernach als ein Pulver in Wasser eingenommen, treibt den Nieren- und Blasenstein. Das Schmeer oder Schmalz wird vorzüglich für Bruchschäden gerühmet. Der frische Koth oder Mist, mit Wachholderharz, Essig und zerlassenem Pech zu einer Salbe gemacht, hindert das Ausfallen der Haare. Das innere Häutchen des Magens, innerlich gebraucht, hilft für die Kolik, und stillet das schmerzhafte Bauchgrimmen.

Die zweyte Art, der weiße amerikanische Igel, Erinaceus inauris, auriculis nullis *Linn.* Erinaceus americanus, auriculis nullis, le Hériſſon d'Amerique, *Briſſ.* Echinus indicus albus *Raj.* Erinaceus americanus albus *Seba & Klein.* Erinaceus ſubauriculatus *Hill.* the Erinaceus with very ſmall ears, or the white Hedge-Hog *Ejusd.* Erinaceus ſurinamenſis *Fermin.* the Guiana-Hedgehog *Penn.* nach Müller'n das Kahlohr, hat äusserlich keine Ohren, sondern nur Oeffnungen, welche den Schall einlassen. Die Stacheln dieser Art, welche man in Amerika und vornehmlich in Surinam findet, sind etwas kürzer, aber dicker und härter, als bey den europäischen Igeln, und gemeiniglich gelblich aschgrau. Der Unterleib und die übrigen Theile des Körpers, welche nicht mit Stacheln besetzt sind, haben eine weiße Farbe.

Die dritte Art, der malackische Igel, le Hériſſon de Malacca *Briſſ.* Erinaceus malaccenſis, auriculis

pendulis *Ejusd.* & *Linn.* (beym Linné hieß diese Art ehemahls Hyſtrix pedibus pentadactylis, cauda exſerta, hernach cauda truncata, hernach brachyura, cauda abbreviata,) Porcus aculeatus ſ. Hyſtrix malaccenſis *Sebæ.* Acanthion aculeis longiſſimis, Hyſtrix genuina, Porcus aculeatus malaccenſis, *Klein.* malakſe Stekelvarken *Houtt.* welchen einige Schriftſteller unter die Stachelſchweine rechnen, hat niederhängende, faſt kahle Ohren, und einen ſehr kurzen Schwanz. Die Augen ſind groß und glänzend. Jeder Fuß hat 5 Zehen, die mit Nägeln bedeckt ſind. Der obere Theil des Körpers iſt mit geraden, ſehr ſcharfen und ſpitzigen, weiß und ſchwarzen, oder weißen und röthlichen Stacheln von ſehr verſchiedener Größe beſetzt, worunter einige über 6 Zoll lang ſind. Der Kopf iſt mit kurzen Haaren bedeckt. Die Haare am Bauche und an den Füßen ſind kurz, dick, ſtachelig und fuchsroth. Die Länge des ganzen Thieres beträgt ungefähr 8 Zoll. Es nährt ſich dieſer Igel von allerley Feldfrüchten und Obſt. Die Siamer eſſen das Fleiſch deſſelben, und halten es für ſehr geſund. Seine Stacheln werden zu Haarnadeln für die Frauenzimmer, zu Zahnſtochern und andern Dingen, gebraucht. Das Merkwürdigſte von dieſem Thiere iſt der ſo genannte Igelſtein, Sau- oder Schweinſtein, Stachelſchwein-Stein, oder, wie er ſonſt auch genannt wird, Stachelſchweinbezoar, und Stein von Malacka, L. Lapis hyſtricinus, Lapis malaccenſis, Lapis porcinus, Bezoar porci, Fr. Pierre oder Bezoard de porc-épic, Pierre de Malacca, Ital. Piedra del porco, Span. Piedra de puerco. Es wird derſelbe in der Gallenblaſe des Igels gefunden, und iſt nichts anders als verhärtete Galle. Man gebrauchte dieſen Stein, welcher zuerſt von den Portugieſen aus Oſtindien nach Liſſabon und Amſterdam gebracht worden iſt, ehemahls als ein Gegengift in allerley Krankheiten, und bezahlte

einen, ungefähr wie eine Wallnuß großen, mit tauſend und mehr Gulden. Ein Mehreres davon, ſ. im IV Th. S 382, f.

Der ſibiriſche Igel, le Hériſſon de Sibérie *Briſſon.* Erinaceus ſibericus, auriculis planis *Ejusd.* Erinaceus ſibericus, ſuperne conſpicuus, capite ad pedes contracto *Sebæ*; Erinaceus ſibericus mas ſupinus *Ejusd.* Echinus ſibiricus *Klein.* hat dunkelrothe Stacheln mit goldfarbiger Spitze. Der Bauch iſt mit einem hell aſchfarbigen goldglanzigen wolligen Haar bekleidet.

Der afrikaniſche Igel, Hériſſon d'Afrique, deſſen Dapper gedenkt, gehört zu den Stachelſchweinen, wovon ich an ſeinem Orte handeln werde.

* * *

Figürlich führt dieſen Nahmen auch eine Art Gebackenes. Es beſteht aus einer feinen Kalbsleber; dieſe wird gekocht, auf dem Reibeiſen gerieben, und nachdem man 3 bis 4 Eyer in geriebener Semmel und Gewürz geſchlagen, wird alles wohl unter einander gerührt, bis es recht trocken geworden iſt, und einem Igel gleich formiret. Hierauf beſteckt man dieſe Form mit Pinien oder länglich geſchnittenen Mandeln ſehr dick, ſetzt ſie auf ein Blech oder Papier im Backofen, und läſſet ſie fein gelb backen. Ehe dergleichen Igel gar ausgebacken iſt, kann er zuvor mit etwas zerlaſſener Butter begoſſen werden. Wenn er fertig iſt, wird er auf den Tiſch zum Schaueſſen aufgeſetzt.

Igel= (afrikaniſcher) ſ. oben, S. 427.
— — (amerikaniſcher, weißer) ſ. oben, S. 425.
— — (Blut=) ſ. oben, S. 416.
— — (Erd=) ſ. oben, S. 417.
— — (europäiſcher) ſ. oben, S. 416.
— — (Haus=) ſ. oben, S. 417.
— — (Hunds=)
— — (malackiſcher) ſ. oben, S. 425, f.

Igel, (Meer-) ſ. See-Apfel.
— — (Sau- oder Schwein-) ſ. oben, S. 417.
— — (See-) ſ. See-Apfel.
— — (ſibiriſcher) ſ. oben, S. 427.
— — (Zaun-) ſ. oben, S. 417.

Igel-Aloe, bey den neuern Schriftſtellern des Pflanzenreiches, eine Art der Aloe mit aufrecht ſtehenden Wurzelblättern, welche überall mit Stacheln beſetzt ſind. Sie iſt in Aethiopien einheimiſch.

Igels-Huf, ein fehlerhafter Huf an einem Pferde, welcher in einer Art von Geſchwür oder Räude über der Krone beſteht, auf welchem lange ſtachelige Haare wachſen; ſ. Th. XXV, S. 538.

Igel-Klette, eine Art Kletten, welche an dem Ufer des mittelländiſchen Meeres einheimiſch iſt, und ſtachelige Blätter hat; Echinophora *Linn.* Auch die kleine oder ſo genannte Spitz-Klette, Xanthium *L.* wird wegen ihrer ſtacheligen Frucht im gem. Leben Igelklette oder Igelsklette genannt. Von beyden werde ich im Art. Klette handeln.

Igels-Knoſpe, ſ. das folgende.

Igels-Kolbe, Sparganium *Linn.* iſt nicht nur die Benennung, unter welcher Dodonäus die Waſſerviole, die meiſten übrigen ältern Kräuterkundigen hingegen die aufrechte Igelskolbe verſtehen, ſondern auch bey den neuern Pflanzenkennern eine Gattung Waſſergräſer mit halbgetrennten Geſchlechtern, deren Blumen in rundlichen Kätzchen beyſammen ſtehen, und keine Krone, aber einen aus drey Blättchen beſtehenden Kelch, die männliche drey Staubfäden, die weibliche hingegen einen Staubweg mit einem zweygeſpaltenen Griffel haben, und eine ſaftloſe Steinfrucht mit einer Nuß hinterlaſſen. Man kennt bis jetzt nur 2 wahre Arten, welche beyde mehrere Jahre dauern.

1. Aufrechte Igelskolbe, mit aufrechten und dreyſeitigen Blättern; große Igelskolbe, Igels-

Knoſpe,

Knoſpe, Degenkraut, Schwertelrieth, Schwertriedel, Sparganium ramoſum *C. B.* Sparganium quibusdam *J. B.* Sparganium & Butomos Theophraſti *Lobel.* Sparganium caule foliisque rectis *Hall.* Sparganium erectum, foliis erectis triquetris *Linn.* Man findet ſie in den nördlichen Ländern, in Gräben und andern wäſſerigen Gegenden. Sie hat eine ausdauernde, kriechende, zaſerige Wurzel, und blühet im Jun. und Julius. Der Stängel iſt ſteif und aufrecht, und wird 3 Schuh hoch, oder noch höher. Die unterſten Blätter ſind öfters 3 Schuh lang, meiſtens dreyſeitig, und umgeben den Stängel mit einem ſcheidigen Anhange; die obern ſind kürzer, mehr flach und ohne Scheide; alle ſtehen aufgerichtet und wechſelsweiſe. Aus den Winkeln der obern Blätter entſpringen eckige, gebogene und nackende Blüthſtiele, an welchen die Blumen in runden Ballen auf einem dicken und fleiſchichten Fruchtboden ſitzen; die männlichen ſind kleiner, und haben einen Geruch, lange Staubfäden und braune Staubbeutel. Pferde und Schafe laſſen die Pflanze unberührt ſtehen; das Rindvieh hingegen frißt dieſelbe friſch gern und ohne Nachtheil. Unter dem Heue aber taugt ſie nicht, weil ſie zu hart und grobſtielig iſt, und eine allzu ſehr trocknende und zuſammenziehende Kraft beſitzt. Beſſer taugt ſie daher zum Gärben des Leders. Man hat auch bemerkt, daß, wenn dieſe Pflanze in Teichen, wo Fiſche ſtehen, wächſt, dieſelben gern darnach gehen. Hr. v. Linné hat dieſe Pflanze in Oſtgothland in einem Graben mannshoch, und die Blätter zwey Finger breit, mit einer ſcharfen erhabenen Linie auf dem Rücken gefunden.

2. Schwimmende Igelskolbe mit niederliegenden flachen Blättern; ſchwimmender flacher Schwertriedel, Sparganium non ramoſum minus *Dillen.* Sparganium minimum *Raj.* Sparganium foliis planis mollibus decumbentibus *Hall.* Sparganium natans, foliis

foliis decumbentibus planis *Linn.* Sie wächst in den nördlichen Ländern Europens, in Seen und Sümpfen, wild, und ist in allen Theilen kleiner und weicher. Der Stängel ist kurz, und raget nur einige Zoll über dem Wasser heraus. Die Blätter sind schmahl, ungefähr 1 Fuß lang, weich anzufühlen, flach und gestreckt.

Den Nahmen Igelskolbe führt, wegen der stacheligen Frucht, auch die Natura Stramonium *L.*; s. Stech-Apfel.

Igels-Kraut, Momordica Elaterium *Linn.*; s. Esels-Gurke, im XI Th. S. 557, fgg.

Igel-Schnecke, Echinus *L.*; s. See-Apfel.

Igel-Stein, eine Benennung 1. des oben, S. 426, erwähnten Stachelschweinsteines; 2. der versteinerten Meer- oder See-Igel; der Lehmit.

Igg, krainerisch Ischetza, ein Fluß im Herzogthume Krain, entspringt in der Ebene aus einem Steinfelsen, unter dem Schlosse Thurnigg, und zwar mit einer solchen Menge Wassers, daß er sogleich eine große Mühle mit vielen Gängen und Stampfen, ingleichem bald darauf eine Säge- und Schneide-Mühle treibt. Er wird auch, einen Steinwurf weit von seinem Ursprunge, alsobald schiffbar, daher er daselbst allezeit voll Schiffe liegt, welche in Bereitschaft stehen, um Holz, Stein, Kalk, Heu ꝛc. nach Laybach zu führen. Er nimmt verschiedene Bäche zu sich, und fällt, nachdem er eine Meile zurück gelegt hat, in den Fluß Laybach. Oben bey seinem Ursprunge hat er Karpfen, Forellen, und sehr viele Neunaugen, welche letztere bisweilen in großer Menge in demselben gefangen werden; unterwärts aber bey seinem Ausflusse in den Laybach, findet man in demselben allerley Gattungen von Fischen.

Iglau, L. Iglavia, böhm. Gihlawa, die Hauptstadt in dem von ihr so genannten iglauer Kreise in Mähren, nahe

nahe an den böheimischen Gränzen, am Flusse Iglawa. Sie liegt zwar in einer Ebene, aber um ihre Gegend herum gibt es sehr hohe und steile Berge. Sie ist schön, hat ansehnliche Häuser, viele Einwohner, und ist ziemlich befestigt. In der Handlung kommt sie hauptsächlich wegen der daselbst befindlichen guten und wohlbestellten Tuch-Manufacturen in Betrachtung, wie denn die iglauer Tücher sehr bekannt und berühmt sind.

Igname, s. Th. XXVIII, S. 775.

Ignatius-Bohne, St. Ignatii-Bohne, in einigen Gegenden Siegreich genannt, L. Faba Sancti Ignatii, Faba de Cava longa, Faba di St. Nicolas, Fr. Fève de St. Ignace, Fève fébrifuge, heißt ein aus den philippinischen Inseln, insonderheit der Insel Luzone, kommender, rundlicher, ungleicher, gewisser Maßen knotiger, sehr fester und harter, halbdurchsichtiger Kern, welcher viele Aehnlichkeit mit den Krähenaugen (Nux vomica), und die Dicke einer Haselnuß hat; von Geschmack wie Citronenkerne, aber weit bitterer ist. Die Einwohner auf den Philippinen nennen diese Bohne Igasur und Mananaog; bey den Spaniern aber heißt sie Faba S. Ignatii, oder Pepitas de Bilayas, oder Catbalogan. Die Pflanze, welche die Früchte, worin diese Kerne liegen, trägt, heißt Catalongay und Cantara (*); sie windet sich um die höchsten Bäume, und hat einen holzigen, glatten, porösen, zuweilen armsdicken Stamm, den eine rauhe, dicke, aschfarbige Rinde bekleidet. Die Blätter sind groß, breit, nervicht und bitter. Die Blüthen gleichen den Granatblüthen. Die Frucht ist größer, als eine Melone; sie ist mit einer sehr zarten, glatten, glänzenden, grünlichen Haut umgeben, unter welcher noch eine andere Schale von gleich-

(*) Hr. Bergius nennt das Gewächs, welches die Ignatiusbohne gibt, Strychnos Ignatii.

gleichsam steinichter Substanz liegt. Inwendig ist ein bitteres, gelbliches, weißliches Fleisch enthalten, worin gemeiniglich 20 bis 24 Kerne liegen, welche, wenn sie frisch sind, die Größe einer wälschen Nuß haben, und mit einer silberfarbigen Wolle bedeckt sind, getrocknet aber nur so groß als eine Haselnuß sind. Nach andern Nachrichten ist die so genannte Bohne kein Kern einer Frucht, sondern die Frucht selbst, und zwar eines Baumes, auf dessen Zweigen eine jede von diesen Früchten einzeln, und jede auf einem besondern Stiele wächst, ohne in einer Schote, als ein Kern in einer andern Frucht, eingeschlossen zu seyn. Ihre Gestalt ist nicht regulär; an Größe kommt sie fast einer grünen Mandel, die noch in ihrer Hülse steckt, oder einer Hermodattel, bey. Ihre äusserliche Farbe ist grau, oder vielmehr schwärzlich, wenn ihr diejenige dünne Haut, mit welcher sie bedeckt ist, und die bald weiß- oder silbergrau, bald röthlich aussieht, völlig abgezogen ist. Da aber diese Haut sehr fest anhängt, und durch die Länge der Zeit, oder durch starkes Reiben, erst in kleinen Stücken oder Schuppen abfällt, so sehen die meisten dieser Früchte buntscheckig aus, wenn nähmlich ein Theil von dieser dünnen Haut abgegangen ist. Das Inwendige dieser Frucht sieht einer braunen oder schwärzlichen Gallerte gleich. Sie ist aber von einer so harten oder festen Consistenz, wie ein Horn, und also schwer zu zerbrechen oder zu zerschneiden. Wenn man sie auf einem Reibeisen reibet, oder raspelt, welches das leichteste Mittel ist, sie klein zu bekommen, und zum Gebrauche geschickt zu machen, so erscheint sie an dem Orte, wo die Zähne des Reibeisens oder der Raspel sie getroffen haben, weißlich, welches viele Leute, die sie in diesem Zustande gesehen haben, verführt hat, daß sie diese Farbe für die rechte gehalten haben, welches aber nicht ist, indem man, wenn man ihre wahre Farbe sehen will, sie nur mit einem Messer, wel-

welches vermittelst eines Hammers hinein getrieben wird, von einander schlagen darf. Ihr Gewicht ist gemeiniglich von 1 Quent, mehr oder weniger, nach dem sie groß ist.

Der Pater Georg Camelli erzählt Wunder von der vielfachen Wirkung dieser Bohne bey den Indianern. Sie gebrauchen dieselbe ohne Unterschied, als ein Universal-Mittel in allen Krankheiten; sie tragen solche am Halse, um sich vor Bezauberung, Vergiftung, Pest und dergleichen Krankheiten zu verwahren. Es will Derselbe auch bemerkt haben, daß diese Bohnen bey den Spaniern, ausser Erbrechen und Stuhlgang, auch krampfige Bewegungen verursachet haben, dergleichen Wirkung aber bey den Indianern niemahls bemerket worden ist. Eben um dieses großen Nutzens willen haben die Jesuiten auf den manillischen Inseln dieser Bohne den Nahmen der St. Ignatius-Bohne gegeben, da sie sonst von den Malayern Tsiavalonga genennet wird. Die Sineser treiben damit überall in Ost-Indien und dem übrigen Asien, wo sie wohnen, oder wohin sie handeln, einen ziemlich guten Handel. Nach Europa sind sie zuerst von den Portugiesen gebracht worden. In Holland kann man solche bey der ostindischen Compagnie bekommen, von da sie auch nach Deutschland gesendet wird.

Diese indianische Universal-Arzeney hat auch in Europa einige Zeit viele Verehrer gefunden, und ist bey der Schlafsucht, Lähmung, Schlagflusse, Engbrüstigkeit, schlechten Verdauung, Bauchschmerzen, Verhaltung der monathlichen Reinigung, und bey vielen andern Krankheiten, angerühmet, insonderheit aber als ein zuverlässiges Mittel wider die Wechselfieber empfohlen worden. Man hat das Pulver davon zu etlichen Granen, gemeiniglich aber den Aufguß des warmen Wassers auf die ganze Bohne, verordnet.

Die eigentliche Art, wie dieses Mittel gebraucht werden soll, ist folgende. Man theilt jede Bohne in 3 Theile und wenn man sie gebrauchen will, nimmt der Kranke ein Stück davon in den Mund, und behält es eine Viertel oder halbe Stunde darin. In dieser Zeit muß er den Speichel verschlucken, und hernach 2 bis 3 Unzen frisches Wasser darauf trinken.

Oder, man nimmt ein Stück von einer harten Schale, gießt ein wenig Wasser darauf, und reibet dieselbe darin stark. Hernach gießt man das Wasser mit dem Geschabten in kleine Gefäße, wiederhohlt dieses Verfahren zwey bis drey Mahl, bis man von der Confection und dem Wasser, welches mit der Schale und Bohne zubereitet worden ist, einige Unzen hat, und rühret es vorher wohl um, ehe man dem Kranken davon eingibt.

Oder, man zertheilt eine Bohne in verschiedene kleine Stücke, läßet sie in Baumöhl sieden, und gibt dieses Liquor dem Kranken zu trinken, oder legt ihn, bey dem Bisse giftiger Thiere, auf die verletzte Stelle, oder reibet damit die von einem Krampfe gelähmten Glieder, oder gebraucht ihn wider die Krätze.

48 St. des 2 Th. des physikal. und ökon. Patrioten, S. 280. De la fève de St. Ignace, ou fève fébrifuge, s. No. XXXV der *Gazette salut.* v. J. 1762.

Andern hingegen kommt die große Aehnlichkeit der Ignatius-Bohne mit den Krähenaugen verdächtig vor. Da überhaupt die über die wahre Wirkung dieses Arzeneymittels angestellten Erfahrungen sehr ungewiß sind, soll man dasselbe lieber gar nicht gebrauchen. Ob es bey der Viehseuche wirklich mit Nutzen anzuwenden seyn dürfte, ist auch noch ungewiß.

Nach Anzeige des 153 St. der leipz. Samml. 1758. 8. S. 804, f. thut man, um dieses Mittel wider die Viehseuche zu gebrauchen, eine Bohne in 1 Maß fließendes Wasser, läßet sie einen ganzen Tag darin liegen, und rühret sie im Wasser um, so wird selbiges bitter. Von diesem Wasser wird dem Viehe, bey vermerktem Anstoß, 2 bis 3 Tage, Morgens und Abends, 1 Löffel voll, hernach einen Tag um den andern nur des Abends, gegeben, damit aber einige Tage continuiret, zuletzt aber um den achten Tag

noch

noch einige Mahl wiederhohlet. Einige Zeit nach dem Gebrauche dieſes Mittels wird das Vieh über den ganzen Leib grindig. Dieſes dauert einige Tage; alsdann fällt der Grind ab, und das Vieh fängt wieder an zu freſſen und munter zu werden.

Nach der Vorſchrift eines Arzeneygelehrten, im 154 St. derſ. S. 907, wird dieſes Mittel entweder in Form eines Pulvers, des Tages 2 bis 3 Mahl, allemahl 6 bis 8 Gerſtenkörner ſchwer, bey demjenigen Viehe, das den Durchfall ſchon hat, in Waſſer oder Milch gegeben, bey verſtopftem Viehe aber dieſe Doſe bis zu 16 oder 20 Gran vermehret. Man kann es auch in flüſſiger Geſtalt, wie ſonderlich alsdann, wenn das Vieh den Durchfall hat, gut iſt, brauchen. Denn wenn die Kerne mit Waſſer; (welches beſſer, als mit Branntwein-Spiritus, für das Vieh iſt,) oder mit Branntwein-Spiritus extrahiret werden, ſo bekommt man eine faſt grasgrüne Tinctur oder Eſſenz, indem man die Kerne zerſchlägt oder grob zerſtößt, in einem Glaſe Waſſer oder Branntwein-Spiritus darauf gießt, z. E. auf einen Kern 4 Loth, und ſolches 3 Tage lang in der Wärme ſtehen läſſet. Von dieſer Eſſenz kann man dem Viehe des Tages drey Mahl 100 Tropfen, nähmlich des Morgens, Mittags und Abends, in Waſſer eingeben. Man kann auch ein Oehl daraus verfertigen, wenn man die zerſtoßenen oder geraſpelten Kerne mit Baum-Oehl kochet, auf einen Kern 2 bis 3 Loth Baumöhl gießt, und einen Tag darauf ſtehen läſſet, alsdann aber nur etwas unter beſtändigem Umrühren kochet. Wenn es kalt geworden, iſt es zum Gebrauch fertig, und das geſchwindeſte Hülfsmittel wider die Beulen und den Ausſchlag des Viehes, wenn ſolche damit geſchmieret werden.

Part of a letter from Dr. HOTTON, to Dr. T. Robinſon, concerning the Faba S. Ignatii, ſt. lat. im XXI B. der *Philoſ. Tranſact.* a. d. J. 1699, No. 257, S. 365, f.

Ignis ſ. Feuer.

Iguan, Iguana, Lacerta Iguana *L.*; Kamm-Eidechs; ſ. Leguan.

Ihr (*). Ich betrachte dieſes Wort hier als die erſte Endung des vielfachen perſönlichen Fürwortes der

(*) Bey dem Otfried ir, im Niederſ. ji und ju, ihr, jik, jou und juk, euch, im Holl. ghy, im Engl. you, your, im Angelſ-

zweyten Person, welches in der zweyten Endung euer, in der dritten und vierten euch hat.

Eigentlich redet man mit diesem Fürworte mehrere Personen ausser sich an. Habt Ihr es nicht gehöret? Werdet Ihr kommen? Man spottet Euer. Nehmet es zu Euch. Allein, seitdem die Höflichkeit der Mode ihre Gewalt auch über die Fürwörter erstrecket hat, so redet man mehrere Personen, denen man nur einigen Maßen Achtung schuldig zu seyn glaubt, mit dem vielfachen persönlichen Fürworte der dritten Person an. Werden Sie kommen? Man spottet Ihrer. Nehmen Sie es zu sich. Und braucht das Ihr mit seinen Endungen nur da, wo man durch Vertraulichkeit, Unterwerfung, oder Verachtung dazu berechtigt zu seyn glaubt, in welchem Falle man denn nicht nur mehrere, sondern auch eine einzelne Person mit Ihr anredet. Der Kaiser nennt in deutschen Schreiben noch die Generalstaaten, die Schweitzer-Cantons, das Reichs-Kammergericht, die Stände von Ungarn, fürstliche Domkapitel, reichsgräfliche Collegia, die Magistrate der Reichsstädte u. s. f. ihr.

Ehedem spielte dieses Fürwort eine glänzendere Rolle. Als man anfing es für ungesittet zu halten, einzele Personen ausser sich, denen man mit Achtung zu begegnen schuldig war, mit du anzureden, so wählte man dafür das vielfache ihr; ein Gebrauch, welcher in die frühesten Zeiten des deutschen Reiches fällt, und sich bey unsern meisten Nachbaren noch bis jetzt erhalten hat. Ungeachtet sich nun auch dieser Gebrauch wieder verloren hat, so ist doch noch ein Ueberrest davon in dem Possessivo Euer oder abgekürzt Ew. übrig geblieben; s. Th. XI, S. 679. Das ist ein Pferd, das Ihr heißt, ein Kleid das Ihr heißt, ein in den nied-

gelf. juh, eow, in der zweyten Endung eower. im Dän. i, in Baiern in den groben Mundarten, eo, ös, ös, im Lettischen jus, welche dem Lat. vo. nahe kommen.

niedrigen Sprecharten üblicher Ausdruck, etwas vortreffliches in seiner Art zu bezeichnen, welcher noch auf diesen Gebrauch, vornehme Personen mit Ihr anzureden, anspielet. Von einer ansehnlichen Person sagt man in Niedersachsen, den muß man ihr heissen. Siehe auch Ihro, und Ihrzen.

Ihro, das Possessivum ihr, nach der alten oberdeutschen Form, wo es in allen Endungen, Zahlen und Geschlechtern unverändert ihro hat, und noch hin und wieder in dem Hof- und Curial-Style gebraucht wird.

1. Als ein Conjunctivum, wo es vor den Abstractis Majestät, Hoheit, Durchlaucht, Excellenz u. s. f. gesetzt wird, und eigentlich nur alsdann stehen sollte, wenn es sich auf eine Person weibliches Geschlechtes bezieht. Ihro Kaiserliche Majestät, von einer Kaiserinn. Ihro Königliche Hoheit, von einer Prinzessinn. Ihro Excellenz Herr Bruder. Ihro Gnaden gehorsamer Diener.

Allein im Oberdeutschen und vielen nach dem Oberdeutschen gemodelten hochdeutschen Kanzelleyen braucht man es auch von männlichen Personen, und zwar nicht nur, wenn man von ihnen in der dritten Person spricht, sondern auch, wenn man sie unmittelbar anredet. Ihro Churfürstliche Durchlaucht geruhen gnädigst, sich vortragen zu lassen, für Eure oder Ew. Churfürstl. Durchl. Ihro Majestät haben befohlen, für Seine Majestät. Ich habe es von Ihro Hochedlen gehöret. Ich bin bey Ihro Gnaden gewesen. Ja man braucht es auch daselbst sehr häufig für Dero, Ihr, Höchstdero u. s. f. Höchstihro Befehl zu gehorsamen. Ich habe Ihro Bibliothek gesehen. Ich verehre Ihro Haus.

Wenn man nicht gezwungen ist, sich den an einem Hofe einmahl eingeführten Formalien zu unterwerfen, so bedient man sich gegen männliche und weibliche

Personen, wenn man sie anredet, lieber des Ew. oder Ew.; wenn man aber in der dritten Person von männlichen Personen spricht, des Seine oder Se. und schränkt das Ihro oder noch besser das Ihre, weibliche Personen ein, von welchen man relativ redet, oder auch, wenn man auf diese Art von mehr Personen im Plural spricht. Ihre Gnaden, die Frau Gräfinn, haben befohlen. Ihre Majestät (der König und seine Gemahlinn) sind spazieren gefahren. Das Ihro liesse sich noch da am ersten entschuldigen, wenn Ihrer und Ihnen im Genitiv und Dativ ungewohnt klingen sollten. Ihro Gnaden Bedienter sagte es. Ich habe es von Ihro Durchlaucht gehöret.

2. Als ein Absolutum, wo es doch nur in einigen oberdeutschen Kanzelleyen üblich ist, alle persönliche und beziehende Fürwörter, so fern sie Ehrennamen sind, auf eine unabänderliche Art auszudrucken. Von Ihro, von Ihnen, Und von Ihro selbst erkannt. Maßen. Daß bey solchem Ihro (Ihm, Ihr) geschehenen Einräthen. Was Ihro (Ihnen) in einige Weise zugehört. Welche Ihro (Denenselben) vorgebildet worden. Ew. Durchlaucht anheim zu stellen, ob Ihro (Denenselben) erleuchtest beliebig wolle. Aus sonderbarem zu Ihro (Ihm) gesetzten Vertrauen. Wo so gar die Vorwörter oft ausgelassen werden. Durch dieses allein Ihro (von Ihnen) zu ergreifende Mittel.

Ihrzen, ist, so wie duzen, nur im g. L. üblich. Jemanden ihrzen, ihn mit ihr anreden, ihn ihr nennen. Im mittlern Lat. vossitare.

Iiar, oder Jar, heißt einer von den jüdischen Monathen, welcher in das Ende unsers Aprils, und in den größten Theil unsers Maymonathes fällt. Er ist im gemeinen Judenjahre der achte, in den Schaltjahren aber der neunte, weil zwischen den Monathen Adar und

und Nisan der Monath Veadar eingeschaltet wird. Er war bey den alten Hebräern der zweyte Monath des heiligen Jahres, und hatte nur 29 Tage.

Iischen, Iischt; s. Gäschen, und Gäscht.

Iisgalt. Unter diesem Nahmen beschreibt Pontoppidan einen norwegischen Fisch, welcher sich nur in sehr tiefen Wassern aufhält, doch selten und zufälliger Weise gefangen wird. Er ist ½ oder 1 Elle lang, gleicht einem kleinen Haysische, hat ein helles Fell, und auf dem Nacken einen in die Höhe stehenden Stachel. Der Schwanz ist sehr lang, schmahl und spitzig, und am Ende wie ein dünner Faden. Er ist, insonderheit die Leber, sehr fett, und diese gibt ein Oehl, welches alle Wunden heilet, auch das Gewehr, welches man damit beschmieret, weit besser, als anderes Oehl, vor allem Rost bewahret; ist also in den Rüst-Kammern wohl zu gebrauchen.

Pontoppidan's norwegische Naturhistorie, Th. 2, S. 236.

Ikan, heißt eine gewisse kleine, länglichrunde Wurzel, von der Gestalt und Größe eines Olivensteines; sie endigt sich in einen dünnen Faden, welches der Stängel der ausgehenden Pflanze zu seyn scheint. Von aussen ist sie mit einem dünnen gelbbraunen runzeligen Häutchen überzogen, übrigens aber von hornartiger durchsichtiger Substanz. In der Mitte schließt sie eine kleinere Wurzel ein, die mit einem ähnlichen Häutchen bekleidet ist. Sie scheint von einem Zwiebelgewächse herzurühren, hat keinen Geruch, schmeckt aber etwas scharf. Sie kommt, in Ansehung der Farbe und anderer Eigenschaften, ziemlich mit der Curcuma überein, übertrifft aber dieselbe an gewürzhaftem Geschmacke weit. Sie wird als ein blutreinigendes, magenstärkendes, Blähungen und Schweiß treibendes Mittel, auch wider die verhaltene monathliche Reinigung empfohlen. Die Pflanze davon soll in der chinesischen Provinz Suchuan wachsen.

Ikan-Piſau, der Janus-Fiſch; ſ. oben, S. 87.

Ikeley, ein Strohmfiſchchen; ſ. Ukeley.

Ikonographie, } ſ. oben, S. 303.
Ikonologie, }

Ilanken, eine Art großer Forellen, welche daher den Nahmen hat, weil ſie nur bey Ilanz, der Hauptſtadt des grauen Bundes in Graubünden, am Rhein, gefangen wird.

Ilaub, im Niederſ. Iloof, eine Benennung des im I. Th. S. 102, beſchriebenen Epheu. Frisch meint es ſey ſo viel als Iwenlaub, oder Epheulaub.

Wenn der Iwenbaum, oder Ibenbaum, allein der genannte Taxus wäre, welcher auch im Franz. If heißt, ſo könnte das Wort Ilaub wohl ſchwerlich davon abſtammen, indem der Taxus gar keine Aehnlichkeit mit dem Epheu hat, als daß beyde beſtändig grün bleiben. Man hat aber dieſen Nahmen, im Deutſchen ſowohl als im Franzöſiſchen, noch mehreren andern Gattungen von Bäumen gegeben, eben wie man die Wörter Kiens, Tanne, Fichte, häufig mit einander verwechſelt hat. Beſonders hat man die Benennung derjenigen Gattung beygeleget, aus deren Holze, wegen ſeiner beſondern Härte, die Alten ihre Bogen und Armbrüſte zu verfertigen pflegten. Man nannte daher die Armbrüſte zuweilen Eiben, und diejenigen, welche damit ſchoſſen, Eibenſchützen. Vielleicht hat das Land dieſes Baumes, oder ſonſt einer andern Gattung, welche unter dem Nahmen Eiben vorkommt, eine mehrere Aehnlichkeit mit dem Epheu, und dann könnte es wohl ſeyn, daß dieſer daher den Nahmen Ilaub, oder Iloof, bekommen hat.

Stoſch Beyträge ꝛc. Berl. 1773, gr. 8. S. 89.

Ile, ſ. Inſel.

Ilefeld, Ilfeld, ein ehemahliges Prämonſtratenſer-Mönch-Kloſter, nunmehr aber churbraunſchweigiſches Stiftsamt in Thüringen, in der Grafſchaft Hohnſtein, 1 Meile von Nordhauſen. Es iſt daſelbſt eine ſehr berühmte Schule, welche ein Stifts-Pädagogium genennet wird, und woran auch die Grafen von Stollberg Antheil haben. Sie iſt wohl eingerichtet, und

und mit 6 geschickten Lehrern versehen, daher man in den Verzeichnissen der ilfeldischen Pädagogisten, ausser den bürgerlichen jungen Personen, nicht wenige adeligen und gräflichen Standes findet, die hier für ihr Geld studiert haben. Sonst wird hier, der Absicht der Stiftung nach, eine Anzahl junger Leute frey unterhalten und unterrichtet, unter welchen, vermöge eines 1561 errichteten Vergleiches, 4 schwarzburgische junge Leute sind, weil das Stift im Fürstenthume Schwarzburg-sondershausischen Antheiles beträchtliche Güter, Förste und Collecten hat. Die übrigen Frey-Stellen werden theils und vornehmlich von dem Chur-Hause Braunschweig-Lüneburg, theils von dem gräflichen Hause Stollberg besetzet; es wird auch von des Stiftes Einkünften auf der Universität zu Göttingen ein ilfeldischer Freytisch unterhalten, an welchem 24 Stellen sind, davon das gräfliche Haus Stollberg 8, und die Fürsten von Schwarzburg auch 8 Stellen zu vergeben haben.

Die ilfeldischen Förste sind ansehnlich, und werden in die unter- und ober- oder birkenmohrischen Förste abgetheilet; beyde betragen ungefähr 5235 Aecker, werden durch den Hagenberg, welcher zu den wernigerodischen Försten gehört, von einander geschieden, und enthalten auch ein Steinkohlenbergwerk. Es hat auch das Stift im Fürstenthume Schwarzburg bey Hohen-Ebra gute Förste, welche an 900 Aecker betragen mögen.

Der Flecken Ilefeld vor dem Kloster, hat 71 Feuerstellen. Unweit demselben liegt der Herzberg, welches der erste zum Harz gehörige Berg ist. Seine Perpendikulär-Höhe über Ilefeld beträgt 133 Fuß.

Ilen, Leberwürmer der Schafe; s. Egel.

Iler, ein wie ein Bogen gekrümmtes Messer, womit die Kammmacher ilen, d. h. das Horn inwendig beschaben oder beschälen; s. Th. XXV, S. 244.

Iler, oder Iller, L. Ilarus, oder Ilargus, ein Fluß in Schwaben, welcher in dem tyroler Gebirge, an der bayerischen Gränze auf dem Mittelberge, unweit dem Lechstrohme, an drey unterschiedlichen Orten entspringt, anfänglich unter dem Nahmen Breitbach zwischen den Alpengebirgen und durch das Walliser Thal läuft, sich dann erst den Nahmen Iler bekommt, noch verschiedene Flüsse und Bäche zu sich nimmt, durch die Stadt Kempten fließt, und sich bey Ulm in die Donau ergießt. Er wird 4 Meilen von seinem Ursprunge unterhalb der Stadt Kempten schiffbar, und macht durch seinen wasserreichen Einfluß in die Donau auch diesen Fluß erst schiffbar. Der Stadt Ulm wird auf demselben sehr vieles Holz zugeflößet.

Ilex, die Stecheiche; s. Th. X, S. 289.

Ilex aculeata, s. Stech-Palme.

Ilex aculeata cocci glandifera, oder *coccifera*; s. Kermes-Baum.

Ilhas de Juan Fernandez, s. Juan Fernandez.

Iliaca passio, s. Darm-Gicht.

Ilk, Ilke; s. Iltiß.

Ill, oder Ell, L. Alsa oder Ilsus, ein Fluß im Elsaß, welcher an den baseler Gränzen, in dem burgundischen Gebirge Jura entspringt, und sich unterhalb Straßburg in den Rhein ergießt. Er ernährt allerley vortreffliche Fische, auch befinden sich öfters Schildkröten darin, ingleichem Biber und Fischottern, nebst Schwänen, Reihern, wilden Gänsen und Aenten, Täucherchen und Rohrhähnchen u. d. gl. Von Colmar an bis in den Rhein ist der Illfluß schiffbar, und durchschneidet der Länge nach das ganze Ober-Elsaß.

Illata, Eingebrachtes; s. Th. X, S. 367.

Ille, Dill; s. *Anethum*.

Illecebra, s. Hauslaub, No. 1.

Illecebrum Paronychia Linn. s. Nagel-Kraut.

Iller, ein Fluß; s. Iler, oben auf dieser Seite.

Hiciam quiſcatam Linn. Stevenanies; ſ. Th. II. S. 190.

Illineſen, Illinois, oder Iſſinois, ſind gewiſſe Völker in dem nördlichen Amerika in Neu-Frankreich, welche längſt dem Fluſſe Illinois wohnen. Dieſer Fluß bekommt ſeine Quelle von einer Höhe, und ſtürzet ſich, nach einem Laufe von 150, oder, nach Andern, von 200 franzöſiſchen Meilen, in den Fluß Miſſiſippi. An gewiſſen Orten wird er bis auf eine Viertelmeile breit, und er kann ungefähr 100 Meilen weit, von ſeiner Mündung an bis zu den Dörfern der Illineſen, zu aller Zeit große Barken tragen. Es ſchränkt ſich aber das Land der Illineſen nicht bloß auf dieſen Fluß ein, ſondern es erſtreckt ſich auch längſt dem Miſſiſippi auf beyden Seiten hin, wie denn auch der große Fluß Miſſouri, oder, wie er gemeiniglich genannt wird, Pekitanoui, ingleichem der Fluß Quache, dieſes Land bewäſſern, welches ungefähr 200 franz. Meilen in die Länge, und 100 in die Breite, hat. Die Eingebornen dieſes Landes ſind ſtark von Leibe, ſchöner Geſtalt und ſchwarzbrauner Farbe, liebkoſend, ſchmeichleriſch, ungemein höflich, geſchickt, lebhaft, hurtig, und zu allen Arten von Leibesübungen gelehrig. Der Krieg und die Jagd machen die ganze Beſchäftigung der Mannsperſonen aus, die übrige Arbeit geht die Weiber und Töchter an. Dieſe bereiten den Acker zu, welchen man beſäen will, beſorgen die Küche, ſammeln das Korn, bauen die Hütten, tragen auf den Reiſen die Sachen auf ihren Schultern, und thun andere Arbeiten mehr. Seit dem J. 1720 haben die Franzoſen daſelbſt an dem Miſſiſippifluſſe, an dem Ausfluſſe des Miſſouriflusſes, eine Colonie angelegt, und unter Anführung des Hrn. v. Boisbriant, zwey Compagnien Fußvölker und eine gute Anzahl Arbeitsleute und Pflanzer dahin geführt, welche hierauf 8 Meilen über dem Dorfe Kaskaſſias, an dem Ufer des Miſſiſippifluſſes, ein Fort gebauet, und ſolches

das

das Fort Chartres genannt haben. Das Land iſt überhaupt ſehr fruchtbar, und bringt faſt ohne alle Arbeit allerley Gewächſe und Früchte, die man in dasſelbe ausſäet oder pflanzet, und verſchiedene derſelben auch von ſelbſt, hervor. Noch ehe die Franzoſen ſich daſelbſt niederlieſſen, haben ſchon die wilden Landes-Eingebornen indianiſches Korn geſäet und gearndtet die Franzoſen, und inſonderheit die mit denſelben dahin gekommenen Jeſuiten aber haben rund um dieſes Fort Chartres ein Stück Land von mehr als 6 ſtark Meilen im Umfange mit Reiß, europäiſchem Korn, Erbſen und Schminkbohnen und andern Früchten beſäet, und gefunden, daß ſolche hier ungemein gut fortkommen und reichlich Früchte tragen. Die Bäume, welche in dieſem Lande wachſen, ſind ſehr hoch und ſchön. Einem darunter hat man den Nahmen der Ceder von Libanon gegeben, weil es ein ſehr großer und gerader Baum iſt, welcher ſeine Zweige nur in die Höhe treibt, wo ſie eine Art der Krone machen. Der Kopal iſt ein anderer Baum, aus welchem ein Harz kommt, welches einen ſo angenehmen Geruch von ſich gibt, als der Weihrauch. Die fruchtbaren Bäume ſind daſelbſt in großer Menge. Die Wälder ſind mit allerley Bau- Brenn- und Rußholze, ingleichem mit Brombeerſtauden ſehr dick bewachſen. Das Feld und die Wieſen ſind mit Ochſen, Kühen, wilden Stieren, Hirſchen, Rehen und anderm Rothwilde angefüllt. Man findet auch daſelbſt Bären, deren Fleiſch, ſo lange ſie noch jung ſind, ein köſtliches Gericht iſt; wie auch ſehr viele Biber. Das Federwildbret iſt daſelbſt in noch größerm Ueberfluſſe. Von Mineralien haben die Jeſuiten Salzwerke entdeckt, welche ein zum Einſalzen des Fleiſches ſehr taugliches Salz liefern. Daß es Bley- und Zinn-Bergwerke in dieſem Lande gebe, iſt gewiß; und es ſollen ſich auch Kupferadern und Silber daſelbſt finden. Jetzt beſteht der meiſte

Han-

Handel, welcher dahin getrieben wird, in allerley Pelz-Waaren, vornehmlich in Biber- und andern Häuten der von den Wilden auf der Jagd getödteten Thiere.

Illing, ſ. Ilriß.

Ilmenau, ſ. Ilmenau.

Illumination, ſ. das Folgende.

Illuminiren, aus dem Lat. illuminare. 1. Farben auf eine ſchwarze Zeichnung oder auf einen Kupferſtich tragen, die Theile derſelben durch verſchiedene Farben kenntlicher zu machen. Daher die Illuminirkunſt, Fr. Enluminure, worunter man figürlich auch eine ſatyriſche Erklärung verſteht. Er verſteht ſich gut auf das Illuminiren, Fr. il entend bien l'enluminure, er weiß wohl damit umzugehen. Es kann aber auch bedeuten: er weiß über alles zu ſpotten; er kann allen Sachen eine ſatyriſche Wendung oder Auslegung geben; vulgo, er weiß Jedem einen Klecks oder ein Kleckschen anzuhängen.

2. Erleuchten, doch nur ſo fern ſolches mit mehrern Lichtern oder Lampen geſchieht. Die Fenſter eines Hauſes, einen Garten illuminiren. Daher die Illumination, eine ſolche feyerliche Erleuchtung.

Das Illuminiren in der erſten eigentlichen Bedeutung dieſes Wortes, iſt eine gewiſſe Art, Zeichnungen oder Bilder mit Farben zu erhöhen, damit ihre Theile ſich beſſer ausnehmen. Alſo werden Krieges- und Bau-Riſſe illuminirt, damit man eigentlich kenne, was daran von Erde, Mauer oder Holz ꝛc. ſey. Dieſes nennt man eigentlich tuſchen, Fr. laver. Andere Zeichnungen, Bilder, Fächer, Feuerſchirme, Kupfer-Stiche und Landkarten werden mit Farben bemahlt, damit ſie ein beſſeres Anſehen haben; dieſes heißt eigentlich illuminiren, Fr. enluminer.

Zum Illuminiren bedient man ſich gemeiniglich der Waſſer- oder Saft-Farben. Die Zeichnungen, welche

che man mit Farben ausfüllet, werden entweder mit Bley oder mit Roth-Stiften verfertiget. Gemeiniglich bedient man sich der grauen Stifte, welche unter dem Nahmen der Bleystifte oder Bleyfedern bekannt sind. Wie dieselben verfertiget werden, habe ich im V Th. S. 706, fgg. beschrieben. Es findet sich unter denselben ein sehr merklicher Unterschied. Oefters sind sie schwer, und mit keiner Flüchtigkeit zu führen. Zuweilen sind sie körnicht, und man ist genöthigt an solchen Orten stärker aufzudrücken; dadurch wird die Linie, welche man machen will, stärker und ungleich, oder es es bricht die Spitze, weil die feinen und zarten Theilchen sich mit den gröbern nicht genau genug verbunden haben. Oefters fehlt ihnen die schöne dunkelgraue Farbe, und sie sind so hellgrau, daß man die Linien, welche man zart und sauber machen will, kaum erkennen kann. Ihr gemeinster Fehler ist dieser, daß sie zu weich sind; dadurch wird man völlig gehindert, einen zarten oder vollkommenen Strich, welcher zugleich sich durchaus ähnlich wäre, zu machen. Am besten sind noch die englischen Bleystifte. Unter diesen suche man einen solchen aus, welcher leicht ist, damit man ihn flüchtig führen könne, und welcher zugleich mittelmäßig hart ist. Das letztere prüfet man am besten, wenn man ihn mit der Zunge anfeuchtet. Zieht derselbe die Nässe sehr geschwinde an sich, so ist er zu weich; nimmt er hingegen die Feuchtigkeit langsam oder gar nicht an sich, so ist er zu hart. Es muß derselbe aber auch rein seyn; dieses erkennt man an den abgeschnittenen Spitzen, und bemerkt es durch das Anfühlen der Finger; dem ungeachtet aber können in dem im Holze verborgenen Theile, noch einige Gegenden, welche nicht rein sind, vorkommen. Endlich muß man auch einen solchen wählen, der eine schöne glänzende Silberfarbe hat, und der sich in den feinsten Linien und Strichen doch deutlich zeigt, damit man nicht

ge-

genöthigt sey, den Strich zu überfahren, und dadurch das Zarte und Feine wieder zu verlieren. Zu dem Gebrauche selbst spitzet man den Bleystift sowohl länglich, als rund. Währendem Gebrauche dreht man ihn immer unvermerkt herum, damit er sich nach und nach gleichsam selbst zuspitze, und man, so oft es nöthig ist, einen feinen Strich damit verfertigen könne. Kommen bey der Zeichnung Linien oder Striche vor, welche man stärker und dunkler ausdrucken will, so feuchtet man die äusserste Spitze nur ein wenig auf der Zunge an. Man muß sich zugleich gewöhnen, den Bleystift, so wie den Pinsel, lang hervor ragend in der Hand zu führen, damit man die Flüchtigkeit der Faust nicht verliere, welches gar leicht geschieht, wenn man ihn zu kurz anfaßt. Auch muß man sich gewöhnen, denselben mit einer stäten, oder festen und unbeweglichen Faust zu halten, damit man keine Linie oder keinen Strich mache, welcher der Genauigkeit nachtheilig ist, welches sich gar bald zutragen kann, wenn man ihn nur obenhin in die Hand nimmt. Da man aber, wenn man es auch noch so weit in der Kunst zu zeichnen gebracht hat, doch noch bisweilen eine Linie oder einen Strich macht, welcher entweder wirklich falsch ist, oder den man gern ändern möchte, so muß man auch dergleichen Linien oder Striche wieder wegzuwischen wissen. Am besten bedient man sich hierzu eines Stückchens vom elastischen oder Feder-Harz, (s. Th. XXII, S. 72, fgg.) oder, in dessen Ermangelung, der Krume einer frisch gebackenen Semmel. Man fährt damit geschwinde über den wegzuwischenden Strich hin und her, doch ohne sonderlich stark aufzudrücken. Noch ein Vortheil ist bey der Zeichnung, welche bloß mit dem Bleystifte geschieht, zu bemerken, damit man die Schärfe der Spitze länger erhalte. Man nimmt das Abgeschabte von dem Bleystifte, welches, wenn man denselben zuspitzt, abgeht, und thut

es

es auf ein Stückchen Papier. Alsdann rollet man ein steifes, doch feines Papier dicht zusammen in der Dicke eines völligen Steckstockes, und schneidet es an beyden Enden eben. Ist es nun nöthig, denjenigen Ort, wo kein Licht hinfällt, mit Schatten zu bezeichnen, so nimmt man das gerollte Papier, feuchtet es, wo es eben geschnitten ist, mit der Zunge an, und tüpfet damit in das Schabsel des Bleystiftes. Hiermit überfährt man den Ort, und macht den Schatten so dunkel als es erforderlich ist.

Bey den Rothstiften oder Röthelsteinen, kommt eben so viel, wie bey den Bleystiften, auf ihre Güte an. Bald findet man einen Röthel, welcher gefleckt ist, und nicht einerley Farbe hat; bald einen, der fuchsgrau ist; bald wieder einen, der zu fett ist; bald aber auch einen, der zu trocken, und wiederum einen andern, der gar zu hart ist. Alle diese sind zu unserer Arbeit unbrauchbar. Bisweilen trifft man einen an, welcher zwar von einerley Farbe, aber sehr mürbe ist, und an der Reinigkeit viel hindert. Man muß daher einen Röthel wählen, welcher von allen diesen nachtheiligen Fehlern frey ist, dergleichen man unter den aus England kommenden antrifft. Der beste, den man aussuchen kann, ist derjenige, welcher nicht nur etwas schwer, sondern auch fest ist; denn diese lassen sich leicht spitzen. Sind sie im Anfühlen fein glatt und sanft, und haben dabey eine schöne dunkelrothe Farbe, so sind sie am tauglichsten. Uebrigens ist bey ihrem Gebrauche eben das, was bey dem Bleystifte angemerkt worden, zu beobachten. Man schneidet ihn nähmlich ebenfalls rund, und mit einer etwas länglichen Spitze. Man dreht ihn, so wie jenen, während dem Gebrauche, herum, damit die Spitze immer sich selbst schärfe. Man feuchtet ihn auf eben solche Art an, nimmt sich aber noch etwas mehr in Acht, denselben etwann zu sehr anzufeuchten, weil diesen die Feuchtigkeit

igkeit noch eher auflöset. Man führt ihn gleichfalls in der Hand etwas hervor ragend, und gewöhnet sich, die Hand so genau zu führen, daß sie weder auf die eine, noch andere Seite wanke. Um eine Linie, welche mißrathen ist, wegzuwischen, bedient man sich ebenfalls der obgedachten Semmelkrume, und zwar auf gleiche Art. Zum Schattieren bedient man sich des abgeschabten Röthels, und des dazu gerollten Papieres, auf eben die Weise, wie ich bey dem Bleystifte gezeigt habe.

Ausser den Bley- und Roth-Stiften, hat man auch die so genannten Kreiden-Weiß-Stifte, von welchen eben dasselbe zu bemerken ist; sie werden aber nur zum Zeichnen auf buntes oder gar dunkles Papier gebraucht. Eben das gilt auch von den schwarzen Kreiden- oder Weiß-Stiften; diese lassen sich fast eben so wie Bleystifte behandeln; allein, weil sie im Brennen sehr oft umschlagen, und bald zu wenig, bald aber auch zu viel gebrannt sind, so werden sie durch beyde Fehler zu unserer Arbeit untauglich. Sind sie zu wenig gebrannt so bleiben sie holzartig, und leisten wenig Dienste; sind sie zu viel gebrannt, so sind sie überaus mürbe. Es ist schwer, ihn gehörig zu spitzen; und wenn man ihn ja zugespitzt hat, so nutzt sich solches gar zu bald wieder ab. Will man aber doch eine schwarze Zeichnung machen, welche man nicht illuminiren will, so löse man eine feine Tusche in Wasser auf, und bediene sich einer Rabenfeder, oder statt dieser noch besser einer Reißfeder. Will man hingegen eine Zeichnung zum Illuminiren entwerfen, so ist Roth- oder Bley-Stift das dienlichste.

Das erste und vornehmste Werkzeug, dessen man sich bey dem Illuminiren bedient, ist wohl der Pinsel. Man nimmt hierzu die kleinen Pinsel, welche von Dachs- oder Eichhorn-Haaren gemacht sind, und deren größere in Schwanen-, kleinere aber in Lerchen-Federn gestecket werden. Wenn diese Pinsel gut seyn sollen, müssen sich dieselben an der Spitze nicht ausbreiten, sondern, wenn man sie naß macht, oder beym Einkauf durch die angefeuchteten Lippen zieht, beständig

spißig bleiben. Ehe man die Pinsel gebraucht, steckt man sie zuvor in reines Wasser. Sie ziehen sich voll, und lassen alsdann die Farben besser fließen. Nach jedesmahligem Gebrauche muß man die Pinsel in reinem Wasser auswaschen, damit man nichts von der einen Farbe zu der andern zum Schaden bringe. Der Vorrath von Pinseln, welcher nicht geringe seyn darf, kann viele dergleichen Fehler verhüten. Wenn man nun den Pinsel führen will, steckt man denselben an einen darein wohl passenden Stift. Ein solcher Stift muß aber nicht zu kurz seyn, weil er sonst in der Hand nicht gut liegt, und er verursachet, daß man die Haare bis zum Federkiel aufstößt; der Anstrich wird daher immer ungleich und matt aussehen. Eben dieses ist es, was man eine schwere Faust nennt. Bedient man sich hingegen langer Stifte, welche sich gut in die Hand legen, so wird man sich auch leicht gewöhnen, den Pinsel nicht wohl bis zur Hälfte auszustoßen. Der Anstrich wird dadurch gewiß gleich und lebhaft werden, und man wird bald eine flüchtige Hand erlangen.

Es gibt noch einige Arten Pinsel, welche von Schweins-Borsten oder Fischotterhaaren gemacht sind; beyde aber sind hierzu wenig oder gar nicht zu gebrauchen, denn sie sind gemeiniglich platt.

Die Palette, oder das dünne und ovale Bretchen, worauf man die Mittelfarben, durch die Vermischung verschiedener Hauptfarben hervor zu bringen pflegt, kann man hier bey den Wasserfarben nicht wohl gebrauchen. Wollte man es, wie gemeiniglich geschieht, mit Oehl tränken, bis es nichts mehr annähme, so müßte man doch befürchten, daß sich die Farben hinein ziehen, und die Mischungen verderben. Das beste, dessen man sich bedienen kann, ist ein Täfelchen von Elfenbein, oder auch nur eine Glastafel.

Der so genannte Reibestein, auf welchem man mit einem Läufer von eben derselben Steinart die Far-

ben quetſcht oder abreibet, muß, wenn er nicht von Marmor iſt, doch wenigſtens von einer harten Stein-Art gemacht ſeyn, und man muß ſolchen ſo rein, als möglich, halten. Es geſchieht öfters, daß man Farben auf demſelben abreibet, welche den Stein ſo ſtark tingiren, daß es ſchwer hält, die Farben mit warmen Waſſer wieder herab zu wiſchen. Hat man nun ſolche ſtark tingirende Farben auf dem Reibeſteine abgerieben, welche ſich nicht durch bloßes warmes Waſſer herunter bringen laſſen, ſo darf man nur ein wenig fein geklopften Sand, von dem Sandſteine, nehmen, und ihn auf dem Reibeſteine abreiben, ſo bekommt man den Reibeſtein wieder rein. Den Läufer, womit die Farben gequetſchet werden, muß man eben ſo rein, wie den Reibeſtein, halten. An ſtatt eines gewöhnlichen Reibeſteines und Läufers, kann man ſich, zum Abreiben der Farben, auch einer reinen dicken Glas-Tafel bedienen, und ſich einen Läufer dazu von dem Fuße eines zerbrochenen Stängelglaſes machen.

Auf das Abreiben der Farben kommt beynahe das meiſte an; denn man kann dabey den Farben das Leben nehmen, man kann es aber auch erhalten, ja, man kann öfters bey dieſer Arbeit den Farben ein Leben geben. Es muß alſo dieſe Arbeit mit vieler Behutſamkeit und Reinlichkeit verrichtet werden. Man nimmt etwann einer Haſelnuß groß von einer Farbe, und reibet dieſe anfänglich trocken und gröblich ab. Alsdann nimmt man zu dieſer gröblich geriebenen Farbe ſo viel Waſſer, bis es einem Teige ähnlich wird. Es muß aber nicht jede Farbe mit Waſſer abgerieben werden. Bey einigen bedient man ſich anderer Flüſſigkeiten. Zu dem Waſſer nimmt man reines, helles und weiches Fluß-, noch beſſer aber Regen-Waſſer; denn das Brunnen- oder Quell-Waſſer iſt gemeiniglich hart, und führt andere Theilchen mit ſich, welche die Farben leicht verderben können. Die zu einem

Teig angemachte Farbe reibt man so lange, bis sie zum Anstrich fein genug ist. Unter dem Abreiben selbst schiebt man die Farbe öfters mit einem hölzernen Spatel gegen die Mitte des Steines, damit der Läufer überalle Theile gehörig wegfahre, und die Farbe hinlänglich zerquetsche. Es muß aber, wie gesagt, ein hölzerner Spatel seyn; jeder andere, er sey von Eisen oder Stahl, schwärzet die Farben. Bey dem Abreiben muß man den Arm nicht schonen, sondern mit dem Läufer so geschwinde, als möglich, auf dem Reibestein herum fahren; denn das geschwinde Abreiben erhält nicht nur, sondern erhöhet auch bey den meisten Farben das Leben. Um zu wissen, ob die Farbe bis zum Anstrich fein genug ist, nehme man einen Pinsel, tüpfe in die Farbe, welche noch auf dem Reibestein steht, und überfahre mit diesem eingetüpften Pinsel den Nagel eines Fingers, so wird man gleich sehen, ob sie fein genug, oder ob sie noch körnicht oder grieſicht ist. Ist es das letztere, so muß man so lange fortfahren zu reiben, bis man, bey wiederhohlter Probe, sieht, daß sie zum Anstrich fein genug sey. Wird im Abreiben die Farbe auf dem Steine ein wenig zu trocken, so feuchtet man selbige wieder mit Fluß- oder Regen-Wasser an, doch so, daß sie nicht zu dünn werde, und man sich dadurch die Zeit, sie fein zu reiben, verlängere. Ist endlich die Farbe, bis zum Anstrich, fein genug abgerieben, so hebt man dieselbe mit einem hölzernen Spatel von dem Reibesteine ab, legt sie auf einen reinen Bogen Papier, und lässet sie an einem Orte, wo es nicht staubt, trocken werden. Sind die Farben auf dem Papiere abgetrocknet, so macht man sie gemeiniglich in den Muscheln mit Gummiwasser an, und hebt sie zum Gebrauch auf.

Das Gummiwasser, womit man die Farben anmacht, verursachet, daß die aufgetragenen Farben nicht abspringen, und es gibt zugleich den Farben einen

Glanz.

Glanz. Einige nehmen Ochsen-, oder Fisch-, besonders Aal-Galle, um den Farben einen Glanz zu geben; allein, dadurch verdirbt man die Farben öfters mehr, als daß sie dieselben glänzend machten. Will man aber ein taugliches Gummiwasser, welches die Farben nicht abspringen lässet, und ihnen zugleich einen Glanz ertheilt, anstellen, so nehme man ein Gläschen mit einem engen Halse, um es gut zubinden zu können, thue darein 3 Theile des besten arabischen Gummi, und 2 Theile reinen weißen Zuckercand, gieße hierüber so viel helles weiches Fluß- oder Regen-Wasser, als man zur Auflösung dieser beyden Sachen für hinlänglich erachtet, seße alsdann das Glas, nachdem es vorher wohl zugebunden worden, im Sommer an die Sonne, und im Winter auf einen warmen Ofen, und rüttele es, damit es sich desto besser auflöse, zuweilen um. Wenn sich beydes hinlänglich aufgelöset hat, und man auf dem Boden des Glases Unreinigkeiten wahrnimmt, so filtrire man es durch ein reines Läppchen in ein anderes reines Glas, und hebe es zum Gebrauch auf. So bald man den ersten Pinsel voll davon verbraucht, wird man sehen, ob es zu dick und zu zähe, wo die Farben ungern fließen, oder ob es gehörig dünn ist, wo die Farben dem Pinsel unvermerkt entwischen. Ist es zu dick und klebrig, so gießt man noch ein wenig Wasser hinzu; ist es aber zu dünn, so muß man durch ein neues etwas dicker angestelltes Wasser dem ersten zu Hülfe kommen, oder auch einige Tage Geduld haben, wo sich das Wasser von selbst verdicket. Man muß auch niemahls mit einem gefärbten Pinsel darein fahren, weil nicht nur das Wasser, sondern auch die Farben, welche damit angemacht werden sollen, davon verderben. Nach jedesmahligem Gebrauche muß das Glas, um es vor Staub zu verwahren, wohl zugebunden werden. Denn je

reiner man das Wasser hält, desto lebhafter stehen die Farben, welche man mit diesem Wasser anmacht.

Die Gefäße, worin man die Farben anmacht, sind gemeiniglich Schalen von Muscheln oder Austern. Beyde sind allemahl die besten, und den von Holz oder Horn gemachten Schüsselchen, deren sich Einige hiezu bedienen, weit vorzuziehen. Die von Knochen, oder Elfenbein, sind zwar noch besser, aber auch den meisten zu kostbar. Bedient man sich der Muschel- oder Auster-Schalen, welche man am leichtesten bekommen kann, so muß man sich nur in Acht nehmen, daß man mit denselben die Farben nicht verunreinige. Um dieses zu verhüten, legt man sie nur einige Tage in laulichtes Wasser, und wäscht sie alsdann wohl aus, da man denn gewahr werden wird, daß der Schleim und die gelbe Farbe, welche ihnen natürlich zu seyn scheint, aus ihnen ausgezogen und verschwunden sind. Hat man sie auf solche Art rein ausgewaschen und abgetrocknet, so kann man sie zu diesem Behuf anwenden. Doch ist diese Art, die Farben in Muscheln zu legen, nicht die beste. Bringt man die Farben zu dick in die Muscheln, so springen sie, und verlieren ihren Schein; man muß sie vielmehr sparen, und die auf dem Papiere abgetrockneten Farben vor allem Staube und vor feuchter Luft verwahren. Zum Gebrauch aber mache man sie gleich auf der Glastafel, worauf man die Farben mischet, mit Gummiwasser an, und lasse sie nicht viel dicker, als eines Bogens Papier, darauf stehen. Bey fernerem Gebrauche wird man finden, daß sie sich leicht und rein wieder vom Glase abheben lassen, und zu der bestimmten Arbeit scheinbar bleiben.

Was die Farben, oder Materialien der Farben, selbst betrifft, so ist hier nebst ihren Nahmen besonders anzumerken, womit sie abgerieben, womit sie angemacht, womit sie verschattiert, und womit sie vermischt

mischt werden. Es werden dieselben in Hauptfarben, und in Mittel- oder Neben-Farben, eingetheilet. Der Haupt-Farben zählen wir sieben, nähmlich: Weiß, Gelb, Roth, Grün, Blau, Braun und Schwarz. Aus diesen sieben Hauptfarben entstehen durch die Mischung alle übrige nur mögliche Mittel-Farben. Verschiedene dieser Hauptfarben sind entweder Saftfarben, oder Erdfarben, oder durch die Chemie zubereitete Farben. Die Saftfarben werden in der Mahlerey gebraucht, wenn man eine durchsichtige, schillernde oder Sammet-Farbe ausdrucken will. Wie dabey zu verfahren sey, werde ich weiter unten zeigen. Wir wollen jede dieser Hauptfarben nach einander durchgehen, und, da es nicht nöthig ist, sie alle in dem Farbenkästchen zu haben, von jeder die besten bemerken.

1. Weiß. Zu dieser Farbe nimmt man Kreide, Bleyweiß, spanisch Weiß, Schieferweiß, und kremser Weiß. Unter diesen sind die beyden letztern die besten. Alle aber werden in Wasser abgerieben, und mit Gummiwasser angemacht. Will man sie recht schön haben, so reibt man sie vier Mahl mit reinem Regenwasser, und so hurtig als möglich ab.

2. Gelb. Hierzu braucht man gelben Ocher, gelben Lack, Schüttgelb und Bleygelb. Diese reibt man mit Wasser ab, und macht sie mit Gummiwasser an. Oder man nimmt dazu Gummigutt, welches man bloß in Wasser einweicht, oder Operment, welches mit Branntwein abgerieben werden muß. Neapolitaner Gelb, als das schönste, wird mit Urin, welcher lange gestanden hat, abgerieben, und mit Gummiwasser angemacht.

3. Roth. Hierzu nimmt man Braunroth, florentiner Lack, Kugel-Lack, rothen Ocher, oder Carmin, welche alle mit Wasser abgerieben und mit Gummiwasser angemacht werden. Zinnober hingegen, als die schönste Farbe, wird mit Branntwein, oder besser

mit Urin abgerieben, und mit Gummiwasser angemacht.

4. Grün. Berggrün und grüne Erde reibt man mit Wasser ab, und macht es mit Gummiwasser an. Saftgrün wird nur in Wasser eingeweicht. Grünspan aber reibt man, wenn er stehen bleiben soll, mit Weinessig nebst ein wenig Weinstein ab, und macht ihn gleichfalls mit Gummiwasser an.

5. Blau. Bergblau, Ultramarin, und berliner Blau, als das schönste, werden mit Wasser abgerieben, und mit Gummiwasser angemacht. Von dem berliner Blau muß man aber nicht mehr abreiben, als man zu verbrauchen gedenkt; denn wenn es lange stehen soll, so wird es schmierig. Den Indig, wenn man denselben schön haben will, reibt man mit Urin ab, und macht ihn mit Gummiwasser an.

6. Braun. Zu dieser Farbe bedient man sich der cölnischen Erde, des braunen Ochers, und der Umbra. Nicht nur den braunen Ocher, sondern alle Arten des Ochers lässet man auf Kohlen ausglühen, wodurch sie etwas dunkler, aber auch zugleich durchscheinender werden. Wenn man mit der Umbra auf gleiche Art verfährt, kommt sie alsdann der Kastanien-Farbe sehr nahe.

7. Schwarz. Hierzu nimmt man Beinschwarz, Rebenschwarz, Kupferstecherschwarz, oder Kohlen-Schwarz, welche mit Wasser abgerieben und mit Gummiwasser angemacht werden. Das aus Steinkohlen verfertigte Kohlenschwarz ist das schönste. Kienruß nimmt man nicht gern, weil er zu sehr um sich frißt; will man ihn aber doch gebrauchen, so nehme man, bey dem Abreiben mit Wasser, nur ein Par Tropfen Branntwein. Am besten aber bedient man sich einer feinen und guten Tusche.

Mittelfarben entstehen allemahl aus zwey oder mehrern, mit einander verbundenen Farben, und sind, nach

nach dem man eine Farbe erhöhen oder dunkler machen will, sehr unterschieden. Eine jede Farbe lässet sich durch Beymischung einer lebhaftern, welches insgemein die weiße ist, erhöhen. So kann man z. B. vom Dunkelblau bis zum Hellblau fortgehen. Diese Schattierung vom Dunkeln bis zum Hellen dient dazu, daß man in der Mahlerey Licht und Schatten ausdrucken könne.

Wie man eine Mittelfarbe durch die Mischung der Hauptfarben hervor bringen solle, lässet sich schwer bestimmen. Wir mögen nun nach vor uns liegenden Vorschriften mahlen, oder wir mögen unsere eigene Ideen auszudrucken suchen, so werden wir die gesuchten Mittelfarben alsdenn erst rein und gut finden, wenn wir die Wirkung der Farbematerialien hinlänglich kennen; dieses aber erlangen wir bloß durch die öftere Uebung und genaue Beobachtung. Die Haupt-Regel ist: Je schöner die Hauptfarben sind, je schöner entstehen die gesuchten Mittelfarben. Wollte man z. B. eine Saftfarbe mit einer Erdfarbe verbinden, so würde man bald finden, daß die Saftfarbe zu leicht ist, und sich nicht wohl damit mischet, und daher die Mittelfarbe auch schlecht wird. Viele Mittelfarben lassen sich schon durch ihre Benennung leicht finden; z. B. Blaugrün, Schwarzblau, da man ein wenig Blau mit dem Grün, und mit dem Blau ein wenig Schwarz verbinden muß. Andere hingegen sind schwerer hervor zu bringen, weil öfters mehr als zwey Farben dabey unter einander gemischet werden. Man wird aber bald erkennen können, welches die Grundfarbe ist, und welche diejenigen sind, worein sie spielen. Ich will einige hier anführen.

Blau. Hier haben wir schon vielerley Blau durch die Vermischung der Hauptfarben; diese können wir wieder erhöhen und verdunkeln, nachdem wir viel Weiß oder Schwarz hinzu thun. Das Himmelblau

ist das helleste, aber auch das reinste Blau; man darf also, um dasselbe gut auszudrucken, keine Mischung, sondern nur ein reines Blau, wozu das Ultramarin die besten Dienste leisten wird, nehmen.

Braun. Hier können wir ebenfalls durch die Hauptfarben verschiedene braune Couleuren hervorbringen; diese erhöhen und verdunkeln wir, nachdem wir viel Weiß oder Schwarz hinzu setzen. Das Kastanienbraun lässet sich am schönsten mit englisch Roth, braunem Ocher und Elfenbeinschwarz mischen; dieses gibt die dunkle Maronenfarbe, je nachdem man mehr Roth oder Schwarz beymischt.

Feuerfarbe, mischet man aus Roth und Gelb.

Fleischfarbe, aus Weiß, Zinnober und neapolitaner Gelb.

Gelb. Hier bekommen wir wiederum durch die Mischung der Hauptfarben verschiedenes Gelb. Das Goldgelb mischet man aus Gelb, Roth und ein wenig Bleyweiß; das Citronengelb, aus Bleyweiß, Schwefelgelb und Operment; das Dottergelb, aus Bleyweiß, viel neapolitaner Gelb und ein wenig Zinnober.

Grau, mischet man aus Weiß und Schwarz. Dieses ist die Grundmischung zu allem Grau, es sey Aschgrau, Perlengrau, Kuttengrau, Thiergrau, oder auch Waffenfarbe, als Stahl- und Eisen-Farbe; nur, mischt man, nachdem man es ausdrucken will, bald etwas Blau, bald ein wenig Braun dazu.

Grün, kann man durch die grünen Materialien selbst sehr oft verändern. Durch Weiß kann man es erhöhen, und mit Blau verdunkeln. Um aber die Natur, welche uns so vielerley Grün zeigt, auch nachzuahmen, macht man ein Grün aus der Mischung von Gelb und Blau. Ein anderes Gelb und ein anderes Blau gibt uns auch ein anderes Grün. Dieses erhö-

het man wieder mit Weiß, und verdunkelt es mit Blau.

Roth, können wir öfters durch seine eigene Materialien vermischen, und ebenfalls mit Weiß erhöhen, und durch Braun verdunkeln. So macht man Rosenroth aus Carmin und kremser Weiß, die rothe Sandfarbe hingegen aus Zinnober und Umbra.

Schwarz, ist die dunkelste, so wie das Weiß die helleste Farbe. Man kann sie nicht noch dunkler machen, als wie sie ist, wohl aber ein anderes Schwarz, je nachdem es der Gegenstand erfordert. So druckt man z. B. schwarzen Taffet aus, wenn man zu dem Schwarz ein wenig Blau mischet.

Weiß, ist die helleste, so wie das Schwarz die dunkelste Farbe. Durch sie erhöhen wir alle unsre Farben, und sind im Stande, das Licht und den Schatten auf unsern Zeichnungen auszudrucken.

Sammetfarbe, ist eine der schwersten Arbeiten. Am besten lässet sich dieselbe hervor bringen, wenn man auf den Grund, der den Sammet vorstellen soll, eine andere Farbe von eben der Art aufträgt, welche wenig Consistenz hat, mithin den Grund, worauf sie getragen ist, durchscheinen lässet. Dieses nennen die Künstler glasiren, s. Th. XVIII, S. 771, f. Hier werden uns nun unsere Safftfarben ihren Werth zeigen. Jede Art von Lack wird die Grundfarbe durchscheinen lassen, wenn sie dünn genug, und auf den Grund, welcher völlig trocken ist, mit der geschwindesten Faust und mit unmerklichen Strichen aufgetragen wird. Es ist eine Sache, welche man öfters versuchen muß.

Man kann auch die Zeichnungen auf Leinwand oder Pergament bringen, und mit Wasserfarben illuminiren. Man nimmt hierzu jede Leinwand, wenn sie nur nicht gar zu grob ist, und spannet sie über einen Rahmen recht stramm aus. Ist die Leinwand

sehr

sehr fein, so kleber man Papier auf die hintere Seite mit Mehlkleister. Wenn das Papier trocken geworden ist, überzieht man die ausgespannte Leinwand mit einem weißen Grunde, dessen Farbe man mit warmen Handschuhleim eingerührt hat. Ist dieser aufgetragene Grund völlig trocken, so reibt man denselben mit Bimstein fein ab, und sucht ihm die Knoten zu benehmen. Alsdann gründet man zum zweyten Mahl, nur mit dem Unterschiede, daß man die Farbe wieder mit Handschuhleim, aber etwas dicker, einreibet. Wenn dieser zweyte Grund trocken geworden ist, reibet man es noch einmahl mit Bimstein fein ab. Alsdann ist es zum Illuminiren fertig.

Will man die Zeichnungen auf Pergament mit Farben ausfüllen, so spannet man es ebenfalls über einen Rahmen, grundiert, und reibet es eben so ab. Man darf aber nur einmahl grundieren, weil sich da die kleinen hervor ragenden Fäserchen mit Einem Mahl fest anschließen.

Handgriffe bey dem Illuminiren. Gotha, 1776, 8. 3 B.

Die Kupferstiche, welche illuminiret werden sollen, pflegt man gern gelb abzudrucken; siehe im Art. Kupferstich.

Das Illuminiren der Bilder und Landkarten pflegt in Augsburg von Kindern verrichtet, und 100 Stück Landkarten, welche in 3 Tagen gefertiget werden können, mit 18 Gr., und 100 St. kleinere Bilder, wozu 2 Tage nöthig sind, mit 12 Gr. bezahlet zu werden.

Leipz. Int. Bl. a. J. 1765, S. 357.

Zuweilen illuminiret man auch mit Oehlfarben, nachdem der Kupferstich vorher eine Lage Terpenthin-Spiritus bekommen hat, und wieder getrocknet ist. Gemeiniglich mahlt man in diesem Falle auf der linken Seite des Kupferstiches.

Andere nehmen Stückchen Zeug von der Farbe des Fleisches und der Gewänder, und kleben sie auf den Kupferstich. Wenn nun diese Art eingelegter Arbeit verfertigt ist, lässet man eben die Kupferplatte, womit der Kupferstich abgedruckt ist, nachdem sie vorher ein wenig angefeuchtet worden, auf dem Zeuge abdrucken. Die Schraffierungen, welche sich auf dem Atlaß abdrucken, machen die Schatten aus. Zu dieser Art der Illuminirung wird viele Geduld und Aufmerksamkeit erfordert.

Eine andere Art zu illuminiren besteht darin, daß man einen Kupferstich auf Glas zieht und bemahlt, nachdem man vorher alles Papier davon weggenommen hat. Die Art des Verfahrens werde ich im Art. Kupferstich beschreiben.

* * *

Illuminiren, oder **Erleuchten**, Fr. illuminer, in der zweyten Bedeutung dieses Wortes, heißt: mit vielen Lichtern oder Lampen hell machen. Daher die **Illumination**, oder **Erleuchtung**, eine feyerliche Freudensbezeugung durch angezündete Lichter, wenn entweder eine Anzahl Fackeln und Lampen in einem Garten, an einem Hause, auf einem Platze, in einer Straße oder ganzen Stadt, in einer gewissen symmetrischen Ordnung aufgestellet und angezündet, oder gewisse Gestelle mit feinem geöhlten Papiere, leinenem oder seidenem Zeuge überzogen, mit Nahmen, Wapen, oder Sinnbildern und Devisen bemahlet, und hernach durch dahinter gestellte Lichter oder Lampen durchscheinend dargestellet werden. Oefters ist hiermit auch ein Feuerwerk verknüpft. Diese Erfindung ist aus Italien nach Frankreich, und von da nach Deutschland gekommen, und sonderlich zu Berlin unter der Regierung des ersten Königes in Preußen, Friedrich's I., hoch getrieben worden.

Bey ausserordentlichen Freudensbezeugungen Lichter anzuzünden, ist ein sehr alter Gebrauch, dessen bey den Griechen schon Aeschylus gedenkt; und Plutarch erzählt vom Cicero, daß, als er aus seinem Exilio zurück gekommen, und des Abends seinen Einzug in Rom gehalten, alle Straßen mit vielen Lichtern erleuchtet gewesen seyn, und daß vor allen Thüren Lampen und Fackeln gestanden haben.

Gemeiniglich pflegt man bey Illuminationen das Oehl in die Lampen auf gefärbtes Wasser zu gießen. Zu rothem Wasser nimmt man Gummi-Lack, kocht solches mit Alaun-Wasser, so hell oder dunkel als man will, und filtrirt es. Zu grünem Wasser nimmt man krystallisierten Grünspan, welchen man mit Alaunwasser kocht. Das gelbe Wasser kommt von Saffran und Alaunwasser. Das blaue, von gepülvertem cyprischen Vitriol, auf welchen man versüßten Salzspiritus gießt, welches alsdann mit einander zu einem Brey gerührt, und in Alaunwasser aufgelöst wird. Um das Alaunwasser zu machen, nimmt man auf 2 Quart Wasser ½ Pfund Alaun, und filtrirt es.

Diese gefärbte Wasser kann man auch noch auf eine andere Art gebrauchen. Man füllet nähmlich kleine sogenannte Medicin- oder Tropfengläser mit solchem Wasser, schneidet in ein mit Wachsleinwand überzogenes Gestell Löcher in der Größe des Bauches dieser Gläser, nähet die angefüllten Gläser vor die Löcher fest, so daß der Bauch genau die Oeffnung ausfülle, und stellt brennende Lichter oder Lampen dahinter.

Es lassen sich auch kleine wohlriechende Illuminationen in Zimmern anstellen. Zu diesem Behuf ersinnet man sich allerley Figuren, wie auch im großen Feuerwerke zu geschehen pflegt. Die Art der Communication ergibt sich von selbst, indem man nach Beschaffenheit der Figur sieht, wo und wie sie anzubringen nöthig ist. Man macht sich kleine Hülsen von grünem Papier, etwas größer und länger als die Tafelschwärmer gemeiniglich sind, und füllet sie, wie diese, ver-

vermittelſt eines Trichters, mit einer Compoſition aus 16 Theilen Salpeter, 8 Th. Schwefel, 6 Th. Pulverſtaub, und 1 Th. Violenwurzel und Storax oder Maſtix. Oben darauf thut man mit der Spitze eines Meſſers Pulverſtaub, welcher mit ein wenig Waſſer, gleichſam als ein Teig, angemacht ſeyn muß, und tunket hernach ſolchen Theil in gekörntes Pulver. Dieſe gefüllte Hülſen laſſen ſich nun zu einer Illumination auf der Tafel einer Geſellſchaft anwenden. Geſetzt, man wollte an dem Nahmens- oder Geburtstage einer Freundinn, vor oder nach der Mahlzeit, ihren Nahmen Carolina in hellem Feuer ſehen, ſo laſſe man ſich alle die Buchſtaben, aus welchen dieſer Nahme beſteht, jeden 6 bis 9 Zoll hoch, und 1 Z. dick, bey einem Tiſchler von weichem Holze verfertigen. Man befeſtige ſie nach der Ordnung auf ein Bret, welchem man vier Füße geben kann, um es auf die Tafel ſtellen zu können. Die Hülſen muß man von unten her, bis faſt auf die Hälfte, mit etwas ſteifem Papier dergeſtalt umwickeln, daß der unterſte Theil des Papieres umgebogen, und mit einem ſubtilen Stifte auf die hölzernen Buchſtaben dicht auf einander angenagelt werden kann; wobey zu beobachten iſt, daß das Ende der Hülſe, auf welchem das gekörnte Pulver liegt, nach der Annagelung gegen mich ſtehen muß. Dieſes kann man nach Belieben auf der einen Seite des Buchſtabens, wie auf der andern, bewirken, da man denn das Feuer auf beyden Seiten ſieht. Weil nun der obere Theil jeder aufgenagelten Hülſe ein wenig von der andern abſteht, ſo muß man alle dieſe Theile, nach der Form des Buchſtabens, mit einer Communication beziehen, und ſolche ſubtil darauf pappen, und alsdann mit gefärbtem Papier durch das Anpappen wieder bedecken, ſo, daß man die Communication nicht ſieht, welche, wie wohl zu merken iſt, von Buchſtaben zu Buchſtaben ſo angebracht werden muß,

daß

daß jeder mit dem andern vereinigt ist, und wenn man z. B. das C oben an seiner Spitze anzündet, alles sie gleich auf einen Augenblick in dem schönsten und leb haftesten Feuer steht, zu welchem diese angegeben Composition besonders eingerichtet ist. Wollte m aber diese Composition zu größern Illuminationen g brauchen, so darf man nur ein Par Theile Pulv weniger nehmen, und auch die wohlriechenden Sp eies davon weglassen. Diese Art Hülsen, welche m sonst auch Feuerlanzen nennt, sind sehr bequem, Figuren, die man sich erdenken will und mag, in J mination zu bringen; nur muß man dahin sorgen, d alles sicher und richtig mit einander communicire, w sonst alle angewandte Mühe vergebens seyn würde.

Ilme, Ilmbaum, ein im g. L. für Ulme üblicher Au druck, besonders die gemeine breit- und schmahlblä terige Ulme zu bezeichnen, von welchen die erstere au Rüster genannt wird, Vlmus campestris und Vlm minor *Linn.* Nach Andern ist die Ilme eine a Quellen wachsende Ulme. Siehe Ulme.

Ilmenau, oder **Elmenau,** auch die Aue genannt, ei mittelmäßiger Fluß im Herzogthume Lüneburg, we cher bey Uelzen, Lüneburg und Bardewyk vorbe und unter Winsen an der Luhe in die Elbe fließt. E führt allerley gute Fischarten mit sich; insonderhe aber bedient sich die Stadt Lüneburg dieses Flusses m großem Vortheil zur Handlung nach Hamburg.

Ilmenau, oder **Ilmenau,** eine sachsen-weimarische kleine Bergstadt an der Ilm, im hennebergischen Ge biethe, nahe am thüringer Walde, welche ehemahls den Grafen v. Kefernburg gehörte, von denselben 1343 an die Grafen von Henneberg für 2000 Mark löthigen Silbers verkaufet, und von diesen eine Zeitlang an die Grafen von Schwarzburg versetzt wurde, bis sie end lich nach vielen Veränderungen wieder an Henneberg gekommen ist. In den J. 1603 und 1624 erlitt sie

gro

roßen Brandschaden, und 1752 brannte sie, nebst em Schlosse und Zeughause, ganz und gar ab, so daß r 6 Häuser in der Vorstadt stehen blieben. Im J. 760 verlor sie abermahl 63 Häuser durch Brand. s ist diese Stadt wegen ihrer Kupfer- und Silber-ergwerke schon lange berühmt. Das Erzwasser rde daselbst durch eine Wasserkunst 100 Klafter hoch rauf gebracht; dabey waren 4 Oefen, in deren jedem ag und Nacht 2 Ctn. Kupfer gar gemacht wurden. an konnte von daher auch blaue Farbe oder Kobalt ben. Jetzt wird viel Kienruß daselbst verfertiget nd in das Land verführet. Sonst hat sie als eine ergstadt die Freyheit zu münzen, und es sind von der usbeute der Silberbergwerke Münzen mit der Gluck-enne (dergleichen man auch von Basel hat, s. Th. XIII, S. 18, f.) geprägt worden.

, oder Ilz, ein Fluß in Unter-Bayern. Er fließt us dem Böhmerwalde und von der böhmischen Gränze erunter, aus einem ziemlich großen See; nimmt das Sagwasser, die kleine Biberbach und den Achafluß zu ch, und fällt endlich zwischen dem Obernhause und r Ilsstadt, gegen Passau über, in die Donau. Es hrt dieser Fluß in seinem Grunde Perlen, welche an passauer Perlen nennet; s. Perle.

, ein Fisch, s. Alose.

ß(*), [der oder das] L. Putorius, Mustela Putorius, pedibus fissis, corpore flauo-nigricante, ore auriculis-

que

(*) Der Nahme Iltiß wird in den Mundarten und verwandten Sprachen gar sehr verändert. In einigen oberdeutschen Gegenden heißt dieses Thier, Eleiß, Elbkatze, Elbthier, in andern Illing, Illwiß, Ilwitz, in Preußen Elske, in Baiern Eilkes, in Niedersachsen Ilek, Ilk, Ilke, Ellenbuer, im Alt Friesl. Ulke, im Dän. Ilder, in Böhmen und Schlesien Ilster. Wachter leitet dieses Wort von dem noch im Schwed. und Engl. üblichen ill, böse, her. Dän. ilde, entweder wegen des bösen Geruches dieses Thieres, oder auch wegen des Schadens, welchen es dem Federvieh zufüget. Im Nieders. ist Ilk eine allgemeine Benennung des Marders, Wiesels, Iltis-

que albis *Linn.* Muſtela foetida Putorius *Klein.* Putois, Ital. Foetta, Puzolo, Engl. Polecat, Finn. Polu. Vydra, Tchorz, Holl. Pontiem, ein vierfüßiges fünfzehiges Raubthier in der Größe einer Katze, mit gelblichen Haaren, welche in das Schwarze fallen, einem weißen Maule und weißen Ohren. Der Iltis kommt, in Anſehung der Geſtalt und Größe, mit dem Haus- und Feld-Marder ziemlich überein, auſſer daß dieſer in der Fährte ſich anders, als jener, nähmlich mit merklich kleinern runden Tritten, ſpüren läßt, indem er in jedem Sprunge, dem Augenſcheine nach, zwey Tritte hinter einander, jedoch den einen etwas vorwärts, zeigt; auch hat derſelbe keine Klauen, wie der Marder, ſondern vielmehr wie eine Katze; und da der Marder ſich in die Höhe bäumet, und am Tage ſeinen Aufenthalt ſuchet, ſo bleibt hingegen der Iltis gern in der Erde, in Fuchsbäuen oder Röhren, in Hamſterlöchern, in hohlen Weiden, auch in Gebäuden, u. d. gl. Er iſt etwas kleiner als der Marder, jedoch größer als die Wieſel, lang und dünn. Seine Länge beträgt, ohne den ſechszolligen Schwanz, ungefähr 17 Zoll. Die mit ſcharfen Zähnen bewaffnete Schnauze iſt länglich, wie am Schweine, doch bey der kleinſten Art auch oft wie eine Hundsſchnauze gebildet. Die Naſe iſt ſcharf zugeſpitzt. Die Augen ſind ſo kurz, daß das Thier die kleinſten Oeffnungen hindurch kommen und ſeinen Raub ungehindert verfolgen kann. Die Klauen oder Nägel ſind oben braun, unten aber weiß. Der Umkreis des Maules, die Seiten der Naſe, die Stirn, die Schläfe, der

ſes und ähnlicher Raubthiere, ſo wie im Neuliſchen der Name ἀλαξ hieß, und im Sclav. noch jetzt Wilk genannt wird. Im gem. Leben Oberſachſens heißt er auch nur ſchlechthin der Iltis, im Griech. ἰκτις, und im Hebr. חלד, welches von חלד verbergen, abgeleitet wird, und dem Deutſchen Iltis im Laute nicht unähnlich iſt.

schen dem Ohre und der Ecke des Maules befindliche Theil, der Rand der innern Fläche der Ohren, sind weiß; der ganze übrige Körper ist schwarz, oder von fahler Farbe. Die Nase und der Umkreis der Augen, der Untertheil des Halses, der Vordertheil der Brust, die Schultern, die Beine und die Spitze des Schwanzes sind schwarz; der Hintertheil der Brust, der Bauch und der Untertheil der Seiten am Leibe, haben eine mehr oder weniger dunkelfahle Farbe; denn dieselbe ist auf dem größten Theile des Bauches weißlich. Die obere Fläche des Thieres, von der Stirn an bis nahe an der Spitze des Schwanzes, und der Obertheil der Seiten des Leibes, haben eine schwarze mit Fahl vermengte Farbe. Der Iltiß hat, wie der Marder, zweyerley Haare; einige sind dicker, glänzender und länger, als die andern. An den mit Schwarz und Fahl vermischten Stellen sind nur die längsten Haare schwarz; mithin erblickt man diese Farbe mehr oder weniger nach Proportion der Vielheit der Haare. Die längsten stehen auf dem Rücken und Schwanze, und sind ungefähr 1½ Zoll lang. Die Barthaare sind fast eben so lang.

Der Iltiß pflegt sehr hurtig zu seyn, ungemein schnell zu laufen, mit großer Geschwindigkeit an den Wänden hinauf zu klettern, und sehr weit springen zu können. Wenn er läuft, scheint er mit seinem Bauche den Boden zu berühren, und weiß jeden Sprung sich durch eine geschickte Krümmung des Rückens zu erleichtern. Er hat, wie der Feldmarder und das Eichhörnchen, ein grob lautendes und erzürntes Murmeln an sich, welches man, wenn er gereitzt wird, oft von ihm hört.

Der Geruch dieses Thieres ist so stinkend und ekel, daß man es dadurch von Anfange her unterschieden, und nach demselben im Lat. Putorius (von Putor, ein Gestank), im Fr. Putois, auch Punaiſot, (von Pu-

naiſe, eine Wanze, weil er gleichſam einen Wanzengeruch an ſich hat,) und im Deutſchen auch den Stänker, das Stinkthier, den Stinkratz oder die ſtinkende Ratze, die Stink- oder ſtinkende Wieſel, und in Livland das Teufelskind, genannt hat. Dieſer Geruch kommt mit des Hausmarders ſeinem überein, iſt aber widrig. Den unerträglichſten Geruch pflegt der Iltiß alsdann beſonders auszudunſten und weit um ſich her zu verbreiten, wenn er erhitzt oder zornig gemacht worden iſt. Es kommt derſelbe hauptſächlich aus zwey Gefäßen oder Bläschen, welche dieſe Thiere neben dem Aſter haben, und welche ſtets eine öhlichte Materie durchſeihen und enthalten, deren Geruch bey dem Iltiß, bey der wilden und gemeinen Wieſel, bey dem Dachs ꝛc. höchſt unangenehm, bey der Zibethkatze hingegen, und bey dem Haus- und Feld-Marder eine Art von wohlriechendem Rauchwerk iſt. Um dieſer widrigen Eigenſchaft willen können auch die Iltiſſe den Geruch ihres eigenen Unrathes nicht ertragen; ſie pflegen ſich daher allezeit, um ſich deſſen zu entledigen, weit von ihrem Aufenthalte zu entfernen.

Der Iltiß, welcher in Europa, beſonders von Italien bis nach Polen, zu Hauſe gehört, iſt allem jungen Wilde und allem Geflügel ſehr gefährlich. Er nähert ſich, wie der Marder, den bewohnten Plätzen, ſteigt auf die Dächer, hält ſich auf Heuböden und an Oertern, die wenig beſuchet werden, auf, und geht von da nur bey Nacht nach ſeinem Raube aus. Er ſchleicht ſich in die Höfe bey den Häuſern, ſteigt in die Vogelhäuſer, in die Taubenſchläge, und auf die Hühnerſteigen, wo er, mit viel weniger Geräuſch, als der Marder zu machen pflegt, ungemein viel Schaden anrichtet. Er beißt allem Federviehe den Kopf ab, oder zerdrückt ihn; hernach trägt er eins nach dem andern hinweg, um ſich mit gutem Vorrathe zu verſorgen. Wenn er die erwürgten Opfer ſeiner gewöhnlichen

Raub-

Raubſucht, wie es ſich bisweilen zuträgt, nicht ganz durch die enge Oeffnung, wodurch er hinein kroch, mit ſich hinweg ſchleppen kann, ſo ſaugt er ihnen das Blut aus, oder frißt ihnen das Gehirn aus, und nimmt die Köpfe mit ſich. Er ſäuft, wie der Marder, den Hühnern ihre Eyer aus, und kann ſolche durch ein kleines Loch mit der Zunge rein ausleken, davon er die Schalen liegen läſſet. Zuweilen verſchleppet er auch die Eyer. Auch nach Honig iſt er ſehr begierig; daher überfällt er im Winter die Bienenſtöcke, und zwingt die Bienen, ſolche zu verlaſſen. In der Stadt leben dieſe Thiere vom Raube, und auf dem Lande von der Jagd. Ihr gewöhnlicher Aufenthalt iſt in den Wäldern, auch unter dichten Brombeerſtauden und Hecken, wo ſie, nicht gar tief unter der Erde, ſich eine ſchmahle Wohnung, etwann 5 Schuh lang, bauen, die ſich meiſtentheils unter den Wurzeln groſſer Bäume zu endigen pflegt. Manchmahl wohnen ſie auch in Heuhaufen und Kornſcheuern, in hohlen Baumſtämmen, ſo gar in Kaninchenhöhlen, in Felſenritzen ꝛc. Aus dergleichen Hinterhalte kommen ſie nur des Nachts hervor, um ſich auf den Feldern und in Wäldern zu verbreiten. Hr. Graf v. Mellin ſchreibt, er wiſſe Beyſpiele, daß in einer ihm benachbarten Schäferey, ein Iltiß ein eben geworfenes Lamm erwürget hatte, und glaubt daher, daß ſie eben ſo wohl den geſetzte Rehkälber bezwingen, wenn ſie dieſe auffinden ſollten. Sie beſitzen die Geſchicklichkeit, Repphühner, wilde Aenten, Lerchen- und Wachtel-Neſter aufzuſuchen und völlig auszuplündern, oder, indem ſie auf die Bäume klettern, die Neſter anderer Vögel auszunehmen. In den Faſanengärten haben ſie oft ſchon groſſen Schaden angerichtet. Klein erzählt, daß ihm ein Iltiß in Einer Nacht alle Faſanen, deren er eine Menge beſaß, erwürgt habe.

Die Aufseher der Fasanengärten versichern, der [illegible] pflege sich mit der Frettwiesel zu begatten, und es ge[illegible] gewisser Maßen zu ihrem Vortheil, indem sie dadurch [illegible] Frettwieseln oder Kaninchenjäger bekämen, welche [illegible] begierig auf die Kaninchen, und folglich desto geschi[illegible] wären, sie aus ihren Löchern zu vertreiben.

Indessen lassen es die Iltisse bey dem Raube [illegible] Federviehes nicht bewenden. Sie spüren auch [illegible] Maulwürfe, Hamster, zahme oder wilde Katzen, [illegible] andere kleine Thierchen, aus. Die Kaninchen [illegible] an ihnen die grausamsten Verfolger, zumahl da [illegible] Iltissen so leicht wird, in ihren Bau zu kommen. [illegible] ne einzige Zucht von Iltissen ist hinreichend, [illegible] ganzen Kaninchengarten zu verheeren. Bloß [illegible] dieses Mittel könnte man die Menge der Kanin[illegible] an solchen Oertern, wo sie sich zu stark vermehrt h[illegible] vermindern. Auch Gartenschnecken und Heuschr[illegible] sind, wo sie nur etwas dieser Art ertappen können, [illegible] legentlich ihre Beute. Sie liegen auch gern an [illegible] nen Bächen und Wässern, sowohl der Mäuse [illegible] Ratzen wegen, denen sie daselbst aufpassen, als [illegible] der Fische und Frösche wegen, welche sie gern fre[illegible] denn sie scheuen kein kleines Wasser. Insonder[illegible] thun sie dieses auch im Winter in Flüssen und Tei[illegible] wo Löcher im Eise sind.

Daß insonderheit den jungen Iltissen das Wasser [illegible] schade, bestätigt die Geschichte, welche der Freyherr v[illegible] Gleichen, genannt Rußworm, im 3 Jahrg. der [illegible] Mannigfaltigkeiten, Berl. 1780, gr. 8. S. 719, f. e[illegible] Man entdeckte von ungefähr in einer seiner Scheuern [illegible] ganzes Nest voll junger, noch nackter Iltisse. Um die [illegible] ten zu bekommen, wurde einer dieser jungen Iltisse auf [illegible] Zunge einer hölzernen Ratzenfalle gebunden, und einer [illegible] selben, der sein Junges wegtragen wollte, auf diese Art [illegible] fangen. Die Falle wurde alsdann in eine Kufe voll Wa[illegible] gesteckt, um den Iltiß zu ersäufen. Nun wurde er gen[illegible] aus der Falle genommen; das junge Thierchen aber h[illegible] dieses Bad glücklich überstanden, denn es war noch eben [illegible]

lebhaft und munter, als wenn man es erſt aus dem Neſte genommen hätte.

Wenn die Iltiſſe durch Hunde von einem oder dem andern Orte vertrieben und verſtöret werden, ſo wehren ſie ſich gegen dieſelben ſcharf mit Beiſſen, und ſpritzen ihnen Urin in das Geſicht. Im Frühlinge werden ſie läufig. Die Männchen ſtreiten ſich auf den Dächern um das Weibchen, und machen daſſelbe einander ſtreitig; hernach verlaſſen ſie es, und bringen den Sommer auf dem Lande oder in Wäldern zu. Das Weibchen hingegen bleibt bis zur Heckzeit auf ihrer Scheune, und iſt 9 Wochen trächtig. Hier wirft ſie auf einmahl 3, oder 4, und bisweilen 5, oder nach Hrn. Pennant, 6 Jungen, welche ſie nicht lange ſäuget, alsdann aber gegen die Mitte oder gegen das Ende des Sommers mit ſich weg führt, und ſie bey guter Zeit gewöhnet, Blut und Eyer auszuſaugen.

Die Kälte ſcheuen die Iltiſſe ungemein; daher ſie auch im Winter mehrentheils in die Häuſer flüchten, um die rauheſte Jahrszeit in denſelben zu durchleben. Man findet auch ſelten ihre Fährten oder Spuren auf dem Schnee, weder im Walde, noch in weit von Häuſern entlegenen Feldern. Vielleicht iſt ihnen die große Hitze nicht minder beſchwerlich, weil man ſie gar nicht in Südländern findet.

Der Schade, den der Iltiß thut, iſt allerdings weit beträchtlicher, als der Nutzen, welchen man von ihm haben kann. Indeſſen halten Einige das Fleiſch der Iltiſſe für eßbar, und ſagen, daß es wie ſchwarzes Wildbret ſchmecke. Nach Hrn. Prof. Georgi Berichte wird daſſelbe von den Tſchuwaſchen gegeſſen. Die Hunde mögen ſein Fleiſch nicht freſſen, weil es ihrem feinen Geruche zuwider iſt, zu den Fellen hingegen haben ſie eine ſonderbare Liebe.

Jo. Fr. Henning Anmerkung von der ſonderbaren Liebe der Hunde zu den Eltiß-Fellen, ſ. in Büchners Miſcellan. phyſ. med. mathem. a. d. J. 1727, Erf. 1731, 4. S. 558.

Das Fell, ob es gleich gut iſt, gilt wenig, weil es ſeinen natürlichen ekeln Geruch nur ſelten ganz verliert. Es läſſet ſich braun zum Zobel färben, und auch ſo zurichten, daß man es, wie anderes Pelzwerk, zu Palatinen und Kleiderfutter, Mützen und Müffen für den gemeinen Mann, gebrauchen kann. Die sibiriſchen Iltißfelle ſind die beſten. Die Buchariten machen Säcke zur Aufbewahrung ihrer Götzenbilder aus dieſen Fellen. Die Chineſer gebrauchen ſie ebenfalls zum Pelzwerk, und kaufen von den Ruſſen das Stück für 11 bis 15 Kopeken; die Schwänze, das Stück für 2 bis 3 Kop.; und genähte Säcke aus dieſen Fellen, zu 6 bis 15 Rubel. Die Mongalen ſollen kaufen die lenziſchen Iltißfelle, das Stück zu 12 Kopeken. Bey uns koſtet das Stück 16 Groſchen.

Die Haare der Iltißſchwänze werden zu den ſogenannten Haarpinſeln der Mahler gebraucht; ſo auch Pinſel.

Von den Alten wurde das gepülverte Blut als ein ſchweißtreibendes Mittel, das Fett wider Nierenund Steinſchmerzen und Gicht, das Fleiſch aber äuſſerlich als ein zertheilendes Mittel gebraucht.

Da die Iltiſſe bey ihrem geringen Nutzen von ausgebreiteter Schädlichkeit ſind, muß uns daran gelegen ſeyn, dieſelben als Raubthiere zu vertilgen, antreiben. Sie gehören zur niedern Jagd, und werden entweder geſchoſſen, oder in Fallen, Tellereiſen, Schlagbäumen und Drahtſchleifen gefangen, aus der Erde gegraben, oder mit Garnen gefangen.

Eine Iltiß-Falle, Fig. 1654, wird auf folgende Art von Bretern gemacht. Es werden drey Bretter wie ein Kaſten zuſammen geſchlagen, ſo, daß ein Bret zum Boden kommt, und auf jeder Seite eines gerade auf ſteht, wie an 1. zu ſehen iſt. Die Höhe und Breite derſelben kann 1 Fuß ausmachen. Oben an 9 wird ein, 3 Z. breites, Bretchen quer herüber genagelt,

nagelt, welches die Seitenbreter zusammen hält, und an welchem auch die Deckbreter 2 antreffen, und auf beyden Seiten, so lang der Kasten ist, reichen müssen, woran die Vorfallbreter 3 winkelrecht angemacht sind, damit sie, wenn sie herunter fallen, den Kasten fest zumachen und schließen. Die obern Breter 2 sind entweder mit Riemen an das Bretchen 9 angenagelt, oder in den Seitenbretern mit Zapfen eingemacht, daß sie leicht auf und nieder fallen. 4 sind vier gerade aufstehende Säulchen, von 2½ Z. breit, 1 Z. stark, und 14 Z. hoch, worein oben bey 5 runde Stücke befestigt sind; an diesen aber sind niederwärts Stützen. Es wird nähmlich in eine breit geschnittene Stange ein Loch gebohret, und solche an den Stock 5 gesteckt, welche alsdann abgeschnitten werden, daß sie nur 12 bis 14 Z. lang bleiben. Diese sind deswegen nöthig, damit, wenn sich etwas in der Falle gefangen hat, solche die Falldecken herunter halten, daß nicht inwendig etwas die Decke aufheben, und entlaufen kann. An jeder Falldecke ist ein Schnürchen 7 angemacht, und gehen beyde nach der Stellung 8 zusammen, da sie denn an einem Stellholze, welches 3 Z. lang ist, angebunden sind. Auf der einen Seite ist bey 8 ein längliches Loch in das Seitenbret geschnitten, und inwendig ist eine 3 Z. breite hölzerne Zunge angemacht, welche bey 8 zu dem Loche heraus reicht. Die Stellung geschieht folgender Maßen. Man zieht an den Schnüren 7 die Falldecken 3 auf, legt die Schnüre auf das Querholz 5, setzt das Stellholz über dem Loche 8 an, und hängt die Zunge unten daran, so ist es aufgestellt. Die Zuhaltstützen 6 müssen allezeit auf der Falldecke 2 liegen. Wo man nur etwann Iltisse vermerkt, wirft man allerley kleine Vögel hin. Wenn der Iltiß nur erst einen gehohlt hat, so kommt er fleißig wieder. Alsdann bindet man einen Vogel an einen Nagel inwendig auf die Zunge der Stellung; oder

man bindet ein rohes Ey auf die Zunge, und ſetzt die Falle ſo, daß der Iltiß ſeinen Gang hindurch nehmen muß. Wenn alsdann die Falle aufgezogen und geſtellet iſt, und er den Vogel darin gewahr wird, ſo wird er ſolchen zu ſich nehmen wollen, aber auch dabey ſich einſperren, bis man ihn wieder heraus läſſet.

Dieſe Fallen ſind in den Gebäuden, und um dieſelben, recht gut. Es laſſen ſich darin auch Marder und Wieſelin fangen; zum Wieſelfange aber müſſen ſie etwas kleiner gemacht werden. Wenn auch eine zahme Katze, woran einem Hauswirthe wegen ihrer Nutzbarkeit im Hauſe viel gelegen iſt, und die er nicht gern verliert, hinein käme, ſo bleibt ſie doch am Leben. Eine andere Art von Falle, welche ſich vornehmlich bey eingefriedeten Haſen- und Kaninchen-Gehägen anbringen läſſet, nach des Hrn. Grafen v. Mellin Angabe, iſt Fig. 1655 abgebildet. Im XXII Th. S. 113, f. iſt bey Anlegung eines Haſengartens oder Haſengehäges angerathen worden, in den Mauern oder Bretterwänden, womit dieſe Gärten umgeben ſind, in gewiſſer Entfernung von einander, viereckige, 1 F. lange und eben ſo hohe Oeffnungen zu ſchneiden, vor welchen man Fallen ſtellen könnte. Dergleichen Fallen werden folgender Geſtalt gemacht. Man nimmt 14 bis 15 Z. breite Bretter, und nagelt aus denſelben einen 3 F. langen Kaſten zuſammen. An dem Ende AB, welches an die Oeffnung der Mauer oder Bretter-Wand geſetzt wird, werden nur 2 Leiſten AB angeſchlagen, und von dem oberſten Ende an der Decke des Kaſtens wird etwas abgenommen, damit die Fallthür E zwiſchen denſelben gut auf und nieder gehen könne. An dieſem Fallbretchen iſt oben ein Hals, woran man daſſelbe zum Aufziehen anfaſſen kann, und an welches auch eine Schnur G geknüpft iſt, woran das 4 Z. lange Stellholz I gebunden wird. An dem andern Ende des Kaſtens, bey CD, iſt ein Gitter von geflochtenem

innem Eisendraht, wie ein Neß, damit auf der Seite es zwar hell durchscheine, aber doch nichts hindurch könne. Unten im Bodenbrete, und gerade quer über in der Mitte des Seitenbretes, wird bey L, 2 Z. hoch und 4 Z. breit ein Loch geschnitten, worin von einem andern Brete eine Zunge gemacht wird, welche genau in das Loch passet, woran aber noch am Ende wieder eine schmählere Zunge K geschnitten ist, welche 2 Z. lang ist, auch eben so viel aus dem Loche hervor raget, und worüber in dem Brete, bey H, eine Kimme eingestämmet ist. Auf der andern Seite des Kastens, wo die Zunge etwas hervor raget, ist sie an denselben angebunden; und über der Oeffnung L steht ein gerade aufgerichtetes Säulchen, welches 2 Z. stark ist, und 15 Z. über den Kasten empor reichet. Oben in dieser kleinen Säule ist bey F ein Loch gebohrt, durch welches die Schnur gezogen ist, womit das Fallbret in die Höhe gehalten wird. Ist nun der Kasten also gemacht, so wird er in den Hasen- oder Kaninchen-Garten gebracht, und von inwendig mit der Seite, wo die Fallthüre ist, dicht an die Oeffnung in der Mauer oder Wand gesetzt, rund herum so verwahret und befestiget, daß es nicht zurück oder abgestoßen werden kann, und nunmehr folgender Gestalt aufgestellet. Man zieht das Fallbret E vermittelst der Schnur G auf, setzt das daran befindliche Stellholz I in den Kerb H, zieht die Zunge K in die Höhe, und setzt das Stellholz auf die Zunge in den an dem Ende derselben befindlichen Kerb. Man muß aber noch dahin sehen, daß unter der Zunge von aussen alles, was dem Niederfallen derselben hinderlich seyn könnte, weggeräumet sey. Wenn nun, wie es mehrentheils bey solchen Verzäunungen geschieht, die Raubthiere des Nachts daran herum traben, und hinein zu kommen suchen, so sehen sie die Oeffnungen in der Wand, und indem sie durch dieselben sich in den Garten hinein schleichen wollen, treten

sie

sie auf die Zunge, das Stellholz fliegt ab, die Fall-Thüre fällt hinter ihnen zu, und so sind sie gefangen. Mit einer solchen Falle kann man nicht nur Iltisse, sondern auch wilde Katzen, Marder und Wieseln fangen; ja, es kriecht auch wohl bisweilen ein Fuchs ein.

Unter den Arten der Witterung, oder der Mittel, wodurch solche Raubthiere in die Falle gelocket werden, werden im 32 St. der Hannov. nützl. Samml. v. J. 1757, folgende zwey als die bewährtesten angegeben. 1. Man brate einen Vogel, mit 1 Theil Campher und 2 Th. Katzenkraut in Gänseschmalz, und lege ihn in die Falle. Oder 2. man kochet Rosinen und Zwetschchen mit Campher, legt einige Stücke hin und wieder bis zur Falle, um die Raubthiere dahin zu locken, und das übrige in die Falle; wobey man wohl thut, daß man, bevor man die Falle aufstellt, vorher die Hände mit gekochtem Wasser hiervon wäschet. Im 75 St. des Hannov. Magaz. v. J. 1766, wird, Eingeweide von geschlachteten Hühnern in die Falle zu legen, als eine sichere Witterung für die Ilken gerühmt. „Wie gern die Ilken nach dieser Witterung „gehen," heißt es daselbst: „erhellet daraus, daß eine „derselben zwey Nächte nach einander in die Falle ge„gangen, die des Morgens allezeit zugefallen war; „woraus sie aber beyde Mahl von der Seite, wo der „Steg heraus geht, sich durchgefressen hatte, und „entwischet war. So bald man solches bemerkte, „wurden vor dem Loche zwey längliche Stäbchen ge„nagelt, daß nur der Steg dadurch eben auf und nie„der gehen konnte. Die vierte Nacht darauf kam sie „wieder; sie wurde also, ob sie gleich alle Mühe, sich „durchzufressen, aber vergebens angewandt hatte, ge„fangen."

Wenn man den Iltiß des Felles wegen haben will, ist die beste Zeit, ihn zu fangen, 4 Wochen vor oder nach Weihnachten, weil zur andern Zeit sein Haar

nichts

nichts taugt. Insonderheit behält, wenn er im Frühlinge zur Brunstzeit gefangen wird, sein Balg den Gestank immerfort.

Man fängt die Iltisse auch, wie die Marder, in Tellereisen, über welchen man ein Hasengescheide an einen Busch hängt, oder indem man, (weiches dem Iltisse ebenfalls angenehm ist, und womit man auch Katzen fangen kann,) einen gebratenen und mit Zucker bestreueten Häring darauf bindet, und, bey ermangelndem Schnee, das Eisen mit dürrem Laube bedeckt. Sie werden auch in Schlagbäumen, ebenfalls wie die Marder, gefangen.

Ferner werden sie auch in Drahtschleifen, Fig. 1656, gefangen. Diese sind nicht kostbar, und man kann deren viele umher stellen. Es werden dieselben folgender Gestalt eingerichtet. 1 und 2, sind krumm gebogene, über Daumens starke Stöcke, worein oben bey 3 kleine Löcher gebohret werden, daß ein Draht leicht darin gehen kann. 4, sind vier durchgeschlagene Nägel. 5, ist die Stellzunge, welche von einem dünnen Bretchen ist, und woran ein Kerb an der Seite, und eine dergleichen Kimme oder Kerb am Ende auf der Zunge geschnitten wird. 6, ist ein 6 bis 7 Z. langes Pfählchen, in welchem oben ein Kerb geschnitten ist. 7, ein 3 bis 4 Z. langes Stellholz, welches an ein Schnürchen 9, und oben an den krumm gebogenen Stock 10 angebunden ist, wie denn auch an diesen Stock, welcher von der Dicke eines Harkenstieles ist, die beyden Drahtschleifen 8 angemacht seyn müssen, welche durch die Löcher gezogen sind. Dieselben werden nun also aufgestellet. Erstlich werden die 2 Bogen, 1 und 2, in die Erde fest eingesteckt, daß sie 15 bis 16 Z. über der Erde stehen, und auf 18 Z. weit von und gegen einander kommen. Der Stock 10 wird hinter den Bogen eingesteckt, und gebogen, daß das Schnürchen 9 mit dem Stellholze 7 an den Stellung hin-

hinunter reicht. Selbiges wird an den Pfahl 6 angesetzt, und die Zunge 5 hinauf an das Stellholz gebracht; die Drahtschleifen werden aufgezogen, und accurat den Bogen gleich gerichtet. Zwischen den Bogen wird die Gabel 11 gesteckt, woran an einem ausgewachsenen Aestchen ein Vogel, oder sonst etwas zu ihrem Fraße angehänget wird. An beyden Seiten wird etwas altes Holz oder Reisig hingeworfen, damit die Iltisse durch die Bügel müssen; oder man macht vier Bügel und Schleifen, und stellt sie als ein Quadrat, so kann nichts vorbey kommen. Will nun ein Iltiß nach dem Vogel hinauf langen, so muß derselbe auf die Zunge kommen; und so bald er dieselbe herunter tritt, so bald schnellt der Stock 10 mit den Schleifen herauf, zieht den Iltiß oben an und in die eisernen Nägel 4, und tödtet ihn.

Man kann auch Iltisse, Wieseln, und allerley kleine Raubthiere mit einer Schnellfalle fangen, welche ich im Art. Schnell-Falle beschreiben werde.

Ferner wird der Iltiß aus den Röhren, die er sich, wie der Fuchs, in die Erde macht, gegraben. Die Dachshunde sind sehr begierig auf den Iltiß, vermuthlich wegen seiner starken Witterung; und wenn man im April und May die Ufer der mit alten Weiden, Pappeln oder Elsen, und mit Geröhrich umwachsenen Seen und Teiche mit ihnen absuchet, so wird man oft Gelegenheit haben, eine trächtige Iltissinn, oder die schon Junge geworfen hat, mit denselben auszurotten. Sie sitzen alsdann in den Höhlungen der umgefallenen oder niedergelehneten Bäume tief hinein, oder graben sich unter den Wurzeln dieser Bäume ein. Es können auch Saufinder, um Iltisse und Marder des Nachts zu fangen, gebraucht werden.

Endlich werden die Iltisse auch mit Garnen gefangen. Ein Iltiß-Garn besteht aus zwey kleinen Netzen, welche von feinem dünnen Bindfaden und

Lein-

Leinchen mit engen Maschen zusammen gestrickt sind, damit man sie um den Aufenthalt des Iltisses herum stellen könne. Hierauf spüret man bey einem neu gefallenen Schnee dieselben aus, sodann stellet man auf, höret in die Behältnisse, lässet die Hunde stöbern, und fängt dieselben also im Netze. Diese Netze sind mit ihren Leinen und Garne fast den Hasennetzen ähnlich, und es wird auch dabey eben so mit Aufstellen und Ablaufen verfahren, dahinter die Hunde geschwinde her seyn müssen, weil sie sonst leicht zu entwischen pflegen; doch müssen, wie gedacht, die Maschen enger seyn, damit das Gefangene darin bleibe.

Von einer neuen Art, Iltisse durch Wetzen mit einem Messer auf einem Steine zu fangen, wobey sie sich von selbst aus ihren Schlupfwinkeln heraus begeben, und sodann leicht schießen lassen, findet man im 21 St. der Götting. gel. Anz. v. J. 1769, S. 201, folgende Nachricht: „In der Versammlung der königl. Societät der Wissenschaften, d. 10 Dec. 1768, legte Hr. Hofr. Kästner einen Aufsatz von einer neuen Art, Iltisse zu fangen, vor, welchen Hr. Commissar. Hartmann aus Hannover übersandt hatte. Man wurde im vergangenen Sommer in einem Garten eine ganze Familie von sechs Iltissen gewahr, die unter einem Haufen abgehauener Eichenzweige, nur auf eine Gelegenheit, einen benachbarten Taubenschlag zu überfallen, zu warten schienen. Sie kamen früh vor Sonnen-Aufgang hervor, da sich schon Arbeiter im Garten befanden. Die Arbeiter hohlten Schieß-Gewehr, und suchten sie damit zu erlegen, die Iltisse aber retirirten sich allemahl unter die Baumzweige. Als sich solcher Gestalt die Arbeiter schon eine Zeitlang nicht mehr um sie bekümmert hatten, wetzte eine Weibsperson ihr Messer auf einem Steine, und verursachte dadurch, daß ein Iltiß nach dem andern auf sie blindlings wie wüthend zulief, und sie zu beissen suchte.

te. Die Weibsperson sprang erschrocken zurück, die Arbeiter aber ergriffen wieder ihr Schießgewehr, und erlegten bey dieser Gelegenheit einen der hervor gekommenen Iltisse; die übrigen verbargen sich wieder unter die Zweige, und die Arbeiter beredeten die Tagelöhnerinn, das Wetzen mit dem Messer noch einmahl zu versuchen. Es hatte eben den Erfolg. Da sie dieses Mahl stärker wetzte, kamen die Iltisse nicht einzeln, sondern die ganze Familie hervor, scheueten sich auch nicht vor den Arbeitern, die sie umringten, sondern wandten sich gegen die Tagelöhnerinn, die das Wetzen immer stärker fortsetzte, und sprangen voller Wuth auf sie zu. Weil sie schon für ihre Rettung gesorgt hatte, entwich sie, und die Arbeiter erschossen wieder ein Paar dieser Thiere. Man lockte die übrigen, welche sich verkrochen hatten, von neuem durch Wetzen hervor, und erlegte sie solcher Gestalt alle. Vielleicht kann diese zuverlässige Erfahrung von Jägern und Haus-Wirthen nützlich angewandt werden.“

Im 36 St. des Wittenb. Wochenbl. v. J. 1769, S. 295, wird hierbey angemerkt, daß die Methode, da man die Iltisse durch das Reiben und Schlagen auf Eisen rege macht, und aus ihren Löchern bringt, schon alt sey. Hr. Prof. Titius sagt daselbst: „Es schreibt ein gelehrter Freund dieserwegen an mich — Der Förster fängt sie gemeiniglich also. Er läßet Leute in die Scheune gehen, wo er dergleichen Gäste vermuthet. Diese müssen auf Sechen, Sensen, oder anderes Eisenwerk kratzen, stark schaben, pochen, auch wohl manchmahl an die Säulen schlagen. Er stellt sich mit etlichen auswendig an die Ecken; und da die Mäuse und Iltisse, durch das Getöse erreget, sich sicherlich auf die Dächer retiriren, so schießt er sie daselbst herunter. — Daß diese Thiere, wie Hr. Hartmann a. ang. O. schreibt, die Frau angefallen, welche gewetzet hatte, will man nicht läugnen, weil glaubwürdige Begebenheiten nicht sogleich zu widersprechen sind. Es scheint aber doch dieses Anfallen nicht mit dem schlechten Gesichte dieser Thiere, zumahl bey Tage, überein zu stimmen. Sie haben ein feines Gehör und einen vortrefflichen Geruch. Aber ihr Gesicht taugt,

wie

wie alle Landleute wissen, nicht viel. Ich vermuthe aber, die Thiere sind hier dem einfachen Schalle nachgegangen, der sie gereitzt hat, und ihnen widerlich gewesen ist, sie auch weiter keine Menschen gemerket haben. Wo aber das Getöse, wie jetzt angeführt worden, stark und vielfach ist, da werden sie, ihrer Natur nach, schüchtern, und begeben sich an andere ihnen gewohnte sichere Oerter, welches gemeiniglich Sträuche, Gruben, Höhlungen, Dächer und alte wüste Gebäude sind."

Hr. Prof. Schreber fügt, im XII Th. seiner neuen Cameralschr. Lpz. 1769, gr. 8. S. 496, f., bey Erzählung der Hartmannischen Methode, zur Erläuterung folgendes hinzu: „Man wird von dieser Geschichte zu anderer Zeit keinen Gebrauch machen können, als wenn sie Junge haben. Alsdann beweisen die Alten ihre natürliche Liebe zu den Jungen, und die Jungen ihre Anhänglichkeit an die Alten, dergestalt, daß, wenn sie auf irgend eine Art gereitzet werden, die Alten diejenigen angeben, von welchen sie Gefahr für ihre Junge befürchten, und die Jungen ihnen treulich folgen. Eine Familie von sieben Iltissen, hatte unter einem großen Holzhaufen im Garten ihre Wohnung ungestört gehabt, bis ein kleiner Spitzhund sie ausspürete. Kaum hatte dieser es mit Bellen zu erkennen gegeben, so kamen sie hervor, jagten und verfolgten ihn, daß er sich allein nicht wieder hinzu zu nahen getrauete. Als sich aber der Gärtner, nebst andern Personen, mit Schießgewehr versehen hatte, und den Hund anführte, kamen sie auf den Laut des Hundes wieder hervor, und es ging ihnen eben so, wie jenen, die das Wetzen nicht vertragen konnten. Einige der hiesigen Gärten haben eine solche Lage, daß sich darin beständig Iltisse und Baummarder einzeln aufhalten. Es wird allernächst ihren Wohnungen gewetzt, geschliffen, gebellt, und auf andere Art heraus gefordert; aber noch nie hat sich auf diese Art nur ein einziges verleiten lassen, heraus zu kommen. Man kann zum Eingange ihrer Wohnungen hinein schießen, ohne sie heraus zu bringen; so, wie die Baummarder, wenn sie in hohlen Bäumen stecken, und man die Bäume aufhauet, oft so lange, bis man auf sie loshauet, stecken bleiben."

Von dem amerikanischen gestreiften Iltiß, oder so genannten Conepatl, und dem scheckigen

amerikaniſchen Iltiß, oder ſo genannten Mapurita, oder Zorille, werde ich im Artikel Stink-Thier handeln.

Iltiß-Wieſel, ſ. unter Wieſel.

Ilz, ein Fluß; ſ. Ils.

Imago, Fr. Image; ſ. Bild.

Imal, ein in verſchiedenen Städten des Herzogthums Lothringen gebräuchliches Getreidemaß. 6 Imal machen 1 Reſal; und 1 Reſal hält ungefähr 15 pariſer Scheffel (Boiſſeaux) oder 180 Pfund Weitzen.

Imam, ſ. das Folgende.

Iman, oder Imam, ein muhammedaniſcher Prieſter oder Pfarrer, oder Oberſter einer Moſchee. Es wird von den Imans, ſtatt aller andern Wiſſenſchaften, nur dieſe einzige gefordert, daß ſie den Koran fertig leſen können. Sie ſind dem Mufti nicht unterworfen, ſondern ein jeder regiert ſeine Pfarre nach eigenem Belieben. Sie gehen faſt eben ſo gekleidet, wie die gemeinen Türken, auſſer daß ihr Turban etwas breiter und auf eine andere Art gefaltet iſt, und daß ſie längere Aermel und längere Bärte tragen. Ein Iman, welcher ſeines Amtes entſetzt worden iſt, tritt wieder in ſeinen vorigen Laienſtand, und der Groß-Vizier ernennt einen andern. Auſſer dem Gebethe in den Moſcheen halten die Imans auch zuweilen Predigten. Bey dem Volke ſtehen ſie in großem Anſehen. Wer einen Iman geſchlagen hat, dem wird, wenn er ein Türk iſt, die Hand abgehauen; iſt er aber ein Chriſt, ſo wird er verbrannt. Kein Iman kann, ſo lange er im Amte ſteht, wegen irgend eines Verbrechens am Leben geſtrafet werden, ſondern ſeine höchſte Strafe iſt die Verweiſung an einen entfernten Ort. Die Großherren und ihre Miniſter wiſſen jedoch dieſes Privilegium zu vereiteln, indem ſie einem Iman, den ſie wegen Verbrechen züchtigen laſſen wollen, vorher die Ehre anthun, daß ſie ihm einen Roßſchweif zuſchicken; denn

durch

durch dieses militärische Ehrenzeichen wird er wieder ein Laie, und ist der Strenge der Gesetze unterworfen.

Imber, s. Ingber.

Imber, ein Wasservogel; Colymbus Immer *L.*; siehe See-Flunder.

Imbiß, (das) ein nur in den gemeinen Mundarten Ober- und Nieder-Deutschlandes übliches Wort, theils eine jede Mahlzeit, theils aber auch in engerer Bedeutung, ein Frühstück, eine Collation, zu bezeichnen, in welchem letztern Verstande auch die Nieder-Sachsen ihr Imt, Immet, und die Holländer ihr Inbyt, Ontbyt, brauchen. Die Zeit zum Frühstücken, heißt daher in Niedersachsen die Imbtstydt. Bey dem Kero bedeutet Imbiz eine jede Speise, und imbizza, bey dem Ottfried imbizzen, speisen. Im Ober-Deutschen lautet dieses Wort auch Ambiß und Immeß.

Imi, ein Getränkmaß; s. Immi.

Imker, ein nur in Niedersachsen übliches Wort, einen der Bienenzucht erfahrnen, einen Bienenwärter zu bezeichnen, der im Hochdeutschen ein Bienenmeister, im Oberdeutschen aber ein Zeidler heißt.

Daher die Imkerey, in Niedersachsen, die Bienenzucht, die Kenntniß der Bienen und ihrer Wartung. Siehe Imme.

Imm, Imma, eine Art Bolus, oder rothe Erde, oder ein Eisen-Ocher, dessen sich in Persien die Mahler und Färber zu ihren Gemählden und Farben bedienen. Das persische Frauenzimmer, insonderheit die öffentlichen Tänzerinnen, gebrauchen ihn, sich damit rothe Wangen zu mahlen, um ihre Schönheit zu erheben, wie man bey uns mit dem Carmin, oder der spanischen Röthe, thut. Der beste Imm ist derjenige, den man aus dem Berge Chiampa, unweit Bender-Abassi, oder Bender-Congo, bekommt.

Imme, ein nur im Niederſachſen übliches Wort, eine Biene, und in engerer Bedeutung, eine Arbeitsbiene zu bezeichnen, zum Unterſchiede von den Drohnen; daher alle mit Biene im Hochdeutſchen zuſammen geſetzte Wörter im Niederſächſiſchen mit Imme gemacht werden, z. B. das **Immenbrod**, die **Immenkappe**, der **Immenkorb**, u. ſ. f. In Franken und Schwaben wird ein Bienenſchwarm, der ſich gleich einer Traube an einen Baum oder Strauch geſetzt hat, ein **Immenzopf** genannt.

Im Frieſiſchen Ibme, in andern Gegenden Ymme, wo es auch einen Bienenſtock bedeutet, ſo wie Apis in dem ſalziſchen Geſetze. In dem Schwabenſp. kommt ſowohl Bine als Ymme vor. So fern Imme anfänglich und urſprünglich ein hohles Gefäß bedeutet hat, kann es zu dem alten hemen, decken, oder auch zu ham, hum, hohl, gehören, und urſprünglich ein hohles Gefäß bedeutet haben; ſiehe Hemd, Himmel, Humpe. Indeſſen ſteht dahin, ob nicht dieſes Inſect im Niederſ. ſeinen Nahmen von ſeinem gelinden Summen hat, ſo wie andere ähnliche Inſecten von ihrem ſtärkern Geſumſe Hummeln, Brekmſen u. ſ. f. genannt werden.

In der rothwälſchen Sprache der Spitzbuben heißt einer, der ſchon die Tortur ausgeſtanden hat, ein Imme.

Immen-Blatt, Melittis Melissophyllon *Linn.*; ſ. **Meliſſen-Blatt.**

Immen-Fraß, **Immen-Freſſer**; ſ. **Immen-Wolf.**

Immen-Kraut, ſ. **Meliſſe**, und **Thymian.**

Immen-Wolf, **Immenfraß**, **Immenfreſſer**, die Benennung einer Art Brachvögel, deren Hauptnahrung die Bienen ſind, und welche daher unter die gefährlichſten Feinde der Bienen gehören; Merops Apiaſter; ſ. **Heu-Vogel**, im XXIII Th. S. 292.

Immer, Colymbus Immer *Linn.*; ſ. **See-Flunder.**

Immergrün, Aizoon *Linn.* 1. Eine Gattung Pflanzen mit vielen dem Kelche in einem Ringe einverleibten Staubfäden, und fünf Staubwegen, welche ſich durch ihren fünfmahl getheilten Kelch, durch ihren

Man-

Mangel an einer Blumenkrone, und durch ihre von dem Kelche umgebene fünffächerige und fünfschalige Samencapsel, in welcher sich viele rundliche Samen befinden, unterscheidet. Einige neuere Botanisten haben sie Ficoidea genannt; sie ist aber von den Ficoiden ganz unterschieden, indem die Blumenblätter mangeln, und nur der einblätterige, in fünf spitzige Einschnitte getheilte Kelch zugegen ist. Linné hat drey Arten derselben, welche man, da sie kein sonderliches Ansehen haben, nur in botanischen Gärten erzieht.

a. **Immergrün mit keilförmigen eyrunden Blättern, und Blumen, die keine Blumenstiele haben,** Aizoon canariense, foliis cuneiformi-ouatis *Linn.* Aizoon foliis obuerse ouatis *Royen.* Ficoidea procumbens, portulacae folio *Nissol.* Diese Sorte wächst ursprünglich auf den canarischen Inseln. Sie treibt aus der faserigen Wurzel viele saftige, rundliche, etwas röthliche, und auf der Erde hingestreckte, ästige Stängel, welche dicht mit keil- oder eyförmigen, fast dem gemeinen Portulak ähnlichen, völlig ganzen, einiger Maßen haarigen, und gleichsam mit einem Reife überzogenen Blättern bedeckt sind. Zwischen diesen, und insonderheit, wo die Zweige abgehen, sitzen die kleinen gelblichen Blümchen platt auf. Es ist eine jährige (jahrvergängliche) Pflanze, welche man im Frühlinge in einem gemäßigten Mistbeete aus dem Samen ziehen, und, wann sie zum Versetzen taugt, sorgfältig ausheben, jede derselben in einen besondern Topf mit frischer lockerer Erde setzen, in ein anderes gemäßigtes Mistbeet eingraben, und im Schatten halten, bis sie von neuem Wurzel schlägt, nachher nach und nach an die freye Luft gewöhnen, im Junius an dieselbe, aber an einen bedeckten Ort bringen muß, wo sie im Sept. blühen und reifen Samen tragen, aber bald darauf verwelken wird. Wenn man die Stöckchen in Blumentöpfen hält, und diese den Winter über in das

Glashaus ſetzt, dauern ſie zuweilen bis in das zweyte Jahr.

b. **Immergrün mit lanzenförmigen Blättern und Blumen ohne Blumenſtiele,** Aizoon hispanicum, foliis lanceolatis, floribus ſeſſilibus *L.* Ficoides hispanica annua folio longiore *Hort. Elth.* unterſcheidet ſich vornehmlich in den Blättern, indem dieſelben lanzenförmig zugeſpitzt ſind. Die Blumen ſitzen ebenfalls platt auf. Die äſtigen Stängel ſind ausgeſtreckt und die Blätter ſaftig und gleichſam bereift. – Die Art wächſt in Spanien wild. In Afrika hat man eine Varietät derſelben mit haarigen rauhen Stängeln und Blättern gefunden. Sie wird wie die canariſche Art fortgepflanzt. Wann ſie zum Verſetzen geſchickt iſt, kann man ſie auf ein kaltes Land, auf einen mageren ſandigen Boden, oder auf Schütt von Mauerwerk, ſetzen, wo ſie weit mehr Blumen und Samen bringt, und nicht ſo ſtark in die Zweige wächſt. In einer fetten Erde wachſen zwar die Zweige ſehr ſtark, die Blüthen aber kommen erſt ſpät im Jahre zum Vorſchein, und mithin wird auch der Same ſelten reif. Bey aller Wartung iſt es aber doch nur ein Sommer-Gewächs.

c. **Riſpenförmiges Immergrün mit lanzenförmigen Blättern, und riſpenförmigen Blumen,** Aizoon paniculatum, foliis lanceolatis, floribus paniculatis *L.* Aizoon foliis lanceolatis ſubtus hirſutis *Royen.* wächſt auf dem Vorgebirge der guten Hoffnung, und iſt, den Blättern und dem Wachsthume nach, der zweyten Art ganz ähnlich; die Blumen aber ſtehen büſchelweiſe bey einander.

2. Auch das **große Hauslaub,** Sempervivum *L.* (ſ. Th. XXII, S. 395,) wird von Einigen **Immergrün** genannt, ſo wie

3. das **Singrün,** Vinca minor *L.*; ſ. Jngrün.

Immerkuh, im g. L. einiger Gegenden, eine zu einem Inventario gehörige, oder ſo genannte eiſerne Kuh; ſ. Eiſern, im X Th. S. 693, und Gotteskuh, im XIX Th. S. 594.

Immerſchön, eine Benennung des Gnaphalium Stoechas L.; ſ. Sonnen-Goldblume.

Immerwährender Kalender, ſ. unter Kalender.

Immeß, Immet; ſ. Imbiß.

Immhamen, (auch Immham, oder Himphamp genannt,) bey den Buchdruckern ein lederner Riemen, oder eine Schnur, welche neben der Buchdruckerpreſſe ſenkrecht, aber ſchlaff, ausgeſpannet iſt, und das Rähmchen der Preſſe, wenn es aufgemacht wird, fänget, und es, wenn es nöthig iſt, wieder zurück ſchnellet; der Anſchlag.

Die letzte Hälfte iſt das Wort Hamen, ſo fern es überhaupt ein Werkzeug zum Fangen oder Halten bedeutet; ſ. Th. XXI, S. 322. Nur die erſte Hälfte iſt noch dunkel, und muß ihre Erläuterung ohne Zweifel aus der niederrheiniſchen und holländiſchen Mundart erwarten.

Immi, ein noch in Schwaben und der Schweiß übliches Maß ſowohl trockner, als flüſſiger Dinge, wo es auch Immig, Imi, Rune u. ſ. f. lautet. Im Würtembergiſchen hält ein Eimer oder Ohm Wein 16 Immi, ein Immi aber 10 Maß, oder 40 Quart oder Schoppen. In Ulm iſt der Immi ein Getreide-Maß, welches 4 Mütlein, 24 Metzen, oder 96 Viertel hält. In Bern hält ein Immi, welcher daſelbſt gleichfalls ein Maß trockner Dinge iſt, 2 Achterle oder 16 Sechzehnerle; 4 Immi aber machen ein berner Mäß, und 48 ein Mütt. In Zürich gehen 9 Immi auf ein Viertel, 36 aber auf ein Mütt.

Es ſtammet mit Ahm, Eimer, Himten, Humpe, dem Lat. Hemina, und andern, aus Einer Quelle her, in welchen der Begriff eines Gefäßes der erſte und herrſchende iſt.

Immiſſion, oder Einweiſung, iſt eine Art der gerichtlichen Hülfe, welche eigentlich in eines ausgeklagten

Schuldners Güter und Vermögen, und bey Kaufleuten insonderheit in ihre Läden, Gewölbe, Niederlagen ꝛc. geschiehet; oder ein richterlicher Ausspruch, kraft dessen jemand in den Besitz eines Gutes, darauf er Anspruch macht, eingesetzet wird. Die Sache, in deren Abtretung oder Ausantwortung der Beklagte verurtheilt worden ist, wird bey der gerichtlichen Hülfe ihm weggenommen; oder, bey unbeweglichen Gütern, der Beklagte daraus geworfen (emittiret), und Kläger eingewiesen (immittiret). In unbewegliche Güter wird die Hülfe durch Aushauung eines Spans aus der Thüre, Ausgrabung oder Ausstechung eines Rasens oder Erdkloßes, Aushebung eines Weinrebens, Abhauung eines Zweiges ꝛc. vollstrecket; worauf die Immission durch Auslöschung des Feuers und Wiederanzündung desselben, Eröffnung der Gemächer und Uebergebung der Schlüssel ꝛc. vorgenommen wird.

Von der Immission der Gläubiger in ein im Concurse stehendes Gut, werde ich im Art. Pachoder Anschlag handeln.

Immortelle, s. Sonnen-Goldblume.

Impastiren, ein aus dem Ital. impastare, und Franz. empâter, ehedem empaster, entlehntes Wort.

1. Bey den Mahlern, die Farbe dick und fett auf ein Gemählde auftragen, ohne sie allzu sehr zu streichen und zu verreiben. Man sagt: ein wohl impastirtes Gemählde, Fr. un tableau bien empâté, um anzuzeigen, daß es farbenreich ist, und daß die Farben auf dasselbe dick und frey aufgetragen sind. Wenn aber von einem erst angefangenen Gemählde die Rede ist, so heißt impastiren, untermahlen, d. i. die Farben, jede an ihren Ort, auf die Figur auftragen, ohne sie zu verschmelzen. Dieser Kopf ist noch nicht gemahlt oder ausgemahlt, er ist nur impastirt.

Daher die Impastirung, Fr. Empâtement, Empastement, das Auftragen der Farben auf Leinwand, Holz,

Holz, oder einer andern Materie, insonderheit, wenn die Farben dick aufgetragen werden.

2. Figürlich, bey den Kupferstechern, die mit dem Grabstichel und der Nadel gemachten Puncte vermittelst der Striche und Schraffierungen mit einander vermischen.

Daher die Impastirung, die Vermischung der Puncte, Striche und Schraffierungen des Grabstichels und der Nadel, und die daher entstehende Wirkung. Die Puncte des Grabstichels sind von einer zu genauen Rundung; die Puncte der Nadel aber, welche von keiner solchen Regelmäßigkeit und von einer verschiedenen Schwärze sind, machen mit jenen eine geschmackvolle Impastirung.

3. In der Baukunst und bey den Mäurern, heißt impastiren, und Impastation, Fr. Impastation, eine Art Teig, welcher aus Mörtel und zu Pulver gestoßenen Steinen, oder auch aus andern klein zerriebenen, und durch einen Kitt, welcher an der Luft hart wird, zusammen verbundenen Materien von allerley Farben, gemacht ist, und zu Mauerwerk gebraucht wird; ingl. die Verfertigung eines solchen Teiges, und das aus einem solchen Teige verfertigte Mauerwerk selbst. Einige sind der Meinung, daß die Obelisken und die großen Säulen, die uns aus dem Alterthume übrig geblieben sind, theils impastirte (oder aus einem Teige zusammen geknetete), theils aber im Feuer geschmolzene Massen, seyn.

4. In der Pharmacie, oder Apothekerkunst, heißt Impastation das Machen (oder Reduciren) eines Pulvers oder sonst einer andern Materie zu einem Teig, indem man etwas Flüssiges zugießt, um z. B. Täfelchen, Morsellen, Zeltlein u. d. gl. zu verfertigen.

Impatiens Balsamina Linn. Balsamine; s. Th. III, S. 473, fgg.

Impatiens, Cardamine Impatiens *L.* Springgauchblume; Springkreſſe; ſ. Th. XVI, S. 484.

Imperatoria, ſ. Meiſterwurz.

Impératrice, eine Art Pflaumen; ſ. Pflaume.

Imperial, aus dem mittlern Lat. Imperialis, Fr. Impériale, eine gewiſſe harte Goldmünze, welche 4 Deniers und 4 Gran am Gewichte, und 23 $\frac{3}{4}$ Karat am Gehalte hat. Dieſe Münze wurde ehemahls in Flandern geſchlagen, und galt daſelbſt ungefähr ein Fünftel weniger, als der Louis d'or von 12 franz. Livres, welcher heut zu Tage 20 Livr. gilt.

Seit 1755 hat man auch in Rußland ganze und halbe Imperialen, zu 10 und 5 goldene Rubel, ausgepräget. Die Kaiſerinn Eliſabeth hat dieſelben zuerſt eingeführt. Es ſoll, nach der Ukaſe v. 23 Nov. 1755, ein ganzer Imperial 3 $\frac{8}{96}$, und ein halber 1 $\frac{48}{96}$ Solotnick wiegen. Ein geſetzmäßiger ganzer Imperial wiegt im Schrote 344 $\frac{1}{2}$ Aß von 22 Karat feinem Gold, und im Korn 315 Aß, und enthält 4 $\frac{442}{1000}$ Ducaten Gold; ein Stück derſelben aber gilt 26 Mark 10 Schill. Banco, w. o. m. oder 31 Mark 10 Schill. Cour. w. o. m. und nach unſerm Gelde 12 $\frac{1}{2}$ Rthlr.

Auf den Imperialen der Kaiſerinn Eliſabeth ſieht man auf der Hauptſeite das links ſehende Bruſtbild der Kaiſerinn, mit ruſſiſcher Umſchrift. Unter dem Bruſtbilde ſtehen die ruſſiſchen Buchſtaben C П Б (S. P. B., d. i. Saint Pieterburg). Auf der Rückſeite, fünf in Form eines Kreuzes geſtellte gekrönte Wapen-Schilde, davon der mittlere den ruſſiſch kaiſerl. zweyköpfigen ſchwarzen Adler, im goldenen Felde, als das ruſſiſche Reichswapen; der obere, den geharniſchten und gekrönten Ritter St. George zu Pferde, von Silber, welcher mit ſeiner Lanze einen unten liegenden ſchwarzen Drachen erſticht, im rothen Felde, als das Wapen von Moscau; der mittlere zur rechten, eine goldene Zackenkrone, unter welcher ein Säbel liegt,

deſſen

deſſen Griff von Gold, die Klinge aber von Silber iſt, im blauen Felde, als das Wapen von Aſtrakan; der untere, zwey ſilberne aufgerichtete, und mit den äuſſern Vorderklauen einen goldenen Bogen, über welchen eine goldene Krone ſchwebet, mit beyden innern aber ein Par ſilberne, in Form eines Andreaskreutzes geſchränkte, unter ſich gekehrte Pfeile haltende Wölfe, im blauen Felde, als das Wapen des Königreiches Sibirien; und der mittlere zur Linken, das Wapen von Caſan, nähmlich einen gekrönten ſchwarzen Drachen, im ſilbernen Felde, in ſich enthält. Die Umſchrift iſt ruſſiſch, und heißt auf deutſch: Dieſe Münze in Rußland zehn Rubel. In den vier Winkeln des Wapenkreutzes ſteht die Jahrzahl 1755.

Ihr Nachfolger, der unglückliche Kaiſer Peter III. behielt dieſe Ausmünzung im Golde bey, und ließ nach dem Antritt ſeiner Regierung dieſen Imperial, welchen Fig. 1657 in Kupfer geſtochen darſtellt, prägen. Auf der erſten Seite dieſer Münze erblickt man das gegen die linke Seite gekehrte, geharniſchte Bruſtbild des Kaiſers mit einem über die rechte Schulter herab hangenden Ordensbande, und einem, wie es das Anſehen hat, zweyköpfigen Adler auf der Bruſt, wie auch im preußiſchen Haarzopfe. Die Umſchrift, welche aus ruſſiſchen Buchſtaben beſteht, heißt in deutſcher Sprache: Peter III. von Gottes Gnaden Kaiſer und Selbſthalter aller Reuſſen. Unter dem Bruſtbilde ſtehen die ruſſiſchen Buchſtaben СПВ (S. P. B.). Die andere Seite ſtellt die fünf in Geſtalt eines Kreutzes zuſammen geſetzten Wapen, welche ich bey vorerwähntem Imperial der Kaiſerinn Eliſabeth beſchrieben und erklärt habe, mit eben der ruſſiſchen Umſchrift, vor. In den vier Winkeln des Wapenkreutzes ſteht die Jahrzahl 1762.

Die Benennung von Imperial iſt aus einer Nachahmung der Realen geſchehen. Alle beſonders feine Münze hieß

hieß ehedem Moneta regalis, daher der Nahme Real von Regal gekommen ist. Eine goldene Münze, welche zu den Zeiten des Kaisers Carl IV. in Deutschland aufkam, davon ein Stück 13 grossos galt, und davon 63 Stücke auf die rauhe Mark zu 23¾ Karat fein war, wurde ins besondere Moneta regalis genannt.

Imperial-Fractur, eine Art deutscher Lettern; s. Th. XIV, S. 738.

Imperial-Papier, s. unter Papier.

Imperial-Wasser, L. Aqua imperialis, Aqua Fioravantæ, wird das von dem italiänischen Arzte Fioravanta erfundene Schminkwasser genannt, wodurch er bey vielen Fürstinnen und Damen große Gunst erlangt hat, und welches folgender Gestalt zubereitet wird.

Man nimmt guten Branntwein, oder auch Frantzen-Wein, 35 Pfund; Myrrhen, Mastix, Weihrauch, Storax, Benzoe, arabisch Gummi, von jedem 2 Loth; Gewürznelken, Zimmet, Muskatennuß, von jedem 1 Loth; Pimpinell, süße Mandeln, von jedem 4 Loth; macht alles zu Pulver, thut es in den Branntwein, läßet es etliche Tage stehen, und zieht es hernach über einen gläsernen Helm. Das Wasser geht trübe herüber; wenn es aber steht, wird es hell. Man kann auch, nach Belieben, Bisam in einem Säckchen hinein werfen, so bekommt es einen guten Geruch.

In den Officinen hat man verschiedenes, nach andern Compositionen verfertigtes, Imperialwasser, als: Schröder's, und das Londner, an deren Statt aber viele lieber das von Junker'n verbesserte gebrauchen. Des aus weißem Wein, Zimmet, Muskatennuß, Citronschalen, Nelken, Calmus, Päonienwurzel, Lorbeerblättern, Isopp, Majoran, Thymian, Salbey, Rosmarin, Lavendel ꝛc. destillirten Wassers bedient sich das Frauenzimmer nicht nur als eines Schminkwassers, sondern auch innerlich zur Stärkung des Hauptes, und in hysterischen Zufällen.

Impériale, die Kaiserpflaume; s. Pflaume.

Imperiale, siehe Bette, (Himmel-) und Kutschen-Himmel.

Im-

mpériales, *Serges impériales*; ſ. Sarſche.

Impfen (*), iſt noch in dem Gartenbaue und dem Forſtweſen üblich, den Zweig eines Baumes zur Fortpflanzung in die Rinde oder den Stamm eines andern befeſtigen, damit er mit ihnen zuſammen wachſe. Kirſchen auf wilde Stämme, Aepfel auf Birnſtämme impfen. In den Spalt impfen, wenn das Reis in einen Spalt, welcher in den oben eingeſchnittenen jungen Stamm gemacht worden iſt, geſetzet wird. In die Rinde impfen, wenn es in die geſpaltene Rinde geſetzet wird. In den Kerb impfen, wenn es in eine Kerbe geſetzet wird, welche man in einen alten Stamm gehauen hat. Es iſt im Oberdeutſchen am üblichſten; im Hochdeutſchen braucht man dafür pfropfen, und in andern Gegenden pelzen. Aus der unten befindlichen Anmerkung erhellet, daß es eigentlich die Fortpflanzung vermittelſt eines Reiſes, nicht aber vermittelſt eines Auges, wie Gottſched will, bedeutet, und daher von äugeln, genau zu reden, noch verſchieden iſt. Siehe Pfropfen.

Importation, in der Handlungsſprache, die Einführung fremder Producte in ein Land; im Gegenſatze der Exportation, d. i. der Ausführung der Landes-Producte oder der fabricirten Waaren aus dem Lande.

Im-

(*) Bey dem Notker impiton, *inſerere*, in Boxhorn's Gloſſen kimpitota, *inſevit*, im Schwabenſp. ympfen, ehedem auch impten, empten, im Angelſ. impan, im Engl. to imp, im Schwed. ympa. Schon in dem ſaliſchen Geſetze iſt Imporus ein Pfropfreis, nicht, wie Eckard will, von dem Lat. Impotus, ſondern von in und dem holl. Poote, Pote, Niederſ. Pote, ein Pfropfreis, eine Pflanze, ein junger Baum, Griech. φυτον, daher impaten, im Niederſ. einpflanzen, Gr. ἐμφυτευειν, bedeuten, woraus das Oberdeutſche impfen in engerer Bedeutung entlehnet zu ſeyn ſcheint. Das mittlere Lat. enrare, und Fr. enter, impfen, ſtammen gleichfalls daher, ſo wie das Engl. Impes, ein Pfropfreis, Wallis. Imp, Dän. Impe, Rune, Engl. Imp, daraus verkürzet worden ſind. Auf ähnliche Art ſagen die Niederſachſen für impfen, riſen, von Ris, ein Reis, Pfropfreis.

Impoſt, (der) aus dem mittlern Lat. Impoſtus, von imponere.

1. Eine Auflage, Anlage, Aufſchlag, die landesherrliche Anordnung eines Beytrages der Unterthanen zur Beſtreitung gemeinſchaftlicher Bedürfniſſe, z. E. Steuer, Schatzung, Tribut, Zoll. Zinſen; eine jede von der Obrigkeit verordnete Auflage, beſonders auf bewegliche Güter; Fr. Impôt, Ital. Impoſta. Die Waaren mit vielen Impoſten beſchweren, d. i. Acciſe, Zoll u. ſ. f. Von Seiten der Unterthanen verſteht man unter Impoſt die Abgaben an die Obrigkeit. Siehe Steuer.

2. In der Baukunſt wird das vorſpringende Simswerk an dem Nebenpfeiler, worauf der Bogen eines Gewölbes ruhet, Incumba, der Impoſt, Fr. Impoſte, ſonſt aber auch der Kämpfer genannt. Siehe Kämpfer.

Impotenz, aus dem Lat. Impotentia, Fr. Impuiſſance, die Untüchtigkeit einer Perſon zum Kinderzeugen; das Unvermögen, den Beyſchlaf zu vollziehen; ſiehe Unvermögen.

Imprägnation, ſiehe das Folgende.

Imprägniren, Fr. Imprégner, heißt, nach ſeinem lateiniſchen Urſprunge eigentlich ſchwängern, ſchwanger machen; figürlich wird es auch zuweilen von dem Mineral- und Pflanzen-Reiche gebraucht, für befruchten, fruchtbar machen. In der Chemie und Apothekerkunſt heißt imprägniren, eine flüſſige oder andere Materie mit Theilchen einer fremden Subſtanz beladen. Einen Liquor mit Salzen, mit vitrioliſchen Theilchen, mit Eiſentheilchen ꝛc. imprägniren. Ein Tuch mit der färbenden Brühe imprägniren, es von derſelben völlig durchdringen laſſen; machen, daß die färbende flüſſige Materie ſich bis zur Sättigung in das Tuch hinein zieht. Eine mit Salpeter imprägnirte Erde.

Daher die Imprägnation, die Schwängerung, Befruchtung; und in der Apothekerkunſt, eine Art Eintränkung (Imbibition), vermittelſt welcher ſich in einen Liquor oder andern Körper gewiſſe Theilchen einer fremden Subſtanz hinein ziehen, und ſich bis zur Sättigung mit ihm vereinigen; wenn z. B. ein alkaliſches Salz mit einem ſauern Liquor geſättiget wird, oder, wenn der Weinſtein durch ſeine Vereinigung mit Spießglas eine das Erbrechen erregende Kraft erhält.

Imprägnation der Saat, ſiehe Samen-Imprägnation.

Imprimerie, *Imprimeur*, Buchdruckerey, Buchdrucker; ſ. Th. VII. S. 171.

Impuiſſance, ſ. Imporenz.

Imt, ſ. Imbiß.

Inbrunſt, eine innere, inwendige Brunſt, d. i. Hitze. 1. Eigentlich, in welcher Bedeutung es im Hochdeutſchen veraltet iſt. Die Inbrunſt des hitzigen Fiebers, die damit verbundene innere Hitze. 2. Figürlich, ein hoher Grad der Liebe. Eine Perſon mit vieler Inbrunſt lieben. Wo es beſonders in der Theologie von einer heftigen überwiegenden Empfindung gegen Gott, und der Fertigkeit derſelben, gebraucht wird, beſonders ſo fern ſich dieſelbe im Gebethe äußert. Gott mit vieler Inbrunſt lieben. Mit Inbrunſt bethen.

Schon das Wort Brunſt wird von einem hohen Grade der Liebe gebraucht, und in ſcheint hier die alte verſtärkende Bedeutung zu haben.

Daher Inbrünſtig, Inbrunſt habend, darin gegründet. 1. Eigentlich; eine im Hochdeutſchen veraltete Bedeutung. 2. Figürlich, einen hohen Grad der lebhaften Liebe habend, und darin gegründet. Am häufigſten von der lebhaften Empfindung gegen Gott. Inbrünſtig bethen. Ein inbrünſtiges Gebeth.

Die

Die Inbrünſtigkeit, die Inbrunſt als eine Fertigkeit betrachtet; ein Wort, welches man füglich entbehren kann, weil das kürzere Inbrunſt bereits in dieſer Bedeutung üblich iſt.

Inbuſen. ſ. Ingarn.

Inca, Ynca, hieß bey den Einwohnern von Peru, ehe ſie noch unter die Gewalt der Spanier kamen, ihr Regent oder Fürſt, ingleichem auch jeder Herr aus deſſen Geſchlechte. Die Incas, (welches Wort in der peruaniſchen Sprache einen König oder großen Herrn bedeuten ſoll,) waren nicht nur die Könige, ſondern auch die Hohenprieſter ihres Volkes, von dem ſie in ihrem Leben als Kinder der Sonne, und nach ihrem Tode als Götter verehret wurden.

Inca-Stein, Geſundheitsſtein; ſ. Markaſit.

Incameration, ein bey der apoſtoliſchen Kammer und im päpſtlichen Kanzelleyſtyl gebräuchliches Wort, die Einverleibung eines Gutes oder eines Stück Landes mit den päpſtlichen Domänen oder Kammergütern. Dergleichen that Papſt Innocentius X. im J. 1650 mit dem Herzogthume Caſtro, als er daſſelbe dem Herzoge von Parma entzog. Wenn die päpſtliche Kammer eine Herrſchaft oder ein Gut, ſo dieſelbe per incamerationem den päpſtlichen Domanialgütern einverleibt hat, wieder heraus gibt, und nicht mehr als ihr Eigenthum betrachtet, heißt es Délincameration.

Incarnadin, ſ. das Folgende.

Incarnat, aus dem Franzöſ. Incarnat (*), hoch roſenroth, d. i. was eine Farbe hat, die zwiſchen dem Roth der Kirſchfarbe und dem gewöhnlichen Roth der Roſenfarbe das Mittel hält, etwas lichter als jene, und etwas höher als dieſe. Daher das Hauptwort das In-

(*) Das Franzöſiſche ſtammet von dem mittlern Lat. ingrenatis her, welches eben das bedeutet, ſo wie ihr Nacarat, fleiſchfarben, aus dem Niederſ. nakrood gebildet iſt; ſ. Th. XIV. S. 218.

Incarnat, Fr. l'Incarnat, oder die Incarnatfarbe. Incarnat-Sammet, Fr. du velours incarnat. Ein incarnatrother Stoff, Fr. une étoffe incarnate. Eine incarnatrothe Geſichtsfarbe, Fr. un teint incarnat. Das Incarnat (oder höhere Roth) dieſer Roſen.

Incarnat, iſt nicht einerley mit Fleiſchfarbe, Fr. Couleur de chair, (ſ. Th. XIV, S. 218,) ſondern bezeichnet ein ſehr hohes Roſenroth, welches beynahe dem [illegible] der Granatblüthen gleich kommt.

Eine Farbe, welche ſchwächer iſt, als das gewöhnliche Incarnat, nennt man Incarnadin; ungefähr leibfarbig, (in ſo fern man leibfarbig und fleiſchfarbig nicht für einerley, ſondern jenes für eine blaſſere, und dieſes für eine höhere Farbe annimmt). Ein leibfarbiger Atlaß, Fr. un ſatin incarnadin. Eine leibfarbige Blume, Fr. une fleur incarnadine.

Incendie, Incendium; ſ. Feuersbrunſt.

Inch, iſt ein engliſches Längenmaß, und eigentlich dasjenige, was man in Frankreich einen Zoll nennt, wiewohl noch ein Unterſchied darunter iſt. Das Gerſtenkorn iſt weniger, als das Inch, und das kleinſte unter dieſen Maßen. 3 Gerſtenkörner gehören zu 1 Inch; 4 Inchs machen 1 Handbreit; 3 Handbreit, 1 Fuß; 1½ Fuß, 1 Cubit; 2 Cubits, 1 Yard; 1¼ Yard, 1 Elle.

Inciſions-Schere, ſ. Schere der Wundärzte.

Inck, ſ. Ichien, oben, S. 295.

Inclinatio, Fr. Inclination, die Neigung, im Franzöſ. auch die geliebte Perſon ſelbſt. In letzterm Sinne pflegt der Deutſche das Wort Inclination beyzubehalten. Dieſer Officier war lange Zeit die Inclination (oder der Liebling) dieſer Dame. In eben dem Sinne ſagt der Franzoſe im Plural: boire aux inclinations de quelcun, auf d[illegible] Geſundheit von jemanden Inclination trinken. à vos inclinations, es lebe Ihre Inclination! d. i. Ihre Geliebte, Ihre Mamſell Braut.

Braut, Ihre Maitreſſe, u. ſ. w. oder auch, derjenige, dem Sie Ihr Herz zugedacht oder geſchenkt haben, z. B. Ihr künftiger Herr Bräutigam.

Incognito, ein aus dem Ital. und Franzöſ. entlehntes Wort, wird auch im Franzöſ. beybehalten, ohne erkannt zu ſeyn; oder auch, ohne ſich zu erkennen zu geben; ohne ſich für den, der man iſt, kund zu geben; ohne für die Perſon, welche man wirklich iſt, erkannt ſeyn zu wollen. Man bedient ſich dieſes Wortes hauptſächlich von hohen Standesperſonen, die, mit Weglaſſung ihres gewöhnlichen prächtigen Gefolges und anderer Kennzeichen ihrer hohen Würde, unter einem andern Nahmen in fremden Ländern herum reiſen, um alles beſchwerlichen Ceremoniells und Gepränges überhoben zu bleiben, und die Freuden der Geſellſchaft mit mehr Freyheit genießen zu können; oder auch aus andern Gründen. Halb incognito ſeyn, heißt, wenn ein vornehmer Herr zwar äuſſerlich einen geringen Nahmen annimmt und führt, aber doch die Ehrenbezeigung, als: Bedeckung bey der Einhohlung, Viſite und Wache annimmt.

Wenn in Italien die Kutſchpferde der Prinzen, der Cardinäle und der Ambaſſadeurs, keine Quaſten (fiocchi) aufhaben, und wenn die Kutſchenvorhänge (tendinelli) zugezogen ſind, ſo iſt ſolches ein Zeichen, daß dieſe Herren incognito fahren; und alsdann braucht niemand, wenn ſie vorbey fahren, ſtille zu ſtehen, oder den Hut abzunehmen. Wenn die Cardinäle ohne rothe Calotte erſcheinen, ſo iſt ſolches ebenfalls ein Zeichen, daß ſie incognito ſeyn wollen.

Man ſagt auch von Privatperſonen, die an dem Orte, wo ſie ſich aufhalten, nicht gekannt ſeyn wollen (oder unerkannt bleiben wollen), daß ſie incognito leben; Fr. ils ſe tiennent incognito.

Das Wort wird auch als ein Hauptwort (Subſtantivum) gebraucht. In Incognito beobachten, Fr. garder l'incognito, unerkannt bleiben wollen; nicht für die Perſon, die man iſt, angeſehen ſeyn wollen; ſich

als ein Unbekannter und unter verändertem Nahmen an einem Orte aufhalten.

Incol, L. Incola, ein fremder Einkömmling, Einwohner und Beysaß, zum Unterschiede von einem Eingebornen, L. Indigena.

Daher das Incolat, das Incolatrecht, L. Jus incolatus, Fr. Incolat, oder Droit d'incolat, insonderheit in Schlesien und Böheim, dasjenige Recht, welches die Einwohner dieses Königreiches genießen, und welches der Landesherr auch den Fremden, die nicht in diesem Königreiche geboren sind, verleihet und ertheilt, und vermöge dessen sie einerley Freyheiten und Vorzüge mit den im Lande gebornen (eingebornen) Bürgern oder Edelleuten dieses Reiches genießen; die Gewinnung der Landsmannschaft; die Naturalisation; das Heimathrecht. In Polen, Dänemark ꝛc. wird es das Indigenat genannt.

In Ländern, wo das Incolatrecht eingeführt ist, darf z. B. kein Fremder und Auswärtiger ein Landgut kaufen, sondern nur allein die eingebornen Landeskinder haben dieses Vorrecht. Ein Käufer also, welcher sich in einer Provinz, wo dieses Recht Statt findet, niederlassen und Landgüter kaufen will, muß zuvörderst dieses Recht, welches, wie ganz natürlich ist, in monarchischen Staaten von dem Landesherren ertheilet wird, zu gewinnen, und den deshalb gewöhnlichen Incolatbrief (Naturalisationsbrief) zu lösen suchen. Es ist solches nicht in allen Ländern gleich schwer zu erhalten, wiewohl es, da es eigentlich ein Vorrecht der sämmtlichen Mitglieder des Staates ist, niemahls anders, als aus erheblichen Ursachen, ertheilet werden sollte. Indessen sind doch alle Mühe und Kosten, welche ein Käufer an einen Güterkauf wendet, vor dessen Erlangung umsonst und vergebens, indem er, so lange er nicht durch das gewonnene Incolatrecht den eingebornen Landeskindern gleich gemachet worden ist,

weder zum Beſitz eines erkauften Landgutes gelangen noch auch die nöthige Confirmation darüber haben kann.

Da das Incolat oder Indigenat nicht überall eingeführt iſt, ſo folgt daraus von ſelbſt, daß das jetzt erwähnte Recht in denen Provinzen, wo ſolches ein Recht des Vaterlandes geworden iſt, zu beobachten ſey.

Wie ſehr der polniſche Adel mit ſeinem Indigenate prahlt und was für Vorrechte diejenigen, die ſolches erhalten, genießen haben, iſt aus der Geſchichte dieſes Landes bekannt. Es hält auch daſelbſt ſehr ſchwer, daß ein Fremder zum Indigenat gelaſſen werde; und öfters können die mächtigſten Empfehlungen ſolches nicht zuwege bringen. Beſondere Verdienſte um die Republik warren der Weg, ſich als ein beſonderes Kleinod zu gewinnen. So war es ehedem.

Unter den Provinzen in Deutſchland iſt beſonders das Herzogthum Schleſien wegen des Incolatrechtes bekannt. Auch hier darf kein Fremder an keinen Güterkauf denken, wenn er nicht vorher von dem Landesherren mit einem Incolatbriefe begnadiget worden iſt. So gar nicht die Einwohner derjenigen Provinzen, welche doch mit Schleſien unter einem Scepter ſtehen, dürfen daſelbſt Landgüter kaufen, ſondern ſie müſſen, eben ſo wie andere Fremde, vorher den Incolatbrief löſen.

Von dem ganz neuerlich in dem Königreiche Dänemark eingeführten Indigenatrechte, werde ich weiter unten ſprechen.

Es ſcheint zwar dieſes Recht einem Staate eben ſo ſchädlich, als nützlich, zu ſeyn, indem man begüterten Fremden, die durch einen vorhabenden Güterkauf ihr Geld in das Land bringen, und dadurch ſowohl die Anzahl der Bürger, als auch den Reichthum des Staates vermehren helfen wollen, die Sache eher erſchweren, als erleichtern ſollte. Allein, dieſes Recht führt, wenn man es mit einem philoſophiſchen Auge betrachtet, viel Vernünftiges und Gerechtes bey ſich. Beſonders aber iſt es alsdann, wenn es hauptſächlich den Vorzug der Eingebornen zu den erledigten Bedie-

ungen und Ehrenämtern zur Hauptabsicht hat, für einen jeden Staat etwas sehr nützliches. Denn, daß die Eingebornen, da sie und ihre Vorfahren die Lasten des Staates schon so lange tragen geholfen, und öfters ihr Blut und Leben zur Wohlfahrt des Vaterlandes gewaget und aufgeopfert haben, zu den Landesbedienungen und Ehrenämtern vorzüglich genommen werden, ist der Gerechtigkeit und Billigkeit gemäß. Die National-Liebe ist ein Naturtrieb, welcher niemahls ganz ausgerottet, aber durch gute Mittel gestärket, zum Heroismus im Kriege, und zur höchsten Betriebsamkeit des allgemeinen Wohls im Frieden erhoben werden kann. Kränkend muß es für jeden Patrioten seyn, wenn er sieht, daß Ausländer die Dienste des Staates verwalten, und Aufseher oder Befehlshaber in der Nation werden. Sein Eifer wird geschwächt und durch das Mißvergnügen verzehrt; seine Furcht, für Fremde zu arbeiten, welche Antheil an seinen Abgaben haben, macht ihn muthlos, unarbeitsam, träge. Der Gedanke der Verachtung, oder wenigstens der Geringschätzung der nationellen Fähigkeit, muß ihn nothwendig betrüben. Er wird weniger thun, als er thun könnte; er wird zu großen und wichtigen Dingen ungeschickt werden. Dieser Unmuth, diese Niedergeschlagenheit wird sich über den größten Theil der Nation ausbreiten, und sie wird weniger seyn, als sie seyn könnte. — Es gibt eine Menge, besonders Civilbedienungen, denen auswärts her Berufene nicht einmahl hinlänglich vorstehen können; und man kann sagen, daß die Fürsten nicht gerecht und billig handeln, die dazu bisweilen Auswärtige zu berufen pflegen. Alle diejenige Aemter, zu deren Verwaltung Kenntnisse der Gesetze des Landes, der Verfassung des Staates, des Characters der Nation, der Sitten, Gebräuche, Einrichtungen, Gewohnheiten ꝛc. nöthig sind, können von keinem Ausländer, wenigstens nicht ohne

Schaden im Anfange, und oft ganz und gar niem
ohne Schaden für das gemeine Beste, verwalte
den. Und wie wenige Aemter sind in einem Re
welches eine eigene besondere Nation inne hat, w
nicht dergleichen Kenntnisse nöthig wären! Der
racter einer Nation, welcher oft sehr von andern
weicht, macht die Uebertragung der Aemter an
wärtige fast immer bedenklich, und oft höchst n
theilig. Die Nation kann mit Recht verlangen,
ter solchen Aufsehern, Richtern und Vorgesetz
stehen, deren Gemüthsart mit der ihrigen nic
sehr contrastirt, die den Gang der Geschäfte nicht
kennen, sondern auch mit National-Liebe dem
kommen gemäß einrichten. Das Vaterland er
immer die besten Hirten des Vaterlandes.

Kann ein jeder Fremder in einem Lande
ter kaufen, wo er will, so werden dadurch nicht
die Eingebornen nach und nach verdränget, so
das ganze natürliche Vorzugsrecht derselben zu
dienungen und Ehrenstellen fällt, bey dieser un
schränkten Vermengung der Fremden mit den E
bornen, hinweg.

Das Incolatrecht hat auch, wenn es aus d
Gesichtspuncte betrachtet wird, in Ansehung d
einen sehr nützlichen Einfluß in die Wohlfahrt
Staates, daß es die Erziehung der Jugend gar
mein befördert und verbessert. Wo die grösten
wichtigsten Ehrenstellen in den Händen der Fre
oder Auswärtigen sich befinden, da hört bey den
gebornen natürlicher Weise alle Lust und aller Trie
Erlernung nützlicher Wissenschaften und Künste,
sie ihnen wenig brauchbar seyn können, von selbst
Sind sie aber durch ein Incolatrecht hierunter
billigen Vorzuges versichert, so werden auch die
ter mehr an die Erziehung ihrer Kinder, um
tüchtigen Dienern des Staates vorzubereiten,

ben, und die Söhne selbst müssen nothwendig durch diese Aussicht zu desto mehrern Fleiß gereitzet werden. Das Incolatrecht ist solcher Gestalt eines Theils eine rechte Schutzwehre wider das allzu häufige Eindringen der Fremden, und andern Theils gereicht es zu einer ganz besondern Aufmunterung in Erlernung nöthiger und nützlicher Wissenschaften und Künste.

Die Billigkeit und Gerechtigkeit des Indigenatrechtes ist zu allen Zeiten von den ältesten Völkern angesehen und beobachtet worden, und noch jetzt haben die meisten Nationen ein mehr oder weniger bestimmtes solches Recht. Es ist dieses eines der allerältesten Rechte der Nationen. In Aegypten war so gar den Fremden in den erstern Zeiten verbothen, in das Land zu gehen; die fremden Kaufleute mußten ihre Waaren an den Gränzen absetzen, und durften selbst nicht über die Gränze kommen. In den asiatischen Ländern erstreckten sich die National-Rechte bis zum Hasse gegen alle Ausländer. Den Nachrichten des Hrn. Dow zu Folge haben noch jetzt so gar einzelne Stämme oder Kasten in Indostan gewisse Vorzüge in Absicht des Zuganges zu gewissen Aemtern, und die andern nebst allen Fremden sind gänzlich davon ausgeschlossen. Die strengen National-Rechte der Juden sind allgemein bekannt. Eben so bekannt ist die National-Liebe der Griechen und Römer, welche in ihrer Verachtung der Ausländer so weit gingen, daß sie dieselben Barbaren nannten.

Ehe die christliche Religion unter den unendlich vielen andern Wohlthaten, welche sie dem menschlichen Geschlechte ertheilte, auch die menschenfreundliche Lehre, daß alle Menschen Brüder seyn, ausbreitete, thaten alle Nationen gegen einander eine Art von verachtendem Stolze, welcher sowohl dem Leben und Glücke der dazugehörigen Erdbewohner, als auch durch

die Geſchichte uns ſehr geſchadet hat, weil die Geſchichtſchreiber der polizirten Völker andere Völkerſchaften allzu geringe ſchätzten, um ſichere Nachrichten von ihnen auszuforſchen und mitzutheilen. Daher die Dunkelheit und Ungewißheit ſo vieler, beſonders der nordiſchen Nationen.

Nicht allein Nationen, ſondern auch einzelne Völker einer Nation, hatten gewiſſe Bürgerrechte, die ihnen ſowohl den Reichthum des Landes, als auch die Aemter des Staates, zueigneten. Das athenienſiſche Indigenat war in den früheſten Zeiten ſchon etwas ſo ehrenvolles, daß Caſtor und Pollux als ſie wegen der Entführung ihrer Schweſter Helena wider den Theſeus und die Athenienſer Krieg führten, und ihre Schweſter wieder erhalten hatten, es zur einzigen Friedensbedingung, als der größten Belohnung ihrer Tapferkeit, machten, daß ſie das athenienſiſche Indigenatrecht erhielten. Die National-Liebe der Athenienſer ging zuweilen, ſo wie bey andern Völkern, bis zur Ungerechtigkeit gegen Verdienſte und Vorzüge. Dieſe National-Liebe ertheilte der Venus des Altamenes den Preis, den die Venus des Agoracritus verdiente. Die Macedonier geriethen in aufrühreriſche Bewegungen, als ſie ſahen, daß Perſer ihren Alexander bedienten, und Aemter von ihm erhielten. Bis auf die Zeit des gefährlichen Krieges gegen die Marcomannen und Quaden, unter der Regierung des Marcus Aurelius, konnten nur diejenigen, welche das römiſche Indigenat hatten, zu Aemtern im Reiche gelangen. Und auch nachher noch blieb das römiſche Bürgerrecht wieder in Gültigkeit, bis Caracalla die Verordnung gab, wodurch alle Unterthanen des Reiches das römiſche Bürgerrecht erhielten.

Die Römer, als allgemeine Menſchenfeinde, hatten die Wolfsart an ſich, daß ſie alle Fremde für Feinde, folglich ſich berechtigt hielten, ihnen Gut, Freyheit, oder das Leben ſelbſt,

selbst, zu nehmen. Weil aber dieser üble Ruf alle Fremde von den römischen Gränzen zurück hielt, die Römer selbst hingegen ihre Länder bevölkert und mit Menschen häufig besetzt wissen wollten, so thaten sie den Fremden kein Leid mehr, weder an Gut, noch Freyheit, noch Leben; nur sie liessen ihnen doch keinen Genuß der bürgerlichen Gesellschafts-Rechte zu. Die Fremden durften daher mit römischen Bürger-Kindern sich nicht verheurathen; sie durften keine bürgerliche Nahrung treiben; sie konnten zu keinen Ehrenämtern gelangen; sie hatten ihre Kinder in keiner immerwährenden Gewalt, weil solche, wenn sie mündig waren, aufhörte; sie durften durch ein Testament das ihrige niemand zuwenden, es durfte auch kein römischer Bürger dieselben zu Erben einsetzen, oder ihnen etwas vermachen; sie konnten auch für vieles Geld nicht einmahl Bürger werden. Unterdessen wurden sie zu Rom, als Einwohner, jedoch nicht länger, geduldet, als bis man sie ausziehen hieß, welches bey entstandener Theurung, oder aus andern Ursachen, vielfältig geschah. Auch ihre Kleider und Trachten waren unterschieden, und sie durften keine römische Röcke tragen. Der römische Götzendienst wurde ihnen nicht erlaubet, ob sie gleich die Freyheit, ihre eigene Götzen anzubethen, behielten. Endlich hatten sie ihren eigenen Gastrichter, den man Praetor peregrinorum nannte, und was dergleichen Unterschied mehr gewesen seyn mag.

Die römischen Kaiser hoben aber diesen Unterschied oft auf. Denn sie verkauften vielen das Bürgerrecht, und andern, öfters verdienten, vielmahls aber auch nichtswürdigen Leuten, schenkten sie es; von einzelnen Personen ging solche Wohlthat endlich auf ganze Truppen von guten Soldaten, ganze Gemeinden von wohlverdienten Städten, ja ganzen Völkern, die sich um das römische Reich wohl verdient gemacht hatten, oder sonst der Kaiser ihre Landsleute gewesen waren, oder sich auf andere Weise in deren besondere Gnade gesetzt hatten. Ob gleich das römische Volk, durch solches, an die Fremden verlassenes Bürgerrecht, sich ungeduldig und schwierig bezeigte, so kam es doch endlich im J. 215 zum gänzlichen Durchbruch, daß der Kaiser Antoninus Caracalla allen Fremden das römische Bürgerrecht, ohne Unterschied, verliehen, und nicht allein dadurch Rom zur Heimath des ganzen Erdkreises gemacht, sondern auch die Einkünfte seines Reiches, besonders in

dem Rechte vom zwanzigsten Erbtheil, welcher in des Kaisers Schatz floß, jährlich um viele Millionen vermehrt hat; wobey es denn auch die folgenden Kaiser liessen, und deswegen nur zweyerley Stände der römischen Unterthanen übrig blieben; daher auch Justinian den Statum civium & peregrinitatis ausgelassen hat.

Weil der Kaiser *Antoninus*, mit dem Zunahmen Pius, das römische Bürgerrecht nicht, wie seine Vorfahren, verkaufte, sondern dasselbe tugendhaften und rechtschaffenen Leuten frey ertheilte, so legte ihm der römische Rath nicht nur den Nahmen Pater patriæ bey, sondern ließ auch auf denselben, im J. 140, die Fig. 1658 *) abgebildete Münze schlagen, auf deren Hauptseite das Brustbild des Kaisers, mit der Umschrift: ANTONINVS AVG. PIVS. P. P. TR. P. COS. III (*), und auf der Kehrseite die mit einer Lorbeer-Krone umgebene Aufschrift in 4 Zeilen: S. P. Q. R. AMPLIATORI CIVIVM, (d. i. dem Vermehrer der römischen Bürger,) weil er dadurch Rom an Bürgern sehr vermehrte, befindlich ist.

Die Verhältnisse der Staaten gegen einander nach der so genannten Völkerwanderung, machten ein anderes Bürgerrecht nothwendig. Gleichwohl haben die meisten, und in gewissem Betracht alle Staaten eine Art von Indigenatrechte. In Polen können Ausländer sich nicht einmahl liegende Gründe erwerben; und in England muß um so mehr ein genanntes Indigenatrecht beobachtet werden, da dasselbe eines von den großen Rechten ist, welche sich die Nation in dem berühmten Grundgesetze, Acte of settlement, versichert hat; „daß niemand, der ausser den Reichen von „Eng-

(*) *Mediobarbus Virgus* hat zwar andere Aufschriften, nähmlich TR. P. II und COS. II. (d. i. als er als das zweyte Mahl Zunftmeister [Tribunus plebis] oder Burgermeister zu Rom gewesen,); allein, da die hier abgebildete Münze mit COS. III., zu der Zeit, als Spanheim sich als Friedens-Gesandter zu Cöln befunden hat, von dem Commendanten *Beauneville*, zu Bonn, in den Festungswerken ausgegraben worden ist, wie er selbst in orbe Romano, exercit. II. cap. 1, S. 170, bezeuget: so hat man sich von keinen andern Stämpeln wie nöthig zu lassen.

„England, Scotland und Ireland, oder den dazu gehörigen Gebiethen, geboren ist, ob er gleich naturalisirt, oder zum Bürger gemacht worden ist, ausgenommen solche, die von englischen Aeltern geboren sind, fähig seyn soll, ein Mitglied des geheimen Rathes, oder ein Mitglied eines der Parlamentshäuser zu seyn, oder irgend ein Amt oder Stelle weder in bürgerlichem noch in Kriegs-Stande zu bekleiden, oder von der Krone für sich selbst, noch für Andere an seiner Statt, irgend eine Schenkung von Ländereyen, Lehengütern oder Erbgütern zu erlangen.“ Man machte zwar im Unter-Parlamente, im J. 1709 eine Bill zur Naturalisation fremder Protestanten in England, weil die Vermehrung des Volkes ein Mittel zur Vermehrung des Reichthumes und der Macht einer Nation sey; allein, eben diese Acte wurde, unter eben dieser Regierung der Königinn Anna schon wieder im J. 1711 widerrufen, weil die Erfahrung gelehret habe, daß daraus zur Kränkung der eingebornen Unterthanen dieses Reiches und Schaden des Handels und Wohlstandes desselben viele Unbequemlichkeiten entstanden wären (*). Nach der Zeit ist man in England so weit gegangen, daß sogar eingeborne Handwerksleute und Manufacturisten große Schwierigkeiten finden, aus einem Kirchspiele in ein anderes zu ziehen, und sich daselbst niederzulassen (**). Eine Strenge, die den Umlauf der Arbeit und der Industrie hemmet!

In Frankreich ist dieses Recht gegen die Fremden (Albinos, d. i. alibi natos, Albinagios, Aubinios, Fr. Aubains, daher dieses Recht das Albinagienrecht, Lat. Jus

(*) A. Anderson's Geschichte des Handels, Th. 6, S. 443, f. vergl. S. 488, f.

(**) Ad. Smiths Untersuchung der Natur und Ursachen von Nationalreichthümern, aus dem Engl. Th. 1, S. 209, und 211—217.

Jus albinagii, Fr. Droit d'aubaine, heißt, und darunter eigentlich in Frankreich das Recht des Königes, die Güter eines in seinen Staaten verstorbenen Fremden, wenn dieser nicht naturalisirt gewesen ist, in Besitz zu nehmen, verstanden wird, bis auf unsere Zeiten geblieben, wiewohl es jetzt immer weniger ausgeübet wird, und seiner völligen Aufhebung sehr nahe zu seyn scheint. Der königl. Kammer-Fiscal, *Jean Bacquet*, hat ein eigenes Werk des Aubains demeurans en France, geschrieben, und darin von allen Beschwerungen der Fremdlinge in Frankreich ausführlich gehandelt (*). Es bestehen dieselben hauptsächlich in folgenden Stücken. Kein Fremdling kann sich in Frankreich mit unbeweglichen Gütern ankaufen; ihm kann nichts vermachet werden; niemand darf ihn zum Erben einsetzen; er darf auch durch seinen letzten Willen, niemand etwas zuwenden, vielmehr fällt seine ganze Verlassenschaft dem Könige heim; ihm ist nicht erlaubt, eine Französinn, oder einer Ausländerinn, einen Franzosen zu heurathen; er darf durch letzten Willen nichts verschenken, und dem Könige dadurch den Sterbefall schwächen; er kann kein geistliches oder weltliches Ehrenamt erlangen; er darf keine Präbende genießen, vielmehr mußte er jährlich noch dem Könige einen Leib-Zins, und, wann er sich aus dem Reiche begab, ein Abzugsgeld bezahlen.

Als dieses französische Albinagien- oder Gast-Recht den großen Handelsstädten vielen Verdruß erweckte, weil viele Kaufleute und andere Fremde, ihres Nutzens und Vergnügens wegen, nach Frankreich reisen, so verglich sich der König mit einigen, als: den Schweitzern, Schotten, Portugiesen, Flämen, Mayländern, Burgundern, den Hansestädten, den Kaufleuten aus London ꝛc. dahin, daß sie von diesem Albinagio befreyet seyn sollten; wiewohl sich auch

(*) Oeuvres de *Jean Bacquet*, à Par. 1644, f. Auch hat *Ren. Choppinus* de domaniis Franciæ L. 1. Tit. 2. de bonis aduenarum umständlich gehandelt.

auch hierin noch verschiedene Schwierigkeiten bey den französischen Schriftstellern finden, indem einige diese Befreyung nur auf eine gewisse Zeit, andere auf eine besondere Art der Handlung, auf eine gewisse Geldsumme, oder auf einen gewissen Stand von Vornehmen oder Gelehrsamkeit treibenden eingeschränkt haben; wie denn Lehrende und Lernende auf hohen Schulen, wie auch die Gesandten von allerley Art, nebst ihren Frauen, Kindern und Bedienten, davon befreyet waren.

Der König von Frankreich, Carl IX., ertheilte auch, dem brandenburgischen Herzoge Albert zu Gefallen, seinen, in dem Königreiche Preußen wohnenden Unterthanen ein besonderes Privilegium, v. 12 Febr. 1563, von dem jure oder Onere albinagii für sich und seine Nachkommen befreyet zu seyn (*).

Bey den alten Deutschen wurde das Recht gegen die Fremden das Wildfangsrecht genannt, wovon ich, so Gott will, in W handeln werde.

Dänemark hat auch schon in den ältesten Zeiten eine Art von Indigenatrechte gehabt. Herzog Canut der Heilige mußte für die ausländischen Künstler, welche er nach Roschild zog, das Indigenatrecht erwerben. König Christoph aus Bayern zog sich durch die vielen Fremden, welche er in seine Dienste nahm, den allgemeinen Haß der Dänen und Schweden zu. Sie ersuchten ihn feyerlichst, die auswärtigen Hofbedienten abzudanken, und er bewilligte ihnen ihre Bitte. Sie waren unzufrieden, daß er ihnen auch nicht ihre Forderung, die auswärtigen Staats- und Kriegs-Bedienten abzudanken, zugestehen wollte. Sein früher Tod hinderte den Ausbruch der heftigsten Empfindlichkeit darüber. In der Wahl-Capitulation des Königes Christian I. wurde die Niederlassung und Annehmung

(*) Dieses dem Herzoge von Preußen, Albert, ertheilte Privilegium findet man bey dem Petr. Gamoys, L. X. T. 5, S. 573, dans la conference des ordonnances royaux, distribuée en 12 livres, à l'imitation du Code de l'Empereur Justinien, à Par. 1607, f.

ung der Fremden eingeschränket, und dem Gutbefinden des Reichsrathes unterworfen. Im J. 1654 verlangte der dänische Adel so gar, daß die adeligen naturalisirten Ausländer von den Lehen und dänischen Adels-Freyheiten ausgeschlossen seyn sollten.

Unter den Merkwürdigkeiten der Regierung Sr. Maj. des Königes von Dänemark Christian VII. ist, nächst der Vereinigung des ganzen Herzogthumes Holstein unter seinen Scepter, das im J. 1776 bestimmte dänische Indigenatrecht die vorzüglichste. Die königl. Verordnung des Indigenatrechtes lautet also:

Das Indigenat-Recht,

wodurch der Zugang zu Aemtern in den königl. Staaten den eingebornen Unterthanen, oder denen, die ihnen gleich zu achten sind, allein vorbehalten wird.

Gegeben auf dem Schlosse Christiansburg, d. 15 Jan. 1776.

Publicirt d. 29 Jan. 1776.

Wir Christian der Siebente von Gottes Gnaden, König zu Dänemark, Norwegen, der Wenden und Gothen ꝛc. Herzog zu Schleswich, Holstein, Stormarn und der Dithmarschen, Graf zu Oldenburg und Delmenhorst ꝛc. ꝛc. Thun kund hiermit, daß es schon lange unser Entschluß gewesen, durch ein Grundgesetz unter gewissen und nöthigen ausdrücklichen Einschränkungen festzustellen, daß alle Aemter in Unsern Staaten, es mögen Hof-, geistliche, Civil- oder Militär-Aemter, von großer oder geringer Wichtigkeit, seyn, an sonst niemanden, als eingeborne Landeskinder und die ihnen gleich zu achten seyn möchten, vergeben werden können und sollen. Die Billigkeit selbst will, daß

des

des Landes Dienſt die Kinder des Landes nähre, und die Vortheile im Staate den Bürgern deſſelben zu Theil werden. Die Erfahrung aller Zeiten hat auch gelehrt, daß es in einem Lande, wo für die Erziehung der Jugend Sorge getragen wird, nie an tüchtigen Leuten fehle, wenn der Regent ſie ſuchet. Wir können auch hierbey mit Vergnügen an die Geſchichte Unſers Vaterlandes zurück denken, weil ſie aus allen Ständen Männer aufweiſen kann, die dem Lande gedienet, Ehre gemacht, und es gerettet, und mit der edelſten Entſchloſſenheit ſich, zu ihrem unſterblichen Nachruhm, für die Könige, Unſere Vorfahren, um ihr Regiment zu verherrlichen oder zu befeſtigen, aufgeopfert haben. Um deswillen haben auch die Könige ihr Volk zärtlich geliebet, und dagegen von ihrer zutrauensvollen Liebe die ſtärkſten Beweiſe gehabt, die Sie ſtets in Bereitſchaft gefunden, wenn dieſelben am nothwendigſten und die Zeiten am gefährlichſten geweſen.

Alle dieſe Betrachtungen haben bey Uns den Vorſatz gewirket und unterhalten, durch eine feyerliche und unveränderliche Anordnung die Aemter des Landes den Kindern deſſelben zu verſichern. Denn obgleich der Staat Auswärtige gehabt, und Wir annoch Auswärtige in Dienſten haben, die mit einem rühmlichen Eifer Uns und dem Staate gedient haben, und noch dieſe Stunde zu Unſerer vollkommenen Zufriedenheit dienen: ſo können Wir Uns doch nicht entbrechen, dem Geſetze der Billigkeit, der Liebe und ſelbſt des Gewiſſens zu folgen, wenn Wir nunmehr, nachdem Wir zur Tüchtigkeit unſerer eigenen Jugend gute Anſtalten gemacht und noch ferner zu machen Uns vorgeſetzt haben, in einer ſo landesväterlichen Abſicht gebiethen und befehlen:

I.

Es soll, von dem Tage dieses Gesetzes an, für eine nothwendige Eigenschaft, um in Unsern Königreichen und Landen, Aemter und Bedienungen, wie sie Nahmen haben mögen, es sey bey Hofe, oder in dem geistlichen, Civil- und Militär-Stande, zu erhalten, geachtet werden, daß die zu befördernde Person in Unsern Staaten, oder von solchen dasigen gebürtigen Unterthanen, die sich auf Reisen, oder um Unsers Dienstes willen außerhalb Landes aufhalten möchten, geboren sey. Zu dem Ende sollen Unsere sämmtliche Collegien, oder wer bey Unserwegen Besetzung einigen Amtes oder Dienstes Vorstellung thut, gleichwie auch sonst ein jeder, der das Ernennungsrecht in Ansehung einiger Bedienung im Staate zusteht, bey Unserer Ungnade, genau darauf Acht haben, keine andere als Dänen, Norweger, Holsteiner, oder die ihnen gleich zu achten sind, vorzuschlagen; und in allen Vocationen, Briefen und Bestallungen soll ausdrücklich angeführet werden, daß der Impetrante die Eigenschaften habe, die in dieser Unserer unveränderlichen Anordnung festgesetzt sind.

II.

Den Eingebornen sollen ferner gleich geachtet werden alle diejenige, die am 29 Jan. 1776 bereits in Unsern und des Staates wirklichen Aemtern und Diensten stehen, obschon sie in Unsern Landen nicht geboren sind.

III.

Den Eingebornen sollen ferner gleich geachtet und angesehen werden alle Ausländer von Geburt, die Landgüter oder andere Immobilien, wenigstens 30000 Rthlr. werth, es seyn vollständige Freygüter in Dänemark, Eisen- oder andere Werke und Besitzthümer in Norwegen, Landgüter in Holstein, oder

oder Plantagen auf Unsern westindischen Eylanden, eigenthümlich inne haben, oder nach diesem durch Erbschaft, Heurath, Kauf, oder auf andere rechtmäßige Weise, zu eigen überkommen, oder die Häuser oder Fabriken, wenigstens 10000 Rthlr. werth, in Unsern dänischen, norwegischen und holsteinischen Städten, oder auch Manufacturen und Fabriken auf dem Lande, wo dergleichen sich befinden und zugelassen werden, erwerben und an sich bringen; doch, daß diese Eigenthümer mit rechtsgültigen Beweisthümern klärlich darthun, daß die Besitzungen ihnen selbst, bis auf obbestimmte Summe, zuständig sind.

IV.

Den Eingebornen sollen weiter gleich geachtet werden die Fremden, die sich in Unsern Landen niederlassen und daselbst verbleiben, und mit klaren und gültigen Beweisthümern vor Augen legen, daß sie in Unsern Handlungs-Compagnien, oder sonst in der Handlung Unserer Königreiche 20000 Rthlr. zu eigen besitzen und stehen haben.

V.

Den Eingebornen sollen endlich gleich geachtet werden:

1. Die Lehrer, die von fremden Orten nach Unserer Universität Kiel, nach der St. Petri Kirche zu Koppenhagen, zu der Mission in Tranquebar, oder auch zu den in unsern Staaten befindlichen reformirten Gemeinen berufen werden; wie auch

2. Die auswärtigen Fabrikanten, Künstler und Meister, die zu einem andern neuen Werke oder Einrichtung in Unsern Staaten vonnöthen seyn möchten.

3. Mit den Werbungen bleibt es auf dem bisherigen Fuße, und die Unter-Officiers und Sol-

daten, die sich durch Tapferkeit in Unsern Diensten auszeichnen, zu belohnen behalten Wir Uns vor.

VI.

Alle Auswärtige, die, nach vorstehendem 2ten, 3ten, 4ten und 5ten Artikel, den Eingebornen gleich geachtet und angesehen werden sollen, und nun in Unsern Landen oder in Unsern Diensten sind, müssen innerhalb Jahresfrist, von der Bekanntmachung dieser Anordnung an zu rechnen, bey Unserer dänischen Kanzelley mit ihrem allerunterthänigsten Ansuchen um Ertheilung eines Naturalisations-Briefes, so weit sie damit nicht bereits versehen sind, einkommen, welcher dann auch für sie gratis auszufertigen ist. Alle diejenigen, die dieses nicht in Acht nehmen und erfüllen, werden von Uns unveränderlich als solche anzusehen seyn, die sich von dem Zugange zu Aemtern, den Wir ihnen zugedacht hatten, selbst ausgeschlossen haben.

VII.

Die Auswärtigen, die nach diesem in Unsere Lande kommen, und, nach Maßgebung des 2ten, 3ten, 4ten und 5ten Artikels gleicher Rechte mit den Eingebornen fähig sind, haben, gegen Entrichtung der gewöhnlichen Abgaben, einen Naturalisations-Brief auszuwirken, bevor sie gewärtig seyn können, daß ihnen, den Eingebornen gleich, der Weg zu Aemtern offen sey.

VIII.

In Ansehung Unserer Pagen sowohl, als der Cadetten bey den beyden Militär-Etaten, wollen Wir und setzen hierdurch ausdrücklich fest, daß kein Knabe, als der für eingeboren geachtet werden kann, dazu angenommen werden solle und möge, Wobey Wir vollkommen versichert sind, daß Unser königliches Haus zu allen Zeiten mit seinen Pagen

derſelben unveränderlichen Regel unverbrüchlich folgen, und ſich überhaupt zu einem angenehmen Geſetze machen werde, keine Perſonen beyderley Geſchlechts im Dienſte des Hofes zu gebrauchen, als die eingeboren ſind, oder dafür gehalten werden können. Wie Wir dann auch von nun an alle Stifter und Klöſter in Unſern Staaten einzig und allein Frauen und Jungfrauen aus den Eingebornen des Landes, oder denen, die denſelben gleich geachtet werden, vorbehalten haben wollen.

LX.

Alle Auswärtige, die nicht, nach vorſtehendem 2ten, 3ten, 4ten und 5ten Artikel, den Eingebornen gleich, zur Beförderung und zu Aemtern berechtigt gehalten werden können und ſollen, haben doch, ſowohl als dieſe, vollkommene Freyheit, in Unſern Königreichen und Landen zu wohnen, und ſich in alle die Wege, die Unſere Geſetze und Verordnungen zulaſſen und bisher zugelaſſen haben, zu ernähren, ſollen auch daſelbſt allen Schutz und Achtung genießen, die ein jeder von einer chriſtlichen und milden Regierung nach ſeinem Stande erwarten kann; gleichwie auch ihre im Lande gebornе Kinder, wenn ſie in Unſern Staaten verbleiben, insgeſammt für Eingeborne vollkommen geachtet und angeſehen werden ſollen. So ſchließt auch dieſe Unſere Anordnung niemanden in ſeiner Zunft oder Innung davon aus, nach ſeiner Ordnung Aeltermann oder Vorſteher der Zunft zu werden, oder zu andern Stellen dieſer Art zu gelangen.

X.

Da dieſer Unſer hierdurch zu erkennen gegebene Wille und Anordnung in der unwandelbaren Gerechtigkeit und in dem natürlichen Bande, das die Erb- und ſouveränen Könige dieſes Reiches mit Ihrem Volke verbinden, gegründet iſt: ſo ſind

Wir überzeugt, daß die künftigen Regenten stets derselben Art zu denken folgen werden, und daher erklären Wir diese Unsere Anordnung für ein unveränderliches und unverbrüchliches Gesetz des Reiches, welches Wir als König und Vater, allen Unsern eigenen Descendenten, heilig zu beobachten und niemahls davon abzuweichen, auflegen; es möchte dann ein solcher höchst beträchtlicher und für den ganzen Staat besonders wichtiger einzelner Fall, den alle menschliche Vorsichtigkeit nicht voraus sehen kann, eintreffen, der eine Ausnahme in diesem Grundgesetze unumgänglich nothwendig machte; welches jedoch in solchem Falle nie zur Folge gezogen, oder die Kraft und stetswährende Wirkung dieser Anordnung schwächen soll.

Aus derselben Vorsorge für Unser angestammtes Volk, und um dasselbe bey dem natürlichen Rechte zu handhaben, das Wir durch dieses Unser Gesetz haben feststellen wollen, haben Wir Unsern wertheſten und einzigen Bruder, des Erbprinzen königl. Hoheit ersuchet, für Sich und Seine Descendenten eine Versichevungs-Acte dahin auszustellen, daß, falls die Erbfolge dermahleinst nach Gottes Willen an die andere Linie in Unserm Hause kommen sollte, dieses natürliche und billige Gesetz alsdann eben sowohl ein Grundgesetz seyn und bleiben solle. Welche Acte auch Unser geliebter Herr Bruder mit dem größten Vergnügen unter heutigem Dato ausgestellet und zur Aufbewahrung in Unser Archiv gesandt hat; gleichwie Wir auch wollen, daß zwey von Uns Selbst unterzeichnete gleichlautende Originalien dieses Gesetzes bey dem Königs-Gesetze aufgehoben werden sollen.

Gebiethen und befehlen demnach Unsern Collegien und denen, die in obenstehendem 1sten Artikel genannt sind, oder darunter verstanden werden,

übre

über die Beobachtung dieſes Geſetzes genau zu wachen, und ſich für die Uebertretung deſſelben ſorgfältig zu hüten. Urkundlich unter Unſerm königlichen Handzeichen und vorgedruckten Inſiegel. Gegeben auf Unſerer königlichen Reſidenz Chriſtiansburg zu Koppenhagen, d. 15 Januarii, Anno 1776.

Chriſtian R.

(L.S.)

A. P. v. Bernſtorff. C. L. Stemann. C. L. Schütz.

Die Urtheile der Ausländer über dieſes Geſetz ſind nicht ſehr günſtig, ſo ſehr auch Hr. v. Schirach daſſelbe in ſeiner über das königl. däniſche Indigenat-Recht, Hamb. 1779, auf 16 B. in 4. herausgegebenen Schrift zu erheben geſucht hat. Nach dem Urtheile der beſten Staatſten, iſt daſſelbe wider alle politiſche Klugheit. Die meiſten Dänen ſelbſt ſchämen ſich deſſelben, und zweifeln nicht, es werde nach und nach in Vergeſſenheit gerathen. Denn, ſo gerecht das Incolat- und Indigenat-Recht an und vor ſich, und ſo ſehr es auch in der natürlichen Billigkeit gegründet iſt, ſo iſt doch die Sache hierunter nicht zu weit zu treiben, indem eine gänzliche Ausſchließung der Fremden dem Staate eben ſo ſchädlich, als das auf eine vernünftige Art eingeführte Incolatrecht demſelben nützlich iſt, werden könnte. Ein Landesherr, und beſonders ein ſolcher, der ſeine Staaten mit einer monarchiſchen Gewalt beherrſchet, kann ſich hierin unmöglich die Hände binden laſſen. Als Landesvater wird er allerdings den eingebornen Landeskindern den Vorzug geben. Trifft er aber un-

ter denselben nicht genug fähige und tüchtige Subjecte an, so ist es selbst zur Wohlfahrt des Landes eine Nothwendigkeit, daß er sich auch fremder geschickter Personen bey Besetzung der Aemter und Ehrenstellen bediene. Und in dieser Absicht gebühret ihm auch das Recht, die Incolats- und Indigenats-Briefe zu ertheilen, wobey ausdrücklich voraus gesetzt wird, daß er dazu keine andere, als nur solche, die dem Staate wirklich nützlich seyn können, zulassen werde. Unter dieser Vorsicht wird die Ertheilung der Incolatsbriefe an Fremde, den Eingebornen so wenig nachtheilig seyn können, daß es ihnen vielmehr zu einer billigen Aufmunterung, sich und ihre Kinder zu den Diensten des Vaterlandes immer mehr und mehr geschickt zu machen, gereichen wird. Denn, wenn bloß der Mangel geschickter Eingebornen an dem Vorzuge, den man hier und da bey Fremden in Besetzung der Ehrenstellen bemerkt hat, Schuld gewesen ist, so ist es eine natürliche Folge, daß solcher alsdann, wenn die Eingebornen sich diese Geschicklichkeit selbst befleißigen, wegfallen müsse, in dem ein jeder nach Recht und Billigkeit handelnder Landesherr sich hierzu weit lieber der ersten, auf deren Treue er sich zu verlassen doppelte Ursache hat, als der letztern, bedienen wird. Die Wohlfahrt des Landes fremden Händen anzuvertrauen, ist bloß ein Nothfall, welcher durch die vernachläßigten Fähigkeiten der Eingebornen selbst verursachet wird. Uebrigens versteht es sich von selbst, daß die Ertheilung des Incolates und Indigenates, da, wo es die Gewohnheit und Landesverfassung eingeführt hat, nur allein der landesherrlichen Gewalt und Beurtheilung zustehe. Der Regent muß billig die Besitzer der Landgüter in seinem Lande wissen, und kein Fremder muß ohne dessen Vorbewußt und Consens dergleichen ankaufen; er würde sonst weit geringer, als ein jeder Gutsbesitzer, ohne

dessen

deſſen Bewilligung kein Bauer ſeine Nahrung verändern kann, geachtet werden.

Daß man in Dänemark das Andenken des eingeführten Indigenates, Dän. Infödsrætten, durch Medaillen oder Jetons verewiget haben würde, war ſehr wahrſcheinlich; doch habe ich in den neuern numismatiſchen Werken, (ſelbſt in des kön. däniſchen Juſtizrathes und Prof. Hrn. Jo. Heinr. Schlegels Sammlung zur däniſchen Geſchichte, Münzkenntniß, Oekonomie und Sprache, deren 2ter Band zu Kopenh. 1776, in gr. 8. an das Licht getreten iſt,) keine Nachricht davon angetroffen. Ich erkundigte mich deshalb bey den größten numismatiſchen Gelehrten und Liebhabern in Berlin, welche aber insgeſammt verſicherten, nie davon etwas geſehen, geleſen, oder gehört zu haben. Es wurde ſo gar nach Kopenhagen deshalb geſchrieben; man erhielt aber zur Antwort, daß dergleichen gar nicht exiſtire. Nach beynahe halbjährigem vergeblichen Nachforſchen und Bemühen, erfreute mich mein verehrungswürdiger Freund, Hr. Prof. D. Knape in Berlin, eben da vorſtehender Artikel ſchon zum Druck geſetzt war, durch Verſchaffung vier ſolcher Medaillen in natura, welche man hier in natürlicher Größe, Fig. 1658 b), c), d) und e), abgebildet findet. Die erſte, größere, iſt in Silber, 7⅞ Loth ſchwer, auf Veranſtaltung der Regierung, die andern drey aber, ſind, in Silber, jede 1¼ Loth ſchwer, auf Veranſtaltung verſchiedener däniſcher Patrioten, geprägt worden. Der Stämpel iſt vom Hof-Medailleur Dan. Jenſſen Adzer.

Fig. 1658 b), auf Veranſtaltung der Regierung. Av. Das Bruſtbild Sr. Maj. des Königes, mit der Umſchrift: CHRISTIANUS VII D. G. REX DAN. NORV. VAND. GOTH. Unten: D. I. Adzer. Fecit. Rev. Eine ſitzende Göttinn der Römer, Pietas, mit 3 vor ihr ſtehenden Kindern, deren einem ſie die rechte Hand reichet; mit der Umſchrift: PIETAS

AVGVSTA. Exergue: D. XXIX JANUARII A. MDCCLXXVI. D. J. Adzer. F.

Fig. 1658 c), auf Veranstaltung der Herren Staatsminister Grafen Thott, Schack-Rathlou, und Eickstedt; des Hrn. Oberschatzmeisters, Grafen Schimmelmann; der H. H. geh. Räthe, Grezet Juel, und Grafen Godsche Moltke; des Hrn. Hof Marschalles von Schack, und des Hrn. Staatssecre tärs v. Guldberg. Av. Die vor einem Altare stehe de Pietas, mit einer Opferschale in der rechten Hand vor ihr, 3 Kinder, welche nach ihr reichen. Umschr PIETAS CIVIUM. Exergue: D. XXIX JANUARI MDCCLXXVI. Linker Hand, über der Exergue, i Winkel: D. I. A. Rev. Eine aus Eichenblättern ge flochtene Corona civica, mit den Worten PATRI PA TRIÆ, in der Mitte; OB JURA, über, und CIVI UM ASSERTA unter dem Kranze.

Fig. 1658 d), auf Veranstaltung des Hrn. geh R. v. Linstow, und des Hrn. geh. Conferenzrathe und Ober-Kammerjunkers von der Lühe. Av. Ei brennender Altar, mit dem dänischen Wapen; zu bey den Seiten, zwey Säulen, mit dem gekrönten Buch staben C an der einen, und den gekrönten Ziffern VII an der andern. Inschr. LEGISLATORI SACRUM Unten: D. J. Adzer. Fec. Rev. Minerva, mit de Linken auf eine neben ihr liegende Weltkugel zeigend und in der Rechten eine im Gleichgewichte befindlich Wageschale haltend; neben ihr zur Rechten ein Löwe Inschr. PRO PATRIA ET ORBE. Exergue: JU IND. STAB. XXIX JANUARII MDCCLXXVI Linker Hand, über der Exergue, im Winkel: D. J. A

Fig. 1658 e), auf Veranstaltung des Hrn. geh R. v. Hielmstierne, und des Kammerherren Bar. v Rosencrone. Av. Ein römischer Kaiser, stehend, dessen Haupt mit einem Lorbeerkranze umgeben ist; einer vor ihm knienden römischen Frau, welche in der

Lin

Linken das dänische Wapen hält, die rechte Hand reichend. Inſchr. TANTUS AMOR POPULI. Exergue: D. J. Adzer. Fec. Rev. Ein auf einem, mit einer befranſeten Decke behängten, Tiſche liegendes aufgeſchlagenes Buch, auf deſſen beyden Blättern die Worte: LEX DE INDIGENIS ſtehen. Exergue: PROMULGATA D. XXIX JANUARII MDCCLXXVI. Linker Hand, über der Exergue, im Winkel: D. J. A.

Incontro, ein unter den Kaufleuten gebräuchliches italiäniſches Wort, welches ſo viel als Gelegenheit oder Mittel anzeigt. Alſo ſagt man: Ich habe *Incontro* gefunden, des Herren *Remeſſa* zu verhandeln, d. h. ich habe Mittel oder Gelegenheit gefunden, Ihre mir zugeſchickte Waaren zu verkaufen. Daher kommt das gleichfalls gebräuchliche Wort der Kaufleute incontriren, d. i. Gelegenheit oder Mittel finden.

Inconnue-Cheneau, oder Fondante de Breſt; Inconnue la Fare, gewiſſe Arten Birnen; ſ. Th. V. S. 441, 458.

Incourant, iſt das Gegentheil von Courant, oder Current, und heißt folglich ungangbar, nicht gangbar, nicht geſucht. Hauptſächlich findet man dieſes Wort in einigen holländiſchen gedruckten Handlungs-Tractaten.

Incruſtat, oder Rindenſtein. Die Incruſtate werden ſonſt auch incruſtirte Körper genannt; eine Benennung, bey welcher man auf die eigentliche Beſchaffenheit dieſer Körper geſehen hat, die mit einer feſten Steinrinde oder Cruſte (L. Crusta, Fr. Croûte,) überzogen ſind. Eben das iſt die Bedeutung des lat. Nahmens Incruſtata. Die übrigen Benennungen, als: des Wallerius, Porus aqueus circa alia corpora concretus; des Linné, Stalactites (cretaceus) incruſtatus, und Stalactites vegetabilia incruſtans; des Carrheuſer, Corpus animale aut vegetabile, vel non vel parum mutatum, cortice ſ. cruſta minerali obductum, und dergleichen Beſchreibungen mehr, gehen auf die Be-

ſtandtheile und Entſtehungsart der Incruſtate. Der franzöſiſche Nahme Incruſtations, und der holländiſche een Stalactit en verſteend Waater *Leers* drucken ebenfalls die Sache ſelbſt aus.

Unter Incruſtate werden diejenigen Körper des Thier- oder Pflanzen-Reiches verſtanden, welche mit einer Rinde von Toph- oder Tropf-Stein überzogen ſind. Da nicht allein die Körper des Pflanzenreiches, ſondern auch verſchiedene Körper des Thierreiches, als Muſcheln und Schnecken, Eyer, Hörner, Knochen u. d. gl. überſintert werden können, ja auch ſo gar oft in einem ſolchen Zuſtande angetroffen werden, ſo iſt der Begriff des Linné (1) zu enge, wenn er bey den Incruſtationen nur der Vegetabilien gedenkt. In der ältern Ausgabe hingegen, und in der Beſchreibung des teſſiniſchen Cabinetes hat er ſich allgemeiner Ausdrücke bedient, und hierdurch dieſen Fehler vermieden. Eben ſo unzureichend iſt der Begriff des Hrn. Rath Baumer (2), wenn er ſagt: „manche Toph-Steine haben die Figur der Körper behalten, um welche ſich die weiche, aus dem Waſſer niedergeſchlagene Topherde angelegt hatte.“ Denn es muß nicht eben ein Tophus ſeyn, welcher die Incruſtate bildet, ein Tropfſtein kann eben das hervor bringen, wie man beſonders an den incruſtirten Moſen ſieht. Darin aber hat Hr. Baumer Recht, daß er dieſes zu einem weſentlichen Kennzeichen eines Incruſtates macht, daß ſolches die Figur des Körpers behalten haben muß, welche die Gelegenheit zur Ueberziehung gegeben hat. Denn unförmliche Klumpen, wenn auch gleich darin fremde Körper des animaliſchen oder vegetabiliſchen Reiches verborgen liegen, gehören eigentlich nicht unter die Incruſtate, ſondern überhaupt unter die Toph- und

(1) Syſtema naturæ, 1768, p. 183, n. 1.

(2) Naturgeſch. des Mineralr. Th. 1, S. 190.

und Tropf-Steine; es wäre denn, daß dieſe Körper auſſer ihrer Mutter noch mit einer beſondern Cruſte umgeben wären.

Von den Toph- und Tropf-Steinen, welche eigentlich die Incruſtate bilden, werde ich an ſeinem Orte handeln. Hier iſt nicht von demjenigen, was den Körper überzieht, ſondern von denen Körpern, welche man überzogen antrifft, die Rede. Aus dem Vorhergehenden erhellet, daß ein Incruſtat zwey weſentliche Kennzeichen haben müſſe. Es muß 1) ein natürlicher Körper ſeyn, d. h. ein ſolcher Körper, der ſich noch in ſeinem natürlichen Zuſtande befindet, und welcher weiter keine Veränderung erlitten hat, als diejenige, welche ſeine Ueberziehung nothwendig machte. Dieſer Körper muß 2) mit einer Cruſte überlegt ſeyn. Wenn ich z. B. ein incruſtirtes Holz nehme, ſo habe ich hier wahrhaftiges natürliches und unverändertes Holz, um welches ſich der Stalactit angelegt hat; Holz, welches keine Veränderung erlitten hat, auſſer daß es etwann durch die Feuchtigkeit mürber geworden iſt. Wenn ich eine incruſtirte Conchylie nehme, ſo hat dieſelbe ihr völliges Weſen behalten, nur daß ihr das Waſſer die Farbe genommen hat. So iſt es mit allen übrigen incruſtirten Körpern; ich kann mir dieſelben als Körper vorſtellen, die nur durch einen Zufall zuſammen gerathen ſind, die ich auch folglich wieder von einander trennen kann. Mit den Verſteinerungen hat es eine ganz andere Beſchaffenheit; denn bey denſelben iſt eine ſo genaue Vereinigung eines natürlichen Körpers und der ſteinartigen Materie, daß man beyde nicht mehr trennen kann, es wäre denn in manchen Fällen durch das chemiſche Feuer, alſo durch ihre gänzliche Zerſtörung. Es folgt daraus, daß die incruſtirten Körper in keiner Rückſicht unter die Verſteinerungen gehören, ob man ihnen gleich unter den

eigent-

eigentlichen Foſſilien den Ort nicht ſtreitig machen kann.

Wenn man unter einem Incruſtat einen Körper, welcher überzogen iſt, verſteht, ſo iſt ferner richtig, daß ein Toph- oder ein Tropf-Stein, welcher nur eine Fläche bedeckt, kein Incruſtat ſey, daher der Salz-Stein (Schepp, Schöpp, Scherp, Pfannenſtein,) welcher ſich an die eiſernen Pfannen bey dem Salzſieden anſetzt, eigentlich unter die Keſſelſteine, und nicht unter die Incruſtate, wohin man ihn insgemein zählet, gerechnet werden muß (3). Hr. Vogel zählt auch den eigentlichen Beinbruch oder Knochenſtein (Oſteocolla), ſo wie er in der Churmark gefunden wird, unter die Incruſtate, und widerlegt Hrn. Wallerius, welcher ſie zu den Verſteinerungen rechnet. Cartheuſer (4) will hieher auch die im Bernſtein eingeſchloſſenen Inſecten rechnen.

Die Beſtandtheile der Incruſtate, ſagt Hr. Hofr. Walch (5), ſind nicht alle von einerley Art, je nachdem das Waſſer, welches dieſes Incruſtat macht, in ſeinen unterirdiſchen Gängen, die es durchläuft, bald dieſe bald jene Erdart mit abgeſpühlt und in ſich genommen hat. Die kalkigen ſind die gewöhnlichſten, doch gibt es auch gypſige, märgelige und ſandige. Zuweilen hat ſich ein Eiſenocher, der ſich durch ſeine gelbe Farbe verräth, mit eingemiſcht. Wenn ſolcher ſich mit dem Sande vereiniget, ſo entſteht daraus eine ſehr feſte Tophart. Ob die Rinde des Incruſtates lockerer oder feſter iſt, hängt von der Feinheit des Kornes ab, und ſelbſt in die Regelmäßigkeit des Incruſtates hat dieſes einen großen Einfluß; daher iſt auch die eine immer feiner als die andere. Eben ſo iſt es mit der Farbe der Incruſtate. Die weiße iſt die gewöhnlichſte,

(3) S. Vogels pract. Mineralſyſtem, S. 257.
(4) Elementa mineralogiæ, S. 99.
(5) Naturgeſch. der Verſteinerung. Th. 1, S. 63, f.

lichſte, welche auch die eingeſchloſſenen Körper am beſten erhält. Die gelbe und rothe Farbe zeuget von einem Eiſenocher, welcher die alkaliſchen Körper leicht auflöſet und zerſtöret, daher man auch im gelben Tophſtein nicht ſo häufige Incruſtate, als im weißen, findet. Eben dieſes gilt auch von dem grünlichen Toph, wenn die grüne Farbe in einer Kupferſolution, und folglich in einem vorhandenen ſauern Weſen, ihren Grund hat.

Ferner muß man die Incruſtate von einigen andern Naturproducten, mit welchen ſie leicht verwechſelt werden können, und zwar zuvörderſt von den Verſteinerungen, ſorgfältig unterſcheiden. Es kommen unter den Incruſtaten Fälle vor, wo auch ein geübter Kenner bisweilen in Ungewißheit gelaſſen wird, bis ihn eine genauere Unterſuchung überzeuget, daß er keine Verſteinerung, ſondern nur ein Incruſtat, vor ſich habe. Der Fall iſt beſonders alsdann möglich, wann die Ernſte eine größere Härte, als ſonſt gewöhnlich iſt, an ſich nimmt. Hr. v. Bondaroy (6) führt ein Beyſpiel von dem Holze an, welches ich wiederhohlen muß. „Es geſchieht auch nicht ſelten, ſagt er; „daß man bloße Ueberziehungen für wahre Verſteinerungen anſieht. Es iſt bekannt, daß das Waſſer aus einigen Quellen einen ſteinichten Saft abſetzt, und daß es verſchiedene Stücke, die man in daſſelbe wirft, damit überzieht. Man überzeugt ſich aber in kurzem, daß es ſelbige nur mit einer Rinde überzieht, wenn man ſie zerbricht, und den Kern in der Mitte findet, oder das Inwendige von dieſer Ueberziehung leer antrifft, wenn die Pflanze, oder das Holz, daran es ſich gelegt hat, mit der Zeit verweſet iſt. Es iſt mit allen von Waſſer gemachten Ueberziehungen nicht alſo beſchaffen. Es gibt deren einige, die uns leicht in Irrthum bringen kön-

(6) Mineralog. Beluſtig. Th. 5. S. 425.

können. Man findet in Cabineten Stücke, die äuſſerlich wie ein Bret von Tannenholz aussehen; man sieht die Holzadern, die länglichen Fibern, die Aeste, und so gar die von der Säge gemachten Züge daran; und wenn man sie zerbricht, so findet man, daß diese Steine schichtenweise immer eine über die andere gebildet sind. Guettard aber behauptete, daß diese vermeinte versteinerte Tannenbreter nichts anders seyn, als steinerne Rinden, die sich sehr genau auf den Bretern von diesem Baume, deren man sich bedient, das Waſſer auf Mühlen zu leiten, gebildet haben. Das Sediment, welches diese Steine macht, bildet sich sehr genau auf den Bretern, auf welche das Waſſer geleitet wird, und bildet auf der Seite, mit welcher das Sediment sich auf dem Brete anlegt, alles sehr genau ab, und so, wie es sich nach und nach ansetzt, formiret es Schichten, welche leicht trügen können.“ Die Sache ist richtig, und dergleichen steinerne Breter werden vom Tophsteine noch an mehrern Orten, z. B. zu Köſsnitz bey Naumburg an der Saale, gemacht. Allein, solche Beyspiele gehören, nach dem Begriffe, den man sich von Incruſtaten macht, eigentlich nicht darunter; denn ein Incruſtat muß keinen Abdruck eines fremden Körpers darstellen, sondern den Körper überzogen haben. Wollte man aber ja, um diesen Bretern einen eigenen Nahmen zu geben, den Begriff eines Incruſtates ein wenig weitläuftiger nehmen, so müßte man sie Incruſtaten-Abdrücke nennen, um sie dadurch von den wahren Abdrücken zu unterscheiden. Indessen ist mit diesem allen die Frage, wie man ein Incruſtat von einer wahren Versteinerung unterscheiden könne, noch nicht entschieden. Ich habe sie aber schon vorher beantwortet. Incruſtate kann man sich als Körper vorstellen, welche nur durch einen Zufall zusammen gerathen sind, die sich in ihrem Wesen nicht innigst vereinigen, die folglich auch wieder von einander

der getrennet werden können. Bey Verſteinerungen hingegen findet eine ſo genaue Vereinigung des Körpers und der ſteinartigen Materie Statt, daß man ſie weiter nicht von einander trennen kann.

Allein, wie unterſcheidet man ein Incruſtat von den Abdrücken im Steinreiche? Ich habe vorhin geſagt, daß es auch Incruſtaten-Abdrücke gibt. Sie kommen am gewöhnlichſten in den Blätter-Tophen vor. Hier hat der Tophus alle Fibern der Blätter ſo genau ausgefüllt, daß, wenn man einen ſolchen Tophus von einander bricht, man einen genauen Abdruck eines Blattes auf der einen Hälfte, das Blatt ſelbſt aber auf der andern, antrifft. Man unterſcheidet dergleichen Abdrücke gar leicht daran, daß ſich an einem ſolchen Körper dasjenige vertieft vorſtellt, was bey dem Körper in ſeinem natürlichen Zuſtande erhaben iſt, und umgekehrt. Eigentliche Abdrücke verſteinter Körper aber kann man von einem Incruſtate deſto leichter unterſcheiden, theils daran, weil das Incruſtat ein eingehüllter fremder Körper iſt, da hingegen ein Abdruck den ehedem da gelegenen Körper entblößt darſtellt; theils daran, weil ein Incruſtat am gewöhnlichſten toph- oder tropfſtein-artig iſt, die Abdrücke im Steinreiche aber auf Kalk-Thon-Sand- oder Horn-Steinen angetroffen werden.

Man hat auch **korallinische Incruſtate**. Ich meine hier nicht die incruſtirten Korallen, denn dieſe gehören unter die Incruſtate überhaupt; ſondern zuweilen findet man Horngewächſe, oder andere feſte Seekörper, mit einer korallinischen Maſſe überſponnen, welche entweder roth oder weiß iſt. Nach der Meinung der Neuern ſind dieſes Arbeiten der Polypen (7), welche man von einer tophartigen Rinde an der Feinheit des korallinischen Weſens leicht unterſcheidet.

Was

(7) Walch Naturgeſch. der Verſteiner. Th. 1, S. 63.

Was diejenigen Körper, welche einer Incruſtat
ı fähig ſind, betrifft, ſo ſind es faſt alle Körper
vegetabiliſchen, und ſehr viele aus dem animaliſchen
che. Man findet daher Holz, Reiſig von Holz
inter, Knochen, Schnecken und Muſchein, in ei
r ſolchen Zuſtande. Man muß aber die künſtliche
:ruſtate von den natürlichen unterſcheiden. Man
gt z. B. in dem Carlsbade, Krebſe, Eyer, Sträuſe,
en Gradierhäuſern Vogelneſter mit den Eyern und
e dieſelben, ja die Vögel ſelbſt, zu überſintern.
ſes nenne ich künſtliche Incruſtate, weil Menſchen
gemacht haben und noch täglich machen können.
n hat aber auch Incruſtate, wozu Menſchenhände
ts beygetragen haben, und von dieſen handle ich
.

Einige Körper ſind einer Incruſtation nicht
l fähig, und das ſind beſonders alle weiche und
chige Körper, welche eher verfaulen als überzogen
den können. Man will daher von incruſtirten Kräu
und Blättern bemerkt haben, daß es nicht ſo wohl
he Kräuter und Blätter wären, weil dieſe ebenfalls
Fäulniß zu ſehr ausgeſetzt ſind, ſondern es ſind
getrocknete und dürre Blätter und Kräuter geweſen,
che nun der Fäulniß widerſtehen könnten. Körper
der See findet man an Orten auſſer der See, wo
:ruſtate liegen, nicht leicht aber an der See, und,
wir bald hören werden, in der See ſelbſt, werden
:lben gefunden. Venette bemerkt daher, daß an
franzöſiſchen Küſten gewiſſe Meergewächſe mit ei
aſchfarbigen Lehm überzogen wären, und daß die
allen mit einer lehmigen Materie von verſchiedenen
ben, welche in dem Waſſer hart wird, überzogen
. In den Tophſteinbrüchen findet man gemeinig
Producte des Landes, welche nahe herum befind
ſind, Gräſer, Holzreiſer, Schilfe, Knochen u. d. gl.;
es ja Producte der ſüßen Wäſſer, ſo ſind ſie gewiß
h Fluthen dahin geführet worden. Man erwarte

alſo in dergleichen Brüchen keine Knochen von ausländiſchen und unbekannten Thieren, keine exotiſche Kräuter, keine Producte der See (8). Die Incruſtate erſcheinen freylich in einer gar verſchiedenen, bald gröſſern bald geringern Schönheit. Dieſes rührt zuvörderſt von der Materie ſelbſt her; iſt dieſe grob und unanſehnlich, ſo wird ſie ſchwerlich ein feines Incruſtat bilden, welches freylich weit beſſer ausfallen muß, wenn die Materie feiner iſt. Auch alsdann kann ein Incruſtat verunſtaltet werden, wann ſich mehrere Materie um daſſelbe herum legt, als zur Ueberſinterung nöthig iſt. Daher findet man oft fremde Körper in unförmlichen Klumpen, wo man ſie nicht vermuthet hätte. In Tophſteinbrüchen oder in überſinternden Wäſſern iſt dieſer Fall nicht ungewöhnlich.

Dieſes führt mich näher auf diejenigen Körper, welche andere Körper incruſtiren können. Die Eigenſchaft zu incruſtiren, beſitzen:

1. alle Sohlen, wenn ſie gradiert werden. Die Salzſohlen führen mehr oder weniger Erdtheile in ſich, aber keine iſt ganz leer davon. Dieſe Erdtheilchen legen ſich theils um die Reiſer und Dornen in den Gradierhäuſern, theils ſetzen ſie ſich an die innere Oberfläche der Pfannen an, wo das Salz geſotten wird, und erzeugen den ſo genannten Pfannenſtein; theils bleiben ſie mit einer gewiſſen Quantität der Salzſäure verbunden, in derjenigen dicken Feuchtigkeit, welche nach dem Anſchießen des Salzes übrig bleibt und die Mutterſohle genannt wird. Hr. Cartheuſer (9) unterſuchte dieſen durch die Sohle erzeugten Rindenſtein, und fand, daß er aus einer Kalkerde beſtehe; von einer Bitterſalzerde fand er nicht

(8) Walch, a. mg. O. S. 64. Venette von den Steinen, S. 21.

(9) Cartheuſer's mineralog. Abhandlungen, 2 St. S. 89, f. 97.

nicht die geringſte Spur, wohl aber etwas von ei
zähen thonigen Erde. Herr Weſtfeld (10) glaubt di
gegen, daß die Erde, welche die Reiſer in den Sa
dierhäuſern überzieht, insgemein durchaus gypsat
ſey; und wenn ſie auch bisweilen mit Scheidewa
brauſe, ſo laſſe ſie ſich doch in dieſer Säure nicht g
lich auflöſen, ſondern es bleibe allemahl ein gro
Theil Gyps zurück. Dieſer Gyps wird, ſeiner Me
ung nach, erſt unter dem Gradieren des Salzwa
erzeuget. Es iſt möglich, wenn wir verſchiedene S
Werke annehmen, daß einige eine Kalk-, andere e
eine Gyps-Erde bey ſich führen; genug, daß wir
ſen, eine jede Salzſohle kann incruſtiren. Herr L
Arzt Vogel (11) glaubt ſo gar, daß ein jedes Qu
Waſſer, wenn es, ſo wie die Sohle, durch Reiſig
ſen und tröpfeln müßte, incruſtiren würde. Es
dieſes um ſo viel wahrſcheinlicher, weil man ge
ſehr wenige Waſſer finden wird, welche ganz rein ſi
denn faſt alle haben fremde Erdtheilchen in ſich (12).

Das Vermögen zu incruſtiren, beſitzen 2. dieje
gen Waſſer, welche viel Kalkſtein und Selenit
ſich haben, und daher aus kalkſteinigen oder ſelen
iſchen Gebirgen kommen. Dergleichen Waſſer gi
es ſehr viele. Alle Waſſer führen fremde Theilch
bey ſich, welche bald erdig, bald ſalzig, bald ſchwefl
ſind. Die erdigen Theile des Waſſers ſind gröſ
Theils kalkartig, doch ſo fein und zart, daß ſie nic
geſehen werden, und ſo leicht, daß ſie von dem Waſſ
getragen werden. Setzt nun das Waſſer dieſelben ab,
und legt ſie um fremde Körper an, ſo entſtehen daraus
Incruſtationen; ſinken ſie bloß zu Boden, ſo entſteht
daher ein Tophſtein. Indeſſen incruſtiren doch nicht
alle Waſſer; entweder, weil ſie nicht genug erdigt

Theil

(10) Mineralog. Abhandlungen, 1 St. S. 64.
(11) Practiſches Mineralſyſtem, S. 257.
(12) Walch ſyſtemat. Steinreich, Th. 2. S. 7. f.

Theile bey ſich haben, oder, weil das Waſſer zu ſchnell fließt. Hingegen hat man auch Wäſſer, welche ganz auſſerordentlich incruſtiren. So findet ſich z. B. in dem weſtlichen Theile von Island ein See, welcher beſtändig raucht, ob er gleich ſehr kalt iſt; dieſer verwandelt alles, was man hinein wirft, in Stein. Wenn man einen Stock hinein ſteckt, ſo wird derjenige Theil, welcher den Grund berührt, in Eiſen verwandelt, oder eigentlich mit einem Eiſenocher überzogen. In der Normandie iſt ein Bach, welcher alles, was man hinein wirft, in Stein, und zwar in einen ſo harten Stein verwandelt, welcher am Stahl Feuer ſchlägt.

Endlich beſitzt dieſes Vermögen auch z. das See-Waſſer. Wie man von dieſem Waſſer zuverläſſig weiß, daß es viel Salz in ſich hat, ſo iſt auch zuverläſſig, daß es ſo wenig, als ein jedes anderes Waſſer, von erdigen, und beſonders von kalkigen Theilchen frey ſeyn werde. Man ſieht dieſes nicht allein an dem See-Tophus, welchen man in den Cabineten vorzeigt, ſondern auch aus demjenigen, was Hr. Hofr. Walch (13) aus dem Donati erzählt. Donati redet nicht nur von dem See-Tophus überhaupt, ſondern er ſetzt noch hinzu: „Ferner iſt am Boden des adriatiſchen Meeres merkwürdig, daß auf demſelben ein gewiſſer Ueberzug oder Decke liegt, die aus Cruſtaceis, Teſtaceis und Polyporis beſteht, welche mit Sand und Erde vermiſcht, auch guten Theils verſteinert ſind. Dieſe Bedeckung wird auch immer dicker, weil ſolche Körper ſich vermehren, und nach und nach zu Stein werden, wodurch der Boden des Meeres ſich ſelbſt erhöhet.“ Dieſe Bemerkung des Donati macht es nothwendig, auch ſandartige Incruſtate anzunehmen, welche aber wohl nur bloß für die See gehören; was man

(13) Walch Naturgeſch. der Verſtein. Th. 1, S. 61. f.

auſſer der See von Incruſtaten findet, gehört unter die kalkartigen Steine, welche zum Theil bloß kalkartig, zum Theil ſelenitiſch ſind, insgeſammt aber mit den Säuren brauſen. Von den übrigen Meeresgegenden hat man zu wenig Nachrichten, als daß man mit Gewißheit ſagen könnte, ob ſich in denſelben auch Incruſtate finden; von einem Theile der Oſtſee aber beſitzt Hr. Diac. Schröter ein Beyſpiel. Es iſt ein ſand- und ocherartiges Convolut, in welchem unter andern natürliche Kohlen eingeſchloſſen ſind, welche ſich ſo wenig verändert haben, daß ſie, wenn man von ihnen die Cruſte ablöſet, noch abfärben und ſchreiben; dabey iſt das Convolut ſo feſt, daß es nur mit Gewalt zerſchlagen werden kann.

Es iſt übrigens merkwürdig, daß ein Bach, welcher die Kraft hat, zu incruſtiren, dieſes Vermögen verlieren kann. Cartheuſer (14) bemerkt dieſen Umſtand von dem Poetenbrunnen bey Frankfurth an der Oder, welcher ehedem incruſtirte, nun aber dieſes Vermögen verloren hat. Man darf aber deswegen nicht annehmen, daß dieſes und ähnliche Waſſer keine Kalktheilchen mehr in ſich hätten; aber dieſes kann man annehmen, daß die Kalktheilchen feiner geworden ſind, auch vielleicht ſich ſparſamer in dem Waſſer befinden, und daß das Waſſer ſelbſt eine gewiſſe bindende Kraft verloren habe, dergeſtalt, daß, wenn auch das Waſſer einige Kalktheilchen auf einen natürlichen Körper fallen ließ, dieſelben nicht auf dem Körper hängen bleiben, ſondern von dem folgenden Waſſer ſogleich wieder abgeſpühlet werden. Der Fürſtenbrunnen bey Jena (ſ. oben, S. 317,) gibt eben dieſe Erſcheinung, welcher nur an einem gewiſſen Orte zu incruſtiren pflegt.

Was

(14) *Oryctographiæ Viadrinæ-Francof.* S. 54, f.

Was die Oerter betrifft, welche Incruſtationen liefern, ſo übergehe ich hier die berühmten Höhlen, Tophſteinbrüche, Gradierhäuſer, u. d. gl. und ſpreche nur von denen Quellen und Wäſſern, welche, wie unſere Vorfahren es nannten, verſteinern, oder welche das Vermögen zu incruſtiren beſitzen.

Die vorzüglichſten Schriften davon habe ich im 3 B. des neuen Hamb. Magaz. S. 118, fgg. nahmhaft gemacht, auch hat Ge. Mich. Schneider in einer Abh. de fontium lapidescentium natura, Vitemb. 1721, 4. verſchiedener ſolcher Quellen gedacht. Oben an ſetzt er das Carlsbad; alsdann gedenkt er eines ſolchen Waſſers in dem Hildesheimiſchen, eines andern aus Gothland; das rothe Meer bey dem Buſen Heroo, ſoll ſo gar dieſe Kraft haben, wie Theophraſt verſichert. Bey Alfeld in Langenholtenſen iſt auch ein ſolcher Bach; in China ein anderer; noch einer bey Ternate; der Fürſtenbrunnen bey Jena, und der Poſtenbrunnen bey Frankfurth, deren kurz vorher Erwähnung geſchehen iſt. Einer Quelle in Island, und einer andern in der Normandie, habe ich oben, S. 531, gedacht. Leſſer nennt, in ſeiner Lithotheologie, S. 526, f. folgende Quellen und Wäſſer: Zu Albano, 1 Meile von Padua; bey Landshut, in Schleſien; die kleine See in Italien, Lago del pie di Lugo; den Goldbrunnen zu groſſen Jüre; bey Neuſtadt, in Oeſtreich, auch ein Brunnen; den Geſundbrunnen zu Skarſchim; eine Quelle zu Edingen, an den ſaarbrückiſchen Gränzen. In Dülac Memoires pour ſervir à l'hiſt. nat. &c. werden, im 1 Th., aus Lionnois, Forez und Beaujeolois, einige Quellen beſchrieben, welche incruſtiren. Ein Bach zu Authieux, zu Pont l'Evêque gehörig, incruſtirt ſo ſtark, daß alles, was man hinein wirft, eine Stahlhärte erlangt, nur die Knochen nicht; dieſe werden mürbe. Eine ganze Menge erzählt Kirchmeyer, de corporibus petrificatis, Vitemb. 1664, 4. §. 13. Tales in Germania noſtra, ſagt er, & circa Badenas quidem Helveticas, Tigurinae, Egliſonenſes, Engenenſes & Andernacinae, Carthuſianae circa Francofurtum ad Oderam; in Bohemia, Volckamenſes & Carolinae; in Hungaria, Thermae Samnitiae, Roſalinae dictae, Johanneae & Cepuſianae; in Italia Anienis Albulae, Velini, Narisque aquae; in Gallia juxta Clarimontium, Auerniae fontem Saulſenſes, Roſſilionenſes

ſes & Veronaeae; in Graecia, Iſmaſariae in Theſſalia, & Euboeae; in Anglia, lymphae, in Praefectura Bedfordiae & in Cambria itemque in Brigantinis, Anglis Yorkſhire, aliisque in Norvegia, Iſlandia, aliisque locis & regionibus aquae celebrantur. Volkmann, in Sileſia ſubterranea, S. 86, gedenkt eines Sees in Ireland, Erno-Lacus, welcher incruſtirt; und was der See Neagh daſelbſt leiſte, kann man in dem 8 B. des hamb. Magaz. S. 323, f. leſen. Ferner führt Volkmann folgende Wäſſer an: einen Fluß zu Ternate, bey Falkenau in Böheim, ein ſtehendes Waſſer bey Chemnitz, und ein anderes 3 Meilen von Thorn. Eines Brunnens in der Schweitz, und eines andern bey Wien gedenket Cron, in Proluſione oryctographiae Neoſtadienſis, S. 16. Eines Waſſers in Arcueil, welches incruſtirt, thut Hr. Graf v. Büffon, in der allg. Naturgeſch. Th. 2, S. 255, der berl. Ausgabe, Erwähnung. Liebknecht, in Huſſia ſubterranea, S. 153, gedenket aus dem Aeneas Sylvius eines ſolchen Baches in Polen, und er ſelbſt thut zwey Beyſpiele, eines aus der Wetterau, und eines andern Waſſers bey Edingen, hinzu. Hr. Bammer verſichert, in ſeiner Naturgeſch. des Mineralr., Th. 1, S. 190, f. daß im Erfurtiſchen, bey Schloß Vippach, Mühlberg, und hinter Tiefengruben, dergleichen incruſtirende Wäſſer ebenfalls gefunden würden. Der ungenannte Verf. der Unterſuchung, wie die wahrhaften See-Muſcheln auf die höchſten Berge gekommen, S. 150 und 183, erzählt aus Happelius Relation. curioſ. daß im Clermontiſchen, in Frankreich, unweit der Limanien ein Brunnen, und eben daſelbſt bey dem Städtchen Vigand eine incruſtirende Quelle ſey. Eben ſo erzählt Happel aus dem Kircher, daß in Peru, bey der Stadt Guancavisca, zwey heiße Quellen wären, welche kurz darauf zu Stein würden, und die folglich das Vermögen zu incruſtiren haben müſſen. Auch die nürnbergiſche Gegend beſitzt ſolche Wäſſer. Baier hat in ſeiner Oryctographia Norica, S. 5, zweyer gedacht, des einen bey Rieden, und des andern bey Hagenhauſen. Ich könnte noch mehrere Beyſpiele davon anführen; dieſe aber mögen hinreichen, zu beweiſen, daß dergleichen Wäſſer in allen Welttheilen angetroffen werden.

Die

Die Entſtehungsart der Incruſtate iſt nicht ſchwer zu erklären. Wenn ein mit kalk- oder ſelenitartigen oder andern erdigen Theilen geſchwängertes Waſſer einen Körper benetzet, ſich dann dieſe Theilchen rings um den Körper herum anhängen, und nachher in der Luft verhärten, ſo entſteht hieraus eine Rinde, welche einen fremden Körper in ſich ſchließt, und dieſes vereinigte Product wird ein Incruſtat genannt. So lange die fremden Theilchen in dem Waſſer leicht genug ſind, trägt das Waſſer dieſelben mit ſich fort; werden ſie aber ſchwerer, ſo ſinken ſie zu Boden. Fallen ſie nun auf einen ſolchen Boden, wo keine fremde Körper liegen, ſo entſteht daraus eine bloße Rinde; liegen aber fremde Körper da, ſo wird es ein Incruſtat. Fällt das Waſſer tropfenweiſe auf einen fremden Körper, ſo wird das Incruſtat durch einen Tropfſtein gebildet. So ſtellte ſich ſchon Seneca (15) die Sache vor. „Wenn ein Waſſer,“ ſagt er: „einen feſten Körper berührt hat, ſo bleibt es ſtehen und verdickt ſich, daher werden die in eine ſolche See hinein geworfenen Dinge nach einiger Zeit ſteinern wieder heraus gezogen. Man trifft dieſes an verſchiedenen Orten in Italien an; wenn man ein Reis oder einen Zweig hinein leget, ſo zieht man nach wenigen Tagen einen Stein wieder heraus.“ Bey der Incruſtation wird daher nothwendig ein Waſſer, oder wenigſtens ein feuchter Ort, wo an manchen Stellen einige Tropfen niederfallen können, erfordert, ein Waſſer, welches kalkartige, ſelenitartige, ſandartige u. d. gl. Theilchen, entweder einzeln oder vermiſcht, in ſich enthält, welche es auf ſolche Körper, die an ſolchen Orten liegen, fallen läſſet. Wenn nun das Waſſer viele dergleichen Theile in ſich hält, ſo iſt die Ueberſinterung leicht, und geht in kurzer Zeit vor ſich.

(15) *Natural. quaſt.* Lib. 2. Cap. 20.

Das iſt der Fall, von dem Seneca redete, daß ma
nach wenig Tagen ein Incruſtat haben könne. Al
as meldet Vogel von den Quellen des Heinberg
ey Göttingen, welche ebenfalls bald incruſtiren; a
n dem Carlsbade erhält der in das Waſſer gele
Körper ſchon nach 24 Stunden eine ziemlich ha
Rinde. Dergleichen Quellen und Wäſſer gibt es a
ere. Hat aber das Waſſer nur wenige Theilch
nd ſind dieſe Theilchen vielleicht noch ſehr zart, ſo
ört eine längere, ja oft eine ſehr lange Zeit dazu, b
in Incruſtat vollendet wird. Ferner folgt daraus
aß die mehrere oder mindere Schönheit der Inc
ate bald auf die Beſchaffenheit der incruſtiren
Theilchen, bald auf die Länge der Zeit, wo der Kö
m Waſſer liegt, bald auf beyde Umſtände zugleich
bimmt. Führt das Waſſer ſehr grobe irdiſche Th
ey ſich, ſo überzieht es den Körper bald, und ma
hn, wenn er lange im Waſſer liegt, unförmlich; f
ingegen die kalk- und ſelenitartigen Theilchen zart,
wird das Incruſtat ſchön, beſonders bey dem M
der den Blättern.

Da indeſſen die Theilchen, welche das Incru
formiren, von verſchiedener Art ſind, ſo haben
Schriftſteller darauf die Verſchiedenheit der Inc
ſtate gegründet. Wallerius (16) hat 4 Gattung
kalkartige, ocherartige, ſalzartige, und metalliſche I
ruſtate. Cartheuſer (17) hat 5 Gattungen angen
men, nähmlich: ſpathartige Incruſtate, welche v
Tropfſteine entſtehen, die aber in vielen Fällen k
artig ſind; kalkartige, welche ein Tophſtein ſind; qu
artige, wenn nähmlich fremde Körper in Quarz ein
ſchloſſen ſind; metalliſche Incruſtationen, welche gr
ten Theils ocherartig ſind; und halbmetalliſche, w

(16) Mineralogie, S. 418.

(17) Elementa mineralogiæ, S. 99.

ſchr größten Theils aus einer markaſtiſchen Materie beſtehen. Vogel (18) hat indeſſen völliges Recht, wenn er von dieſen und ähnlichen Eintheilungen behauptet, daß ſie unvollſtändig ſeyn, und daß man ſie in der Folge der Zeit anſehnlich werde vermehren können.

Von merkwürdigen Incruſtaten führt Leſſer (19) viele Beyſpiele an, unter welchen ich nur ein einziges wiederhohle. Er gedenkt eines ganzen Körpers eines Mannes, der ſich in dem ludoviſchen Cabinete zu Rom befinden ſoll, welcher bloß incruſtirt geweſen ſeyn ſoll, und beruft ſich deswegen auf Neikels (oder, wie er eigentlich heißt, Einkels) Muſeographie, Th. 1, Cap. 3, S. 96. Wäre dieſes gegründet, ſo wäre ein ſolches Beyſpiel wohl werth, in einer Naturalien-Sammlung aufbehalten zu werden; allein, es war vermuthlich eine bloß zufällige Bildung, die bey dem Toph- und Tropf-Stein nichts ungewöhnliches iſt, und daher ein bloßes Naturſpiel. Die fleiſchigen Theile eines Menſchen gehen viel zu bald in eine Fäulniß über, als daß ſie incruſtiret werden könnten, und die einzelnen Theile eines Menſchenkörpers gehen viel zu früh aus einander, als daß ſich nach und nach eine Rinde um dieſelben herum legen und ſie befeſtigen könnte. Hr. D. Hofmann (20) gedenket eines Tuffſteinbruches, die Steinrenne genannt, bey dem Dorfe Bilzingsleben im Amte Sachſenburg, in welchem man auſſer Hirſchgeweihen, Kinnladen von Elephanten, worin noch die Zähne befeſtigt geweſen, (Beyſpiele, die deſto ſeltener ſind, weil man in Tophſteinbrüchen nicht leicht fremde Körper zu erwarten hat!) auch einen

(18) De incruſtato agri Gœttingenſis, S. 27.

(19) Lithotheologie, S. 531.

(20) Von der Erzeugung der Steine, nach meiner Ueberſetz. im 3. B. des neuen Hamb. Magaz. S. 120.

Menſchenkopf, worin noch ein Pfeil ſaß, gefunden hat, zu einem überaus ſeltenen Beweiſe, daß dieſer Tophſtrich weder vom Anfange der Welt, noch von den Zeiten der Sündfluth, herzuſchreiben ſey. Man fand auch daſelbſt kleine Vogelneſter voll Eyerchen von Vögeln, welche faſt ganz und gar in Toph verwandelt geweſen. Die ſeltenſten Beyſpiele werden doch immer diejenigen bleiben, die man in dem Quarze findet.

Die wenigen Beyſpiele vom Quarz, in welchen fremde Körper eingeſchloſſen ſind, hat Hr. Diac. Schröter, im 1 Th. ſeiner Einleit. in die Kenntniß und Geſch. der Steine und Verſteiner. S. 190, und im 2 Th. ſeines Journals ꝛc. S. 363, f. geſammelt und bekannt gemacht.

Unter den Incruſtaten verdient das incruſtirte Mos, incruſtatum muſci, eine beſondere Aufmerkſamkeit. Hr. Diac. Schröter hat im 2 Th. ſeiner Einleit. in die Kenntn. und Geſch. der Steine und Verſteiner. auf der 3ten Kupfert. Fig. 9, 10, 11, drey Beyſpiele aus dem Schwarzburg-Rudolſtädtiſchen in Kupfer ſtechen laſſen, welche dieſer Ehre werth ſind, auch hat Derſelbe eine beſondere Abhandlung davon, im 3 B. der Berlin. Samml. S. 229, fgg. und im 2 Th. ſeiner Abhandl. über verſchiedene Gegenſtände der Naturgeſchichte, S. 310 — 335, geliefert. Wenn manche Schriftſteller dergleichen Mos Muſcus petrefactus, Mouſſe petrifié, nennen, ſo nehmen ſie freylich das Wort in einer zu unbeſtimmten Bedeutung, da ein Incruſtat keine Verſteinerung iſt. Hier iſt von den eigentlichen incruſtirten Moſen die Rede, und es ſind davon ausgeſchloſſen: 1. die in Kryſtall oder Achat eingeſchloſſenen Moſe, welche, wenn ſie auch keine Verſteinerungen ſind, ihrer Schönheit und Seltenheit wegen unter ihnen einen Platz verdienen; 2. die zufälligen Mosgeſtalten, welche nur ein bloßer Stalactit oder ein Tophſtein ſind, ſich in mancher-

cherley Geſtalten zu bilden pflegen, und bisweilen auch die Geſtalt des incruſtirten Moſes angenommen haben, an welchen man aber diejenige Regelmäßigkeit vermißt, welche das incruſtirte Mos zeigt, und in welchen man, wenn man ſie zerbricht, nie eine Spur vom Moſe findet. Die eigentlichen incruſtirten Moſe ſind größten Theils nichts anders, als ein Tropfſtein, welcher ſich in größerer oder geringerer Menge um zarte Mosreischen legt, ſie überzieht, und unter einander verbindet. Auf die Beſchaffenheit und Vielheit der Theilchen beruhet die Feinheit des Moſes. Sind es Kalktheilchen, ſo wird die Cruſte freylich gröber und zerreiblicher; ſind es hingegen Gypstheilchen, ſo wird die Cruſte feiner und feſter. Geſchieht es, daß ſich um das Mos nicht mehr Tropfſtein anlegt, als zur Ueberſinterung nöthig iſt, ſo behält das Mos ſeine ganze Bildung; man kann alle einzelne Mosreischen unterſcheiden, und ſolche Incruſtate ſind unſerer Aufmerkſamkeit vollkommen würdig. Sehr ſelten wird man das Mos ſelbſt noch in dem Incruſtate finden, welches gemeiniglich verweſet, und ſein ehemahliges Daſeyn durch leere Zwiſchenräume entdeckt, welche man findet, wenn man das Incruſtat zerbricht.

Die Beſchaffenheit der Kalk- oder Gyps-Erde giebt dem Incruſtate mancherley Farben, weiß, gelb, röthlich, braun, u. d. gl. Wenn ſich um das Mos zu viel Theile anſetzen, und dadurch die eigentliche Geſtalt des Moſes ganz verdrängen, ſo verdient das Product kaum den Nahmen eines incruſtirten Moſes; wenigſtens verdient es in Naturalien-Sammlungen keine Stelle. Daher fordert Hr. Hofr. Walch (21) von einem guten incruſtirten Moſe folgende Eigenſchaften: 1. daß die Cruſte ſehr zart aufliege, dergeſtalt, daß die wahre Geſtalt des Moſes ſich nach ſeinen

Blätt-

(21) Naturgeſch. der Verſteiner. Th. 2, Abſchn. 1, S. 147.

Blättchen und Reiſerchen zeige; 2. daß es eine ha
und feſte Cruſte ſey; und 3. daß das Mos eine u
theilhafte Lage habe. Der Urſprung des incruſti
Moſes iſt mit dem oben beſchriebenen Urſprunge a
rer Incruſtate einerley, nur daß auch der Topf
Incruſtate bilden kann; gute incruſtirte Moſe
ſind allemahl ein Werk des Tropfſteines. Man
ſich folglich ein Waſſer gedenken, welches nicht ſo
fließt, als fällt, und im Herabfallen ſeine erdige
auf die daſelbſt befindlichen Moſe fallen läſſet, u
nach und nach überzieht. Damit läugne ich übrig
gar nicht, daß auch fließende Wäſſer Moſe überzie
und mithin nicht ſowohl einen Tropfſtein, als viel
einen Tophſtein, bilden; allein, es iſt doch auch ge
daß im letztern Falle das incruſtirte Mos ſelten ſ
und regulär wird, als im erſten Falle, und daher
iger Achtung, als jenes, verdient.

Die Schriftſteller, welche ich hernach anfü
werde, beſchreiben mancherley incruſtirte Moſe
verſchiedenen Gegenden; dasjenige aber, wel
Vogel, in einer eigenen Abhandlung (22) beſchr
hat, iſt einer wiederhohlten Beſchreibung werth.
wird daſſelbe unweit Göttingen bey der Papierm
gefunden. Das dortige Waſſer, welches eben die
piermühle treibt, hat viele erdige Theile bey ſich,
che es abſetzt, und womit es das Mos überzi
Wenn man ſolche Stücke findet, die noch nicht gar
alt ſind, ſo hat das Mos noch ſeine völlige Geſta
und zwar ſo genau, daß man es für eine wahre Ve
ſteinerung halten ſollte. Wenn ſich aber nun m
Tophus anſetzt, ſo wird freylich das Incruſtat unſch
barer, und es hat ſich auch wirklich ſo ſtark angeſe
daß man Stücke davon hauen kann, die ¼ Centn
wi

(22) De Incruſtato agri Gœttingenſis, Gœtt. 1756, S. 21
Man ſiehe auch Deſſen pract. Mineralſyſtem, S. 257.

und mehr, wiegen. Schlägt man dieſe Maſſen von einander, ſo findet man das Mos in denſelben theils unverändert, theils aber auch nur leere Canäle. An einigen Orten iſt das Incruſtat von dem verfaulten Moſe ſchön grün gefärbt. Vogel behauptet, daß dieſes incruſtirte Mos das ſchönſte und größte ſey, welches man noch geſehen hat. Bey den damit angeſtellten chemiſchen Verſuchen fand Derſelbe, daß ein Theil dieſes Incruſtates kalkartig, der größere Theil aber ſandartig war.

Eigentlich könnte man incruſtirtes Mos in allen Gegenden, wo incruſtirende Wäſſer ſind, finden; beſonders aber liefern folgende Gegenden und Oerter dieſes Incruſtat: Aegis, im Canton Bern; Blankenburg, im Schwarzburgiſchen, Cantſtatt, Dölligſen, Edingen, Göttingen, Goslar, Gothland, Jena, Montchmand, Nürnberg, Schwarzburg, Sondershauſen, Thangelſtedt und Wiesersdorf. Dieſes bezeugen: die mineralogiſchen Beluſtigungen, B. 2. S. 224; B. 3, S. 124. *Linné* Syſtema Nat. 1768, S. 183. *Ritter* Oryctogr. Goslar. S. 20. Th. Deſſ. Supplementa ſcriptor. S. 10, 117. *Baier* Oryctogr. Norica, S. 24. Walch Naturgeſch. der Verſteiner. Th. 3, S. 74. *Vogel* de incruſtato agri Götting. S. 28. *Schütte* Oryctogr. Jenenſ. S. 109. Schröter Lithograph. Beſchreib. der Gegend um Thangelſtedt, S. 35. *Liebknechr* Haſſia ſubterr. S. 155, f. und die Berl. Samml. B. 3, S. 242, f.

Auſſer den 3 Zeichnungen, welche Hr. Schröter a. ang. O. geliefert hat, iſt auch in Knorrs Samml. von den Merkwürdigk. der Nat. Th. 2, Tab. D. III. 2 Fig. 6. ein ſehr ſchönes Stück incruſtirt Mos abgezeichnet.

Der Werth der mehreſten Incruſtate iſt ſehr geringe. Die Urſache davon iſt gedoppelt. Die eine iſt darin zu ſuchen, daß die Incruſtate gleichſam ein Mittelding zwiſchen einem natürlichen Körper und einer Verſteinerung ſind; man weiß alſo eigentlich nicht einmahl den Ort, wohin man ſie in einem Cabinete zu legen hat; gemeiniglich aber betrachtet man ſie als einen Anhang von den Verſteinerungen. Die zweyte Urſache

ſache iſt ihr allzu häufiges Daſeyn; denn an denjenigen Oertern, wo Tropf- oder Tophſtein gefunden werden, kommen die Incruſtate gemeiniglich häufig vor; nicht zu gedenken, daß Perſonen, welche in Gegenden wohnen, wo entweder incruſtirende Bäche oder Gradier-Häuſer ſind, ſich ſelbſt Incruſtationen, welche Sammlungen und ſo oft ſie nur wollen, machen können. Indeſſen werden doch nicht alle Incruſtate von den Liebhabern der Natur weggeworfen. Wenn wir bey Einigen das Wort Incruſtat ſo weitläuftig nehmen, daß man auch die Producte der Tophſteinbrüche und der Tropfhöhlen dahin rechnet, ſo ſind diejenigen Klüpper, welche aus tiefen Höhlen, dergleichen die Baumannshöhle, die ſcharzfeldiſche Höhle, die Höhle bey Bayreuth, u. a. m. ſind, gezogen werden, allemahl ſchätzbar; man nimmt auch diejenigen, die aus incruſtirenden Bächen kommen, welche weit entlegen, und vorzüglich berühmt ſind, ingleichem ſolche, welche in dem Steinreiche nicht leicht zu erwarten ſind, als: Moſe, wenn ſie recht ſchön ſind, Vogelneſter, ſeltene Conchylien u. d. gl. in Naturalien-Sammlungen auf.

Incruſtiren, Fr. incruſter, eine Mauer, einen Pfeiler, eine Zimmerdecke, einen Fußboden, einen Fries, oder andere Theile eines Gebäudes, mit dünnen polierten Platten von Marmor, von Jaspiß ꝛc. (bey den Alten auch mit Blättern und Lamellen von geſchlagenem Gold und Silber) belegen oder überziehen; oder auch mit eingelegter oder moſaiſcher Arbeit bekleiden. Oder auch nur: etwas mit einer ſteinartigen Rinde überziehen; ſ. den vorhergeh. Art. Incruſtat. Bey dem Fresco-Mahler: einen Antwurf machen; die Mauer oder Wand mit Mörtel, Kalk oder Gyps anwerfen, ehe man ſie bemahlt.

In den neuern Zeiten hat man auch ganze Gemählde durch Incruſtiren (par incruſtation) hervorgebracht, indem man allerley kleine Steine oder andere Ma-

Materien, welche juſt die Farben und Schattierungen der nachzuahmenden Gegenſtände haben, in die zu ſolchem Ende in den Grund gemachten Furchen einfüget.

In der Sprache der Baukunſt bedeutet zuweilen incruſter, ſtatt eines verwitterten, oder zerſplitterten, oder zum Theil abgebrochenen Steines, einen neuen guten Stein in das Mauerwerk einſetzen.

Incumba, ſ. Kämpfer.

Incus, ſ. Amboß.

Indal ſ. Indien, und Indig.

Indelt, (das) im gem. Leben Ober-Sachſens und Ober-Deutſchlandes, dasjenige innere Behältniß in Geſtalt eines Sackes, worein die Federn eines Bettes oder Küſſens unmittelbar gethan werden, und worüber hernach der Ueberzug kommt. In den gemeinen Sprecharten der Inguß, der Indel, (der Ton auf dem In,) das Inlich, im Niederſ. das Inlied, Inleb, Inlede, von Lid, eine Decke, ſo wie das Hochdeutſche von Deel, Theil, abzuſtammen ſcheint. Im mittlern Lat. Enleichis. Siehe Bett-Indelt, im IV. Th. S. 336.

Indien, ſ. Indien.

Indianiſche Aente, ſ. Th. XI, S. 39.

Indianiſcher Balſam, weißer und ſchwarzer, ſiehe Th. III, S. 456, f.

— — — (neuer) oder peruvianiſcher Balſam; ſiehe Th. III, S. 457, fgg.

Indianiſches Blumenrohr, Canna Indica, Cannacorus; ſ. unter Rohr.

Indianiſche Bohne, Rohr-Caſſie; ſiehe unter Zimmet.

Indianiſches Brod, ſ. Caſſave.

Indianiſche Ente, ſ. Th. XI, S. 39.

Indianiſche Feige, ſ. Th. XII, S. 470.

Indianiſches Fenchelholz, ſ. Saſſafraß.
Indianiſche Giftnuß, ſ. Th. VII, S. 217.
Indianiſche Giftwurzel, ſ. Mungos.
Indianiſcher Gotteebaum, Ficus religioſa *L.*; ſiehe Th. XII, S. 468.
Indianiſche Handlung und Handlungs-Compagnien, ſ. Amerika, und Oſt-Indien.
Indianiſcher Haſe, ſ. Jerbuah.
Indianiſche Hirſe, ſiehe Darrgras, im XIX Th. S. 742.
Indianiſches Holz, ſ. Campecheholz, im VII Th. S. 535, und Franzoſenholz, im XIV Th. S. 777.
Indianiſches Honiggras, ſ. Th. XIX. S. 742.
Indianiſche Hühner, ſ. Truthühner.
Indianiſche Hyacinthe, ſ. Tuberoſe.
Indianiſcher gelber Jasmin, ſ. oben, S. 183.
— — großer — Bignonia radicans *L.*; ſiehe unter Trompetenblume.
Indianiſche Judenkirſche, ſ. Juden-Kirſche.
Indianiſches Kaninchen, ſiehe Jerbuah und Meer-Schwein.
Indianiſche Kaſtanie, ſ. Kaſtanie.
Indianiſche Kreſſe, ſ. unter Kreſſe.
Indianiſcher Kürbiß, Waſſermelone; ſiehe unter Melone.

Indianiſche Küſte, oder Küſte von Indien, Fr. Côte des Indes, nennt man insgemein diejenige Küſte auf der Halb-Inſel diesſeits des Ganges in Indien, welche ſich von Guzarate an, bis an das Vorgebirge von Comorin erſtrecket. Sie iſt über 180 franz. Meilen lang. Die Königreiche, welche ſich auf dieſer Küſte befinden, ſind: Decan, Cuncan, Canara, und Malabar, welches wenigſtens 8 bis 10 Königreiche, und unter andern Cananor, Calicut, Cranganor, Cochin, Porca, Calicoulang und Coulan, unter ſich begreift. Es gehört auch hierher die Stadt Goa. Die Portugieſen ſind lange Meiſter von dieſer ganzen

Küſte

Küſte, und die erſten geweſen, welche ſie entdeckt, und ihre Eroberungen damit angefangen haben; wie denn Calicut die erſte Stadt war, wo ſie anlandeten, und Cananor der Ort, wo ſie die erſte Feſtung anlegten. Itzo haben die Portugieſen auf dieſer Küſte weiter nichts, als Goa, und einige andere wenig bedeutende und unbekannte Oerter.

Indianiſche Leinwand, (Gemahlte) ſ. unter Zitz.

Indianiſche Marone, ſ. Kaſtanie.

Indianiſche Maulbeere, Morinda *L.*; ſ. in M.

Indianiſche Maus, Viverra Ichneumon *L.*; ſ. Ichneumon.

Indianiſches Meer, ſ. unter Oſt-Indien.

Indianiſches Metall, ſ. unter Metall.

Indianiſche Muſchelſchale, Oſtracum indicum, Blatta byzantina; ſ. Purpurſchnecken-Deckelein.

Indianiſche Narziſſe, ſ. Narziſſe.

Indianiſche Nuß, ſiehe Cocosnuß, und Sandbüchſen-Baum.

Indianiſcher Pfeffer, ſ. Pfeffer.

Indianiſche Pinien, ſ. Purgier-Nüßer.

Indianiſche Rebe, Hundswinde, Periploca *L.*; ſ. unter Winde.

Indianiſches Roth, ſ. unter Ochſen.

Indianiſche Ruhrwurzel, ſ. Ipecacuanha.

Indianiſcher Sand, ſ. Sand.

Indianiſche Schwalbe, ſ. Schwalbe.

Indianiſche Tinte, ſ. Tuſche.

Indianiſche Vogelneſter, ſ. in V.

Indianiſches Weiß, auf Seide, ſ. Weißfärben der Seide.

Indianiſche Winde, Periploca *L.*; ſiehe unter Winde.

Indianiſches Wundkraut, ſ. Tobak.

Indiction, in der Zeitrechnung, ein Zeitraum von 15 Jahren; ſ. Th. XXVIII, S. 636, fgg.

Indien, L. India, Fr. Inde, oder les Indes, ist ein Nahme, welcher heutiges Tages zwey großen Ländern gegeben wird. Das eine ist der größte Theil Asiens, welcher bis an China gränzt; wiewohl zuweilen auch China und die benachbarten Inseln mit dazu gerechnet werden. Das andere ist der ganze vierte Theil der bekannten Welt, nähmlich Amerika. Die Europäer pflegen das erstere, weil es ihnen gegen Osten liegt, Ost-Indien, India orientalis, das andere aber, welches ihnen gegen Westen liegt, West-Indien, India occidentalis, zu nennen. Einige legen dem asiatischen Indien, oder Ost-Indien, auch den Nahmen Groß-Indien, India maior, Fr. les grandes Indes bey, und nennen hingegen Amerika, Klein-Indien, India minor, Fr. les petites Indes. Diese Benennung soll sich von den Holländern herschreiben, weil diese in Amerika weniger Land, als in Ost-Indien, besitzen. Von West-Indien werde ich unter Amerika, als dem eigentlichen Nahmen, in den Supplementen, und von dem asiatischen oder Ost-Indien im Buchstaben O handeln.

Indienne, Fr. Indienne nennt man 1. einen indianischen Baumwollenzeug mit aufgedruckten oder auch gemahlten Figuren, oder bunten Kattun; s. Kattun. 2. Einen daraus gemachten Schlafrock für Personen beyderley Geschlechtes.

Zu Amiens wird von den Hautelisseewebern von der Sayetterie daselbst unter dem Nahmen Indienne ein halbseidener und halbbaumwollener Zeug fabriciret, wovon das Stück etwas über ¾ Ellen breit, und 21½ Elle lang ist.

Indig, Indigo, oder Indich, L. Pigmentum Indum, Fr. Inde und Indigo (*), ist ein in Pulver- oder wür-

felige

(*) Im Deutschen ist Indig ein gemeinschaftliches Wort für Inde und Indigo, obgleich diese beyde Wörter nicht ganz einerley Ding bedeuten. Nähmlich in der Sprache der Indianer, der

ßige Kuchen-Form gebrachter dunkelblauer Farben-Körper, welcher das dunkelste, an das Schwarze gränzende Blau gibt, und aus dem Bodensatze einer im Wasser eingeweichten in Ost- und West-Indien wachsenden Pflanze, durch Hülfe der Gährung, des Schlagens und der Fäulniß erhalten wird. Daher indigblau, der blauen Farbe des Indigs gleich, und das Hauptwort das Indigblau, diese blaue Farbe im Abstracto. Der Nahme Indig ist aus dem Lat. Indicus verderbt, weil man diese blaue Farbe vor der Entdeckung von Amerika aus Ost-Indien bekam, daher sie unter dem Nahmen Color Indicus und Indegus, schon im mittlern Lateine vorkommt. Indessen scheint es, daß man jedem mehrere blaue körperliche Farben, welche man aus Indien bekam, mit diesem Nahmen beleget hat. Das mittlere Lat. Indus bedeutet auch den Lasurstein, und noch in diesem Jahrhunderte wurde in einem Freyheitsbriefe für die Bergwerke im Fürstenthume Halberstadt und der Grafschaft Reinstein, v. 23 Dec. 1704, der Indigo unter die Mineralien gerechnet, und den Gewerken darauf zu bauen verstattet, wo vermuthlich der Kobalt verstanden werden muß, aus welchem eine ähnliche blaue Farbe verfertiget wird. Erst seit den großen Entdeckungen von Amerika und von Indien ist die Beschaffenheit, so wie die Verfertigung des Indigs recht bekannt geworden. Gleichwohl ist nicht zu zweifeln, daß schon vor dieser Zeit in Arabien, in Aegypten, und so gar in der Insel Malta, Indig gemacht worden ist. Allein, da man den Ursprung und die Verfertigung desselben sorgfältig ver-

der Kaufleute und der Manufacturen, heißt eigentlich Inde derjenige Indig, welcher bloß aus den Blättern der Pflanze zubereitet ist; Indigo aber derjenige, der aus dem ganzen Kraute der Pflanze, d. i. nicht nur aus den Blättern, sondern auch aus den Aesten der Stängel und aus der Rinde derselben extrahirt worden ist.

hehlte, so sahe man besonders an diesem letztern Orte allen denjenigen, welcher ehemahls in Europa verbraucht wurde, für solchen an, der aus Indien gekommen war. Man glaubt auch mit vieler Wahrscheinlichkeit, daß die alten Mexikaner eine Gattung desselben verfertigt haben, die bis auf den heutigen Tag Inde genannt wird. Es mögen aber die Mexikaner nun die Zubereitung desselben gewußt haben, oder sie mag ihnen von den Spaniern, welche aus den moluckischen Inseln zurück kamen, mitgetheilt worden seyn, so ist doch allezeit gewiß, daß die ersten in Amerika in dieser Art fabricirten Materien aus Neu-Spanien gekommen sind. Es ist auch sehr wahrscheinlich, daß unter allen amerikanischen Inseln die Insel St. Domingo die erste gewesen ist, wo man die Indigpflanze gebauet hat.

Dieses gründet sich auf das Zeugniß des Lopes von Gomes, welcher sagt, daß zu seiner Zeit in Hispaniola sehr schöne himmelblaue Farben gemacht worden, wie auch auf einige Stellen aus dem P. Labat. Dieser Schriftsteller erzählt, daß, da er sich im J. 1726 zu St. Domingo aufgehalten, er in der innersten Gegend der Insel à Vache gewesen, welche die Franzosen damahls eben zu bebauen angefangen hatten; und er fügt hinzu, die alten Indigmanufacturen, welche man in dem Innern des Landes antrift, bewiesen, daß diese ganze Küste ehemahls von den Spaniern bewohnt gewesen sey, welche sie verlassen hätten, um sich nach der Eroberung des Ferdinand Cortes in Mexiko niederzulassen. Da er nun die Epoche dieser gänzlichen Verlassung in die Zeit der Verwüstungen, welche vor dem Einfalle der Franzosen in die Insel vorher gingen, oder ihn begleiteten, oder bloß in die Zeit der Regierung des Ritters von Fontenay, nähmlich in das Jahr 1652, setzt, so ist wenigstens daraus zu schließen, daß die letzten Manufacturen der Spanier in diesem Theile der Insel St. Domingo in eine Zeit mit den ältesten Errichtungen von dieser Art in den französischen Inseln zu setzen seyn, die nicht weiter als in das Jahr 1644 hinauf gehen. Ob aber die Spanier eine Indigpflanze von Guatimala nach der Insel St. Domingo gebracht, ob sie bey ihrer Zubereitung die Methode der Mexi-

Mexikaner beobachtet, und von wem die Franzosen die ihrige erhalten haben, darüber findet man bey den Schriftstellern nur unzuverlässige Muthmaßungen.

Die Pflanze, woraus der Indig bereitet wird, oder die Indigpflanze, Indigofera *Linn.* Fr. Indigotier, heißt in Indien Anil, Annil, Gali, Nil, bey den Spaniern Anilo. Sie wächst von Natur in allen Ländern, welche zwischen den Sonnenwendezirkeln (Tropicis) liegen, und man kann sie mit gutem Erfolge in denen Ländern bauen, welche nur 40 Grad von der Linie entfernet sind; aber nur ein wenig über diese Gränzen hinaus, kommt sie selten fort. Der Kelch besteht aus einem einzigen Blatt, welches sich beynahe flach ausbreitet, und in 5 Abschnitte getheilt ist. Die Blume gehört unter die Art der Schmetterlingsblumen. Sie hat eine rundliche, sich ausbreitende Fahne, welche oben gezähnt und rückwärts gebogen ist. Die Flügel sind länglich, zugestumpft, und ihre äussere Einfassungen breiten sich aus. Das Schiffchen ist zugestumpft, ausgebreitet, und scharf gespitzt. Sie hat 10 Staubfäden, die in einer Walze beysammen stehen, deren Spitzen in die Höhe steigen, die sich mit rundlichen Kölbchen endigen, und einen walzenförmigen Eyerstock, welcher einem kurzen, mit einer zugestumpften Narbe gekrönten Griffel zur Stütze dient. Aus dem Eyerstocke wird nachgehends eine kegelförmige Schote, welche 8 bis 10 nierenförmige, olivenfarbige, dem Rübsamen ähnliche Körner in sich schließt. Der Ritter Linné setzt dieses aus verschiedenen Arten bestehendes, hülsentragendes Pflanzengeschlecht in die 3te Abtheilung seiner 17ten Classe, welche er Diadelphia Decandria nennt, oder zu den Pflanzen mit 10, in 2 Haufen verwachsenen Staubfäden. Die Arten dieses Geschlechtes sind folgende.

1. Die Färber-Indigpflanze, oder der eigentliche Anil, Indigofera tinctoria. Linné bezeichnet diese

Art in ſeiner zweyten Mantiſſe alſo: foliis pinnatis obouatis, racemis breuibus, caule ſuffruticoſo. mit gefiederten eyrunden Blättern, kurzen Blumentrauben, und einem ſtaudigen Stängel. In den Species plantarum lautet die Bezeichnung alſo: leguminibus arcuatis inconis, racemis folio breuioribus, mit bogenförmig gekrümmten, beſtäubten Hülſen, und mit Blumentrauben, welche kürzer als die Blätter ſind. In der Beſchreibung des cliffortiſchen Gartens heißt ſie Indigofera foliis nudis; bey C. Bauhin, Anis indica, foliis rosmarini, glaſti affinis; bey J. Bauhin, Anil ſ. Nil inodorum color; bey Rumph, Indicum; im Horto malabarico, Ameri; Fr. l'Anil. Man muß dieſen Anil nicht mit der Indigofera Anil des Linné, welche weiter unten, S. 556, ſ. vorkommt, verwechſeln. Sie wird in Oſt-Indien häufig gebauet. Ihre Wurzel iſt jährig. Der Stängel iſt ungefähr einen Finger dick, und 3 Fuß hoch, ſteif, holzicht, und in viele aufrecht ſtehende Zweige getheilt, an welchen gefiederte Blätter ſitzen. Dieſe beſtehen aus 6 bis 8 Par zarten, rundlichen, oder eyförmigen, bläulich angelaufenen, einander gegen über geſtellten Blättchen mit einem einzelnen am Ende. Aus dem Blätterwinkel treiben kurze Aehren, welche mit Schmetterlings-Blumen beſetzt ſind. Der einblätterige, weite Kelch iſt fünffach eingekerbet; das Fähnchen rundlich, rückwärts geſchlagen, eingekerbet, und blaßgelblich oder grünlich; das Schiffchen ſtumpf, offen und ſeitwärts mit einem ausgehöhlten ſpornförmigen Anſatze gezieret; die beyden roſenfarbigen Flügelblätter ſind dem Fähnchen ähnlich, und ſtehen am untern Rande von einander abgeſondert. Die 10 Staubfäden ſind in eine Scheide verwachſen, und richten ſich mit ihren Spitzen, nebſt dem kürzern Griffel in die Höhe. Die Blumen blühen nach und nach auf, fallen aber bald hernach wieder ab, und hinterlaſſen eine dünne, walzen-

nierenförmige, gekrümmte, lange, schwarze, knotige Hülse, worin nierenförmige, dunkelgrüne oder schwärzliche Samen liegen. Die Wurzel breitet sich weit in der Erde aus, und an ihren Fasern hängen viele weißliche Knöllchen. Die Blättchen ziehen sich Abends zusammen, oder legen sich an einander, und breiten sich des Morgens wieder aus. Auch geschieht das erste, wenn man die Aestchen abbricht. Die Blumen haben einen eigenen Geruch, zur Abendzeit aber gibt die ganze Pflanze einen starken Geruch von sich.

Herr D. Trew gibt von der Färber-Indigpflanze dreyerley Varietäten an:

a) Französischer Anil, oder die *Providence*-Indigpflanze, Indigofera scapo recto, foliorum pinnis oblongis ad apicem obscure acutis, incanis, florum spicis erectis, floribus confertis, leguminibus teretibus erectis glabris, d. i. die Indigpflanze mit einem geraden Blumenschafte, gefiederten Blättern, deren Blättchen länglich sind, und gegen vorn etwas spitzig auslaufen, aufrechten Blumenähren, gedrängt beysammen sitzenden Blumen, und rundlichen, aufrechten glatten Hülsen; Fr. l'Anil franc. Dieser Anil hat lange, bald gerade, bald gekrümmte Schoten mit 9 bis 10 Samenkörnern. Er heißt französischer Anil, weil er auf den französischen Plantagen in Amerika hauptsächlich cultivirt wird.

b) Die so genannte unechte Indigpflanze, Guatimala-Indig, Indigofera scapo recto, foliorum pinnis ovatis ad apicem obtusis laete virentibus, florum spicis erectis, floribus sparsis, leguminibus teretibus pendulis incurvis subhirsutis, d. i. die Indigpflanze mit einem geraden Blumenschafte, gefiederten Blättern, deren Blättchen eyrund, von einem schönen Grün, und gegen vorn stumpf sind, aufrechten Blumenähren, zerstreut stehenden Blumen, und rundlichen, niederhängenden, krummen, etwas haarigen

Hülsen; Fr. l'Anil bâtard. Diese Sorte heißt nur deswegen unecht, weil man sie ehemahls in Amerika, aus Mangel der Kenntniß und Versuche, für ein Unkraut gehalten, und daher ihre Cultur vernachläßiget hatte. Sie gibt ein vortreffliches Blau, aber nur nicht viel. Ihre Hülsen sind kürzer, als die vom französischen Anil, größten Theils krumm, mit 5 bis 6 Körnern.

c) Die wilde Indigpflanze; die zweysamige Indigpflanze, Carolina-Indig, in Guzarate Ginegay, Gingey oder Guinguai genannt; Indigofera scapo infirmo, foliorum pinnis oblongis, pallide virentibus, glabris, pedunculis spicæ longissimis, floribus laxe dispositis, leguminibus laris brevibus gibbosis subasperis dispermis, d. i. die Indigpflanze mit einem schwächlichen Blumenschafte, gefiederten Blättern, deren Blättchen länglich, blaßgrün und glatt sind, sehr langen Stielchen der Blumenähre, weit von einander abstehenden Blumen, und breiten kurzen höckerigen etwas rauhen Hülsen, worin zwey Samen stecken; Fr. l'Anil sauvage, oder l'Anil en maron. Linné macht eine besondere Art daraus, unter dem Nahmen Indigofera disperma; siehe weiter unten, No. 7.

Wie die Indianer den Anbau dieser Pflanze unternehmen, welcher Boden sich dazu schicke, und was alles sonst dabey, wie auch bey der Zubereitung der Farbe daraus, zu beobachten ist, wird weiter unten vorkommen. Die einzelnen Stöcke, welche man in den Gärten unterhält, zieht man aus dem Samen auf dem Mistbeete, setzt die Pflanzen, wenn sie 2 Zoll hoch geworden sind, in kleine, mit guter frischer Erde angefüllte Töpfe, und diese auf ein Treibebeet von Gärberlohe. Wenn sie einige Stärke erlangt haben, müssen sie nach und nach an die freye Luft gewöhnet, und wenn die Blüthe sich zeigt, an die freye Luft gestellet werden. Es pflegt aber diese bey uns spät im

Som-

mer zu erſcheinen; und da man davon keinen Samen zu hoffen hat, muß man lieber durch zeitiges Abſchneiden der Zweige die Blüthe zu verhindern ſuchen, und die Stöcke gegen den Herbſt in das Glashaus, und den Winter über in ein Treibehaus bringen, damit ſie gegen den Frühling blühen und Samen tragen, worauf die Stöcke eingehen.

2. Die rauche oder zottige Indigpflanze, Indigofera hirſuta. Linné bezeichnet dieſe Art in ſeiner zweyten Mantiſſe alſo: foliis pinnatis hirſutis, floribus ſpicatis, mit gefiederten zottigen Blättern und Blumen, die an ihrem gemeinſchaftlichen einfachen Stiele beyſammen ſitzen und eine Aehre bilden. In den Speciebus plantarum lautet die Bezeichnung alſo: leguminibus pendulis lanatis tetragonis, mit hangenden, wolligen und viereckigen Hülſen; Aſtragalus ſpicatus, ſiliquis pendulis hirſutis, foliis ſericeis *Burmann.* Karu-tagera *Hort. malab.* iſt in Oſt-Indien einheimiſch. Die Blätter ſind ſeidenartig, und die Blumen bilden Aehren.

3. Die glatte Indigpflanze, Indigofera glabra. Linné bezeichnet dieſe Art in ſeiner zweyten Mantiſſe alſo: foliis pinnatis obouatis, racemis breviſſimis, leguminibus horizontalibus, mit gefiederten, umgekehrt eyrunden Blättern, ſehr kurzen Blumentrauben, und unter einem geraden Winkel vom Stängel abſtehenden Hülſen. In den Speciebus plantarum lautet die Bezeichnung alſo: leguminibus horizontalibus tereribus, foliis pinnatis ternatisque, mit horizontalen und rundlichen Hülſen, und theils gefiederten theils dreyfachen Blättern; Indigofera glabra, leguminibus glabris tereribus, foliis trifoliatis *Mill.* Colutea ſiliquoſa, glabra, ternis quinisve foliis, maderaſpatana, ſemine rubello *Pluken.* Nir-pulli *Hort. malab.* & *Raj.* hat mit den beyden vorhergehenden ihr Vaterland gemein. Ihre Wurzel iſt jährig; ihr Stängel glatt; ihre Blä-

ter beſtehen aus 3 bis 5 Blättchen, und ihre Samen ſind röthlich.

4. Die harzkleeartige Indigpflanze, Indigofera pſoraloides. Linné bezeichnet dieſe Art in ſeiner zweyten Mantiſſe alſo: foliis ternatis lanceolatis, mit dreyfachen lanzettförmigen Blättern. In den Speciebus plantarum lautet die Bezeichnung alſo: leguminibus cernuis, racemis elongatis, foliis ternatis, mit unter ſich gebeugten Hülſen, verlängerten Blumentrauben und dreyfachen Blättern; Cytiſus africanus *Riv.* Trifolium æthiopicum, ex alis ſpicatum *Pluken.* kommt von dem Vorgebirge der guten Hoffnung. Ihre Wurzel und ihr Stängel dauern über den Winter. Der Stängel iſt rauh und eckig, und hat von den herablaufenden Blattſtielen drey Rippen. Die Blumentraube beſteht aus vielen Blumen. Der Blumenſtiel iſt eckig, und länger als die Blätter. Die Stielchen ſind ſehr kurz, und die Deckblätter davon fallen ab. Die obern Zähne des Blumenkelches ſtehen weiter aus einander, als bey den andern Arten. Die Blumenkronen ſind roth, und haben horizontale Flügelblättchen, welche an ihrem obern Rande zuſammen ſtoßen. Das Schiffchen hat in der Mitte zu beyden Seiten einen pfriemförmigen, vertieften und umgebogenen Zahn. Die Staubbeutel ſind gelb. Der Fruchtknoten iſt rinnenförmig, der Griffel purpurroth, die Narbe ſtumpf. Die Hülſe enthält viele Samen.

5. Die dreyblätterige Indigpflanze, Indigofera trifoliata. Linné bezeichnet ſie in der zweyten Mantiſſe alſo: foliis ternatis, floribus ſeſſilibus lateralibus, mit dreyfachen Blättern, und mit feſt aufſitzenden, aus den Seiten der Stängeläſte entſpringenden Blumen. In den Speciebus plantarum lautet die Bezeichnung alſo: leguminibus ſubſeſſilibus compreſſis pendulis, foliis ternatis lanceolatis, mit zuſammen gedrückten, ziemlich feſt aufſitzenden und unter ſich hängen-

genden Hülſen, und dreyfachen lanzettförmigen Blättern. Sie wächſt in Oſt-Indien wild. In den Winkeln der Blätter ſitzen zwey Hülſen beyſammen, welche gleichbreit, umgebogen, und mit vier Ecken verſehen ſind.

6. Die geißkleeartige Indigpflanze, Indigofera cytiſoides, (ehemahls Pſoralea cytiſoides). Linné bezeichnet ſie in der zweyten Mantiſſe alſo: foliis pinnatis mucronatis, caule fruticoſo, mit gefiederten, ſcharf zugeſpitzten Blättern, und einem ſtrauchigen Stängel. In den Speciebus plantarum lautet die Bezeichnung alſo: foliis quinato-pinnatis ternatisque, racemis axillaribus, mit theils fünffachen und gefiederten, theils dreyfachen Blättern, und mit Blumentrauben, welche in den Winkeln der Blätter ſtehen. Das Vorgebirge der guten Hoffnung iſt ihr Vaterland. Der Stängel iſt ſtaudig, und treibt eckige Aeſte. Die unterſten Blätter beſtehen aus 3, die oberſten aber aus 5 länglichen, beſtäubten und ziemlich gleichen Blättchen, welche ſich in eine ſteife Spitze endigen, und haben an ihrem Urſprunge zwey kleine Borſten. Die Blatt-Anſätze ſind pfriemförmig. Die Blumentrauben ſtehen in den Winkeln der Blätter, ſind länger als dieſe, und haben eyrunde Blattdecken, welche ſich in ſteife Spitzen endigen, und abfallen. Der Blumenkelch iſt etwas kürzer als die Blumenkrone; das Fähnchen ſteht aufrecht. Die Hülſe iſt ziemlich walzenförmig, und ihre Samen ſind durch Zwiſchenwände unterſchieden.

7. Die zweyſamige Indigpflanze, Indigofera diſperma, racemis elongatis ſ. folio longioribus, leguminibus diſpermis, foliis pinnatis obtuſis, mit gefiederten ſtumpfen Blättern, welche kürzer als die Blumen-Trauben ſind, und mit zweyſamigen Hülſen. Man findet ſie in beyden Indien. Trew erkannte ſie nur

für

für eine Varietät der Färber-Indigpflanze; ſ. oben die ſogenannte wilde Indigpflanze, S. 552.

8. Die ſeidenartige Indigpflanze, Indigofera ſericea, foliis ſimplicibus lanceolatis, caule fruticoſo, ſpicis ſeſſilibus, mit einfachen lanzettförmigen Blättern, ſtrauchigem Stängel, und feſt aufſitzenden Blumenähren. Iſt auf dem Cap zu Hauſe.

9. Die niederliegende Indigpflanze, Indigofera procumbens, foliis ternatis obouatis, caule herbaceo proſtrato, ſpicis pedunculatis, mit dreyfachen, umgekehrt eyrunden Blättern, einem krautartigen niederliegenden Stängel, und geſtielten Blumenähren. Wächſt auf dem Cap.

10. Die ſchmahlblätterige Indigpflanze, Indigofera anguſtifolia, foliis pinnatis linearibus, racemis elongatis, caule fruticoſo, mit gefiederten gleichbreiten Blättern, verlängerten Blumentrauben und ſtrauchigen Stängeln. Gleichfalls auf dem Cap.

11. Die neunblätterige Indigpflanze, Indigofera enneaphylla, foliis pinnatis cuneatis, caulibus proſtratis, ſpicis lateralibus, mit gefiederten keilförmigen Blättern, und geſtreckten Stängeln, an deren Seiten die Blumenähren ſitzen. Linné hatte zuvor dieſe Pflanze, in den Speciebus plantarum, zum Harzklee, unter dem Nahmen Pſorulea pinnata, hernach in der erſten Mantiſſe zum Süßklee, unter dem Nahmen Hedyſarum proſtratum, gerechnet. Plukenet macht ſie zu einer Art Bläslein-Senna, und nennt ſie Colutea enneaphyllos lotoides Indiæ orientalis, ſiliquis conglobatis, wie auch Colutea enneaphyllos ſiliquoſa Indiæ orientalis, ſiliquis & foliis auerſa parte pubescentibus.

12. Der vom Linné ſo genannte Anil, Indigofera Anil, foliis pinnatis, foliolis ellipticis acutiusculis, racemis breuibus, leguminibus declinatis recuruis, caule erecto ſuffruticoſo, mit gefiederten Blättern, deren Blät-

Blättchen elliptisch und etwas spitzig sind, kurzen Blumentrauben, niederwärts und hernach wieder oberwärts gebogenen Hülsen, und aufrechten staudigen Stängel. Ist in beyden Indien einheimisch. Diese der Färber-Indigpflanze sehr ähnliche Art unterscheidet sich doch von derselben durch die umgekehrt eyrunden, stumpfen, auf beyden Seiten unbewehrten Blättchen; ferner durch die rundlichen und geraden Hülsen, woran auch die Naht höckeriger und etwas knotig ist; und endlich durch die kleinern und schwankenden Blumen-Trauben.

13. Die silberfarbige Indigpflanze, Indigofera argentea, foliis pennatis, foliolis obovatis tomentoso-sericeis, impari maiore, caule fruticoso, mit gefiederten Blättern, deren Blättchen umgekehrt eyrund, filzig und seidenartig sind; das ungeparte Blättchen ist größer als die andern. Ist gleichfalls in beyden Indien anzutreffen. Die Blumen sind purpurfarbig. Die ganze Pflanze ist weiß und filzig.

Die Verfertigung des Indigs geschieht an verschiedenen Orten aller Welttheile. In Europa, auf der Insel Malta. In Afrika, in Senegal, und auf der Insel Madagascar. In Asien, wird derselbe in Ost-Indien, in dem Reiche des großen Mogols an verschiedenen Orten, desgleichen in den Königreichen Golconda und Bengala, und von den Holländern auf der Insel Java, gemacht. In Amerika macht man ihn ebenfalls an verschiedenen Orten, sowohl auf dem festen Lande, insonderheit zu Guatimala, als auch auf allen antillischen Inseln, vornehmlich auf St. Domingo, Jamaika, und Curassau; desgleichen auf einigen caraibischen Inseln. Gegenwärtig wird er insonderheit in einer Colonie am Missisippi, etwann 50 Meilen von Neu-Orleans, in großer Quantität von vorzüglicher Güte fleißig angebauet.

I. Die Indig-Manufactur auf der Insel Malta, welche Burchard (*) beschrieben hat, ist die einzige, welche in Europa gewesen ist. Die Beschreibung, welche er davon macht, ist hinreichend, diese Sache und die Zeit derselben in das Licht zu setzen, und den Ursprung anzuzeigen, welcher ganz asiatisch zu seyn scheint, wenn man nach den Kunstwörtern, die der Verfasser braucht, und nach denen, die ich, wenn ich von den asiatischen Manufacturen sprechen werde, anzuführen Gelegenheit habe, davon urtheilet. Er sagt: „Es wächst auch in diesem Lande eine Art von Glastum, welche die Spanier Anilo, und die Araber und Malteser Emir nennen, und woraus man eine Farbe bereitet, deren Gebrauch in ganz Europa bekannt ist. Dieses Kraut ist in dem ersten Jahre sehr zart. Der Saft, den man daraus presset, gibt nur einen sehr unvollkommenen Teig, welcher in das Rothe fällt, und zu schwer ist, als daß er sich auf dem Wasser halten könnte. Diese Art von Indigo nennt man Nouti oder Mouti. Der von dem andern Jahre aber ist violblau, und so leicht, daß er auf dem Wasser schwimmt. Er führt besonders den Nahmen Cyeer oder Fiance. Im dritten Jahre nimmt seine Vollkommenheit wieder ab, sein Teig ist schwer, von einer dunkeln Farbe, und wird unter allen Arten am wenigsten geschätzet. Dieser wird Carelé genannt. Man schneidet die Pflanze ab, und legt sie in Cisternen; alsdann beschwert man sie mit Steinen, und gießt Wasser darauf. Man lässet sie einige Tage in diesem Zustande, bis das Wasser die ganze Farbe und Substanz des Krautes ausgezogen hat. Man lässet alsdann dieses Wasser in eine andere Cisterne laufen, auf deren Boden sich eine kleinere befindet; man rührt es stark mit Stecken um, hierauf lässet man es nach und nach ablaufen, bis

(*) Beschreibung der Insel Malta, 1660. Cap. 6, S. 23, flg.

bis auf dem Boden weiter nichts, als die Hefen, oder die dickste Substanz übrig bleibt, welche man heraus nimmt und auf Tücher ausbreitet, um sie hernach in die Sonne zu legen. So bald sie eine gewisse Festigkeit zu bekommen anfängt, macht man Kugeln oder Täfelein daraus, die man auf dem Sande trocken werden lässet; denn eine jede andere Materie würde die Farbe derselben verschlingen oder verderben. Wenn von ungefähr der Regen darauf fällt, so verlieren sie ihren ganzen Glanz. Wenn der Indigo in diesem Zustande ist, so nennen sie ihn Aaliad. Der von der besten Art ist trocken, leicht, schwimmt auf dem Wasser, und hat in der Sonne einen violblauen Glanz. Wenn man ihn auf glühende Kohlen legt, so gibt er einen violblauen Rauch, und lässet wenig Aschе zurück. Der Vortheil derer, die diesen Indigo machen, besteht in der Verschwiegenheit, die sie in Ansehung dieser Zubereitung beobachten, die sie, ob sie gleich an sich von geringer Wichtigkeit ist, wenig Leuten entdecken, weil sie, wenn sie selbige bekannt machten, befürchteten, daß sie allen ihren Nutzen verlieren würden, wie es bey den meisten Dingen, die nur wegen ihrer Seltenheit geschätzet werden, zu geschehen pflegt."

II. In Afrika wächst die Indigpflanze auf der Insel Bonavista, wie die Baumwolle, von freyen Stücken, und die Einwohner können es also für die bloße Mühe haben, dieselbe einzutragen. Das Unglück ist, daß sie die Kunst nicht verstehen, die Farbe abzusondern, oder dasjenige zu machen, was Stein-Blut genannt wird, wie in West-Indien, sondern sie zerstampfen nur das Laub von dem Gesträuche, da es noch grün ist, mit einem hölzernen Stößel und Mörser, weil es ihnen an Mühlen fehlt, sie zu zermahlen. Sie machen solcher Gestalt eine Art von Brey daraus, den sie in dicke runde Kuchen formiren, und zu fernerm Gebrauche trocknen lassen.

Auf

Auf der Insel Madagascar machen die Einwohner, nach dem Berichte des Franz Cauche (*), mit der Bereitung des Indigs nicht so viele Umstände, wie die Morgenländer. Sie zerstampfen die Blätter mit ihren noch zarten Zweigen, machen Brode daraus, wovon ein jedes 3 Pfund wiegt, und trocknen sie an der Sonne. Wenn sie damit färben wollen, zerreiben sie davon so viel, als sie brauchen, und vermischen das Pulver mit Wasser in irdenen Geschirren, die sie eine gewisse Zeit sieden lassen. Sie lassen alsdann die Farbe wieder kalt werden, und weichen ihre Baumwolle oder Seide hinein, welche, wenn sie wieder herausgezogen wird, eine schöne blaue Farbe bekommt. Die Indigpflanze wird auf dieser Insel Banghers, und der Teig Banghers genennt.

In Senegal, nennen die Schwarzen diese Pflanze Guesangue. Ihre Art, dieselbe zuzurichten, ist sehr einfach. Sie reissen den Gipfel der Zweige der Indigpflanze ab, und zerstampfen dieses Laub, bis es zu einem feinen Teige wird, woraus sie kleine Brode, die sie im Schatten trocknen, verfertigen.

Cäsar Lambert erzählt, in der Nachricht von seiner Reise nach Aegypten, die im J. 1627 heraus kam, daß man zu Cairo viel Indig abhohle, und von da nach Europa bringe. D. Pocock (**) gibt von der Bereitung des Indigs in Aegypten folgende Nachricht: „Das Kraut wird im Mörser gestoßen und gekocht; hernach weichen sie es in Wasser und pressen es; sodann kochen sie es wieder, und lassen es austrocknen, bis es zu einem Kuchen oder Pulver wird.“

III. In Asien ist die Art, aus der Indigpflanze die Farbe zu ziehen, nicht einerley, und man findet öfters bey Manufacturen von einer und eben derselben

Ge

(*) Relation de son voyage à Madagascar, 1636, 4. S. 149.
(**) In seiner Beschreibung des Morgenlandes, Th. 1, S. 300 der Ausgabe von 1772.

Gegend einen beträchtlichen Unterschied. Unter diesen unterschiedenen Arten, an deren Vervielfältigung die Pflanzer vielleicht so viel Antheil gehabt hat, als die Beschaffenheit der Pflanze, bemerkt man insonderheit zwey, deren Producte sich durch die Benennung Inde und Indigo unterscheiden. Die Bereitung des Inde ist von der Bereitung des Indigs darin wesentlich unterschieden, daß man die Blätter der Pflanze in Wasser einweichet, um Inde zu bekommen; dagegen man die ganze Pflanze, auch bisweilen die Wurzel, beynahe vollständig dürre, einweicht, um Indigo zu erhalten. Außer diesen beyden Bereitungsarten, die in ihren Hauptstücken sehr abwechselnd sind, ist noch eine andere in Indien gebräuchlich, welche in der bloßen Zerstoßung und Anfeuchtung der Indigopflanze besteht, woraus man einen Teig oder eine Art von Farbekugeln macht, welche auch den Nahmen Inde führen.

Unter allen Sorten des ostindischen Indigs, ist derjenige, welcher in Serquisse, (Sarquisse, Serquesse, Serquies, Sirquez, Sirches, Circhees, Sirchees, oder Circkes,) einem Dorfe, welches 80 Meilen von Surata, und in der Nähe von Amadabat, in dem Reiche des großen Mogols liegt, gemacht wird, der beste. Die Einwohner daselbst schneiden, nach des Tavernier Berichte, das Kraut zu der Zeit, wenn die Blätter leicht abgehen, ab, streifen das ganze Kraut zusammen, und weichen es in einer gewissen Quantität Wasser ein, das man in ein Gefäß, welches der Weichtrog (Einweichtrog, das Weichfaß, Einweichfaß, Fäulungsfaß,) Fr. la Trempoire, Engl. Steeper genennet wird, A. Fig. 1662 a), gießt, worin sie es 30 bis 35 Stunden liegen lassen. Nach Verlauf dieser Zeit lassen sie dieses Wasser, welches eine grüne Farbe, die in das Blaue fällt, angenommen hat, in ein anderes Gefäß, der Schlagetrog, (Stoßtrog, Rührtrog, das Schlagfaß, Stoßfaß oder Stampffaß) Fr. la

Batterie, Engl. Beater, genannt, B, Fig. 1659, la
sen, wo sie dieses Extract 1½ Stunden von 4 starl
Personen schlagen lassen, welche es mit hölzernen L
feln, deren Stiele, die 18 bis 20 Fuß lang sind, a
Lassetten mit Gabeln liegen, herum rühren. Dan
sie zu dieser Arbeit nicht viel Leute brauchen, bedien
sie sich an einigen Orten einer großen Walze, R, Fi
1668 a), welche in 6 Flächen abgetheilt ist, und a
deren beyden Enden eiserne Achsen heraus gehen, d
sich auf Unterlagen von gleicher Materie, welche a
den beyden Seiten des Schlagtroges, B, eingefügt sin
herum drehen. An den beyden untern Flächen bey d
untern Theilen dieser Walze sind 6 Eimer, G, in Ge
stalt einer umgekehrten und unten offenen Pyramid
befestigt. Ein Indianer, I, dreht vermittelst eine
Handhabe, die an eine von den Achsen befestigt ist,
diese Walze beständig herum, so, daß auf einer Seite
8 Eimer in die Höhe kommen, während daß auf der
andern Seite 3 hinunter gehen. Dieses wird solcher
Gestalt so lange fortgesetzt, bis das Wasser vielen
Schaum bekommen hat. Alsdann sprengen sie mit
einer Feder auf diesen Schaum ein wenig Baum-
Oehl. Zu diesem Besprengen brauchen sie ungefähr
1 Pfund Oehl auf einen Trog, welcher 70 Pf. Indi
geben kann. So bald das Oehl auf den Schaum ge
sprengt worden ist, theilt sich derselbe in zwey Theile,
durch welche man eine Menge von Klümpchen gewahr
wird, dergleichen man in einer geronnenen Milch siehet.
Alsdenn hört man auf, das Extract zu schlagen; und
wenn es sich genug gesetzt hat, zieht man die Röhre T des
Schlagtroges B heraus, um das Wasser, welches hell
ist, davon ablaufen zu lassen, und den dicken Satz,
welcher in Gestalt eines Schlammes und der Weinhe
fen auf dem Boden zurück bleibt, heraus zu nehmen.
Sie thun hernach denselben in tuchene Filtrirsäcke,
2, Fig. 1665, um das wenige Wasser, welches er

kann noch darin ist, heraus laufen zu lassen. Alsdann schütten sie die Materie in Kasten; Fig. 1667 a), die ½ Zoll in der Höhe haben, aus, um sie trocken werden zu lassen.

In denen Ländern, wo man diese Methode beobachtet, wird der Indo von der ersten Einsammlung, nach diesem Berichte, für den besten gehalten. Der von verändern, ist nicht so schön, und so geht es mit den übrigen stufenweise fort. Die Farbe des ersteren ist ein lebhafteres und glänzenderes Violblau, als die Farbe der folgenden Aernden.

Die Art, wie in der Gegend von Tsinsai, zwischen den Küsten von Coromandel und Malabar die Indigpflanze gesäet, angebauet, und die Farbe desselben ausgezogen wird, beschreibt *Herbert de Jaeger*, d. T. de herbae indigo dictae, satione, cultu, & extractione coloris Indigo dicti, circa Tsinsiam, in regionibus orientalibus. in den Misc. Nat. Cur. Dec. II, ann. 4, obs. 4, folgender Maßen. Ein allzu fetter und zu feuchter Boden ist nicht tauglich zu der Indigpflanze; denn sie treibt entweder zu geschwinde, und ist nur mit einem wässerigen Safte angefüllt, oder sie wird von dem Unkraute erstickt. Daher wählt man zu ihrem Anbaue die höchsten Stücke Land, die weder vom Regen, noch einem starken Thaue zu sehr unterdrückt sind. Man suche dazu vorzüglich einen Boden aus, wovon 1 Theil Erde mit 2 Theilen Sand vermischt ist. Sie wächst so gar im bloßen Sande in der Gegend von Devenapatan, aber sie ist nicht so feucht. Wenn der Regen im September zu fallen angefangen hat, bearbeitet man das Land ein oder zwey mahl mit dem Pflluge, und alsdann lässet man es bis auf den December ruhen. Man pflüget es hierauf noch einmahl, und legt, bey der ersten schönen Witterung, den Samen in die Furchen, welche man mit der Egge wieder gleich macht. Wenn nach gehörigem Gä-

ten des Unkrautes die Indigpflanze Blüthen und
men trägt, welches gegen den Febr. geschieht,
wenn die Blätter gelb zu werden anfangen, sch
man es ab, so, daß an den Zweigen, die man auf
Stocke lässet, noch eine Spanne hoch übrig
welche bey dem ersten günstigen Regen aufs neue
und nach Verlauf von 3 Monathen eine zweyte
verstattet, auf welche, wenn sie wie die erste wie
wird, eine dritte folgt, worauf man die Pflanze
fen lässet, um Samen davon zu sammeln, den
trocknet, damit er tüchtig sey, zu gehöriger Zeit
Erde gebracht zu werden. Endlich verbrennt man
Pflanze, weil sie nichts mehr hervor bringen
und breitet die Asche davon, an statt des Dün
auf den Feldern aus. Das Kraut wird nur bey
ner Witterung abgeschnitten, damit es von dem
tel des Tages bis um 2 Uhr nachmittags an die
ne geleget und recht trocken gemacht werden
Hierauf drischt man es, bis alle Blätter von den
len abfallen, und hebt sie an einem Orte auf,
Wind nicht hinkommen; wo sie so lange bleiben
die Witterung so ruhig wird, daß man sie von
an der Sonne trocknen, und mit Stöcken klein
gen kann. Sodann bringt man sie auf eine von
Seiten verschlossene Tenne, bedeckt sie mit Hä
Matten, und lässet sie 20 bis 30 Tage also
Hernach thut man sie in große Kessel, und gießt
oder auch salziges Wasser darauf. Man setzt
Kessel von 10 Uhr des Morgens bis um 3 Uhr
mittags an die Sonne. Die Blätter fangen an
an aufzuschwellen, und es erhebt sich ein Schaum
einer leichten Purpurfarbe. Man filtrirt die
durch ein reines Tuch, gießt darauf Wasser auf
Blätter, die mit den Händen stark zusammen gep
werden, und wiederhohlt diese Arbeit so lange,

das Wasser nicht mehr grün gefärbt aufsteht. Alsdann wird diese Farbe verschiedene Mahl ungefähr auf eben die Art geschlagen, wie man die Butter in unserm Lande schlägt, bis der Schaum, welcher anfangs eine helle violblaue Farbe hat, ganz blau, und das Wasser beynahe schwarz wird. Man lässet es darauf 2 Stunden sich setzen, und rührt es sodann zwey oder drey Mahl mit einer Schaufel um. Man deckt das Gefäß mit einem Tuche zu, und thut alsdann nichts mehr daran, bis die dicke Materie, welche der wahre Indig ist, sich ganz auf den Boden gesetzt hat. Den andern Tag morgens um 8 Uhr, sondert man den Satz von dem Wasser, welches alsdann eine röthliche Farbe hat, ab. Dieser Satz wird zwey oder drey Mahl mit den Händen umgerührt, und auf ein Sandbett gelegt, welches gegen die Mitte etwas abhängig ist, auf welches man ein großes Tuch gebreitet hat, das schon Stunden in den heißesten Sonnenstrahlen gelegen hat. Auf dieses Tuch leget man den Satz. Auf diese Art fließt das Wasser ab, und lässet das Dickste zurück, dessen Oberfläche sich alsdann mit einem Häutchen, welches in das Purpurfarbige fällt, überzieht. Hierauf nimmt man die Zipfel des Tuches, und leget es zweyfach zusammen, damit die Dicke der Materie verdoppelt werde. Man zerbröckelt sie mit den Händen, und thut sie in einen Kessel, wo man sie mit den Händen, welche man vorher mit Wasser benetzet, wohl durchknetet. Alsdann macht man Kuchen davon, welche, wenn sie recht trocken geworden sind, als vollkommen schöner Indig, der zu den verschiedenen Arten von Gebrauche bey der Mahlerey, und bey dem Blaufärben der Tücher, tauglich ist, verkaufet werden.

Die Art, wie man auf Guzarate, (Guzerat, Gutzerat,) einer Halbinsel zwischen Malabar und dem Flusse Indus, den Indig bauet und zubereitet, ist

nach dem Baldäus (*) folgende. Man säet in [illegible] und Jul. den Samen aus, und hält im Monat Dec. die Aernde. Die größte Gattung wächst [illegible] Chiveees, einem Dorfe, welches 2 Meilen von [illegible] dabat, der Hauptstadt von Guzarate, liegt. [illegible] sammelt ihn drey Mahl im Jahre ein, nach welcher Zeit er nur von sehr geringem Werthe ist, [illegible] die zweyte und dritte Aernde werden nicht so gut wie die erste. Im ersten Jahre werden die [illegible] ungefähr 1 Fuß über der Erde abgeschnitten, 24 [illegible] den an der Sonne getrocknet, und darauf in [illegible] Salzwasser angefülltes Gefäße gethan. Man beseh[illegible] diese Vermischung 4 oder 5 Tage mit großem [illegible] wobey das Wasser in einer beständigen Bewegung [illegible] halten wird. Hierauf gießt man es in größere [illegible] fäße, worin man es ebenfalls in Bewegung [illegible] indem man das Wasser ohne Unterlaß schlägt, [illegible] dick zu werden anfängt, und der Indig zu Boden [illegible] Alsdann nimmt man ihn aus dem Wasser, läßt [illegible] durch ein feines Tuch laufen, und bedeckt ihn mit [illegible] mer Asche, um ihn zu trocknen. Die Landleute [illegible] fälschen ihn mit Oehl, oder mit Erde von [illegible] Farbe, damit er auf dem Wasser desto besser [illegible]

Nach dem Inhalte der Naturgeschichte von [illegible] dien (**), wächst der Indig in Indien an vielen [illegible] ten. Seine Zubereitung in der Gegend von Ba[illegible] Indua und Corsa, in Indostan, 1 oder 2 Tag[illegible] von Agra, wird für die beste gehalten. Er [illegible] auch in der Landschaft Surate, hauptsächlich [illegible] Gegend von Sarquisse, 2 Meilen von Ama[illegible] Von daher bekommt man besonders den platten [illegible] Man verfertiget Indig von eben dieser Gattung, [illegible] beynahe von eben dem Preise, in den Landschaften [illegible]

(*) In seiner Beschreibung der malabarischen Küsten; im [illegible] B. der Entdeckungen der Europäer, S. 322.

(**) Im 44 B. der allg. Geschichte der Reisen, S. 328.

Golconda. Der Mein von Surate, welcher 42 Seers, oder 34½ Pfund, beträgt, wird für 15 bis 20 Roupies verkauft. Es wird auch Indig zu Baroch gemacht, welcher mit dem vorhergehenden von gleicher Beschaffenheit ist. Der in der Gegend von Agra bestimmt die Gestalt einer Halbkugel. Es wird auch Indig in der Gegend von Racut, 36 Meilen von Brampour, und an vielen Orten in Bengala verfertiget, von da die holländ. Compagnie denselben nach Masulipatan verführen lässet. Allein, alle diese Sorten von Indig sind daselbst um 20 pro Cent wohlfeiler, als zu Agra. Man säet den Indig in Ost-Indien nach der Regenzeit. Gewöhnlich pflegen die Indianer ihn drey Mahl im Jahre abzuschneiden. Die erste Aernde geschieht, wenn er 2 bis 3 F. hoch ist, und alsdann schneidet man ihn ½ F. hoch von der Erde ab. Diese erste Aernde ist weit besser, als die beyden andern. Der Preis der zweyten ist um 10, und der von der dritten um 20 pro Cent geringer. Man unterscheidet denselben an der Farbe, indem man ein Stück von seinem Teige abbricht. Die Farbe desjenigen, der von der ersten Aernde kommt, ist von einem dunklichen Violett, welches glänzender und lebhafter ist, als die beyden andern; und die Farbe des zweyten ist auch lebhafter als die Farbe des dritten. Allein, ausser diesem Unterschiede, welcher in Ansehung des Preises beträchtlich ist, verfälschen die Indianer durch Vermischungen sein Gewicht und seine Beschaffenheit. Wenn sie die Pflanzen abgeschnitten haben, sondern sie die Blätter von ihren Stielchen ab, und lassen sie an der Sonne trocken werden. Sie werfen sie in Bassins, die von einer Art von Kalk gemacht sind, welcher eine solche Härte bekommt, daß sie von einem einzigen Stücke Marmor gemacht zu seyn scheinen. Diese Bassins haben gemeiniglich 80 bis 100 Schritt im Umkreise. Wenn sie zur Hälfte mit süßem Wasser,

welches mit wenig mit Seewasser vermischt ist, an
füllt sind, macht man sie mit trocknen Blättern
voll, die man oft und so lange herum rührt, bis
gleichsam zu Schlamm werden. Alsdann läßet
diese Gefäße einige Tage sich setzen, und wenn
Bodensatz so gefallen ist, daß das Wasser oben
bleibt, öffnet man die Löcher, welche um das
herum in der Absicht, das Wasser ablaufen zu
angebracht sind. Man füllet alsdann diesen Schl
in Körbe. Jeder Arbeiter stellt sich mit seinem
auf ein gleiches Feld, und nimmt von diesem
mit den Fingern, um Stücke in der Größe eines
nereyes daraus zu machen, welches mitten von
der geschnitten, d. i. unten platt und oben spitzig
Der Indig von Amadabat wird platt gemacht,
bekommt die Gestalt eines kleinen Kuchens.
Kaufleute, welche nicht gern für ein unnützes
wicht den Zoll bezahlen wollen, lassen den Indig
sie ihn aus Asien nach Europa führen, sieben,
Staub und Sand, welcher sich daran hängt,
abzusondern. Daraus wissen sie auch ihren
zu ziehen; denn sie verkaufen ihn an die Land
wohner, die ihn zu ihrer Färberey gebrauchen.
jenigen, die den Indig sieben, müssen dabey vor
zu Werke gehen. Während dieser Arbeit hänge
ein leinenes Tuch vor das Gesicht, wobey sie
dig Nase und Mund wohl verstopft halten,
der Leinwand nur zwey kleine Löcher vor den
lassen. Sie müssen alle halbe Stunden Milch
ken, und dem ungeachtet hindert alle diese Behut
keit nicht, daß nicht ihr Speichel, wenn sie diese
beit 8 oder 10 Tage verrichtet haben, einige Zeit
lich aussieht. Man hat so gar angemerkt, daß,
man des Morgens zu dem weggeflehten ein Ey
dasselbe am Abend, wenn man es zerbricht, ganz
aussieht. So wie man den Teig mit den in Oehl
tauch

nuchten Fingern aus den Körben nimmt, und Stücke davon macht, leget man sie an die Sonne, damit sie trocken werden. Diejenigen, die zur Aussaat Samen brauchen, lassen im zweyten Jahre einige Stöcke stehen, welche sie abhauen, wenn die Schoten reif sind. Alsdann lassen sie dieselben auf dem Felde trocken werden, und sammeln hernach den Samen davon. Wenn ein Feld 3 Jahre Indig getragen hat, lässet man es ein Jahr ruhen, ehe man es wieder besäet.

IV. In Amerika, auf dem festen Lande, hat man den Bau des Indigs nach und nach an verschiedenen Orten versucht; er scheint aber Carolina, St. Domingo und Mexiko eigen geworden zu seyn. Ehe die Indigpflanze nach Amerika gebracht wurde, hat man eine ähnliche blaue Farbe aus der Sophora tinctoria gemacht, welcher Umstand einige Ungewißheit in der Geschichte des Indigs erklärt.

In Carolina, einer Provinz in dem nördlichen Amerika, zwischen dem 31 und 41sten Grade der nördlichen Breite, baute man, nach Wilh. Burk's Berichte (*), drey Arten von Indig, wovon jede einen verschiedenen Boden erfordert. Die erste, nähmlich die aus Frankreich oder aus Hispaniola, (der französische,) treibt eine sehr lange Herzwurzel, und erfordert einen sehr festen Boden; daher kommt es, daß, ob sie gleich in ihrer Art sehr gut ist, man sie doch in den an der See liegenden Gegenden von Carolina, welche sehr sandig sind, wenig bauet. Allein, man trifft so leicht kein besseres Land an, als dasjenige ist, welches hier 100 Meilen von dem Meere liegt. Der Frost in Carolina, dem sie nicht widerstehen kann, ist noch eine andere Ursache, die den Anbau derselben verhindert. Die zweyte Art, nähmlich der so genannte unechte oder Guatimala- oder der wahre Bahama-Indig verträgt

(*) Geschichte der europäischen Colonien, B. 2, S. 282.

den Frost besser, weil die Pflanze stärker und [illegible] und über dieß viel häufiger ist. Er wächst auf [illegible] schlechtesten Boden, und das ist die Ursache, [illegible] man ihn mehr bauet, als den ersten, ungeachtet [illegible] zum Färben nicht so gut ist. Die dritte ist der wil[illegible] Indig, welcher auch, da er von Natur im [illegible] wächst, (und deshalb der Carolina-Indig genannt [illegible] wird; s. oben, S. 552,) sowohl in Ansehung [illegible] Dauer der Pflanze und der leichten Cultur derselben, als auch in Ansehung der Quantität des Productes am besten mit den Absichten des Landmannes übereinstimmet.

Der Indig wird gemeiniglich nach den ersten Regen, die auf das Frühlings-Aequinoctium folgen, gesäet, oder, welches dem Sprachgebrauche gemäßer ist, gepflanzet. Man wirft den Samen in kleine Gruben, welche 18 bis 20 Zoll von einander entfernt sind. Wenn die Witterung günstig ist, kann man ihn zu Anfange des Julius schneiden. Gegen das Ende des Augustes hat man eine zweyte Aernde, und wenn der Herbst gut ist, eine dritte um Michaelis. Man muß den Acker, auf welchen er angebauet ist, täglich [illegible] das Ungeziefer ausrotten, und alle Sorgfalt auf die Pflanzung wenden. Zwanzig Schwarze sind hinlänglich, eine Plantage von 50 Morgen zu versehen, und die Manufactur zu unterhalten. Sie behalten dabey noch Zeit genug, für ihren und ihres Herren Unterhalt zu sorgen. Wenn der Boden gut ist, gibt jeder Morgen 60 bis 70 Pfund Indig, welche, nach einem Mittelpreise, 50 Pfund Sterling (*) betragen. Sobald die Pflanze zu blühen anfängt, wird sie abgeschnitten; wenn sie aber geschnitten ist, muß man sich in Acht nehmen, daß sie nicht sehr gedrückt oder geschüt-

(*) Ein Pfund Sterling macht 6 Thlr. 4 Gr. 8 Pf., bis 6 Thlr. 8 Gr. nach unserm Gelde.

schädlich werde, wenn man sie an den Ort trägt, wo sie geröstet werden soll, weil die Schönheit des Indigs gedachten Theils von einem Mehle, welches an ihren Blättern hängt, herrührt.

Das Geräth zur Verfertigung des Indigs ist beträchtlich, aber nicht sehr kostbar. Es besteht in einer Hanipe, und in einigen Trögen und Tonnen von Cypressenholze, welches dort sehr gemein und wohlfeil ist. Wenn man das Indigkraut geschnitten hat, thut man es in einen Trog, welcher ungefähr 12 bis 14 F. lang, 4 F. tief, und 14 Z. hoch ist, um dasselbe einzuweichen, und füllet ihn alsdann mit Wasser an. Nach 12 oder 16 Stunden fängt die Masse zu gähren an, sie schwillt auf, erhebt und erhitzt sich unvermerkt. Man hält sie alsdann mit Stöcken Holz, welche man querüber darauf legt, zurück, damit sie nicht zu sehr in die Höhe steige, und bezeichnet mit einer Stecknadel den Punct ihres größten Anwachses. Wenn sie unter dieses Zeichen wieder herunter fällt, so erkennt man daraus, daß die Gährung ihren höchsten Grad erreicht habe, und daß sie wieder abzunehmen anfange. Alsdann öffnet man einen Hahn, um das Wasser in einen andern Trog, welchen man den Schlagtrog nennt, ablaufen zu lassen. Das Kraut, welches man aus dem ersten Troge bekommt, dient die Erde fruchtbar zu machen, und gibt einen vortrefflichen vegetabilischen Dünger. Man fährt fort, neues Kraut hinein zu thun, bis die ganze Ernd-Aerndte vollbracht ist.

Wenn man alles Wasser, welches auf diese Art in dem Schlagtroge mit den Indigtheilen imprägnirt worden ist, hat ablaufen lassen, so bedient man sich gewisser Arten von Zobern oder Wannen ohne Boden, welche mit langen Stielen versehen sind, damit man es herum rühren könne; womit man so lange fortfährt, bis es sich erhitzt, schäumet, in Gährung kommt, und

über

über den Rand des Troges steigt. Um diese heftige Gährung zu dämpfen, gießt man Oehl darauf, so wie der Schaum in die Höhe steigt, welches ihn sogleich zum Fallen bringt. Nachdem man auf diese Art das Wasser 30 bis 35 Minuten (bey kalter Witterung muß man länger schlagen,) herum gerührt hat, so fangen kleine Körner an zu entstehen, welches daher kommt, weil die Salze und die andern Theilchen der Pflanze, die das Wasser zertheilt und mit welchen es sich vermischt hatte, sich alsdann wieder vereinigen. Um diese Theilchen desto besser zu entdecken, und zu wissen, ob das Wasser genug geschlagen worden sey, thut man von Zeit zu Zeit etwas weniges davon auf einen Teller, oder in ein Glas. Wenn es so aussieht, wie es aussehen muß, läßet man Kalkwasser, welches sich in einem andern Gefäße befindet, hinein laufen, und rührt es mit einander ein wenig herum, welches die Operation erleichtert. Der Indig bekommt bessere Körner, der Liquor erlangt eine röthliche Farbe, er wird trübe und schlammig, und man läßet denselben sich setzen. Man gießt hernach den hellesten Theil davon in verschiedene andere Gefäße, aus welchen man ihn, so bald er oben hell zu werden anfängt, wieder heraus gießt, bis weiter nichts als ein Schlamm übrig bleibt, welcher in Säcke von grober Leinwand getragen wird. Man hängt ihn alsdann einige Zeit auf, bis die Feuchtigkeit sich gänzlich zerstreuet hat. Um diesen Schlamm vollends zu trocknen, nimmt man ihn aus den Säcken, und knetet ihn auf Bretern, die von einem porösen Holze gemacht sind, mit einem Spatel von gleichem Holze, wobey man ihn früh und abends zu verschiedenen Mahlen, aber nicht lange, an die Sonne legen muß. Alsdann thut man ihn in Gefäße, oder in Kasten, die man mit gleicher Vorsicht an die Sonne setzt, bis der Indig fertig ist. Bey jedem Stücke dieser Zurichtung wird viele Aufmerksamkeit und Geschick-

schicklichkeit erfordert, weil man sonst Gefahr läuft, alles zu verderben. Man darf das Wasser sowohl in dem Röst- als in dem Schlag-Troge weder eine zu lange, noch zu kurze Zeit lassen; man darf es nur so lange schlagen, als es nöthig ist, und man muß sich in Acht nehmen, daß man, wenn man den ausgezogenen Saft trocknet, weder zu wenig noch zu viel dabey thue.

Von dem Indigbau auf Jamaika, in Nord-Amerika, s. Th. XXVIII, S. 722, f.

Ich komme zur Beschreibung der Bereitung des Indigs, so wie sie auf den französischen Inseln in Amerika, und besonders zu St. Domingo, gewöhnlich ist. Ein Stück Land, wo man den Indig bauet und zubereitet, nebst den dazu gehörigen Negern, Gebäuden, Gefäßen, insonderheit den zu dieser Arbeit bestimmten gemauerten Küpen, und anderm Geräthe, wird eine Indigoterie genannt. Fig. 1671. In Ansehung der Küpen, besteht eine Indigoterie aus drey zusammen stoßenden Gefäßen, welche gemeiniglich durch Zwischenmauern mit einander verbunden sind, Fig. 1659, und 1662 a), und b). Es ist hier von so gemauerten Küpen die Rede; in gewissen Ländern macht man sie von Holz, welches in denen Einrichtungen, wavon ich weiter unten sprechen werde, nothwendig einige Verschiedenheit machen muß, welche der Leser und der Arbeiter selbst ergänzen werden. Diese drey Gefäße werden stufenweise gesetzt, so, daß das Wasser, welches in das erste gegossen wird, durch Röhren in das zweyte, von dem zweyten in das dritte, und von dem dritten heraus läuft; ABC, Fig. 1662 b).

Das erste dieser Gefäße, A, Fig. 1662 b), wird der Weichtrog, Fäulungstrog, die Weichküpe, oder Fäulungsküpe, Fr. la Trempoire, genannt. In diese Küpe thut man das Kraut, um es darin weichen und gähren zu lassen.

Das zweyte Gefäß, B, wird der Schlagtrog, das Schlagfaß oder die Schlagküpe, Fr. la Batterie, genannt, weil man in daſſelbe das Extract, welches gegohren hat, laufen läſſet, um es zu ſchlagen, und auf die gehörige Art zu behandeln.

Das dritte Gefäß, C, welches eigentlich nur eine Art von einem eingeſchloſſenen Bezirke iſt, wird der Ruhetrog, die Ruheküpe, Fr. le Repoſoir genannt. Der Boden dieſes Gefäßes beſtehe größten Theils aus einer Fläche; und auf einer von den Seiten dieſer Fläche macht derſelbe ein kleines Becken K, Fig. 1662 a und b, welches man den Setztrog, die Setzküpe, den Abſeihtrog, Fr. le Sinoir oder Diablotin, nennet. Letztere, welche in die Fläche der Ruheküpe eingegraben iſt, beſteht aus einem kleinen beſondern Gefäße, welches beſtimmt iſt, den dicken Saft, welcher aus der Schlagküpe kommt, aufzufangen. Sie muß unter dem Horizonte des Grundes dieſer Fläche, und ſo angebracht werden, daß ſie an die Mauer der Schlagküpe ſtößt. Man ſetzt ſie gemeiniglich gerade in die Mitte dieſer Seite, und zuweilen in eine von den Ecken, aber allezeit auf die Seite der Schlagküpe. Sie iſt mit einem kleinen Rande verſehen, damit nicht das Waſſer, welches ſich etwann auf dem Boden der Ruheküpe befände, hinein fließe.

Dasjenige, was ich jetzt von der Zuſammenſetzung dieſer drey Gefäße geſagt habe, findet nur bey einfachen oder den von einander abgeſonderten Indigoterien Statt. Kann man aber verſchiedene Fäulungsküpen mit einander anlegen, ſo vermindert man die Anzahl der Schlagküpen, und folglich auch die Anzahl der Setzküpen, um die Hälfte. Man wird weiter unten in dem Entwurfe der zuſammengeſetzten Indigoterien, Fig. 1672, die ganze Ordnung, welche ſich auf dieſe Einrichtung bezieht, antreffen.

Der Boden dieser drey großen Gefäße ist platt, mit einem Abhange von ungefähr 2 bis 3 Zoll, um den Ablauf des einen in das andere zu erleichtern.

Der Boden der Setzküpe, K, Fig. 1662 a) und b), hat eine ausgehöhlte Gestalt, deren Umfang rund oder oval ist. Es ist hierbey zu erinnern, daß sich selbst auf dem Boden der Setzküpe ein anderes kleines Loch P, oder eine runde Form, die einem Hutmacherstocke ähnlich sieht, befindet. Aus dieser Art von Form oder Loche schöpfet man mit einem Stücke Kürbiß den übrigen Theil des Saftes, welcher natürlicher Weise dahin abläuft, vollends heraus.

Das erste Gefäß, A, Fig. 1662 b), muß wenigstens einen Spund X, mit seiner Röhre C, von 3 Zoll im Durchmesser haben, welches alles nach der Größe der Küpe proportionirt seyn muß.

Das zweyte Gefäß, B, hat einen Spund F, welcher mit der Setzküpe perpendiculär ist, und 3 Röhren von ungefähr 3 Z. im Diam. hat. Diese Röhren stehen in einer Entfernung von 4 Z. über einander. Die beyden ersten dienen, das Wasser zu zwey Mahlen ablaufen zu lassen, welches nach dem Schlagen auf dem Safte schwimmt. Die dritte Röhre, welche nothwendig mit der Setzküpe perpendiculär seyn muß, ist bestimmt, den Saft, welcher sich auf dem Boden der Schlagküpe, mit dem sie horizontal, und so gar ein wenig niedriger seyn muß, gesetzt hat, ablaufen zu lassen.

Die Fläche des Bodens von dem dritten großen Gefäße, C, Fig. 1662 b), hat, an statt eines Spundes, eine Oeffnung, Q, unten an der Mauer, von ungefähr 6 Z. im Vierecke, welche allezeit frey ist, und mit der Ausleerungsröhre, welche die Igere, Fr. la Vuide, genannt wird, überein stimmet.

Die Setzküpe K, und die kleine Form P, welche in das dritte Gefäß, C, eingefügt sind, haben keinen

Ab-

Ablauf nöthig, weil man durch ihre Oeffnung den ganzen Saft, wenn er trocken iſt, heraus nimmt.

Die Spunde X ſind von Holze, welches nicht faul gemacht, viereckig ausgeſtoßen, und in die Dicke des Mauerwerkes geleget, ſo wie es der Ablauf eines jeden Gefäßes erfordert. Dieſe Spunde ſind ihrer Länge nach durchbohrt, damit ſie Röhren abgeben. Die Höhe und Breite eines jeden Stückes ſind nach der Anzahl und Weite der Löcher, die man hinein machen eingerichtet, und die Länge wird nach der Dicke der Mauer, in welche man es legt, abgemeſſen; welches zu beobachten iſt, daß die beyde Enden mit den beyden Seiten der Mauer horizontal geleget werden. Die Zapfen, mit welchen man die Röhren zuſtopfet, ſind rund, und von eben dem Holze, wie die Röhren.

Die Plätze, wo der Indig verfertiget wird, haben nach Gelegenheit ihrer Größe, mehrere gemauerte Stücke, die einander ähnlich ſind, entweder nahe beyſammen, oder von einander entfernt, liegen, ſo wie die Bequemlichkeit der Nutzung erfordert; und alsdann nennt man ſie zuweilen Pourriaure, oder Equipage, an ſtatt Indigoterie. Fig. 1671, ſtellt verſchiedene dergleichen mit einander verbundene Equipagen vor; und man erſieht daraus, daß man durch ihre Zuſammenſetzung die Anzahl der Schlag- und der Seih-Küpen und die Hälfte vermindern kann.

Wenn man an einem Orte eine Indigoterie anlegen will, muß man zuvörderſt unterſuchen, ob es möglich iſt, das Waſſer eines Fluſſes oder Baches dahin zu leiten, damit man die Küpen damit anfüllen könne. Wenn man dieſen Vortheil nicht hat, muß man einen Brunnen graben, Fig. 1660, und eine Pumpe anbringen laſſen; indem es bey der Anlage einer Indigoterie ſchlechterdings nothwendig iſt, Waſſer bey der Hand zu haben. Iſt man verſichert, Waſſer zu finden, ſo muß geſchehen, auf was für eine Art es wolle, ſo

so kann man alsdann zum Bau der Indigoterien schreiten, wobey folgende Regeln in Acht zu nehmen sind.

Die Indigoterien werden auf einem Hügel oder einer Anhöhe angeleget, welche entweder von Natur, oder durch die Kunst, einen Abfall hat, damit das Wasser nicht wieder zurück treten könne. Allein, man muß sie zuweilen sehr niedrig anlegen, wenn man Gelegenheit hat, zur Anfüllung der Weichküpe, das Wasser eines Flusses oder Baches zu nutzen. Es ist genug, wenn die Schlagküpe über dem Horizonte der benachbarten Gewässer, nähmlich in der Regenzeit, eine Oeffnung hat, damit es allezeit einen sichern Ablauf habe.

Dem Fäulungs- oder Einweichungs-Gefäße, A, Fig. 1659, und 1662 a) und b), wird die Gestalt entweder eines vollkommenen, oder eines etwas länglichen, Viereckes gegeben; es müssen aber die Ränder und die Tiefe desselben allezeit auf folgende Art eingerichtet werden. Beträgt die Länge des Gefäßes 10 F., so muß die Breite desselben 9, und seine Tiefe 3 F. ausmachen, wenn man eine kleine Abdachung, K, von ungefähr 6 Z. Höhe, dazu rechnet, dereh ganzer innerer Abhang gleichsam eine Art von Rande oder Rand-Absatze um die Küpe machet. Beträgt die ganze Länge 12 F., so macht die Breite 10 F., und die Tiefe eben so viel, aus; und das übrige ist nach eben der Art eingerichtet. Wenn die Länge 18 bis 20 F. beträgt, so muß die Breite 16 bis 18, und die Tiefe $3\frac{1}{2}$, und wohl gar 4 F. ausmachen. Diese Proportion ist besonders für diejenigen sehr bequem, welche auf allen Seiten im Vierecke 20 F. betragen, wobey man allemahl die vorerwähnte Einrichtung in Ansehung der Ränder beobachtet. Allein, es ist gefährlich, wenn man diese Gefäße gar zu groß macht, weil die Gährung darin nicht so schleunig, und auf eine so gleiche

Art, geschehen kann, als in denen, die von mittlerer Größe sind, und weil das Product einer großen Küpe bey weitem nicht so gut ist, als das von zwey andern, welche zusammen eben so viel Kraut enthalten. Es sind auch überhaupt nur diejenigen gewöhnlich, worein 40 Trachten oder Bündel Kraut gehen, welches mit der Weite der Küpe, wovon ich die ersten Proportionen angegeben habe, oder mit der Größe derjenigen, welche in der Länge so wohl, als Breite, 10 F. haben, und welche 50 Trachten in sich fassen können, überein stimmet.

Da die unechte Indigpflanze weniger Saft gibt, und doch weit mehr Platz in der Küpe einnimmt, als der französische Anil, so thut man diesen in die kleinsten Küpen, und nimmt die größern zu dem unechten.

Ob gleich die Weite des zweyten Gefäßes, nämlich des Schlagtroges oder der Schlagküpe, B, Fig. 1662. [a] und [b], auf die Menge und Eigenschaft des Indigs keinen Einfluß hat, so ist es doch zu den Handgriffen des Schlagens nothwendig, daß man ihn nicht zu groß, und die Ränder desselben ziemlich hoch mache; will man aber dieses Gefäß auf die gehörige Art bauen, so hat man auf zwey Puncte, die zur vollkommenen Ausführung desselben sehr nöthig sind, wohl Acht zu haben. Erstlich hat man auf den Horizont des Bodens S, des Fäulungs- oder Weich-Troges A, Acht zu geben; denn man ist zuweilen genöthigt, denselben sehr niedrig zu machen, um dessen Ausfüllung zu erleichtern. Zweytens muß man untersuchen, ob man 3 oder $3\frac{1}{2}$ F. unter dem Horizonte des Bodens des Weichtroges den Boden T des Schlagtroges, und zwar dergestalt, legen kann, daß derselbe 6 Z. über der Fläche V des Ruhetroges einen Ablauf, und der Ruhetrog einen gehörigen Ausfluß in einen benachbarten Graben habe; widrigenfalls muß man den Grund des Weichtroges so weit erhöhen, daß man diesen

Zweck

Zweck erreicht. Ist man hiervon versichert, so kann man alsdann den Umfang des Schlagtroges bestimmen, welcher allezeit auf einer Seite 1, 2 oder 3 F. länger seyn muß, als auf der andern; dieser Umfang aber kann nur nach der Berechnung der Quantität der Kubik-Schuhe des Wassers, welches der Weichtrog enthalten soll, wenn er mit Kraute angefüllt, und das Wasser 6 Z. von seinem Rande entfernt ist, bestimmet werden. Daher muß man allezeit die Quantität der Fuße seiner Länge durch die Quantität seiner Breite, und alsdann das Product dieser beyden Größen durch die Zahl der Fuße seiner Höhe multipliciren, ohne die Ränder, welche 6 Z. betragen, dazu zu rechnen. Wenn man diese zweyte Multiplication gemacht, und das Product heraus gebracht hat, ziehe man für den Ort, den das Kraut in diesem Gefäße einnimmt, den dritten Theil davon ab. Dasjenige, was nach dem Abzuge übrig bleibt, gleicht der Quantität der Kubik-Fuße des Wassers, welches das Bassin der Schlag-Küpe fassen muß, dem man ein solches Verhältniß geben muß, daß seine Länge, wenn sie durch seine Breite multiplicirt wird, ein Product gibt, welches, wenn man es mit den 3 oder $3\frac{1}{2}$ F. der Tiefe multiplicirt, eine Quantität des Raumes gibt, die der Quantität des Wassers, welches man bey der Berechnung des Weichtroges gefunden hat, gleich ist.

Es ist voraus zu sagen, daß man alsdann auf die Mauern Y. Fig. 1662 b) des Bassins des Schlag-Troges, ein Mauerwerk von 2 F. in der Höhe, setzt, welches diesem Gefäße zum Rande dienen kann; daher dasselbe überhaupt 5 bis $5\frac{1}{2}$ F. hoch ist, hauptsächlich, wenn man sich der Negern und der Schlagstangen bedient, die Masse in dem Troge zu schlagen. Lässet man aber die Schlagstangen durch eine Mühle bewegen, so werden die Ränder um 6 Z. vermindert.

Es ist hier anzumerken, daß die schmählste Seite des Schlagtroges sich allezeit dem Weichtroge gegen über befindet, es müßte denn der Fall seyn, daß man mehrere Gefäße auf einmahl durch Wasser- oder Mauleſel-Mühlen schlagen lieſſe, welches alsdann nothwendig eine ganz andere Einrichtung, wie BB, Fig. 1672, erfordert.

Der Rand des Weichtroges macht, wie ich bereits gesagt habe, inwendig einen Abhang in den vierten Theil eines Winkelmaßes von ungefähr 6 Zoll. Der Rand des andern Gefäßes hat auch einen kleinen Abhang, ist aber gegen die innere Seite zu nicht so stark. Der Rand des Ruhetroges ist platt. Dieſes dritte Gefäß hat keine bestimmte Größe; unterdeſſen dient die Mauer, welche daſſelbe mit dem Schlagtroge verbindet, gewöhnlich zum Maße der Länge auf dieſer und der gegen über stehenden Seite. 6 bis 7 F. sind für jede der beyden andern Seiten seiner Breite hinreichend.

Der Setztrog, K, Fig. 1662 b), welcher auf der Seite, da er an die Mauer des Schlagtroges stößt, ein wenig ausgeschweift ist, hat in der Tiefe 2 F., die Form oder das kleine Loch mit dazu gerechnet, und in der Breite 2½ F. und darüber, nachdem es die Größe der ersten Gefäße erfordert. Das kleine Loch kann 5 bis 6 Z. im Durchmeſſer, und eben so viel in der Aushöhlung, haben.

Die Höhe der Mauern, welche das dritte Gefäß, C, umgeben, und an die Zwiſchenmauern des Schlag-Troges B stoßen, beträgt ungefähr 3½ bis 4 F., wenn man den Boden V der Ruheküpe zu 6 Z. unter dem letzten Hahne der Schlagküpe rechnet. Man bringt an einer der Ecken des Ruhetroges, und auf der Seite der Zwiſchenmauer des Schlagtroges, die demſelben zur Stütze dient, eine kleine Treppe, L, Fig. 1659, an, um auf derſelben nach Belieben hinauf und herab zu gehen.

Das

Das Mauerwerk dieser Gefäße, und hauptsächlich des ersten, muß mit vieler Vorsicht und mit aller möglichen Festigkeit gemacht werden, damit es seine vollkommene Stämmung habe, und der großen Gewalt der Gährung widerstehen könne. Daher macht man den ersten Grund desselben von einem dichten Stücke von trocknen, recht dauerhaften und wohl befestigten Mauersteine, ehe man den zweyten Grund, und die Wände, die ihm zur Ausfütterung dienen, darauf bringt. Man gibt der Mauer dieses ersten Gefäßes 15 bis 20, und wohl gar 24 Z. in der Dicke, hauptsächlich wenn es 20 F. im Quadrat hat. 12 bis 15 Z. sind zu der Dicke der andern Gefäße hinreichend; allein, man muß allezeit den Grund, und alles was unter der Erde liegt, mit großer Aufmerksamkeit mauern, damit nicht die benachbarten Quellen, oder die Gewässer, welche von dem Ablaufe der Aecker herkommen, hinein dringen. Zur Bindung solcher Werke nimmt man gemeiniglich einen Mörtel von Sand und Kalk, ob man sich gleich in denen Gegenden, wo er ausserordentlich theuer ist, zu den an freyer Luft stehenden Werken, des Lehmes mit gutem Erfolge bedient; man berappet doch aber allemahl den auswendigen Theil mit einem guten Kalkmörtel, und das Inwendige mit einem Kitte. Diesen macht man, wenn das ganze Mauerwerk recht trocken ist, aus Kalk nebst gestoßenen und gesiebten Ziegeln, womit man den ganzen auswendigen Theil und die Ränder der Gefäße überstreicht. Man poliert das Werk, so wie es trocknet, mit feinen Kellen, und darauf mit Caconen, deren Rinde sehr hart und glatt ist, oder mit geschliffenen Flußsteinen, zu welcher Arbeit viele Schwarze zugleich gebraucht werden müssen, um den Kitt, so wie er trocknet, zu drücken und zu glätten, ohne Ritzen zu lassen.

Da eine ganz vollgefüllte Küpe durch einen sehr mittelmäßigen Riß auslaufen würde, so muß man, so bald man es gewahr wird, Seemuscheln, von was für Art sie auch seyn mögen, nehmen, und sie zerstoßen, ohne sie zu brennen. Man macht sie zu Pulver, und siebt sie; alsdann nimmt man ungelöschten Kalk, welcher auch gesiebt ist, vermischet beydes mit einander, und feuchtet es mit so viel Wasser an, als erfordert wird, einen festen Mörtel davon zu machen, womit man den Spalt der Küpe so geschwinde als möglich anfüllet; dadurch wird das Auslaufen sogleich gehemmet.

Andere bessern die Ritze auf folgende Art aus. Man öffnet und erweitert inwendig den Riß in Gestalt einer weiten Rinne, welche von oben herunter 7 bis 8 Z. in der Tiefe hat. Man beschabet die Ränder der kleinen Spalten, welche man, wie das übrige, zu öffnen nicht für gut befindet, und füllet das Leere mit einem Kitte aus, welcher aus gleichen Theilen von lebendigem Kalk, gestoßenen und gesiebten Ziegeln, und pulverisirten Hammerschlage besteht, welches alles mit so wenig Wasser, als möglich ist, angefeuchtet wird.

In Isle de France macht man eine Art von Kitt, welcher folgender Maßen zubereitet wird. Man löset See-Muscheln in Citronensafte auf, nimmt den Bodensatz dieser Solution, und vermischt ihn mit Eyweiß.

Der chinesische Kitt, welcher Sarangousti genannt wird, besteht aus trocknem Peche, Cocosnußöhl, und gesiebtem ungelöschtem Kalke. Aus diesen drey Stücken macht man einen Teig, welcher auf einem Klotze mit einer Keule geschlagen wird, bis er sich ziehen lässet, weich, und zu der Absicht, wozu man ihn braucht, geschickt wird. Dieser Teig wird im Wasser ausserordentlich hart, und weiß wie Porzellan, daher man sich desselben auch bedient, zerbrochene Porzellangefäße wieder zusammen zu kitten.

Man muß über dieß darauf sehen, daß man in denen Gefäßen, welche einige Zeit in der Ruhe bleiben

sollen,

sollen, allezeit eine gewisse Quantität Wasser lasse, damit die ausserordentliche Hitze nicht dergleichen Schaden daran verursache.

Wenn diese Arbeit geschehen ist, richtet man vermittelst einiger in die Erde gesteckter Gabeln einen Schoppen, oder eine Art von Dache, über dem Ausbetroge auf, um den ausgezogenen Indig und die Schwärzen gegen die Witterung in Sicherheit zu setzen. Einige machen diesen Schoppen so groß, daß er auch den Schlagtrog und so gar den Weichtrog bedeckt. Es ist nicht zu läugnen, daß es sehr vortheilhaft wäre, wenn dieses letztere Gefäß gegen einen beständigen Regen, oder gegen einen heftigen Sturm, in Sicherheit gesetzt würde; denn Kälte und überflüssiges Wasser verzögern die Gährung, und verhindern die Anzeigen, woran der rechte Grad derselben zu erkennen ist. Ausser dem ist es noch nicht recht ausgemacht, ob die allzu viele freye Luft, und die große Hitze, welche von der Sonne verursachet wird, die schleunigsten Mittel seyn, die Gährung zu erregen. Man wird also keinen dieser Gebräuche tadeln, welche in Ansehung der Beschaffenheit des Indigs keinen merklichen Unterschied zu verursachen scheinen. Daher sehen die meisten diese Bedeckung des Fäulungstroges für unnütz an. Wenn man in der Regenzeit ohne Bedeckung arbeitet, muß man nur darauf sehen, daß man nicht die sonst erforderliche ganze Quantität Wasser in den Trog gieße.

Da es schlechterdings nothwendig ist, daß man die allzu große Ausdehnung des Krautes in dem Weich- oder Fäulungs-Troge, über dessen Rand es bald heraus treten würde, verhindere; so steckt man, 3 F. tief in die Erde, 4 Pfosten D. Fig. 1659, und 1662 a), von gutem Holze, welches nicht fault, an den vier auswendigen Ecken in die Quere der Länge des Troges, nähmlich 2 auf einer und 2 auf der andern Seite,

dem vierten Theile der Länge des Gefäßes gegen über. Diese Pfosten, welche Schlußbalken genannt werden, gehen aus der Erde 1 F. 6 Z. über den Rand des Fäulungstroges, und ein jeder hat an seinem Ende ein Zapfenloch von 6 Z. in der Breite und 10 Z. in der Länge. Diese Zapfenlöcher sind bestimmt, die Riegel, G, oder die Querbalken, welche gerade von einem Schlußbalken zu dem andern über die ganze Breite des Weichtroges gehen, nebst den Keilen, womit die Riegel in die Zapfenlöcher befestiget werden, zu fassen. Die Riegel dieser Schlußbalken sind auf ihren vier Seiten 6 Z., und zuweilen 6 bis 8 Z. viereckig gemacht.

Wenn der Trog angefüllt, oder das Kraut hineingethan ist, legt man darauf und nach der Länge des Troges, Latten oder Breter, I, Fig. 1662 a), von Palmbaumholze ganz nahe an einander, und auf selbige quer über 2 oder 3 Sparren, A. Die Querhölzer oder Sparren, welche auf diesen Latten liegen, sind viereckige Stücke Holz von 6 Z. auf den vier Seiten. Man befestiget sie in dieser Lage vermittelst Keile oder Pflöcke, welche man zwischen dieselben und die Riegel der Schlußbalken legt. Der Theil der Pfosten oder Schlußbalken, welcher in der Erde steckt, muß ungefähr 1½ F. im Durchmesser haben. Derjenige, welcher hervor und 1½ F. über die Küpe geht, muß 10 bis 12 Z. im Quadrat haben, um die Arbeit und die Oeffnung der Zapfenlöcher, welche nach den vorerwähnten Riegeln eingerichtet seyn müssen, auszuhalten.

Drey Gabeln oder gekrümmte Stücke Holz, N, Fig. 1659, welche auf beyden Seiten des Schlagtroges als ein Triangel, nähmlich zwey auf einer Seite, und eine in der Mitte der andern Seite, in die Erde gesteckt sind, dienen der Bewegung der Schlagstangen, O M, welche dazu bestimmt sind, das Wasser dieses Troges zu schlagen und in Bewegung zu setzen, zu

Stützen.

Stützen. In einigen Gegenden schlägt man n
Schlagstangen, und steckt daher auf jeder S
Gabeln, aber allezeit in einer solchen Stellung,
Erde, wie die vorerwähnten drey, so daß sie n
rade einander gegen über stehen. Die Schla
M besteht aus einem an einen Stiel O gesteckt
sten ohne Boden. Der Kasten ist von 4 starke
tern zusammen gesetzt, und sieht einer kleinen K
oder einem Backtroge der Bäcker, wovon m
Deckel und den Boden weggenommen hat, a
Die obere Oeffnung ist viel weiter als die unte
beyden Enden aber sind perpendikulär oder v
d. i. sie sind ganz und gar nicht breit. Die Lä
Kastens beträgt 12 bis 15 Z.; die obere Breite,
10; die untere Oeffnung, 3 bis 4, und die
bis 10 Z. Uebrigens ist dieses Maß sehr willk
Um denselben mit einem Stiele zu versehen, mu
in die Mitte eines von den Bretern, welches die
ausmacht, ein gerades Zapfenloch, und ein a
in die Mitte der Länge des gegenüber stehende
tes, aber etwas tiefer als in die Mitte machen;
man muß dieses zweyte Zapfenloch derjenigen
wo der Kasten zugemacht wird, nähern. Hierau
man ihn mit der ersten von diesen Oeffnungen
armsdicke Stange, welche solcher Gestalt vo
Seite zur andern schief hindurch geht. Man
get hernach den Kasten durch einen Vorkeil,
durch das Ende der Stange geht. Alsdann le
diese Stange zwischen die Arme der Gabel N,
so hoch ist, daß man sich mit dem Elbogen dara
ßen kann, und befestiget sie vermittelst eines e
Zapfens daran, welcher durch alles geht, u
Neger, welcher den Stiel in der Hand hat, di
heit lässet, den Kasten herunter zu lassen, und
in die Höhe zu heben. Die Länge der Sta
ihrem Stützpuncte auf der Gabel, welche die

des Schlagtroges berührt, an, bis zu dem Kasten, wird nach dem Maße der ganzen Breite des Schlag-Troges, wovon man 1 Fuß wegläſſet, damit die Schlagſtange in ihrer Bewegung nicht gehemmet, und die Mauer dieſes Gefäßes nicht beſchädiget werde, eingerichtet. Diejenigen, welche die Maſſe mit dieſem Werkzeuge ſchlagen, müſſen ſich genau mit einander verſtehen, daß ſie ihren Schlag zugleich thun, weil ſonſt das Waſſer einige Fuß hoch über das Becken heraus ſpritzen würde.

Es gibt zwey Arten von Mühlen den Indig zu ſchlagen. Einige werden durch Waſſer, und andere durch Pferde beweget. Fig. 1673, 1675 und 1677 ſtellen die Grundfläche, den Durchſchnitt und die perſpectiviſche Ausſicht einer Pferdemühle, und Fig. 1680 die perſpectiviſche Ausſicht einer Waſſermühle vor. Ich werde weiter unten eine Erklärung aller dieſer Figuren beyfügen; denn eine beſondere Zergliederung ihrer Bewegung, welche mehr die Kunſt des Zimmermannes, als die Kunſt den Indig zu bereiten, angeht, würde zu weitläuftig ſeyn, als daß ſich hier eine vollkommene Beſchreibung davon machen lieſſe. Es iſt genug, wenn man weiß, daß in beyden jede Bewegung hauptſächlich auf eine Welle ankommt, welche quer über dem Schlagtroge liegt, und, da ſie an jedem Ende eiſerne Zapfen hat, in Ringen von gleicher Materie, die auf den beyden Seiten des Schlagtroges befeſtigt ſind, beweget, und daß dieſe Welle mit 4 ſo genannten Löffeln verſehen iſt, welche ſo lang ſind, daß ihr Kaſten ſich im Herumdrehen mit Waſſer anfüllen kann. Dieſe Kaſten ſind unten zugemacht, und müſſen, wenn man es für gut befindet, von ihren Stielen abgenommen werden können, weil, wenn die Mühle ſo eingerichtet iſt, daß mehrere Tröge geſchlagen werden, es unnütz ſeyn würde, wenn dieſe Stücke an denen Wellen, welche ſtehen bleiben, gelaſſen werden ſollten. Der

bey

bey der Abbildung befindliche Maßstab zeigt die Proportionen dieser Mühle an.

Um die Kosten einer Mühle zu vermeiden, legen Einige bloß quer über ihren Schlagtrog eine mit Schaufeln versehene Welle, Fig. 1679, der man vermittelst 2 Handhaben, welche an ihre beyde Zapfen befestigt sind, eine Bewegung des Umlaufes gibt. Man kann in Ansehung solcher Werke auch die Bewegung der oben bey den asiatischen Manufacturen beschriebenen, und Fig. 1668 b) abgebildeten, Walze der Indianer, welche eine sehr schöne Erfindung ist, zu Rathe ziehen.

Da der Saft, wenn er in den Setztrog, K, Fig. 1662 a), fällt, noch viel Wasser bey sich führt, so nimmt man ihn aus diesem Gefäße, und thut ihn in Säcke von guter gemeiner Leinwand, welche aber nicht allzu dicht ist, um ihn ablaufen zu lassen. Diese Säcke, Z, Fig. 1665, sind gemeiniglich 1 bis 1½ F. lang, unten viereckig oder spitzig, und oben 8 bis 9 Z. breit. Man macht ganz nahe an ihrer Oeffnung, Rinze oder Löcher, und steckt Schnüre oder Riemen, welche man auf- und zuziehen kann, durch, womit man sie auf beyden Seiten an die Zapfen oder Haken eines Wand-Rechens, U, hänget, welcher bey U in Fig. 1659, und 1662 a) und b), an die Mauern des Ruhetroges befestigt ist. Wenn die Säcke kein Wasser mehr geben, schüttet man den Saft, welcher noch weich ist, wie dicken Schlamm, in hölzerne Kasten, Fig. 1667 a), um ihn darin trocken werden zu lassen. Diese Kasten sind von einem leichten Holze, 3 F. lang, 1½ F. breit, und 2 Z. tief. Man setzt diese Kasten auf Gerüste, B, Fig. 1669 a), wovon ein Theil von einem Gebäude, S, welches das Trockenhaus (die Treuge) genannt wird, bedeckt ist, und der andere sich in der freyen Luft befindet. Diese Gerüste bestehen aus zwo Reihen von hölzernen Pfählen, welche in einer Höhe, daß man

man sich mit dem Elbogen darauf legen kann, in die Erde gestecket werden, und auf welche man, die ganze Länge hin, Latten oder Leisten von Palmbaumholz nagelt, wobey eben keine besondere Proportionen zu beobachten sind. Es ist genug, wenn sie nur so stark sind, daß sie die Kasten tragen können; allein, es ist nicht nöthig, daß sie 2 F. von einander stehen, damit man bequem dazwischen hin gehen könne, und damit die Enden der Kasten eine Stütze von ungefähr 6 Z. auf jeder Seite haben. Von dem Trockenhause lassen sich hier keine Proportionen angeben, weil man in Ansehung der Größe dieses Gebäudes, welches einem Schoppen oder einer Scheune, die vorn an einem Ende offen ist, ähnlich sieht, keine bestimmte Regel hat. An dem andern Ende des Trockenhauses bringt man ein kleines Magazin, M, an, um den Indig, wenn er ganz trocken ist, hinein zu thun. Der übrige Theil dieses Gebäudes dient demjenigen zur Bedeckung, welchen man, wenn es regnet, trocknen, oder während der Nacht, wie allezeit geschieht, wieder wegnehmen will.

In den französischen Colonien in Amerika, sind 5 Arten der Indigpflanze, oder des Anils, bekannt; nämlich: der Maron, oder der von Savane, der Mauy, der Guatimala, der unechte, und der französische. Letzterer wird 3 F. hoch, und noch viel höher, wenn er sich auf einem guten Boden, wo seine Hauptwurzel allezeit als eine Herzwurzel unter sich zu wachsen anfängt, in Freyheit befindet. Diese Wurzel, und die andern, welche daraus hervor sprossen, können sich 12 bis 15 Z. tief ausbreiten. Das Laub dieser Art gibt, verhältnißweise, mehr Saft, als das Laub der andern. Die Farbe, welche von dem französischen Anil gemacht wird, ist schöner, als die von dem unechten. Alte Kunsterfahrne behaupten, daß die glänzende Eigenschaft, als z. B. die Eigenschaft des wässerigen Blau,

oder des Violetten, nicht auf die Art der Pflanze, (weil der unechte sowohl als der französische Anil bald das Blau oder das Violette, bald die taubenhälsige oder die kupferrothe Farbe geben,) sondern bloß auf gewisse Umstände, welche leichter zu errathen, als genau zu bestimmen sind, ankommt; wohin man unter andern die Beschaffenheit des Bodens, das Schneiden des Krautes vor seiner Reife, die Unvollkommenheit der Gährung und des Schlagens, rechnet; Einige fügen auch noch die Raupe hinzu, welche den Anil benaget, und mit dem Kraute in den Trog kommt. Es scheint indessen, daß die mehr oder weniger starke Fettigkeit der Blätter, und die Art ihren Saft zu trocknen, zu der Leichtigkeit und Schönheit dieser Materien viel beytragen müsse. Man kann so gar vermuthen, daß die Quantität und Beschaffenheit des Oehles, welches in den Trog gesprenget wird, einigen Antheil daran habe. Uebrigens ist die Bereitung des französischen Indigs leicht, der Erfolg seiner Pflanzung aber sehr mißlich. Sein zarter und feiner Stängel ist, wenn er hervor kommt, vielen Zufällen unterworfen. Der Wind, der Regen, die Sonne, alles vereinigt sich zu seiner Zerstörung. Der Boden selbst, wo er wächst, scheint ihm seinen Beystand zu versagen. Wenn der Boden nur ein wenig ausgezehrt ist, merkt man es an seinem Stocke, und er bringt nur schwache Stängel hervor, welche sogleich wieder vergehen. Eine der Hauptursachen seines Unterganges in dem ersten Monathe, ist der Brand, dem er unterworfen ist, wenn nach einem Regenschauer die Sonne plötzlich ihre Strahlen auf die Erde schießt. Sie erhitzt das Wasser, welches noch nicht genug hinein gedrungen ist, dermaßen, daß diese junge und schwache Pflanze, welche an ihren Wurzeln ausserordentlich empfindlich ist, sich niederlegt, und wie verbranntes Gras verwelkt. Der Anil wird auch während dieser Zeit von einem

Insecte, welches man den brennenden Wurm, le Colleux, nennt, angegriffen. Dieses Insect, welches seiner Gestalt nach beynahe einer kleinen Raupe ähnlich sieht, hänget sich an seinen Gipfel, und umhüllet ihn mit einem Gewebe, welches ungefähr wie ein Spinnengewebe aussieht, und ihn erstücket, indem es ihn des erfrischenden Thaues und der freyen Luft, welche zu der Ausdunstung der Pflanzen so unentbehrlich ist, beraubet, und sich unter diesem Gewebe in brennende Dünste verwandelt, wenn die Sonne darauf scheinet. Zu diesen Zufällen kommen noch die Raupen, als die allgemeine Landplage. Man sieht zuweilen ganze Schwärme von Schmetterlingen, wovon einige weiß, andere gelb sind, von einer Gegend zu der andern fliegen, um ihre Eyer in die Indiggärten zu legen. Die Hitze verursachet, daß daselbst eine unzählige Menge Raupen in dieser ihrer überflüssigen Nahrung so geschwinde auskriecht und wächst, daß sie zuweilen in einer Zeit von weniger als 24 Stunden ganze Indigfelder auffressen; welcher Zufall zu dem Sprichworte, daß die Indigpflanzer zuweilen reich zu Bette gehen und arm wieder aufstehen, Anlaß gegeben hat. Die beständige Furcht, worin man sich in Ansehung eines solchen Zufalles befindet, wird beynahe allezeit von einer wirklichen Gefahr begleitet, welche von dem so genannten Rouleur, einer andern Art von Raupe, welche viel größer ist, als die vorher beschriebenen, verursachet wird. Diese Insecten suchen die Rinde der Stöcke, und die Knospen, so wie sie ausbrechen, zu zernagen. Sie verbergen sich, aus einem besondern Triebe, unter der Erde, um der stärksten Tages-Hitze zu entgehen, und kommen, wenn es kühl wird, wieder hervor, um den übrigen Theil des Tages und die folgende Nacht von neuem zu arbeiten. Dieses dauert zuweilen zwey Monathe nach einander fort, und benimmt den Stöcken dermaßen die Kräfte, daß viele

ohne

ohne Rettung zu Grunde gehen. Hierauf verwandeln sich diese Insecten in Puppen, um Schmetterlinge und Einwohner der Luft zu werden. Dieses Unglück ist um so größer, da es sich allezeit in der schönsten Witterung, und wenn der Anil am meisten gibt, ereignet. Einige halten besondere Personen zum Ablesen der Raupen, welches aber höchst beschwerlich, und fast vergebens, ist. Das beste Mittel ist, so bald man Raupen gewahr wird, die Pflanzen abzuschneiden, und mit ihren Raupen der Manufactur einzuliefern. Hierbey ist anmerkungswürdig, daß der auf den Pflanzen befindliche Koth dieser Raupen einen so schönen Indig, als die Pflanze selbst, gibt. Diejenigen Einwohner, welche Schweine und Truthühner halten, und die Begierde dieser Thiere nach den Raupen kennen, lassen dieselben alsdann in ihre Gärten, um wenigstens die Anzahl dieser Feinde zu vermindern; allein, das Fleisch der Truthühner bekommt davon einen so unangenehmen Geschmack, daß man es, während der Zeit, da dieses ihre Hauptnahrung ist, und so gar einige Zeit nachher, gar nicht genießen kann. So nützlich dieses Mittel seyn mag, so ist es doch mit demjenigen nicht zu vergleichen, dessen man sich auch mit dem größten Erfolge bedient, das Gewebe, womit der so genannte brennende Wurm den Gipfel des Anils umhüllet, zu zerstören. Es besteht darin, daß man einem jeden von den dazu beorderten Negern einen 3 F. langen Besen, welcher von Zweigen, woran die Blätter noch sitzen, gemacht ist, nehmen, und sie damit über die jungen Anilstöcke wegfahren lässet, wenn die Sonne am stärksten scheint, d. i. zwischen 11 und 12 Uhr, da die Erde brennend heiß ist. Denn, so bald die Raupe durch die gewaltige Erschütterung, welche sie dadurch leidet, verwundet wird, fällt sie auf den Boden, dessen Hitze sie in einer Zeit von weniger als 2 Stunden tödtet. Eben so macht man es mit denjenigen

gen Raupen, welche auf die Anilstöcke, so bald man sie abgeschnitten hat, zurück kriechen, und die ganze Rinde derselben zernagen; aber alsdann muß man stärkere Besen, und die kein Laub haben, nehmen, und mit denselben mit aller Macht über die Stöcke wegfahren. Damit dieser Handgriff seine gute Wirkung thue, muß der Boden von langer Zeit her von dem Unkraute gereinigt seyn. Was das Gewebe des brennenden Wurmes betrifft, so wird er völlig zerstöret, wenn man ihn mit einem belaubten Besen von der Pflanze abkehret.

Einer der gefährlichsten Feinde des Anils ist auch der Masoqua. Dieses Insect, welches niemahls aus der Erde hervor kommt, ist ein großer weißer Wurm, welcher zuweilen so lang und dick, als ein Daumen, wird. Sein Maul ist so stark, daß er die Anilwurzeln damit abbeißt und zernaget, so, daß kaum etwas auf dem Erdboden stehen bleibt. Wenn man eine Pflanze auszieht, reisset man ihn leicht mit heraus. Wird man die Verwüstungen davon gewahr, so lässet man an denen Orten, wo das Uebel am stärksten ist, diese Insecten ausgraben; die Negern füllen damit ihre Körbe an, und werfen sie in einen Wassergraben oder Moraft.

Auch der Same des Anils wird von einem Insecte, oder einer Art Wanze, heimgesuchet. Der Körper dieses Insectes, welches viel Füße hat, hat die Dicke der Spitze des kleinen Fingers. Es ist von dem Kopfe bis an den Hintern von einer ovalen Gestalt, und oben und unten ein wenig platt. Einige sind braun, andere schwarz; die zahlreichste Art aber ist grün, und alle sind ausserordentlich stinkend. Wenn sie dick und alt sind, fliegen sie mit Sprüngen über 20 bis 30 F. weit. Dieses Insect thut dem Samen des Anils nur zu der Zeit, wenn er eben gebildet und noch in der Milch ist, Schaden. Es macht in die Schote ein kleines Loch, wo-

wodurch es die ganze Subſtanz derſelben ausſauget. Die Schote bleibt dem ungeachtet mit ihrem Stiele an den Zweigen hängen, ohne gleichſam die Farbe zu verändern, und ohne merklich auszuſehen, als diejenigen, woran nicht geſogen worden iſt, wenn man ſie aber abpflückt, findet man ſie inwendig leer. Es gibt Jahre, da ſich dieſe Inſecten auf eine ſo ungeheure Art vermehren, daß wenig oder gar nichts von Samen einzuſammeln übrig bleibt. Wenn man dergleichen Zufall befürchtet, werden die Schwarzen auf den Platz, d. i. an den Ort der Plantage, geſchickt, wo ſie dieſelben ohne Umſtände zwiſchen den Fingern zerdrücken. Man hat aber auch noch ein anderes Mittel, ſie aus dem Wege zu räumen. Man ſchickt nähmlich, wie bey den Raupen, eine Heerde Truthühner auf den Platz, die man von jungen Negern und Negerinnen hüten läſſet, welches zu der Zeit geſchieht, da das Korn noch in der Milch iſt, und ſo gar, wenn es ſchon abgepflückt iſt; denn ob es gleich reif iſt, ſo thun ſie doch noch vielen Schaden daran. Die indianiſchen Hühner ſind ſehr begierig darnach, und ſehr geſchickt, ſie ſo gar in ihren Sprüngen zu fangen, indem ſie ihnen in vollem Fluge und mit einem Zuge nachjagen, ſo bald ſie dieſelben gewahr werden.

Der unechte Anil wird von allen dieſen Inſecten nicht ſo ſtark angegriffen; dagegen aber iſt er dem Zufalle unterworfen, daß er im Herbſte, wo Regen und Hitze ſehr häufig ſind, ſeine Blätter leicht verliert; daher man zu Anfüllung einer Küpe weit mehr Kraut brauchet, als wenn er die Blätter hat, welches für den Eigenthümer einen beträchtlichen Verluſt verurſachet.

Wenn man alle die Zufälle, denen ſich unmöglich zuvor kommen läſſet, in Betrachtung zieht, ſo wird man ſich darüber nicht verwundern, daß die Einwohner der meiſten Gegenden von St. Domingo, wo ſich die Anzahl dieſer Inſe-

cken häufiger als an irgend einem Orte gesehen hat. Cultur desselben aufgegeben haben, welches hernach die reften größten Theils in den Stand gesetzt hat, Zu dereyen anzulegen, deren Einkünfte wirklich zuver sind. Die Schwarzen selbst ziehen, ungeachtet der Mühe und des öftern Wachens, welches ihnen d Zuckermühlen unausgesetzt obliegt, die Arbeit derselb jeden andern vor, weil sie von dem Syrupp, den sie Sonntage unter sie austheilt, und den die andern S zen kaufen, um sich damit eine Ergetzlichkeit zu mach dem sie eine gewisse Quantität davon mit Wasser ver und einen Trank davon zubereiten, den sie Rape einen kleinen Nutzen ziehen. Die Gegenden von S mingo, wo man die blühendsten Manufacturen dem Art gehabt hat, sind Aquin, Nippes, les Arcachaix, l cassin, les Vases, Mirbalais, les Gonaives und Artibo sich Indig-Manufacturen befanden, welche so betr waren, daß sie 5 bis 600 Negern Arbeit gaben. Le L Port Margot, Plaisanor und St. Louis du Port de Paix, die Gegenden, welche zu dem Cap gehören, wo am Zucker gemacht worden ist, ob gleich dieses in Verg mit den vorhergehenden etwas sehr geringes war. Louisiana fängt an, eine Menge sehr schönen In liefern.

Der unechte Anil ist von dem französischen, sächlich in Ansehung seiner vorzüglichen Größe schieden. Er wächst 6 F. hoch, und noch Wenn es wahr ist, daß es einigen gelungen hat, selben, nachdem er eine ausserordentliche Größe reicht, und Blüthe und Samen getragen hat nutzen, so ist es nicht weniger wahr, daß dieses mangelung des bessern geschehen ist, und daß die tenheit, so wie die Schwierigkeit des Erfolges, man sie mit den von den besten Indigobereitern geblich wiederhohlten Versuchen vergleicht, jeder nöthigen muß, so viel als möglich den gewöhnlich Gebrauch zu beobachten, d. i. ihn zu schneiden, wenn er der Höhe von 3 F. nahe ist, und in die Blüthe tritt, deren süßer Geruch sehr merklich ist; und wenn man

eine

einer Handvoll von seinen Blättern ein wenig drückt, ist es so steif, daß es ein wenig bricht, und ein kleines Geräusch macht. Diese beyde Merkmahle, der Blüthe und des Geräusches, trifft man bey dem französischen sowohl, als auch dem unechten Anil, an, von was für Sorte beyde auch sind, und sie dienen überhaupt in Ansehung des Schneidens beyder Arten zur Regel. Gleichwohl finden sich Umstände, wo es nöthig ist, das Schneiden zu beschleunigen, und andere, wo man es aufschieben muß. Man muß es beschleunigen, wenn die Raupe in so ungeheurer Menge überhand genommen hat, daß man befürchtet, sie möchte vor der gesetzten Zeit alles verzehren; es gibt aber alsdann viel weniger, und die Waare, welche man davon bekommt, hält nicht recht beysammen, welcher Fehler schon hinreichend ist, allezeit seinen Preis zu vermindern, wenn auch gleich die Zubereitung noch so gut von Statten ginge. Man muß es im Gegentheile aufschieben, wenn der Anil nach gar zu häufigem Regen schnell gewachsen ist, und es nun das Ansehen hat, als wenn sich schönes Wetter einfinden wollte. Denn eine gute Witterung von 8 Tagen ertheilt ihm Festigkeit, und hebt die Schwierigkeiten, welche die Gährung verhindern könnten. Ohne diese Vorsicht würde der geschickteste Meister sich nicht zu rathen wissen. Man sieht sich wegen der zu häufigen Regen, besonders in der ersten Jahreszeit, zuweilen gar genöthigt, seine ganze Aernde wegzuwerfen, weil entweder der Sonne nicht Festigkeit genug hat, und unter der Schlagstange zergeht, oder, weil dieser Regen, welcher zu der Zeit fällt, wenn der Anil in seiner Reife steht, verursachet, daß alle Blätter abfallen, und weiter nichts als Besen übrig bleiben. Alsdann läßt man, um nicht die Negern vergeblich zu beschäftigen, das Kraut sofort abschneiden, damit die folgende Aernde nicht aufgehalten werde.

Die Bearbeitung des unechten Anils ist etwas schwerer, als die Bereitung des französischen, und das Korn von seinem Safte ist nicht so groß; aber durch die Vortheile, welche jener vor diesem hat, wird der Schade gar wohl ersetzt. Erstlich kommt der unechte Anil überall und zu allen Zeiten fort; zweytens wird sein Kraut von den Insecten nicht so angefallen, und es widersteht ihrem Anfalle viel länger. Der Regen selbst beschädigt ihn nur, wenn er gar zu häufig fällt; welches aber desto ungewöhnlicher ist, da das Land offener und immer bevölkerter wird. Wenn man Bündel für Bündel vom Kraute rechnet, so gibt der unechte bey jeder Küpe weniger, als der französische, weil sein Laub an größern Stängeln hängt, welche in der Küpe mehr Platz einnehmen. Dieser Mangel aber wird durch die Größe des Feldes und durch die Menge der Stängel wieder ersetzet, indem man von dem französischen ein gutes Drittel weniger schneidet und ärndet, als von jenem. Wenn man alles genau überrechnet, wird man finden, daß es mit beyden auf eins hinaus läuft; und da es selten geschieht, daß derselbe gleich anfangs verdirbt, so pflanzt man ihn immer, ohne die Schwierigkeit bey seiner Bearbeitung in Betrachtung zu ziehen, hauptsächlich auf Aecker, welche schon getragen haben, indem man die bessern Felder für den echten aussetzt. Nur der Punct seiner Reife muß wohl getroffen werden; man muß sie sorgfältig untersuchen, und sich wohl in Acht nehmen, daß man es nicht bis dahin verschiebe, wenn er in Samen geht; denn alsdann ist er schwer zu bereiten; und wenn auch der Indigbereiter geschickt genug ist, den Zweck zu erreichen, und Indig heraus zu bringen, so gibt er, es müßte denn seyn, daß die Hitze nicht gar groß wäre, so wenig, daß die Mühe den Nutzen übersteigt. Schneidet man ihn aber zu rechter Zeit, so kann man vortrefflichen Indig daraus machen, wenn

man

man nur bey der Gährung, und bey dem Schlagen, alle mögliche Sorgfalt anwendet.

Diese Art Anil erfordert lange Zeit zu ihrem Wachsthume, daher viele dem französischen den Vorzug geben, wenn die Güte des Bodens ihn anzubauen verstattet; denn dieser kann in 2 Monathen, zuweilen auch schon in 6 Wochen, der unechte hingegen erst nach 3 Monathen, geschnitten werden. Dem ungeachtet macht man zuweilen eine Vermischung von beyden, wenn die Einrichtung der Plantagen oder den Pflanzenden es erlaubt. Denn der unechte hat mit dem französischen dieses gemein, daß er seine Zweige so geschwinde treibt, als dieser, und 6 Wochen darauf schneidet man sie, und vermischt sie mit einander, als wenn beyde Arten nur eine ausmachten. Diese Vermischung bringt ein festes Korn, welches von einer ziemlichen Größe ist, hervor, wodurch dem Indigobereiter die Mühe erleichtert, und ihm das Mittel an die Hand gegeben wird, der Gährung und dem Schlagen mit einander den gehörigen Grad zu geben.

Auf St. Domingo verarbeitet man nur das Kraut von dem französischen, oder auch das von dem unechten Anil; die Meisten sehen alle übrige Arten, denen man verschiedene Nahmen gibt, als Pflanzen an, welche von einer oder der andern dieser beyden ersten Gattungen ausgeartet wären. Vielleicht würden aber auch die andern mehr Aufmerksamkeit verdienen, wenn man nicht wider sie eingenommen wäre.

Unter denen Einwohnern, die den Indig verfertigen, gibt es wenige, die sich damit abgeben, den Anil zu pflanzen, um Samen davon zu bekommen. Diese beyde Arten von Arbeiten machen unter denjenigen, die sich darauf legen, gleichsam zwey besondere Stände aus. Diejenigen, welche sich mit dieser Cultur abgeben, lassen sich gemeiniglich in Mornes nieder. Einige bauen den französischen, andere den unechten

Anil, einige beyde Arten zugleich, zum Samen. Bey dem Bau des französischen verfährt man folgender Maßen. Wenn der Boden zubereitet ist, machen die Negern A, Fig. 1682, mit ihrer Hacke, Fig. 1684, Löcher, D, Fig. 1682, von 2 Z. in der Tiefe, welche 8 Z. von einander entfernt sind, und worein sie 4 bis 5 Anilkörner thun, welche mit dem Fuße bedecket werden. Wenn die Pflanze 4 Querfinger hoch gewachsen ist, wird sie gegätet, und dieses, so lange es nöthig ist, wiederhohlet. Nach 4 Monathen fällt die Blüthe ab, und macht der Schote Platz, welche man bis zu ihrer Reife, d. i. bis sie schwarz zu werden anfängt, an dem Stängel lässet. Man schneidet alsdann die Pflanze 2 Z. hoch von der Erde ab, und trägt sie, so wie sie ist, auf eine Art von Tenne, oder einen geschlagenen und rein gefegten Platz, wo man sie trocken werden lässet. Wenn sie trocken ist, wird sie mit einem dicken und langen Stabe gedroschen, um die Schoten zu zerbrechen, und von den Pflanzen abzubringen. Hierauf werden die Pflanzen, als unnütz, weggeworfen. Die Schoten aber, und den Samen, welcher schon davon abgesondert ist, raffet man zusammen, und verwahrt beyde in Haufen, in Magazinen. Wenn sie nun mit ihrer Aernde fertig sind, und davon verkaufen wollen, lassen sie die Haufen in einem hölzernen Mörser C, Fig. 1670 a), und 1670 c), vollends zerstoßen. Dieser Mörser ist aus einer dicken hölzernen Walze gemacht, welche an einem Ende 2 F. tief ausgehöhlt ist. Seine Oeffnung hat 1 F. im Durchmesser, und sie wird nach dem Boden zu immer schmäler, welches in der Höhlung die Gestalt eines umgekehrten Zuckerhutes vorstellt. Der Stiel, oder Stämpel, oder die Keule, Fig. 1670 b), und D, Fig. 1671 c), ist aus einem harten Holze gemacht, und beträgt in der Länge 4½ F., und in der Dicke ungefähr 2½ Z. im Durchmesser; unten ist er rund. Wenn der

Mör-

Trockner mit Schoten angefüllt iſt, ſtellet man 2 oder 3 Negern, E, Fig. 1670 c) dazu, deren jeder einen Stämpel in der Hand hat; dieſe ſtoßen ſo lange, bis der Same von der Schote völlig abgeſondert iſt. Alsdann worfeln ſie ihn, reinigen ihn, und thun ihn in kleine Fäſſer, die auf einer Seite keinen Boden haben. Dieſer Same wird an die daſelbſt wohnenden Indigbereiter fäſſerweiſe verkauft. Man nimmt dazu die Fäſſer, in welche das Mehl gethan wird, welches man aus Frankreich nach Amerika ſchicket.

Die Anilſtöcke treiben nach der erſten Aernde neue Sproſſen, welche, wie die vorhergehenden, Samen geben, den man auf gleiche Art einſammelt. Wenn der franzöſiſche Anil auf dieſe Art geſchnitten wird, kann er ſich ungefähr 2 Jahre halten; da aber bey jedem Schneiden allemahl eine Menge von Stöcken eingeht, ſäet man im folgenden Jahre auf die leeren Stellen friſchen Samen.

Das Pflanzen (Säen) und Gäten des unechten Anils geſchieht auf eben die Art. Sein Same aber wird auf eine andere Art eingeſammelt, weil er niemahls auf einmahl reif wird, indem die niedrigen Zweige viel eher blühen und Schoten bekommen, als die obern. Wenn dieſe Schoten reif ſind, ſehen ſie ſchwarzroth oder ſchwarzgrün aus, ſo wie die Schoten des echten. Wenn man ſie gar zu lange an den Aeſten lieſſe, würden ſie auf einmahl ſchwarz werden, und dieſe übermäßige Reife, welche das Korn zu hart macht, würde verurſachen, daß es ſchwerer aufginge. Wenn man an den oben erwähnten Merkmahlen gewahr wird, daß es gut abzunehmen iſt, ſo läſſet man die Negern Körbe an den Ort tragen, wo ſie es einſammeln ſollen. Wenn ſie beyſammen ſind, gehen ſie von einem Anilſtocke zu dem andern, und reiſſen die Schoten, welche reif ſind, mit vollen Händen ab; denn ſie wachſen bündel- oder büſchelweiſe, von einer

Entfernung zur andern, an den Zweigen herum. Zu Mittage und des Abends bringen sie ihre Körbe, welche damit angefüllet sind. Man legt diesen Samen auf Leinwandtüchern an die Sonne, bis er recht trocken ist; alsdann zerstampft man die Schoten, wie die Schoten des echten, worfelt ihn, und verwahrt ihn in Fässern, welche auf einer Seite keinen Boden haben. So bald die allgemeine Einsammlung der niedrigen Zweige geschehen ist, wird die Einsammlung der obern und derer am Gipfel vorgenommen, welche wie die vorhergehende geschieht. Kaum ist diese zweyte Einsammlung vorbey, so fängt man wieder eine neue an den ersten Zweigen an, wo gar bald wieder anderer Same wächst, welcher in der Zeit reif geworden ist, u. s. w.

Da aber der unechte Anil sehr stark, und auf gutem Boden 12 F. hoch wächst, welches die Einsammlung seines Samens ausserordentlich schwer macht, und da das Alter seines Stängels seiner Aernde schaden könnte, so schneidet man ihn alle Jahre 5 bis 6 F. hoch von der Erde ab, damit der Stock neue Sprossen treibe, welche eben so eine Menge Samen geben, welcher viel leichter eingesammelt werden kann. Das Kraut hält sich auf diese Art viele Jahre.

Das Samenkorn des französischen sowohl als auch des unechten Anils ist, seiner ganzen Länge nach, rund, und an beyden Enden platt. Die Farbe des französischen ist von einem dunkeln Gelb, welches in das Grüne, und zuweilen in das Weiße fällt, wenn es nicht recht reif ist. Die Farbe des unechten ist schwarz, wenn es recht reif ist; und dieses Schwarz fällt ein wenig in das Grüne, wenn das Samenkorn noch nicht recht reif ist. Der Same des französischen ist etwas dicker, als der Same des unechten. Des Schadens, welchen eine gewisse Wanze dem Samen zufügt, ist bereits oben, S. 592, Erwähnung geschehen.

Zur

Zur Pflanzung des Anils ist der vortheilhafteste Ort ein solches Land, welches vorher keine Früchte getragen hat, weil es gemeiniglich mit Salzen, die zu dem Wachsthume der Pflanzen beförderlich sind, angefüllt ist, weil die Insecten, die ihm am meisten schaden, sich darauf noch nicht niedergelassen haben, und weil beynahe zwey Jahre nach einander fast gar kein Unkraut darauf wächst. Doch geschieht es zuweilen, daß das Feuer, welches über gewisse Felder, die neu aufgerissen worden sind, und die man Neubruch (Fr. Dégras) nennt, (weil es in diesen Ländern gewöhnlich ist, alles hohe und andere Holz an dem Orte selbst, wo es gefället worden ist, zu verbrennen,) weggegangen ist, und die Asche, welche davon in gar zu großer Menge auf den Feldern liegen bleibt, für das Wachsthum der Pflanzen ein großes Hinderniß sind; daher der Anil weder so dick, noch so schön darauf wächst, als man vermuthen sollte; allein, man darf sich nicht darüber verwundern, weil man für diese Verzögerung in der Folge völlig schadlos gehalten wird.

Ob man gleich vortreffliche Arten von rother und weißlicher Erde findet, so muß man doch gestehen, daß diejenigen allen andern überhaupt vorzuziehen sind, welche schwarz und leicht sind, und abschüssig liegen, oder einen sanften Abhang haben, weil solche Lage dieselben gegen stehendes Wasser von dem Regen schützet, welches dieser Pflanze sehr schädlich ist, indem dieselbe, wenn sie sich auf einem platten Boden, wo das Wasser stehen bleiben kann, befindet, verwelket, gelb wird und eingeht. Daher muß man, wenn man sich in diesem Falle befindet, die Mitte der Beete, welche diesem Ungemache unterworfen sind, erhöhen, und rings herum kleine Abzüge machen, welche in einen größern, und dieser in einen Graben ihren Ablauf haben. Bey Beobachtung dieser Vorsicht kann man niedrigen und platten Boden sehr gut nutzen; allein, es ist allemahl

die Unbequemlichkeit damit verknüpft, daß man mit der Pflanzung warten muß, bis die starken Regen, welche oft Ueberschwemmungen verursachen, vorbey sind. Denn eine Ueberschwemmung, welche den Anil auch nur 5 oder 6 Stunden bedeckt, ist schon hinreichend, ihn durch den Schlamm, den sie auf den Blättern zurück lässet, zu Grunde zu richten. Ueber dieß verursachet die allzu große Feuchtigkeit und die darauf folgende Hitze, daß das Samenkorn fault, oder daß mit demselben eine ungeheure Menge von Unkraute aufwächst, welches die jungen Pflanzen erstücket, ohne daß man ihnen durch das Gäten, welches in einem gar zu weichen Boden unmöglich ist, zu Hülfe kommen könnte.

Die Zärtlichkeit dieser Pflanze erfordert über dieß viel Reinigkeit des Feldes, und ein behutsames Verfahren dabey; daher man den dazu bestimmten Boden, so viel möglich, von allen Steinen, welche ihr hinderlich fallen, und von allem Unkraute reiniget. Der Anil kommt aber auch sehr gut auf Aeckern fort, die mit kleinen weißen Kalksteinen, welche Roche à chaux heissen, angefüllet sind, weil dieser Boden gemeiniglich sehr leicht und voll fruchtbarer Salze ist, die ihn kühl erhalten. Man sucht aber überhaupt die morastigen Felder, so viel als möglich, zu reinigen und fruchtbar zu machen. Diese Vorsicht trägt zum Wachsthume der Pflanze, und zur Erleichterung derer, die sie bauen, sehr viel bey. Da der Anil nur durch Hülfe sanfter Regen und großer Hitze zu seiner gehörigen Größe und Güte gelangt, so sind ihm solche Gegenden, wo die Luft temperirt ist, welche dem Regen unterworfen oder gar zu kühl und schattig sind, weniger günstig. Daher ist die Methode, den Anil zwischen die jungen Kaffebäume zu pflanzen, für ihn sehr nachtheilig. Es lässet sich derselbe auch auf Anhöhen nicht lange bauen, weil der Regen die Erde der Oberfläche, welche allzeit

die beste ist, wegschwemmet, und weiter nichts als einen trocknen und mit Steinen angefüllten Boden zurück lässet.

Die Einwohner, deren Felder denen Regen, welche die kühle Herbstwitterung herbey führt, unterworfen sind, und die ihr Getreide in dieser Jahreszeit der Gefahr nicht aussetzen wollen, fangen das Pflanzen ihres Anils zu Ende des Decembers an, und können damit bis in den May continuiren. Diese letztere Pflanzung ist so gar die vortheilhafteste, weil sie der brennenden Hitze nicht so unterworfen ist; allein, da es alsdann schon gar zu spät im Jahre ist, so gibt sie nur 2 oder 3 Aernden, worauf die meisten, ganz erschöpften Stücke beym Eintritt des Herbstes eingehen, da man hingegen denjenigen, welcher vom Anfange des Novembers an gepflanzet worden ist, wohl 5 Mahl schneiden kann.

Eigentlich wird der Same nicht, wie anderer Samen gesäet oder blindlings ausgestreuet, sondern maßweise in jedes Loch, welches mit der Hacke besonders dazu gemacht worden ist, D, Fig. 1682, geschüttet. Vorher aber müssen mit diesem Werkzeuge die alten Stöcke ausgerottet werden, welche man hernach mit der Krücke, oder einem Rechen ohne Zähne, Fig. 1687, zusammen raffet, und anzündet. Man bearbeitet alsdann dieses ganze Feld, von Grunde aus, mit der Hacke, welche ½ F. tief hinein dringen muß.

Die Hacke, Fig. 1684, ist ein Werkzeug, welches demjenigen beynahe ähnlich sieht, dessen sich die Bäcker bedienen, den Kalk einzurühren, ausser daß das Eisen derselben breiter ist. Einige behaupten, daß der Spaten oder das Grabscheit von einem viel bequemern Gebrauche sey, als die Hacke. Andere schätzen sich glücklich, daß sie ihre Negern haben gewöhnen können, das Land mit dem Pfluge zu bearbeiten. Es ist gewiß, daß die Güte des Anils größten

Theils

Theils auf einen tief genug umgearbeiteten Boden ankommt; doch muß man gestehen, daß die Pflanzung des Anils in einen Boden, welcher durch das Pflügen, oder, weil der Regen in niedrigen Gründen neue Erde herbey geführt hat, gar zu sehr aufgelockert worden, ebenfalls vielen Schwierigkeiten unterworfen ist. Denn, wenn die Negern ihre Messer, deren sie sich zum Schneiden des Anils bedienen, Fig. 1686, nicht recht scharf machen, reissen sie entweder einen großen Theil der Pflanzen aus, oder verursachen eine höchst nachtheilige Verrückung der Stöcke. Ueber dieß verursachet die Stärke der Stängel, welche vorzüglich groß und dick sind, nach der ersten Aernde, welche sehr einträglich gewesen ist, zuweilen den ganzen Verlust derselben, weil entweder die Fasern des Stockes eine gar zu große holzichte Festigkeit erlangt haben, oder, weil die Sonnenhitze die Wurzeln, welche eines beständigen Schattens gewohnt ist, angreift, oder endlich, weil das durch eine so große Ansträngung erschöpfte Wachsthum nicht mehr im Stande ist, weiter fort zu dauern. Da so viele verschiedene Arten von Boden nicht auf ein und eben dieselbe Art behandelt werden können, so findet auch in Ansehung der Werkzeuge zur Pflanzung des Anils eine Verschiedenheit Statt; indessen ist doch der Gebrauch der Hacke bey allen Arten von Boden der gewöhnlichste.

Ausser der Hacke muß das Feld noch 3 oder 4 Mahl gegätet werden, ehe es geschickt gemacht wird, nach dem ersten günstigen Regen besäet zu werden. Wenn der Boden schon zu sehr erschöpft, oder von Natur mager ist, breitet man, gleich nach der ersten Umarbeitung, altes verfaultes Indigkraut, oder andern Dünger, darauf aus. Die Vortheile, welche daraus entstehen, halten für dieses Verfahren, welches nicht so allgemein üblich ist, als es wohl seyn sollte, völlig schadlos.

Es

Es ist kurz vorher gesagt worden, daß man die alten Stöcke ausreissen müsse, ob gleich bekannt ist, daß ein Theil davon bis auf das Ende des folgenden Jahres dauern könnte. Es ist hier von dem unechten Anil die Rede; denn der französische geht gemeiniglich mit dem ersten Jahre aus. Allein, es sind wenige, die zu diesem Mittel, welches alsdann einen Zusatz von Samen erfordert, um die Stelle der abgestorbenen Stöcke wieder zu besetzen, Zuflucht nehmen. Man giebt auch überhaupt der Methode, ganz von neuem wieder zu pflanzen, den Vorzug. Man separirt daher zuerst das Land durch gewisse Abtheilungen, p, Fig. 1671; man theilt darauf von einem Ende zum andern, die zwischen diesen Abtheilungen enthaltenen Stücke, jedes in ihrer ganzen Länge Beete, q, von 13 bis 14 F. in der Breite, welche man auch Chasses nennt, zu machen.

Wenn man die Bestellung des Ackers vornehmen will, stellen sich die Negern, A Fig. 1682, in eine Reihe vorn auf das Land, welches auf allen Seiten nach der Schnur gezogen ist, und machen, indem sie rückwärts gehen, mit der Ecke des Eisens ihres Werkzeuges kleine Gruben, D, welche 5 bis 6 Z. auf allen Seiten von einander entfernt, und ungefähr 2 Z. tief sind, und, wo möglich, von dem Puncte, wo man angefangen hat, in gerader Linie ausgehen. Nur selten aber sind die zusammen gespannten Negern im Stande, diese Genauigkeit, welche das Säen so sehr erleichtert, zu beobachten. So wie die Negern Löcher machen, scharren ihre Weiber, B, dieselben, welche ein Coui, oder eine mit Samen angefüllte Kürbißschale, C, in der Hand halten, und 5 bis 6 Körner davon hinein fallen lassen, damit sie nicht eines verfehlen, sogleich wieder zu, indem sie mit dem Fuße darüber weg fahren, welches die Sache gewisser machet, als wenn man sie von der andern mit der Krücke zuscharren lässet, ungc-

geachtet mit selbigen diese Verrichtung viel geschwin
von Statten geht. Man mag es aber auf eine
wie man nur will, bewerkstelligen, so muß doch al
ungefähr 1 Z. hoch Erde auf das Samenkorn kom
5 bis 6 Körner sind von dem franz. Anil, und 3 b
von dem unechten, hinreichend. Wenn der Bo
gut ist, wechselt die Entfernung der Löcher, ihre T
und die Anzahl der Samenkörner, welche man hi
thut, von einem Stücke Landes zu dem andern,
oft von einer Indigoterie zu der andern, ab.

Gewisse Einwohner lassen ihre Samen, um b
hälterisch damit umzugehen, und in diesem Stücke
Nachlässigkeit der Negern vorzubeugen, mit
oder feinem Sande vermischen. Letzterer ist sü
Negerinnen noch bequemer, weil sie dieselben
unterscheiden, und die Zahl, welche sie auszusä
für gut befinden, davon wegnehmen können.

Die Pflanzung eben zu machen und zu beschl
gen, bedient man sich, in einigen Gegenden,
Rechens, Fig. 1689 a, b und c, welcher mit
11 geraden eisernen Zähnen, R. Fig. 1689 b, m
4 Z. von einander stehen, versehen ist. Das Ha
theil dieses Rechens besteht aus zwey Armen, E.
1689 c, welche 1½ F. von einander stehen, und d
Enden durch ein Querholz F gehen, an welches 3
gern, G, Fig. 1681, gestellet werden. Das hinte
Dieses Rechens hat 2 von einander abgesonderte Sü
zwischen welche ein vierter Neger, I, gestellet w
welcher den Gang dieses Werkzeuges regiert.

Wenn der Boden zubereitet und geebnet wo
ist, indem man die Erdschollen zerbrochen und die G
zerschlagen hat, welches sehr leicht mit einem Sa
geschehen kann, macht man die Abtheilungen gl
und lässet den Rechen auf einer Seite quer über alle
Beete q, Fig. 1671, gehen, welche sich zwischen
den Abtheilungen p befinden. Dieser erste Zug macht

9 Mer

9 kleine Furchen, K, Fig. 1681, welche 2 Querfinger tief sind. Wenn der Rechen sich an dem Ende dieser Seite des Grundstückes befindet, drehet man ihn um, und setzt den ersten Zahn in die nächste kleine Furche; und auf diese Art fährt man fort, das ganze Stück zu bearbeiten, welches durch dieses Mittel mit Hülfe weniger Negern gar bald umgegraben und zu Stande gebracht wird. Wenn es möglich wäre, an diesem Rechen die Bewegung eines von den Scheibchern, welche man in verschiedenen Ländern erfunden hat, anzubringen, so würde die Vollkommenheit dieses Werkzeuges, und der Verrichtung dieser Arbeit, nichts abgehen.

Die Bepflanzung dieser Furchen geschieht auch sehr geschwinde und accurat. Jede Negerinn, L, Fig. 1681, stellt sich vorn an die Furchen hin, die sie besäen soll, und deren 5 bis 6 sind, und indem sie die Hand vor die Tiefe einer jeden Furche ein wenig hinunter sinken lässet, wirft sie 2 oder 3 Körner, welche als ein Klümpchen beysammen sind, hinein; auf diese Art fährt sie fort, indem sie sich mit dem Leibe und der Hand, von 4 zu 4 Zoll, immer vor sich hinaus beugt. Die Weiber, welche sich neben ihr befinden, machen es eben so, und das Stück wird solcher Gestalt sehr geschwinde und accurat besäet. Um darauf den Samen zu bedecken, fährt man über das Erdreich mit einem sehr rauhen Besen, dessen Zweige aus einander stehen, und an ihrem Ende gleich sind. Der Stiel dieses Besens muß sehr lang seyn, damit die Negern ein grosses Stück damit überfahren können, und sich nicht sehr bücken dürfen.

Uebrigens fährt man in denen Gegenden, wo dasjenige, was ich eben gesagt habe, beobachtet wird, nur sehr leicht über die Oberfläche des Erdreiches weg, weil sie glauben, daß 1 Linie Erde auf dem Anilsamen hinreichend sey. Viele unterlassen so gar diese Arbeit, weil sie glauben, daß sie schon durch den Gang und die

Be-

Bewegung der Negerweiber, welche, indem sie d
den Samen, nachdem sie ihn gesäet haben, weggeg
gen sind, geschehen sey. Diejenigen, die den Vort
haben, daß sie ihre Aecker bewässern können, sind
selben noch viel lieber überhoben, weil die durch
Kunst hervor gebrachten Ueberschwemmungen,
durch sie bewässert werden, hinreichend sind, den Sam
so tief, als sie es haben wollen, zu bedecken. Die Art,
Aecker zu bewässern, werde ich weiter unten beschreib

Die Zeit ist in den amerikanischen Colonien sehr k
bar, insonderheit diejenige, da der Regen zur Pflan
ung des Indigs einladet. Daher macht man die
dieser Arbeit gehörigen Zubereitungen, und beschleu
get sie, damit man den rechten Nutzen daraus zieh
könne. Denn so bald der Erdboden einmahl troc
geworden ist, muß man mit dem Pflanzen aufhör
Man sieht sich zwar zuweilen genöthigt, trocken, d.
zur Zeit einer großen Dürre, zu pflanzen, um mit
Pflanzung voraus zu kommen, weil ein oder zwey
ne Regen nicht hinreichend sind, einen großen Th
zu bepflanzen. Allein, man wagt diese Art zu pflan
nicht eher, als bis man höchst wahrscheinlich einen
gen vermuthen kann. Man macht also in dieses troc
ne Land Löcher, den Samen hinein zu säen, den m
sogleich wieder zudecket. Auf diese Art hat der E
wohner viel voraus, wenn der Erfolg mit seiner E
wartung überein stimmet. Er sieht diesen Samen
einmahl aufgehen, und kann unterdessen bey Gelege
heit eben dieses kleinen Regens andere pflanzen; di
hingegen das Wetter mehr oder weniger trocken, so
er in Gefahr, um seine ganze Aussaat zu kommen,
weil der Same sich erhitzet, oder durch die große Hi
hart wird. Es fallen so gar oft falsche Regen in dies
Jahrszeit, welche, da sie die Erde nur ein wenig be
feuchten, verursachen; daß der Keim des Samens,
welcher die Stärke nicht hat, durch die Oberfläche der

Erde

Erde in die Tiefe zu bringen, ausgeht und verdorret. Dadurch leidet der Besitzer einen desto größern Verlust, weil die verlorne Zeit der Sclaven, eine große Einbuße seiner Einkünfte, und endlich der Werth des Samens, welches nach der Quantität der Pflanzung, und der Theurung dieser Waare, wenn diese Unfälle allgemein sind, ein wichtiger Punct ist, mit darunter begriffen sind.

Wenn der französ. Anil zu rechter Zeit gepflanzt worden ist, sieht man ihn am dritten Tage nach einem Regen aufgehen; der Same des unechten hingegen braucht zuweilen über 8 Tage, ehe er, bald früher, bald später, nach dem es der Grad seiner Reife mit sich bringt, und aus dieser Ursache niemahls auf einmahl aufgeht. Bey jedem kleinen Regen kommt einiger aus der Erde hervor. Es ist so gar nicht selten, daß man Samen von einem Jahre zu dem andern aufgehen sieht, wenn er zu reif ist; daher sucht man dieser übermäßigen Reife zuvor zu kommen, indem man die Schote, wenn sie trocken zu werden anfängt, abnimmt.

Dieses Kraut zehrt den Boden sehr aus, und muß daher allein stehen; man darf also ja nicht das Gäten unterlassen. Man verrichtet diese Arbeit zuerst 14 Tage oder 3 Wochen, nachdem es aus der Erde hervorgekommen ist, und darauf ferner von 14 zu 14 Tagen. Da die Negern bey dem Graben der Löcher zum Säen des Anils nicht allezeit eine genaue Gleichheit beobachten, so geben sie oft darüber weg, wenn sie gäten. Wenn das Erdreich von Steinen gereinigt ist, leidet es dadurch keinen Schaden, und die junge Pflanze richtet sich sogleich, als darauf getreten worden ist, wieder auf.

Das Gäten geschieht allenfalls mit der Hand, gemeiniglich aber mit dem Kratzeisen (la Gratte), Fig. 1691 a) und b). Es ist dieses ein kleines eisernes

Werkzeug, wovon sich jede Spitze um 2 oder 3 Finger in Gestalt eines Gänsefußes ausbreitet, und wovon das eine Ende als ein Winkelmaß gebogen ist. Zuweilen bedient man sich auch eines Stückes von einem eisernen Ringe, welches man krumm bieget, oder des Endes der Sichel, Fig. 1692. Das heraus gerissene Unkraut thut man in Körbe, und lässet es ausserhalb den Verzäunungen und unter dem Winde hinwerfen, weil, wie die Erfahrung gelehrt hat, die Wurzeln und so gar die Blätter, welche übrig geblieben sind, oder der Same, welchen die großen Sturmwinde ausstreuen, von dem vielen Thaue und der Hitze befruchtet werden und nach kurzer Zeit Stoff zu einer gleichen Aernde geben. Daher treiben gewisse Einwohner die Reinigung der Felder und die Genauigkeit so weit, daß sie bey jedesmahligem Gäten ihren Acker kehren oder fegen lassen, um so gar die geringsten Hälmchen von Gras wegzuschaffen, wovon die meisten Arten die Eigenschaft haben, sich fortzupflanzen. Diese Arbeit, welche zum öftern geschehen muß, ist für die Schwarzen sehr beschwerlich, weil sie bey Verrichtung derselben immer den Kopf bücken müssen, welches so lange dauert, bis die Indigpflanze im Stande ist, den Boden mit ihrem Schatten zu bedecken.

Wenn sie ihre Reife erlangt hat, schneidet man sie mit großen krummen Messern, die wie eine Sichel aussehen, ausgenommen daß sie keine Zähne haben, Fig. 1686, einen guten Zoll hoch von der Erde ab. Auf recht gutem Boden aber, wo der unechte Indig zuweilen 6 F. hoch wächst, ehe sein Kraut zur Reife kommt, wird der Stock so dick und stark, daß man ihn mit der Sichel, Fig. 1692, abschneiden muß. Darauf bedient man sich des Messers, um auf dem Platze die dünnen Zweige abzuschneiden, welche man aufhebt, die Küpe damit zu füllen, und das übrige, welches nur hinderlich fällt, wirft man weg. Wenn der Indig

abge-

geschnitten ist, pflegt man sich an einigen Orten gewisser Tücher zu bedienen, um das kleine sowohl als auch große Kraut darin wegzutragen. Diese Tücher bestehen aus Stücken von Packtuche oder groher Leinwand, die 1 Elle in der Länge, und eben so viel in der Breite, haben, damit sie viereckig werden, und an jeden Zipfel man Bänder knüpfet. Ein solches Tuch, wann es vollgefüllt ist, macht die Last eines Negers aus. An andern Orten macht man bloß Bündel davon, die man mit Indig selbst, oder mit Stricken, bindet. Hernach wird das Kraut in der Küpe wieder aufgebunden, und gleich ausgebreitet, ohne eine leere Stelle zu lassen.

Der Indig hat eine so große Neigung zu gähren, daß er, wenn man ihn in Bündeln zugebunden lässet, sich erhitzt, und brennendheiß wird. Man kommt auch den Folgen, welche bey der Bereitung sehr nachtheilig seyn würden, zuvor, indem man diese Bündel sofort wegtragen lässet. In großen Indigplätzen aber, wo die Indigoterien von dem Orte, wo das Kraut geschnitten worden ist, und wo man zuweilen 4 bis 500 Bündel auf einmahl machet, der Transport derselben so langweilig als beschwerlich seyn würde, sehr weit entlegen sind, ladet man diese Bündel auf leichte Wägen, woran man Maulesel spannet. Jeder Wagen muß 50 Bündel fahren, welche die Ladung einer Küpe ausmachen. Es ist in diesen großen Indigplätzen gebräuchlich, daß man das Kraut gegen Abend und zu Anfange der Nacht einfüllen lässet, damit man bey anbrechendem Tage von dem Grade der Gährung, und von der Zeit, da die Küpen ausgeleeret werden müssen, desto besser urtheilen könne. Uebrigens ist leicht zu erachten, daß es nicht bequem seyn würde, das Einfüllen einer so großen Menge Krautes bis auf die Nacht zu verschieben, wenn man nicht zu gleicher Zeit die Bequemlichkeit hätte, alsdann auf einmahl die Küpen

mit dem Wasser aus einem benachbarten Flusse, un
zwar auf die Art, welche ich sogleich anzeigen werde
anzufüllen, nachdem ich zuvor dasjenige werde erklär
haben, was ins Werk gesetzt werden muß, wenn ma
das Wasser zurück halten, es vertheilen, und zur Be
feuchtung der Indigpflanze brauchen will.

Die Zeit, da man, die Flüsse zur Bewässerun
der Indigpflanze anzuwenden, angefangen hat, i
zu St. Domingo nicht sehr alt. Da der Nachthe
und die Verwüstung, welche eine ausserordentlich
Dürre nur allzu oft einer Plantage zufügt, vor unge
fähr 60 Jahren einen Einwohner von Arcachair, wel
cher nicht weit von einem Flusse wohnte, genöthig
hatte, auf einen Theil seines mit Indig bepflanzten
Bezirkes einen Canal von diesem Flusse abzuleiten,
gab der Erfolg seines Versuches vielen, die an dem
Flusse wohnten, Anlaß, ihn nachzuahmen, und der
Fluß trocknete gar bald aus. Diejenigen die davon
weiter entfernt waren, wurden des Wassers beraubt,
und beklagten sich über diese Anmaßung. Es wurde
eine allgemeine Versammlung der Einwohner zusam
men berufen, und man machte Verordnungen, diesem
Mißbrauche abzuhelfen, und in Ansehung der Ablei
tung des Flußwassers eine beständige Ordnung einzu
führen, deren Beobachtung gar bald gemein wurde.
Ich werde von dem Inhalte dieser Verordnungen, von
denen Arbeiten, die sich darauf beziehen, und von dem
Verfahren, welches man bey der Bewässerung des
Indigs zu beobachten hat, so kurz als möglich Mel
dung thun.

Inhalt der Verordnungen, welche in dem obern
Rathe von *Port-au-Prince* registrirt sind, um in
Ansehung der Austheilung des Flußwassers
zum Gesetz zu dienen.

Die Flüsse von einer und eben derselben Gegend, wer
n unter alle Einwohner, nach dem Verhältnisse der
Menge

Menge ihrer Aecker, die einer Bewässerung bedürfen, vertheilet. Es soll daher an jedem Flusse ein Damm nebst einem Kessel angeleget werden, um welchen herum Schleusen zu führen sind, von denen die Canäle ausgehen, und sich in besondere Kessel, wo man die Austheilung des Wassers den obigen Regeln gemäß machen wird, ergießen sollen.

Es soll ein geschworner Wassermesser gesetzet werden, welcher die Oeffnungen dieser verschiedenen Kessel anordnen, und für die Wiederherstellung ihrer Gränzen, wenn sie beschädiget worden sind, sorgen soll.

Der Wassermesser soll allemahl gegenwärtig seyn, wenn man die Oeffnungssteine dieser Kessel und die grauen Buchsteine setzt, die sich in den Vertheilungskesseln befinden müssen, damit das Wasser sich auf allen Seiten gleichmäßig verbreite.

Der oberhalb Wohnende ist verbunden, dem Wasser einen bequemen Durchgang für die unterhalb Wohnenden, die ihm nur den Werth des Bodens, durch welchen es geht, zu bezahlen gehalten sind, ohne Rücksicht auf den Schaden, den ihnen dieser Canal verursachen kann, zu verstatten.

Der Eigenthümer des obern Platzes kann auf keine Weise mit dem Wasser desjenigen, der unter ihm liegt, erhalten, noch einen Ablauf, welches dasselbe verderben könnte, hinein führen, bey Vermeidung einer Leibesstrafe.

Alle Einwohner, welche ihr Wasser aus einem und eben demselben Flusse erhalten, müssen eine gewisse Anzahl Negern, die ihrem Wasserfange gemäß ist, abschicken, um das Bett, und die allgemeinen Kessel und Canäle zu reinigen. Die besondern Kessel und Canäle aber werden, nach eben den Verhältnissen, bloß von den Negern derjenigen, welche daselbst ihr Wasser zu nehmen, angewiesen sind, unterhalten.

Jeder Einwohner soll die Canäle, welche bloß zum Nutzen seines Platzes angelegt sind, auf seine eigene Kosten unterhalten; allein, er ist nicht schuldig, für die andern zu sorgen, denen er zum Nutzen derer, die unter ihm liegen, einen freyen Durchgang verstatten muß.

Die Einwohner der Gegenden von St. Domingo, welche an jetzt erwähnten Werken Theil haben, setzen

gleich bey dem Schleusenkessel, D, Fig. 1671, einen A
seher, dem man ein jährliches Gehalt von 2500 bis 3
Pfund (*), ein Haus, O, ein Magazin, nebst einer o
zwey Negerhütten, 3 bis 4 Sclaven, und 5 bis 6 Bu
Land gibt, welche 100 Schritt, den Schritt zu 3½ F
rechnet, im Quadrat haben; welches alles auf gemei
Kosten der Theilnehmer eben desselben Flusses nach d
obigen Verhältnissen gekauft wird. Die Pflicht dies
Aufsehers besteht darin, daß er bey schönem Wetter d
Schleusen offen halte, und sie, wenn auf den Anhöhe
des Districtes und in der Gegend des Flusses Platzreg
fallen, zumache, damit das Wasser nicht die Canäle u
die Plätze überschwemme, welches unendlichen Schad
verursachen würde, wofür er stehen muß. Auch ist sei
Schuldigkeit, den Einwohnern von dem Schaden dies
Ueberschwemmungen, und von andern Beschädigungen
die der Damm und die andern dazu gehörigen Werke e
litten haben, Nachricht zu geben, damit sie selbige
nach Erfordern, entweder ausbessern oder reinig
lassen.

Was die Einrichtung und Anlegung aller dieser
Werke betrifft, so ist sie folgende. Vorn an dem
Damme B, Fig. 1671, ist der Fall des Strohmes C,
welcher das Wasser des Flusses A in den Kessel D
führt, dessen Höhe des Randes nach der Quantität
des Wassers, welches man zum Dienste der Plätze zu
rück halten will, eingerichtet wird. Dieser Kessel hat
gewöhnlich 3 Schleusen, E, an deren Eingange man
Schiebeleisten macht, damit man die Schutzbretter
(Schütze) F, welche man bey schöner Witterung auf
zieht, und, wenn Platzregen kommen, fallen lassen,
hinein schieben könne. Zwey von diesen Schleusen
sind zu dem Durchgange des Wassers bestimmt, wel
ches in die Kessel H läuft, wo die für jeden Platz er
forderliche Austheilung desselben geschieht. Diese
beyde Schleusen stehen auf den beyden Seiten des
Kessels

(*) 3000 Pfund auf den französischen Inseln in Amerika machen
nach französ. Gelde nur 2000 Pfund aus.

Kessels D; die dritte ist gerade in der Mitte des Dammes, und theilt ihn von oben herunter bis auf die horizontale Fläche des Bodens des Kessels in zwey gleiche Theile. Diese Schleuse, deren Breite gemeiniglich 2 F. beträgt, wird nur aufgemacht, wenn man den Kessel oder die beyden andern Schleusen reinigen will.

Die dichten Stücke des Schleusendammes und des Falles vom Strohme müssen von großen und festen Steinen, wie sie zu dem Werke erforderlich sind, gemacht werden. Der Boden des Kessels wird mit eben solchen Bruchsteinen, und bis an die Hälfte des Falles recht horizontal gepflastert. Die Ränder des Kessels, des Falles, des Dammes und der Schleusen, müssen mit einem starken Mauerwerke überzogen werden, welches mit breiten Steinen bedeckt wird, die man mit eisernen Klammern befestigt, damit sie der Gewalt des stärksten Strohmes widerstehen können.

Jede Schleuse auf den Seiten, welche inwendig schmähler sind, als auswendig, muß sich in einen besondern Canal G ergießen, welcher durch einen besondern Fall in den Kessel H läuft, welchen man den Vertheilungskessel nennet, weil von diesem Kessel aus die Vertheilung der Gewässer geschieht. Der Umfang dieses Kessels ist rund, und der Boden platt und vollkommen horizontal. Alle diese Stücke sind gemauert, wie die Stücke des ersten; allein, die verschiedenen Oeffnungen I, welche man zur Vertheilung des Wassers daran macht, haben keine Schütze, weil man bey starkem Regen die Schütze des Schleusenkessels D zumachen muß, während daß man dasjenige, welches sich in der Mitte des Dammes B befindet, aufmacht.

Man setzt bey dem Eingange eines jeden Vertheilungskessels drey große Steine, K, aufrecht, in Gestalt eines Dreyfußes, an welche das Wasser, das gerade auf sie zukommt, anschlägt. Dieses sind vier-

eckige Bruchsteine, welche dazu dienen, daß sie
Lauf des Wassers aufhalten, und verursachen,
es sich gegen die Vertheilungsöffnungen gleich
breite. Diese Oeffnungen macht man auf der
des Kessels H nicht so weit als auf der Seite der
dern Canale L; die es jedem Platze zuführen.
eine kleine Quantität oder ein Faden Wasser leicht
schlungen werden kann, wenn es einen Bezirk von
ner beträchtlichen Weite durchläuft, um zu seiner
stimmung zu kommen, so erhalten diejenigen Einn
ner, die von dem Vertheilungskessel H am weit
entfernt liegen, alles ihr Wasser gemeinschaftlich
eine und eben dieselbe Schleuse, und sie führe
durch einen gemeinschaftlichen Canal M in einen
dern durch einen Vertrag verwilligten Kessel N,
die weitere Austheilung auf eben die Art, wie in
vorhergehenden, und nach eben den Regeln, geschi

Wenn man einen Bezirk, Q. Fig. 1694.
wässern will, führt man das Wasser in den Gr
R, der sich auf der Seite des Beetes P, welches
wässern will, befindet. Man macht darauf mit
Hacke die Erde von dem Rande des Beetes P an
Orte, wo man mit der Bewässerung den Anfang
chen will, weg, und bringt sie in den Graben
Oeffnung T, die man eben gemacht hat, gegen
und darunter, wodurch ein kleiner Damm V ent
welcher das Wasser nöthiget zu steigen, und sich
dem Beete, welches einen unmerklichen Abhang h
muß, auszubreiten. Daher wird das Wasser,
ches auf das Beet läuft, von einer Entfernung
andern mit langen zusammen gedrehten Bündeln
von Bananasblättern gleichsam versperret, damit
sich auf der ganzen Breite des Beetes gleichaus ver
breite, und Zeit habe, sich nach einander auf alle
Theilen eines Bezirkes, welcher ungefähr 100 Fu
lang ist, aufzuhalten. Alsdann öffnet man den Gr
ben,

ben, um das Waſſer 100 Fuß niedriger zu führen, wobey man eben den Handgriff, wie oben, beobachtet, und allezeit das Waſſer mit gleicher Langſamkeit in Anſehung des Abhanges der Beete führt und anhält. Denn, wenn das Waſſer zu geſchwinde flieſe, würde es die Erde unter einander werfen, das Samenkorn hier und da mit wegreiſſen, und einen Schlamm hervor bringen, welcher daſſelbe verhindern würde, in die gehörige Tiefe zu dringen. Dieſe Tiefe muß wenigſtens 1 F. betragen, weil, wenn die Erde nur 2 oder 3 Querfinger tief befeuchtet würde, das in der Erde liegende Samenkorn ſich in eben dem Falle eines ſehr kleinen Regens befinden, und folglich der Keim deſſelben nothwendig verderben würde. Denn man gibt demſelben nicht eher wieder Waſſer, als bis es aufgegangen, und bis gegätet worden iſt.

Die Beete ſind 13 bis 14 F. breit, und 120 bis 200 Schritte lang. Sie ſind durch Rinnen, deren Ränder ein wenig über den Horizont des Bodens gehen, von einander abgeſondert. An dem obern Ende aller dieſer Beete iſt eine kleine Rinne, in welche man das Waſſer thut, wenn man ſie zu bewäſſern anfangen will; alsdann führt man es über ihre Seiten fort. An dem andern untern Ende der Beete iſt eine andere Rinne, welche viel gröſſer iſt, als die obere, weil ſie das Ueberflüſſige der Bewäſſerung und das Regenwaſſer auffängt. Unter dieſer untern Rinne muß man allezeit einen kleinen Weg zur Bequemlichkeit des Durchganges laſſen, damit man nicht auf die Pflanzen treten dürfe. In groſſen Plantagen, wo man die Krautbündel für die Indigoterien auf kleine Wägen, oder ſo genannte Karren (Fr. Charrettes) ladet, wird dieſer Weg breiter gemacht.

Die erſte Wäſſerung muß gegen die Mitte des Nachmittages geſchehen, damit das Waſſer Zeit habe in die Erde zu dringen, ehe die Sonne darauf ſcheint. Allein, wenn der Indig aufgegangen iſt, thut man ſich hierin keinen Zwang an.

In denen Gegenden, wo man Waſſer nach Belieben bekommen kann, hat man noch zwey ſehr weſentliche Dinge in Gewohnheit; das eine betrifft die Bepflanzung alter verlaſſener Aecker, welche von dem Unkraute verderbt worden ſind; und das zweyte die Art, wie man mit den von der Raupe verwüſteten Indig Stängeln umzugehen hat.

Einen von Unkraut verwilderten Boden vollkommen zu reinigen, muß man die Erde umgraben, gäten und zurichten, um ſie zu einer vollkommenen Bewäſſerung, welche man ſogleich darauf anſtellt, zuzubereiten. Das bewäſſerte Stück Landes ſieht bald nach der Bewäſſerung mit Graſe ganz überzogen und beſteckt aus. Man läſſet aber das Gras nur ſo lang wachſen, daß man es mit der Hand ohne Mühe ausreiſſen kann, welches leicht angeht, wenn man die Erde auf gedachte Art zubereitet hat. Man nimmt alle dieſe Arbeiten, von der erſten an bis auf die letzte, zum zweyten Mahl vor, um den Boden vollends zu reinigen. Endlich werden dieſe Arbeiten zum dritten Mahl wiederhohlet, doch mit dem Unterſchiede, daß man bey dieſer Wiederhohlung vor der Wäſſerung den Indig pflanzet. Man gätet ihn einige Zeit nachher, d. i. wenn er ungefähr $1\frac{1}{2}$ Zoll hoch iſt, aus; denn, wenn er zu klein wäre, würde man ihn mit dem Unkraute zugleich ausreiſſen.

Nächſt dem Gäten iſt die Raupe eine der Hauptgegenſtände der Aufmerkſamkeit des Indigoters. Man ſucht der Verwüſtung derſelben dadurch zuvor zu kommen, daß man, ſo viel möglich, den Indig ſchneidet, ehe ſie noch großen Schaden darin angerichtet hat. Wenn aber die Raupe, aller Wachſamkeit und aller dabey gebrauchten Vorſicht ungeachtet, zu weit einriſſen hat, überläſſet man ihr den Ueberreſt der Pflanze, welche ohne dieß in kurzem weiter nichts als einen

Be-

Beſen vorſtellt. Hierauf ſterben dieſe Inſecten aus Mangel der Nahrung und der Bedeckung.

Wenn die Sache ſich ſo verhält, ſchneidet man die Stängel nicht ab, wie man ſonſt in gleichem Falle thut, wenn man Zweige haben will, die nach Verlauf von 6 Wochen für die Küpe taugen, ſondern man erhält ſie, indem man den Boden unter Waſſer ſetzt, und ihm eine oder zwo Bewäſſerungen gibt, wenn kein Regen fällt. Die Pflanze erhält dadurch ihre Lebhaftigkeit wieder, und treibt neues Laub, ſo, daß ſie nach 14 Tagen geſchnitten werden kann. Iſt aber das Kraut abgeſchnitten worden, ſo muß man ſich wohl in Acht nehmen, daß man die Stöcke nicht bewäſſere, ehe ſie Knoſpen getrieben haben. Denn geſchähe es eher, ſo würden ſie unfehlbar eingehen; welcher Gefahr man hingegen nicht ausgeſetzt iſt, wenn man ſie nach Verlauf von 10 Tagen bewäſſert. Wenn man ein Stück Land, deſſen große Gräben durch den Lauf des Waſſers gar zu ſehr ausgewaſchen worden ſind, umarbeitet, ſchüttet man dieſe zu, und gräbt daneben neue, ehe man das Stück wieder bepflanzet. Die Tiefe und Breite der großen und kleinen Gräben wird nach der Menge des Waſſers, welches man hat, eingerichtet.

Da es ſehr vortheilhaft iſt, wenn man eine Quantität Waſſer in die Indigoterien führen kann, um damit das Kraut, womit der Weichtrog angefüllet wird, zu bedecken, ſo legt man ſie an einem Orte an, welcher dazu bequem iſt, daß dieſes Waſſer über den Trögen gefaſſet werden kann, und man unterhält den Lauf und die horizontale Fläche deſſelben durch eine kleine Waſſerleitung, welche gerade in den Weichtrog geht. Wenn verſchiedene dieſer Gefäße neben einander ſtehen, macht man die ganze Länge hin auf einer Seite ſelbſt an dem Rande der Indigoterie eine Rinne von Mauerwerk. Dieſe Rinne muß, der Mitte eines jeden

den Gefäßes gegen über, eine Oeffnung g oder eine Ablaufröhre haben, welche auf- und zugemacht werden kann, nach dem man das Wasser in die eine oder andere dieser Küpen lassen will.

Die Art und Beschaffenheit des Wassers hat auf die Verfertigung des Indigs einen großen Einfluß. Das Flußwasser und das Wasser von klaren Regenbächen ist am tauglichsten, die Pflanze zu durchdringen und aufzulösen, wenn es nicht zu kalt oder trübe ist. Dieses Wasser ist dem Brunnenwasser, welches oft Salze bey sich führt, und letzteres ist dem trüben Flußwasser vorzuziehen, weil der Schlamm die Wirkung desselben zurück hält, und die Beschaffenheit des Indigs gar sehr verändert; wie es die Bewohner der Ufer des Missisipistrohmes erfahren haben, ehe sie das Mittel ergriffen, das schlammige Wasser dieses Flusses läutern zu lassen, um es zur Verfertigung ihres Indigs zu gebrauchen. Es ist bey dieser Gelegenheit anzumerken, daß ein Wasser, welches man gar zu lange in Behältern verwahret hat, um den Vortheil zu haben, daß man eine Küpe auf einmahl damit anfüllen könne, und dessen sich einige bedienen, diejenigen, die bald gebraucht werden sollen, warm zu machen, die Auflösung, welche man davon erwartet, verzögern oder verderben kann, indem es durch die Hitze der Sonne, und durch die Insecten, die darein kommen, in Fäulung geräth, ungeachtet diese Methode an sich selbst sehr nützlich ist.

Der mit Salzwasser zugerichtete Indig erlangt eine schädliche Eigenschaft. Denn, ob derselbe gleich, wenn er lange an der freyen Luft gelegen hat, sehr schön in die Augen fällt, so geschieht es doch, daß die salzigen Bestandtheile, woraus er besteht, eine Feuchtigkeit behalten, oder an sich ziehen, die sich, so bald er einige Zeit verschlossen gewesen ist, zeigt. Dieses Salz macht ihn zum Kaufe viel schwerer, als einen andern, und verursachet, daß er nicht so gut an den Mann zu bringen ist, wenn er aus den Schiffen ausgeladen wird.

Wenn

Wenn das Kraut geschnitten ist, bringt man es in den Weich- oder Fäulungs-Trog, A, Fig. 1662 a), und breitet es darin so aus, daß es weder Klumpen macht, noch leere Stellen gibt. Man legt alsdann auf selbiges, nach der Länge des Troges, Latten I von Palmbaumholze, und auf selbige querüber starke Quer-Hölzer H. Diese Querhölzer werden mit Keilen oder kleinen Pflöcken befestiget, welche man zwischen selbige und die Riegel G der Schlußbalken D, Fig. 1659, stecket. Wenn die Riegel der Schlußbalken D in ihren Löchern zu frey sind, befestiget man sie durch einige Keile. Das Kraut muß aber nicht zu sehr gedrücket werden, damit es den Wirkungen der Ausdehnung und Entwickelung, welche die Gährung verursachen muß, sich nicht widersetze.

Wenn diese Vorbereitungen geschehen sind, füllet man den Trog bis auf 6 Z. von dem Rande, mit Wasser aus einem Brunnen P, Fig. 1660, oder aus einem benachbarten Regenbache, vermittelst einer Rinne g, oder eines Canales, welcher mit beyden Gemeinschaft hat, an. Kurz nachher, wenn man Wasser aufgefüllt hat, welches 3 bis 4 Z. über das Kraut geht, erheben sich von dem Boden des Troges mit einer Art von Kochen große Luftblasen, und ein Liquor, welcher, wenn er wieder fällt, kleine Ringe macht, und auf der Oberfläche eine schwache grüne Farbe ausbreitet, welche das Wasser stufenweise in ein ausserordentliches Grün verwandelt. Wenn das Grün seinen höchsten Grad erreicht hat, überzieht sich die Oberfläche des Troges mit einer prächtigen Kupferfarbe, worauf wieder eine Haut von einem sehr dunkeln Violblau folgt, ob gleich die ganze Masse des Wassers allezeit grün bleibt; wobey alsdann der Trog den Grad der Hitze hat, welcher ihm eigen ist, und überall dicke Schaumflocken in Gestalt der Pyramiden auswirft. Dieser Schaum ist dermaßen spirituös, daß, wenn

man

man ihn anzündet, er das Feuer allem hernach folgenden schnell mittheilt, und der Indig zuweilen so gewaltige Ausbrüche bekommt, daß er die Riegel aufhebt, und die Schlußbalken austreißt, wenn sie nicht tief genug in der Erde stecken und befestigt sind. Wenn die Küpe dergleichen Wirkungen hervor bringt, sagt man alsdann, daß sie donnere.

Diese Gährung, welche nach der Beschaffenheit oder der Festigkeit des Krautes, und nach dem die Witterung kalt oder warm, trocken oder naß ist, länger oder kürzer dauert, entwickelt alle Säfte und Theile desselben, welche geschickt sind, den Indig zu bilden. Wenn man von der Neigung aller dieser Bestandtheile zu einer nahen Vereinigung urtheilen will, untersucht man die Küpe, deren Materie alsdann so dick ist, daß sie ein Ey tragen kann. Dieser Versuch wird vermittelst einer silbernen Schale, Fig. 1663, welche rund und mit einem Stiele versehen ist, angestellet, und es wird ungefähr der dritte Theil derselben mit dem Indigwasser angefüllet. Inwendig muß diese Schale oder Kelle recht blank seyn; denn aus dem Boden derselben muß man von der Beschaffenheit der Küpe urtheilen. Ist derselbe schlammig, so scheint das Wasser trübe und von ganz anderer Beschaffenheit zu seyn, als es in der That ist, so, daß man den Indig für gar zu sehr aufgelöset hält, da er doch nicht genug aufgelöset ist; und ob man es gleich hernach bey dem Schlagen gewahr werden kann, so entsteht doch daraus allezeit ein Verlust, wenn man auch diesen Irrthum, welcher gleichsam von nichts herkommt, einsehen sollte. Daher hat der Verfasser des Maison rustique de Cayenne angerathen, daß man eine krystallene Schale nehmen sollte, weil dieselbe zu dieser Prüfung am geschicktesten ist. Man erhält die verlangte Läuterung durch die Bewegung der Schale, welche beynahe eben dasjenige hervor bringt, was in gleichem Falle das Schlagen

in

in dem zweyten Troge wirken würde; d. i. wenn die Materie in dem ersten Troge dermaßen gegohren hat, daß ihre Theile, indem sie die größte Neigung zur Vereinigung haben, durch das Schlagen vollends zur Vereinigung gebracht werden, so entstehen gleichfalls in der Schale kleine Massen oder Körner, welche sich nach der Beschaffenheit des Krautes und nach dem Grade seiner Entwickelung in der gegenwärtigen Gährung mehr oder weniger unterscheiden lassen. Wenn dieses Korn, welches nicht größer ist, als das kleinste Senfkorn, recht formiert ist, sinkt es durch sein eigenes Gewicht auf den Boden der Schale, und lässet dem Wasser, welches oben schwimmt, gemeiniglich nur eine helle Goldfarbe, welche ungefähr der Farbe eines alten Franzbranntweines ähnlich sieht. Wenn man nun die Schale, nachdem man sie geschüttelt hat, ein wenig umbiegt, um die eine Seite des Bodens frey zu lassen, sieht man alsdann nicht allein die obigen Wirkungen, sondern auch wie die feinen Körner von dem höchsten Rande, den sie zurück lassen, abrollen und sich entfernen, und wie das Wasser, gegen diesen Rand zu, einen sehr klaren und von den Körnern ganz abgesonderten Faden macht. Diesen Handgriff wiederhohlt man von Zeit zu Zeit, bis die Merkmahle sich so deutlich, als es die Umstände verstatten, zeigen, wovon ich weiter unten sprechen werde.

Da aber auf diese Merkmahle so vieles ankommt, so ist es nicht genug, die Küpe oben zu untersuchen, wenn man eine genaue Kenntniß davon haben will. Denn einige Arten Indig haben oft nur ein falsches Korn auf der Oberfläche. Ueber dieß kommt das Kraut, welches sich unten in der Küpe befindet, viel eher in Gährung, als das obere, welches fast 2 Stunden erfordert, ehe es bedeckt wird; und in der Regenzeit, da der Indig nur 10 bis 12 Stunden Zeit zur Gährung braucht, verändert sich das obere in der Küpe

so

so wenig, daß man vergeblich ein Korn daselbst suchen würde, welches sie daselbst zu entwickeln nicht die Kraft haben sollte. Man pflegt daher die Küpe auch unten zu untersuchen, und zwar vermittelst eines kleinen Hornes, Fig. 1664, womit man das Wasser vom Grunde heraus hebt, oder, welches noch besser ist, indem man den Hahn öffnet, damit man den Unterschied gegen einander halten, und wechselsweise damit fortfahren könne, bis die erforderlichen Eigenschaften sich wahrnehmen lassen. Wenn die Schale das Korn und das Wasser, welches man von der Beschaffenheit des Indigs erwarten kann, ziemlicher Maßen zu erkennen gibt, so muß man die Bestandtheile dieses Kornes einer längern Gährung nicht aussetzen, weil sie dadurch in einer Auflösung gebracht werden würden, welche durch das Schlagen nicht wieder hergestellet werden könnte, sondern den Verlust dieser Küpe nach sich ziehen würde. Daher ist es besser, wenn man sich diesen Augenblick zu Nutze macht, um die Küpe auszuleeren, und alles Wasser, welches eine dunkelgrüne Farbe hat, in die Schlagküpe ablaufen zu lassen. Da die grüne Farbe durch die Verbindung des Gelben und des Blauen entsteht, so besteht die ganze Kunst des Indigbereiters bloß darin, die Bestandtheile dieser Farben zu entwickeln, damit man sie desto leichter trennen, und alsdann den gelben Theil absondern könne, indem man den blauen zurück behält.

Die Zubereitung, welche das Extract in dem Schlagtroge erhält, besteht in der heftigen Bewegung und Umkehrung, welche der Fall der Schlagstangen verursachet. Durch die Bewegung geschieht es, daß alle Theile, die zur Verfertigung des Saftes geschickt sind, an einander stoßen, sich verbinden, und sich unter der Gestalt kleiner Massen, welche nach der verschiedenen Beschaffenheit des Krautes, der Gährung und des Schlagens, mehr oder weniger dick sind,

concentriren. Diese kleine Massen sind dasjenige, was man das Korn nennet. Durch diese Umkehrung wird das Wasser, welches anfänglich grün aussieht, unvermerkt ausserordentlich dunkelblau. Während dieser Arbeit wirft man zu verschiedenen Mahlen Fischöhl, oder eine Hand voll zerquetschten Samen von Palma Christi, welcher sehr öhlig ist, in den Schlagtrog, um den dicken Schaum, welcher sich unter dem Schlagen mit den Stangen, deren Wirkung er verhindert, erhebt, zu zerstreuen. Die Dicke, die Farbe, und die mehr oder weniger schnelle Scheidung dieses Schaumes, nebst den Anzeigen, welche die Schale an die Hand gibt, dienen, von der Beschaffenheit des Krautes, und von dem Uebermaße oder dem Mangel der Gährung zu urtheilen, und das Schlagen darnach einzurichten.

Wenn das Korn sich unter der gehörigen Gestalt noch nicht zeigt, setzt man diese Arbeit, so lange es nöthig ist, fort. Wenn dasselbe am größten ist, untersucht man die Verminderung, welche das Schlagen nothwendig daran verursachen muß; und dieß ist es, was man die Läuterung (Raffinage) nennet. Dadurch wird es rund, und concentrirt sich, so daß es vollkommen auf den Boden der Schale fällt, und zusammen rollet. Wenn es sich in diesem Zustande befindet, hört man mit dem Schlagen auf. Das Wasser, welches den gelben Theil und die andern überflüssigen Bestandtheile in Auflösung erhält, sondert sich einige Zeit darauf von dem dicken Safte ab, und wird nach und nach hell, indem es ihn ganz und gar zu Boden fallen lässet. Zwey bis drey Stunden Ruhe sind für die Küpe hinreichend, wenn ihr nichts fehlt; hat man aber nicht zu eilen nöthig, so ist es besser, sie 4 Stunden in Ruhe zu lassen, damit das leichteste Korn Zeit habe, sich zu setzen, und damit desto weniger Wasser mit dem Satze vermischt bleibe. Alsdann öffnet man

bloß die erste Röhre, E. Fig. 1662 b, damit
Ablaufen die Küpe nicht trübe mache. Wenn al
Wasser, welches bis an diese Röhre ging, abgelau
ist, öffnet man die zweyte, welche den dicken Saft
dem Boden der Küpe frey zurück lässet.

Wenn das Wasser aus diesen beyden Röhren
aus läuft, fällt es in den Setztrog K, und weil di
bald angefüllet wird, von da auf den Boden des
setztroges, von dannen es durch die Oeffnung Q
läuft, da es denn weiter, nach den Landesgesetzen,
einen verlornen Graben oder Sumpf fließen m
weil dieses Wasser, wenn man die Unvorsichtigkeit
ginge, dasselbe in einen Bach zu leiten, die Thier
welche daraus trinken würden, zu vergiften im Sta
de wäre.

Wenn das Wasser dieser beyden ersten Röhr
welches, dafern bey der Bereitung des Indigs
hörig verfahren worden ist, von einer Bernsteinfa
und hell ist, abgelaufen ist, macht man die dritte
damit dasjenige, welches mit dem dicken Safte
mischet ist, ablaufen könne. So bald dieser sich
macht man sie wieder zu, und fähet damit so
beynahe keins mehr kommt. Alsdann leeret man
Setztrog von allem Wasser aus, damit man den
hinein laufen lassen könne. Andere bedienen sich
eines viereckigen Zapfens, statt desjenigen, w
die dritte Oeffnung zuhält. Der Saft bleibt
bis das Wasser durch den Ausgang, den das Wi
macht, abgelaufen ist. Endlich wird der Zapfen
aus gezogen, damit aller Saft, welcher in diesem
stande einem flüssigen Schlamme von einer beyn
schwarzblauen Farbe gleicht, in den Setztrog, w
vorher ausgeleeret worden ist, falle. Sodann
man einen Neger in den Schlagtrog steigen, w
den übrigen Saft mit einem Besen vollends
Röhre kehret. Vor den dritten Spund wird ein

steht, und alles, was nicht dazu gehört, aufzufangen und zurück zu halten. Geht noch etwas in den Setzbottig, so nimmt man dasjenige, was oben schwimmt, mit einer Seefeder weg; den Saft aber nimmt man vermittelst einer hohlen Kürbisschale heraus, und schüttet ihn in Leinwandsäcke, Z. Fig. 1665, welche mit Schnüren versehen sind, womit man sie an die Haken des Mandrechens, U. Fig. 1659, aufhänget. Hierin lässet man den Indig sich bis auf den andern Tag setzen. Wenn die Säcke, welche allemahl, wenn man sie gebraucht hat, gewaschen und getrocknet werden müssen, kein Wasser mehr geben, theilt man ihre Anzahl in 2 Theile, und hänget jede Hälfte auf, indem man die Schnüre eines jeden Theiles zusammen knüpfet. Auf diese Art werden sie zusammen gepreßt, und das übrige Wasser wird vollends ausgedrückt. Alsdann schüttet man den Saft, welcher noch sehr dünn ist, aus, und breitet ihn in platte Kästen, Fig. 1667 a), b) und c), welche am Tage auf Gestellen, Fig. 1669 a), wovon ein Theil in dem Trockenhause B, und der andere in der freyen Luft stehet, an die Sonne gesetzet werden. Hier wird der Indig nach und nach trocken. So bald die Sonne ihn durchdrungen hat, bekommt er Risse, wie Schlamm, welcher etwas fest geworden ist. Den Anfang dieser Operation muß man des Abends vornehmen, weil eine zu lange anhaltende Hitze diese Materie zu stark angreift, die Oberfläche derselben in Schuppen auftreibt, und sie brüchig machet, welches hingegen nicht geschieht, wenn auf eine Hitze von 5 oder 6 Stunden eine Kühle folgt, die der ganzen Masse Zeit lässet, eine gleiche Feuchtigkeit zu bekommen. Alsdann fährt man mit der Walze, Fig. 1666, darüber weg, um alle Theile derselben zusammen zu drücken, und an einander zu fügen, ohne sie umzukehren, welches, wie ich unten erinnern werde, dem Indig nachtheilig seyn würde.

Wenn er endlich die gehörige Festigkeit erlangt hat, macht man die Oberfläche glatt, und theilt ihn in kleine Vierecke A, Fig. 1667 ◎, ab, die auf allen Seiten 1½ Z. haben. Man setzt ihn noch ferner der Sonne, nicht allein bis die viereckigen Stücke ihre Mühe von dem Kasten abgehen, sondern auch bis er ganz trocken ist. Indessen darf er, nach den Gesetzen, doch nicht ehet ausgegeben oder verhandelt werden, als bis er noch einmahl ausgetrocknet ist. Denn, wenn man ihn in diesem Zustande fest in Fässer packen wollte, würde man, nach Verlauf einiger Zeit, nur Stücke von einem verdorbenen Teige, welcher schwer sich an den Mann zu bringen ist, antreffen. Deswegen thut man ihn in Haufen in ein Faß, welches mit seinem heraus genommenen obern Boden, oder mit Brettern von getrockneten Bananasblättern zugedeckt wird, und darin lässet man ihn ungefähr 3 Wochen liegen. Während dieser Zeit kommt er in eine wirkliche Gährung; er erhitzt sich dermaßen, daß man die Hand nicht darauf leiden kann: er gibt grosse Tropfen Wasser von sich; er breitet einen unangenehmen Geruch aus, und wird mit einem, einer Art von feinem Mehle gleichenden Schimmel überzogen. Endlich thut man ihn auf, worauf er in 5 oder 6 Tagen wieder trocken wird, ohne daß man ihn weiter an die Luft zu setzen, nöthig hat.

Alle diese Wirkungen kommen vermuthlich von der Trockenheit und Zusammenziehung her, welche die Materie erlitten hat, die, wenn sie einmahl zugelassen ist, sich auszubreiten sucht, und der sich hinein ziehenden äussern Luft Gelegenheit gibt, zu gleicher Zeit die Feuchtigkeit, welche sie bey sich führet, mit hinein zu bringen. Diese Wirkung der innern Luft, welche sie los zu machen sucht, und der kühlen äussern Luft, welche mit ihrer Feuchtigkeit hinein dringt, theilt sich der ganzen Masse mit, und muß nothwendig eine Unor-

ung und Bewegung unter deren Theilen verursachen, worauf eine Hitze folgt, welche alle die Erscheinungen der Gährung, welche ich eben beschrieben habe, hervor zu bringen vermögend ist. Man kann so gar vermuthen, daß der Indig diese Art von Crisis mehr als einmahl leidet, hauptsächlich wenn er über das Meer geht, wenigstens wenn er nicht recht sehr trocken und wohl verschlossen eingepackt ist. So viel ist gewiß, daß der Indig viel weniger wiegt, ehe er noch einmahl ausgetrocknet worden ist, als bald darauf, nachdem man letztere Arbeit mit ihm vorgenommen hat. Wenn solches geschehen ist, so ist er ganz fertig, und man muß alsdann den Verkauf desselben nicht verschieben, wenn man nicht die Verminderung leiden will, der er 6 Monathe nach dieser Crisis unterworfen ist, und welche ein Zehntel, und oft noch mehr betragen kann.

Einige trocknen ihn, so bald die viereckigen Stücke aus dem Kasten kommen, im Schatten. Es ist dieses zwar eine langwierige Arbeit, welche über 6 Wochen Zeit erfordert, ehe er, vollends auszutrocknen, im Stande ist; allein, diese Art zu trocknen, ist sehr vortheilhaft für ihn. Er scheint dadurch eine neue Verbindung zu erlangen, und sein Glanz wird durch die langsame Zerstreuung der verschiedenen Feuchtigkeiten, die ihn während dieser Zeit mit einem Schimmel, welcher so weiß als der Kalkstaub ist, bedecken, vollkommen. Es ist gewiß, daß diese Methode nicht mit der Verminderung, dergleichen die andere nach sich ziehe, verknüpft ist, und daß sie ihm eine vortheilhafte Beschaffenheit ertheilt. Daher kann man den Indigsiedern die Befolgung dieser Methode nicht genug empfehlen. Diejenigen aber, deren Werkstätte mit einer beträchtlichen Menge von Kasten besetzt sind, werden es nicht leicht vornehmen können, sie müßten denn unter dem Dache und rings herum mit ihren Kasten Platz, Bretter anbringen wollen, um ihn

ihn darauf auszubreiten. Wenn dieses geschehen ist, so legt man ihn darauf, und lässet ihn auf vorerwähnte Art vollends austrocknen.

Wenn der Indig in den Kasten trocken zu werden anfängt, glaubt man ihm durch das Kneten mehrere Verbindung zu geben; allein, das ist ein Irrthum, denn diese Verbindung kommt bloß auf den Grad der Gährung und des Schlagens, den er erhalten hat, und zwar hauptsächlich auf letzteres, an. Ein Indig, der in beyden Fällen einen Mangel hat, zerbröckelt sich bey dem geringsten Stoße, weil ihm die zu seiner Verbindung nöthige Zurichtung fehlt; und man irret, wenn man glaubt, daß diese Eigenschaft ihm ersetzet, oder daß er dadurch verbessert werde, wenn man die mangelhaften Theile knetet. Es entsteht im Gegentheil oft ein Verlust hieraus. Denn wenn man die obere im Kasten mit dem untern vermischet, so wird in dem Falle, da Rinden entstanden sind, diese durch die Sonne veränderte Oberfläche, indem man sie mit der übrigen Theile vermischet, dunkle und schieferfarbige Adern formiren, welche den Preis desselben gar sehr vermindern. Diejenigen, welche genauer auf ihren Vortheil bedacht sind, sondern ihren Indig in dem Kasten am 2ten oder 3ten Tage darauf ab, welches in der Zeit, welche die andern zum Trocknen brauchen, einen Unterschied von 6 Tagen beträgt. Sie finden dieses auch deswegen vortheilhaft, weil, je mehr der Indig Zeit zum Trocknen braucht, die Kraft seines Geruches sich desto stärker vermehrt, wodurch Fliegen herbey gelocket werden, die ihre Eyer hinein legen. Diese Eyer verwandeln sich, in einer Zeit von wenig als 48 Stunden, in Würmer, welche in die Ritzen des Indigs hinein kriechen, wovon sie einen Theil verzehren, und den andern Theil verändern, indem sie eine kleberige Feuchtigkeit darin ausbreiten, die ihn verhindert, zu trocknen, woraus sowohl in Ansehung

des Geruches, als auch der Hitze, ein wahrer Verlust, und eine große Verzögerung, vornehmlich in der Regenzeit, entsteht, da sowohl die einen, als die andern, ein beständiges Feuer in dem Trockenhause unterhalten müssen, damit der Rauch alle Insecten davon vertreibe. Man würde beynahe alle diese Schwierigkeiten vermeiden, wenn man, wie in gewissen Gegenden von Ost-Indien, wo man den Indig zu kosten und gänzlich im Schatten zu trocknen pflegt, ihn in Kasten von $\frac{1}{2}$ Z. in der Höhe legte, und, nachdem man ihn in viereckige Stücke zertheilt hätte, diese in andere Kasten, welche an der Sonne getrocknet werden, brächte. Diese Methode würde zwar eine größere Anzahl Kasten erfordern; allein, da der Indig viel geschwinder trocknen würde, so würden auch die Kasten desto eher wieder leer werden.

Wenn man das Kraut aus dem Fäulungstroge nimmt, sehen die Stängel und Zweige eben nicht verändert aus, die Blätter aber, welche noch einmahl daran hängen, sind dermaßen welk und schwarzgelb, daß man leicht sehen kann, daß der Saft der Blätter einzig und allein den dicken Saft hervor bringt. Es scheint doch glaublich, daß der Körper und die Schale der Pflanze einige Säfte hergeben, die zur Gährung und zur Hervorbringung der gelben Farbe der Brühe geschickt sind. Allein aber sind sie nicht im Stande es zu machen, weil, wenn die Raupe alle grüne Blätter verzehrt hat, das übrige der Pflanze keine Farbetheilchen mehr giebt; oder wenn es noch etwas weniges von Safte giebt, so muß man ihn vielmehr für das Product des gelben Theiles an dem Ende der Zweige, welche die Eigenschaft der Blätter haben, als für das Product der Schale, halten.

Auf denen Plantagen, wo bey sehr anhaltender Dürre kein Wasser zu haben ist, sieht man dasjenige, welches sonst durch eine besondere Rinne, welche

die Leere, oder Ausleerungsrinne, fr. Vuide, heil
abläuft, zu erhalten, und thut davon, so viel als m
kann, auf das frisch geschnittene Kraut, um d
Transport des zur Anfüllung des Troges nöthig
Wassers zu ersparen. Dergleichen Fälle sind zwar
ten; und man behauptet, daß dieses für die Beschaf
ung des Indigs nicht nachtheilig sey; es läßt
aber vermuthen, daß das Wasser eines solchen Tro
viel dunkler, als jedes andere, und zu einer neuen
lösung nicht so geschickt seyn müsse.

Der Körper des Mauerwerkes zu einer oben
schriebenen Indigoterie kostet, mit der Arbeit der
gern, welche die Hälfte Kosten macht, an 1000 Th
ohne die Kosten der Mühle, des Trockenhauses,
der andern dazu gehörigen Werke und Geräthschaf
mit in Anschlag zu bringen. Jeder Neger kostet
Plantage ungefähr an 2000 Livres in amerikanisch
Gelde. Jeder Trog von 40 Bündeln oder Lasten
des Negers giebt bey günstiger Witterung etwan
Pf. Indig, welcher, nach Beschaffenheit seiner G
in Frankreich 6 bis 11 Liv. gilt. Unter den Arb
giebt die erste wenig, weil das Laub noch zart ist;
zweyte ist die ergiebigste; die dritte liefert ein Dr
weniger; die vierte, drey Viertel, und die fünfte
gar nichts. Eben so zieht man aus dem unech
Anil fast ein Drittel weniger, als aus dem echten,
ohne was die Zufälle durch die Insekten, Verwes
lösung der Tröge, durch die Regenzeit und das m
same Trocknen wegnehmen. Zwey Indigoterien, m
30 Negern, welche dabey angesetzt sind und Arbeit ha
ben, dienen, um ein Land von 15 Beeten, das Bee
zu 100 Schritte im Quadrat, und den Schritt zu 3
franz. Fuß gerechnet, zu bestellen; es nehmen aber die
Gebäude, Wichtriften, Negerhütten ꝛc. den vierten
Theil des Platzes ein, den man auf eine Indig-Plan
tage in den Colonien auf St. Domingo gemeiniglich
rech

lechnen pflegt, und oft bleibt faſt eben ſo viel davon brach, oder zum Holzbaue liegen, damit man ſich deſſelben alsdann bedienen könne, wenn das Land, wo man den Indig pflanzet, erſchöpft iſt.

In denen Plantagen, wo man keine Holzplätze mehr hat, die Stelle der erſchöpften Indigäcker dadurch zu erſetzen, und wo man ſich genöthigt ſieht, ſich der ungeriſſenen Beete zu dieſem Zwecke zu bedienen, nimmt man, um dieſelben tragbar zu machen, zu verſchiedenen Mitteln ſeine Zuflucht. Eins der vornehmſten iſt, wenn man auf die Beete, welche man wieder bearbeitet, etwas alten Miſt von Indig thut, den man in Amerika Plunder-Indig (Faeces-Indigo) nennet, welchen man aus den Küpen oder Trögen genommen hat. Dieſer Dünger, ſo wie er aus dem Troge kommt, iſt vortreflich und allezeit ſehr kräftig. Wenn man aber ein Stück Land von Grunde aus wieder herſtellen, und es in den Stand, lange Zeit ohne Dünger zu bauern, ſetzen will, muß man dicke Hirſe darauf pflanzen, deren Stängel und Laub dem Mays, oder türkiſchen Weitzen, ſehr ähnlich ſehen. Dieſe Hirſe ſchneidet man nach 6 Monathen, und läſſet den Stängel mit den Blättern auf der Erde verfaulen. Der Stock treibt alsdann wieder neue Stängel, wovon man den Samen zur Zeit ſeiner Reife einſammelt. Man ſchneidet darauf die Pflanze bey der Erde weg, und läſſet ſie auf dem Acker liegen, damit ſie daſelbſt vertrockne; und wenn die große Pflanzzeit ſich nähert, ſo zündet man ſie an. Endlich reißt man den übrigen Theil der Pflanze heraus, und verbrennt ihn ebenfalls, nachdem man das ganze Stück mit der Hacke umgearbeitet hat. Alsdann wird es, ſo oft es nöthig iſt, umgearbeitet, bis es in Stande iſt, den neuen Indigſamen zu empfangen, welches eine Zwiſchenzeit von ungefähr 15 Monathen beträgt. Wenn ein Stück ſolcher Geſtalt wieder in guten Stand geſetzt iſt, gibt es

ein sehr schönes Kraut, und kann beynahe so lange Indig tragen, als neues Holz.

Einige lassen, um ein Stück Land, welches eine Zeitlang brach gelegen hat, und mit Rasen bewachsen ist, wieder in Aufnehmen zu bringen, die ganze Ober-Fläche stück- oder schollenweise aufheben, und in gewisser Distanz Haufen davon machen. Wenn diese aus einander gelegte Schollen trocken geworden sind, zünden sie dieselben an, und streuen die Asche davon auf dieses ungebauete Feld, welches dadurch auf lange Zeit fruchtbar gemacht wird.

Nachdem man die Hälfte eines Stückes mit Indig bepflanzt hat, wird das übrige erst nach 4 oder 6 Wochen bepflanzet. Diese Vorsicht ist deswegen nothwendig, damit man den Hindernissen des Regens, welche oft verursachen, daß das Schneiden des Krautes aufgeschoben werden muß, zuvor kommen, und damit man es nach dem verschiedenen Alter, so wie es den gehörigen Grad der Reife erlangt hat, nach einander schneiden lassen könne. In der Zwischenzeit nimmt man das erste Gäten und andere nöthige Arbeiten vor; man fällt Bäume auf dem neuen Lande; man führt Gebäude auf; man pflanzt Lebensmittel (*) und Hecken, oder reiniget sie vom Unkraute; man bessert die Verzäunungen und Gräben aus, oder bringt die Arbeiten, die man während der Aernde, welche keinen Augenblick zum Gäten verstatten, nicht vornehmen kann, zu Ende; man sucht auch die Vermehrung des Unkrautes unter dem Indig zu verhindern.

Die Hecken Z. Fig. 1694, werden von Citron-Bäumen, oder von Campecheholz, entweder durch den Samen, oder durch Zweige, in 2, 3 bis 4 Reihen angelegt; und wenn man Wasser zu freyen Gebrauche

in

(*) Ein gewöhnlicher Ausdruck, welcher alle Pflanzungen unter sich begreift, die den Negern zur Nahrung dienen.

in der Nähe hat, lässet man, nach dem es nöthig ist, etwas dahin leiten, oder auch in grossen Kürbißschalen herbey bringen, und diesen Boden damit befeuchten. Die Zweige dieser Bäume werden so, wie sie wachsen, zusammen geflochten, damit sie vor der Beschädigung der Thiere gesichert seyn. Wenn die Hecke eine Höhe von 4 F. erreicht hat, beschneidet man sie oben und an den Seiten.

Was die Plätze zu den Lebensmitteln, r, Fig. 1671, betrifft, so bewässert man sie, wenn es die Gelegenheit verstattet, wie den Indig. Wo man an die Negern Land auszutheilen pflegt, damit sie darauf für sich und ihre Familien Lebensmittel erzeugen, darf man ihnen weder allzu trockne, noch allzu feuchte, Oerter anweisen, sondern muß ihnen in der Regenzeit einen Bezirk auf Anhöhen, und bey trockner Witterung einen andern in den Gründen, zu ihrem Unterhalte einräumen. In den Küchengärten s, gräbt man ein oder mehrere Bassins, in welche man Wasser leitet, dessen man sich zum Begießen mit Gießkannen bedient. Ueber denen Beeten, welche Schatten nöthig haben, werden Lauben gemacht, und auf selbige gleichsam ein Bett von Zweigen von schwarzem Holze, oder von Palmbaumblättern, geleget.

Wenn die Zeit des Schneidens herbey rückt, muß der Indigbereiter eine allgemeine Besichtigung der Indigoterien, und alles dessen, was dazu gehört, anstellen, damit er sich von ihrem Zustande unterrichte, und wahrnehme, ob nicht entweder durch die Röhren, oder durch eine Ritze, ein Auslaufen zu befürchten sey, ob die Cadaver und die Schlagstangen fest seyn, u. d. gl. Er untersucht auch das Gerüste, Fig. 1660, den Brunnen und seinen Kasten, ob kein Querbalken schadhaft sey; er besieht auch den Schwängel b des Eimers, und sein Seil f; endlich die Riegel der Schlußbalken einer jeden Indigoterie, damit man

nicht müden ist Schneiden aufgehalten, und dadurch zu großen Unordnungen bey der Verfertigung des Indigs Anlaß gegeben werde, welche sich ereignen können, wenn die Küpen wieder kalt werden, und Regen dazu kommt; denn diese Zufälle verursachen, daß hernach 3 bis 4 Tage vergehen, ohne daß man den rechten Grad der Gährung wieder treffen kann. Wenn nun die Ordnung einmahl zu Stande gebracht ist, hat der Indigbereiter weiter keine Beschäftigung, als daß er schneidet, einschüttet und gätet, bis die erste Ernde geendigt ist. Hierauf nimmt er die nöthigsten Arbeiten vor, in der Hoffnung, daß bald eine zweyte Ernde erfolgen werde, welche sowohl wegen der Vermehrung der Raupe und anderer Insecten, deren Anzahl sich immer vermehrt, als auch wegen des Krautes, welches mehr Fäulniß nöthig hat, aber auch weit mehr gibt, als das erste, eine größere Aufmerksamkeit erfordert.

Erklärung der zu der Kunst des Indigbereitens gehörigen Figuren.

Fig. 1659. Perspectivische Vorstellung einer einfachen Indigoterie, deren Fäulungstrog angefüllt und mit Hölzern belegt, der Schlagtrog aber mit seinen zusammen gesetzten Theilen, und mit der Schlagstange zum schlagen fertig gemacht ist.

A, Weich- oder Fäulungs-Trog, in welchen man das Kraut thut, um es in Gährung kommen zu lassen.

B, Schlagtrog, worin man das Extract schlägt, siehe oben, S. 562. und 573.

C, Ruhetrog, drittes großes Behältniß, welches eine Art von einem eingeschlossenen Platze ist, welcher den Setztrog, K, Fig. 1662 a) und b), und den Wandercben U, F. 1659, und 1662 a) und b), woran man die mit dem Auffasse angefüllten Säcke hänget, in sich faßt.

D, Pfosten oder Schlußbalken des Weichtroges; siehe oben, S. 583.

E, Röhre des Weichtroges, welche aufgemacht wird, wenn das Kraut genug gegohren hat.

F, Ab-

F, Röhren des Schlagtroges, welche nach dem Schlagen, und wenn das Extract sich gesetzt hat, nach einander geöffnet werden.

G, Riegel zu den Schlußbalken des Weichtroges.

H, Querhölzer oder Riegel des Fäulungstroges, welche auf den Latten I, Fig. 1662 d), liegen.

I, Latten oder Bretterchen von Palmbaumholze, welche auf das Kraut, wenn der Trog damit angefüllt ist, gelegt werden; siehe oben, S. 584.

I, Treppe des Ruhetroges; siehe oben, S. 580.

M, Kästchen an der Schlagstange M O, womit das Extract geschlagen wird; siehe oben, S. 584, und 585.

N, Gabeln oder Stützen der Schlagstangen; siehe oben, S. 584.

O, Stiel der Schlagstange M O.

Q, viereckige Röhre des Ruhetroges. Diese Röhre, welche allezeit offen ist, steht der so genannten Leere oder Ausleerungsrinne gerade entgegen.

U, Wandrechen, woran man die mit dem Antikraute angefüllten Säcke hänget; siehe oben, S. 587, und 627.

Fig. 1660. Perspectivische Vorstellung des Gebäudes, welches man über einem Indigoterie-Brunnen errichtet, um Wasser daraus zu schöpfen, und mit demselben den Fäulungstrog, nachdem er mit dem Antikraute angefüllet und mit Hölzern beleget worden ist, voll zu füllen. Siehe oben, S. 576, und 627.

a, Gabel zu dem Brunnenschwängel.

b, Sparren, welcher den Schwängel ausmacht.

c, [illegible], siehe oben, S. 635.

d, Schnur oder Seil zu dem Eimer.

g, Rinne, worin das Wasser in den Trog läuft.

m, Ein Neger, welcher einen Eimer nimmt, um Wasser in die Rinne zu gießen.

n, Ein Neger, welcher den Eimer, der an einem von den Armen des Schwängels gebunden ist, herauf zieht.

p, Brunnen der Indigoterie.

Fig. 1661. Perspectivische Vorstellung des Trockenhauses, und der Gerüste, worauf man die Kasten setzt, welche mit dem Indig, den man trocknen will, angefüllt sind.

s, Gebäude des Trockenhauses.

t, Gerüste, welche sehr weit in das Gebäude hinein gehen.

Eine umſtändlichere Beſchreibung, ſiehe bey Fig. 1669 a) und b), und deren Erklärung.

Fig. 1662 a) Geometriſcher Abriß einer einfachen Indigoterie, deren Fäulungstrog angefüllt und mit Hölzern belegt, der Schlagtrog aber mit ſeinen zuſammen geſetzten Theilen, und mit der Schlagſtange zum ſchlagen, fertig gemacht iſt.

A, Weich- oder Fäulungs-Trog, worein man das Kraut thut, um es in Gährung kommen zu laſſen; ſiehe oben, S. 561, 573, und 577.

B, Schlagtrog, worin man das Extract, welches auf dem Fäulungstroge kommt, ſchlägt; ſ. oben, S. 574, 578.

C, Ruhetrog, drittes großes Gefäß, welches eine Art von einem eingeſchloſſenen Platze iſt, welcher den Setz-Trog K, und den Wandrechen L, woran die mit dem Kalkſafte angefüllten Säcke gehänget werden, in ſich faſſet; ſiehe oben, S. 574, und 580.

D, Pfoſten oder Schlußbalken des Weichtroges; ſiehe oben, S. 583.

E, Röhre des Weichtroges, welche man öffnet, wenn das Kraut genug gegohren hat.

F, Röhren des Schlagtroges, welche nach dem Schlagen, und wenn ſich das Extract geſetzt hat, nach einander geöffnet werden.

G, Riegel zu den Schlußbalken des Weich- oder Fäulungstroges.

H, Querhölzer unter Riegel des Fäulungstroges, welche auf den Latten I liegen.

I, Latten oder Breter von Palmbaumholze, welche auf das Kraut, wenn der Trog damit angefüllt iſt, gelegt werden.

K, Setztrog, worein der Saft, welcher aus dem Schlag-Troge kommt, läuft; ſiehe oben, S. 574, 575, und 580.

L, Treppe des Ruhetroges.

M, Käſtchen der Schlagſtange M O, womit man das Extract ſchlägt.

N, Gabeln oder Stützen der Schlagſtange.

O, Stiel der Schlagſtange M O.

P, Kleine Form, oder Loch, welches ſich auf dem Boden des Setztroges K befindet; ſiehe oben, S. 575.

Q, viereckige Rinne des Ruhetroges; ſiehe oben, S. 575.

U, Mond-

U, Wandbrechen, woran man die mit dem Anilsafte angefüllten Säcke hänget.

V, Boden des Ruhetroges.

Fig. 1662 b). Der verticale Durchschnitt einer Indigoterie.

A bis V, siehe Fig. 1662 a).

X, die hölzernen Spunde, in welche man die Löcher der Röhren machet; siehe oben, S. 575, und 576.

Fig. 1663, stellt die silberne Schale vor, deren man sich bedient, die Probe zu machen, d. i. die Beschaffenheit des Kornes, welches sich während der Gährung in dem Extracte formiret, und durch das Schlagen seine vollkommene Gestalt erhält, zu untersuchen; siehe oben, S. 622.

Fig 1664, das kleine Horn, welches aus einem Stücke Ochsenhorn, das in einen hölzernen Stiel gesteckt wird, besteht. Dieses Werkzeug wird gebraucht, unten aus dem Gährungs- und Schlag-Troge ein wenig Extract heraus zu schöpfen, welches man in die Schale, F. 1663, oder selbst in den Trog gießt, wenn man bloß an der Verdickung des Liquors den Fortgang der Gährung erkennen will; siehe oben, S. 624.

Fig. 1665. U, Wandbrechen, an dessen Haken die mit Anilsafte angefüllten Säcke, Z, gehänget werden, um sie abtröpfeln zu lassen; siehe oben, S. 562, f., 587, und 627.

Fig. 1666. Kelle, den Indig in die Kasten zu vertheilen; siehe oben, S. 627.

Fig. 1667 b). Ein kleiner Indigkasten, wie er in seinen Verhältnissen zu sehen ist; siehe oben, S. 587.

Fig 1667 b). Ein Kasten, welcher eben mit Indig angefüllet worden ist; siehe oben, S. 563.

Fig. 1667 c). Ein Kasten voll Indig, welcher zu trocknen anfängt; s. oben, S. 628.

Fig. 1668 a). Ein besonderes Gefäß, worin man das Anilkraut auf die indianische Art, welche Tavernier und Pomet beschrieben haben, schlägt; s. oben, S. 562.

B, Schlagtrog, worin man das Anilkraut schlägt.

G, Eimer, welche innen offen, und an die Welle des Schlagtroges befestigt sind; siehe G der folg. Figur.

I, Indianer, welche die Welle und die Eimer vermittelst einer Handhabe herum drehen.

K, Welle des Schlagtroges.

T, Röhren des Schlagtroges.

Fig.

Fig. 1668 b). B, Durchschnitt des Schlagtroges der vorhergeh. Figur.

G, Schöpfeimer oder Zober, welche unten offen sind.

K, Wellbaum des Schlagtroges.

Fig. 1669 a), stellt das Trockenhaus vor. Dieses Gebäude bedeckt einen Theil der Gerüste, worauf man den Indig in Kasten trocknet.

A, Indigkasten.

B, Gerüste; siehe oben, S. 587, und 627.

M, Magazin, wo man den Indig verwahrt, wenn er trocken ist; siehe oben, S. 588.

S, Gebäude des Trockenhauses; siehe oben, S. 587, und 627.

Fig. 1669 b). Vorderseite von dem Ende des Trockenhauses.

A, auf die Gerüste gesetzte Kasten.

B, Gerüste.

Fig. 1670 a). Durchschnitt des hölzernen Mörsers, worin die Indigschoten zerstampfet werden.

C, die Aushöhlung und Weite des Mörsers, den man uneigentlich den Stämpel, Fr. Pilon, nennet. Siehe oben, S. 598.

Fig. 1670 b). Stiele oder Stämpel des Mörsers C.

Fig. 1670 c), stellt die Art, den Samen aus den Indigschoten heraus zu bringen, vor.

A, Mörser; siehe oben, S. 598.

D, Stiele oder Stämpel des Mörsers.

E, Regern, welche Indigschoten zerstampfen; siehe oben, S. 599.

Fig. 1671. Abriß einer Plantage, wo sich ein Fluß befindet, welcher von einem Damme umgeben ist, um das Wasser desselben in verschiedene Gegenden zu vertheilen. Dieser Abriß stellt eine Gegend vor, wo man sich dieses Wassers zur Befeuchtung des Indigs bedient, und eine Indigoterie, welche aus 8 Fäulungs- und 4 Schlagtrögen besteht, wo man den Indig auf beyden Seiten vermittelst einer Maulesel- oder Pferde-Mühle schlägt, wie Fig. 1673, 1675 und 1677, zeigen. Siehe oben, S. 573, 576, u. 614.

A, Fluß.

B, der Damm.

C, der Fall des Flusses.

D, das Bassin zu den Schleusen.

E, die Schleusen.

G, Canäle des Bassins der Schleusen.
H, Vertheilungskessel, von da aus das Wasser vertheilet wird.
I, besondere Canäle der Vertheilungskessel.
M, gemeinschaftlicher oder gesellschaftlicher Canal, welchem man, im erfordernden Falle, einen freyen Durchgang verstatten muß.
N, Kessel einer nochmahligen Vertheilung.
O, Haus des Dammwächters, nebst einem Magazine und zwey Negerhäusern.

Erklärung der verschiedenen Theile des Platzes.

a, Schlagbaum oder Eingang zur Plantage.
b, Negerhäuser.
d, umzäunte Weide für die Ochsen und Kühe.
e, Spital.
f, umzäunte Weide für die Schweine.
g, dergleichen für die Schafe. In der Mitte ist ein Häuschen für den Hirten.
l, vier Magazine, welche zu verschiedenem Gebrauche dienen.
m, Gebäude, in welchem man den Indig trocknet.
n, Indigoterie mit doppelter Equipage, nebst einer Mühle in der Mitte, welche auf beyden Seiten schlägt.
p, Abtheilung des mit Indig bepflanzten Feldes; siehe oben, S. 605.
q, mit Indig bepflanzte Beete und Vierecke.
r, Platz für die Lebensmittel der Negern, oder Acker, den die Negern zu ihrem Unterhalte bauen; s. ob., S. 635.
s, Küchengarten.
t, Platz für die Lebensmittel des Herrenhauses, oder Feld, welches für die Bedürfnisse des Herren und des Spitales bebauet wird.
u, Platz, wo Bananasbäume gepflanzt stehen.
x, Ein Stück Wald am Ende, oder Acker, welcher brach liegt.
y, Feld mit Magnioc; einer Pflanze, deren Wurzel, wenn man sie klein stößt, oder reibt, und trocknet, als Mehl, oder in kleinen Kuchen, die man Cassavabrod nennet, in verschiedenen Gegenden von Amerika, wie bey uns das Brod von Rocken, gegessen wird.

z, Hecken oder Einfassungen des Platzes; inwendig sind die Gräben, in welchen das überflüssige Wasser des Flusses, und anderes, seinen Ablauf hat.

Z, Gräben der Plantage.

Fig. 1672. Geometrischer Abriß einer Indigoterie, welche aus 4 Fäulungströgen, wovon der letzte angefüllt und mit Hölzern belegt ist, aus 2 Schlagtrögen, deren Löffel oder Schaufeln durch Spindeln, welche ihre Bewegung von einer Pferdemühle, F. 1673, erhalten, herum getrieben werden, und aus einem Ruhetroge, worin sich 2 Setztröge befinden, besteht.

A, Weich- oder Fäulungs-Tröge, welche ausgeleert werden, und wovon man die Riegel der Schlußbalken abgenommen hat, um die Stellung der Pfosten, welche Schlußbalken genannt werden, desto deutlicher zu zeigen.

A A, Fäulungstrog, welcher angefüllt und mit Hölzern belegt ist.

B, Schlagtröge, wo man hier das Extract der beyden Fäulungströge schlägt.

C, Ruhetrog, oder eine Art von eingeschlossenem Platz, welcher die Setztröge K, und den Wandbrechen U, woran man die mit dem Anilsafte gefüllten Säcke hänget, umgibt.

D, Pfosten oder Schlußbalken eines jeden Fäulungstroges.

E, Röhren der Fäulungströge.

F, Röhren der Schlagtröge.

G, Riegel zu den Schlußbalken des Weichtroges A A.

H, Querbalken oder Riegel des Fäulungstroges.

I, Latten oder Breter von Palmbaumholze, welche auf das Kraut geleget werden, wenn der Trog voll gefüllt ist.

K, Setztrog, worein der Saft, welcher aus dem Schlag-Troge kommt, läuft.

L, Treppe des Ruhetroges.

M, Kasten der Löffel, mit welchen man das Extract schlägt. Dieser Kasten ist unten nicht offen, wie der an den Schlagstangen. Der Boden desselben ist mit seine Seitenwände zusammen gesetzt. Wenn dieser Kasten an seinen Stiel befestigt ist, macht er ein Werkzeug aus, welches man den Löffel nennt.

N, Ringe von Metall oder Holz, welche die Achsen der Wellen, die durch jeden Schlagtrog gehen, tragen.

O, Stiel des Löffels M O.

P, kleiner

P, kleine Form oder Loch, welches ſich auf dem Boden des Setztroges K befindet.

Q, viereckige Rinne des Ruhetroges.

R, Welle des Schlagtroges, durch welche die Stiele der Löffel gehen.

S, Röhre, welche jeden Fäulungstrog mit Waſſer verſieht. Dieſe Röhre und ihre Ränder ſind an den Fäulungs-Trögen hinauf gemauert, und mit einer Schicht von Kitt bedeckt. Wenn man Waſſer in den Trog laſſen will, darf man nur den Lehm, womit die kleine Schleuſe G zugeſtopft iſt, wegnehmen, und zugleich die Schleuſe der andern Tröge mit ſolchem Lehme verkleiben.

T, Rinne, wodurch man in den nächſten und in den entfernteſten Schlagtrog das Extract der Tröge, welche genug gegohren haben, laufen läſſet. Dieſe Rinne iſt, wie die vorige, gemauert. Ihre Ränder ſind vor den Röhren als ein Hufeiſen gebogen. Die Hufeiſen, welche den Röhren der Fäulungströge, die nicht vor den Schlagtrögen ſtehen, gerade gegen über ſind, haben an dem Vordertheile ihrer Mündung auch keine Schleuſe oder Oeffnung; allein die andern Hufeiſen, die ſich auf dem Rande der Schlagtröge befinden, haben gerade in der Mitte ihres halben Zirkels eine Schleuſe.

U, Wandrechen, woran man die mit dem Anilſafte angefüllten Säcke hänget.

V, Boden des Ruhetroges.

g, Schleuſen des Fäulungstroges.

h, Schleuſen des Schlagtroges.

m, Waſſerleitung, wodurch das Waſſer in die Indigoterien geführet wird.

Fig. 1673. Geometriſcher Abriß einer Pferdemühle, den Indig zu ſchlagen; ſiehe oben, S. 586.

A, Durchſchnitt des Platzes der Mühle, welche ein wenig in die Erde geſenkt iſt.

B, Geſtell der Mühle.

C, Balancier, oder das große horizontale Rad, welches in den Drilling E eingreift.

D, Arme des Balanciers, deren an der Zahl 4 ſind. Sie machen ein Kreutz, man ſieht aber nur 2 davon, weil die beyden andern unter dem Sterz oder Drehbalken G verſteckt liegen.

E, Drillinge der Wellen F.

F, Wellen der Drillinge, welche horizontal liegen.
G, Sterze, Drehbalken oder Arme der verticalen Welle.
H, Wagen, woran man die Stränge der Maulesel anhänget.
I, Welle des großen Rades oder des Balanciers.

Fig. 1674 a), stellt die Zusammensetzung und Verbindung der Welle eines Drillinges mit der Welle eines Schlagtroges vermittelst der Achse, welche in einen an dem Ende dieser beyden Wellen gemachten Einschnitt eingefügt ist, vor. Wenn das Ende der Achse in seinem Einschnitte liegt, bedeckt man es mit einer Leiste, welche den übrigen Theil des Leeren ausfüllet, und man befestigt diese Verbindung mit einem eisernen Ringe.

A, Ende der Welle des Drillinges.
B, Ende der Welle des Schlagtroges.
C, Achse, welche in die Enden der Wellen A und B gezapft und gebunden ist.
L, eiserne Ringe, welche die Achse und die Leiste, welche sie bedeckt, befestigen.

Fig 1674 b). Verbindungsachse zwischen den verschiedenen Wellen der Drillinge und des Schlagtroges.

Fig. 1674 c). D, Einschnitt, den man in das Ende der Wellen A und B, F. 1674 a), machet, und welcher die Achse C, F. 1674 b) und c), wie auch die Leiste E, F. 1674 d), fassen muß.

L, eiserne Ringe, F. 1674 a), welche zur Bindung der Achse und der Leiste, wenn beyde in dem Einschnitte liegen, nothwendig sind.

Fig. 1674 d). E, Leiste oder Stück Holz, welches den übrigen Theil der Oeffnung D, F. 1674 c), worein man vorher die Spitze der Achse C, F. 1674 a) und b), gelegt hat, genau ausfüllet.

Fig. 1675. Geometrischer Durchschnitt einer Pferdemühle, den Indig zu schlagen; siehe oben, S. 586.

A, Diameter des Platzes der Mühle.
B, Gestell der Mühle.
C, Balancier, oder das große horizontale Rad, welches in die Drillinge E eingreift.
E, Drillinge der Wellen F.
F, Wellen der Drillinge.
G, Drehbalken oder Arme der verticalen Spindel X.

H, Wagen

H, Wagen, woran die Stränge der Pferde befeſtiget werden.

I, Gemauerte Pfeiler, in welche die Kragen, welche die Achſen der horizontalen Spindeln F faſſen, eingefüget werden.

K, Pfeiler von Mauerwerk, in welchen man die Platine, die das ovale Untertheil der verticalen Spindel X trägt, einfüget.

L, Hut oder Bedeckung der Mühle. Dieſer Hut, und alle dazu gehörige Stücke, drehen ſie mit der verticalen Welle X, worauf ſie ruhen, herum.

X, die verticale Welle der Mühle.

Fig. 1676. Geometriſcher Durchſchnitt der beyden Schlagtröge, deren Löffel ihre Bewegung von der daneben ſtehenden Mühle, F. 1675, erhalten. Man ſieht hinter dieſen beyden Schlagtrögen rechter Hand die Erhöhung der Mauer der 4 Fäulungströge, und vor den beyden letztern Fäulungströgen ſieht man die Erhöhung einer kleinen Mauer, auf welcher ſich die Rinne T, F. 1672, befindet, durch welche man in den entfernteſten oder nächſten Schlagtrog das Extract der Tröge, welche genug gegohren haben, laufen läſſet.

A, Mauer der 4 Fäulungströge.

AA, mit Hölzern belegte Fäulungströge.

B, Schlagtröge.

D, Pfoſten oder Schlußbalken des Fäulungstroges.

G, Riegel des Fäulungstroges.

MO, Löffel, deren Stiel durch die Welle, welche auf jedem Schlagtroge liegt, gehet.

R, Wellen des Schlagtroges.

T, Mauer der Rinne.

Fig. 1677. Perſpectiviſche Vorſtellung einer Pfermühle, welche im Gange iſt, den Indig zu ſchlagen. Der untern Theil dieſes Werkes kann man nicht ſehen, weil er mit einem Erdhaufen umgeben und bedeckt iſt, damit die Mauleſel darauf gehen können. Vorher aber ſind die Wellen der Drillinge mit langen und breiten Bretern beleget worden, um ſie gegen das Herabrollen der Erde, und gegen alle andere Schwierigkeiten, welche ihnen Nachtheil zufügen, oder ihre Bewegung hindern könnten, in Sicherheit zu ſetzen. Siehe oben, S. 586.

B, Gehäuſe des Geſtelles.

C, Balancier, oder großes horizontales Rad.
E, Drillinge.
G, Drehbalken oder Arme der Mühle, woran die Maul-Esel gespannet werden.
H, Maulesel oder Pferde, welche, indem sie auf den Erdhaufen m gehen, allen Theilen der Mühle und die Schlagtröge, welche damit verbunden sind, die Bewegung geben.
L, Hut oder Bedeckung der Mühle.
m, Erdhaufen, welcher rings um die Mühle herum aufgeworfen ist, nachdem man die Wellen der Drillinge, welche darunter hingehen, mit starken Brettern oder Bohlen belegt hat.
X, verticale Spindel der Unruhe.

Fig. 1678. Perspectivische Vorstellung einer Indigoterie, welche aus verschiedenen Fäulungströgen besteht. Man sieht hier zwey Schlagtröge, deren Löffel von der die neben stehenden Mühle, F. 1677, ihre Bewegung erhalten.
A, Fäulungstrog.
B, Schlagtrog.
C, Ruhetrog.
D, Schlußbalken oder Pfosten des Fäulungstroges.
M, Kasten des Löffels MO.
O, Stiel des Löffels MO.
Q, Rinne zu der Leere.

Fig. 1679, stellt einen besondern Trog vor, worin man den Indig vermittelst einer Welle mit Schaufeln schlägt, welche sich mit zwo Handhaben, die mit den Händen herum gedrehet werden, endiget; siehe oben, S. 5[illegible].

Fig. 1680. Wassermühle, den Indig zu schlagen. Man hat bey dieser Vorstellung alles dasjenige weggelassen, was die Bewegung dieser Mühle, und ihre Verbindung mit denen Theilen, welche sie in den dabey stehenden Schlag-Trögen in Bewegung setzt, verbergen konnte. Zu mehrerer Erläuterung dient die Erklärung der F. 1672, 1677 und 1678.

Fig. 1681. Perspectivische Vorstellung eines Feldes, welcher mit dem Rechen bearbeitet wird, um Indig darauf zu pflanzen. Siehe oben, S. 606.
A, Rechen.
E, Arme des Rechens.
F, Riegel des Rechens.

G, Ru[illegible]

G, Negern, welche den Rechen ziehen.
H, Stiele des Rechens.
I, Neger, welcher den Gang des Rechens regiert.
K, Furchen, welche von den Zähnen des Rechens gemacht werden.
L, Negerinnen, welche den Anilſamen in die von dem Rechen gemachten Furchen legen; ſiehe oben, S. 607.

Fig. 1682. Perſpectiviſche Vorſtellung eines Ackers voll Löcher, welche mit der Hacke, F. 1684, gemacht worden ſind, den Indig hinein zu pflanzen. Siehe oben, S. 598, und 605.
A, Negern, welche die Löcher mit der Hacke machen.
B, Negerinnen, welche den Anilſamen in die Löcher D legen.
C, Eine Kürbißſchale, F. 1688, worin die Negerweiber den Anilſamen, welcher geſteckt werden ſoll, tragen.
D, Löcher, welche mit der Hacke in die Erde gemacht werden; ſiehe oben, S. 603.

Fig. 1683. Perſpectiviſche Vorſtellung eines Ackers, wo man das Indigkraut ſchneidet, und Bündel davon machet, welche in den Trog gebracht werden.
M, Indigbeet, welches zum Schneiden reif iſt.
N, Negern, welche das Kraut mit ihren Indigmeſſern, F. 1686, abſchneiden.
O, Eine Negerinn, welche von dem Kraute ein Bündel macht.
P, Neger, welcher ein Bündel Kraut nach dem Troge trägt.

Fig. 1684. Eine Hacke, deren man ſich überhaupt in den franzöſiſchen Colonien in Amerika bedient, die Erde zu bearbeiten. Dieſes Werkzeug beſteht aus einem hölzernen Stiele, welcher in die eiſerne Höhlung der eigentlich ſo genannten Hacke geſteckt wird. Siehe oben, S. 598, und 603.

Fig. 1685 a). Eiſen einer Hacke, wie es auf der Seite ausſieht.

Fig. 1685 b). Eiſen der Hacke, wie es auf der inwendigen Seite ausſieht.

Fig. 1686. Indigmeſſer, oder Eiſen, womit man den Indig ſchneidet; ſiehe oben, S. 604, und 610.

Fig. 1687. Drücke, ein hölzernes Werkzeug, womit man die Erde wieder in die Löcher, worein man den Anilsamen gesteckt hat, drückt; siehe oben, S. 603.

Fig. 1688, Kürbißschale, worin die Negerweiber den Anilsamen, welcher geleget werden soll, halten.

Fig. 1689 a), stellt die Seite des Rechens, F. 1687, mit welchem man auf dem Acker, den man mit Indig besäen will, Furchen zieht, vor.

A, Fuß des Rechens.
E, Arme des Vordertheiles.
H, Stiele des Hintertheiles.
R, Zähne des Rechens.

Fig. 1689 b), stellt das Vordertheil des Rechens, oder wie er von vorn her aussieht, vor.

A, Fuß des Rechens.
H, Stiele des Rechens.
R, Zähne des Rechens.

Fig. 1689 c. Rechen, wie er in seiner Länge aussieht; siehe oben, S. 606.

A, Fuß des Rechens.
E, Arme des Vordertheiles.
F, Riegel des Vordertheiles.
H, Stiele des Hintertheiles.
R, Zähne des Rechens.

Fig. 1690, stellt einen Zahn des Rechens vor.

Fig. 1691 a). Gätteisen, wie es auf der Seite aussieht.

Fig. 1691 b). Eben dasselbe, wie es platt aussieht; siehe oben, S. 609.

Fig. 1692. Eine Art von Sichel, welche in allen Indigoteries häufig gebraucht wird; siehe oben, S. 610.

Fig. 1693. Schere, welche Hr. von St. Venant, Ingenieur auf dem Cap francois erfunden hat, den Indig damit zu schneiden.

Fig. 1694. Abriß einer Gegend, wo sich ein Fluß befindet, welcher mit einem Damme umgeben ist, damit das Wasser in verschiedene Gegenden vertheilet werden könne. Man sieht unten auf diesem Kupfer 3 Stücke von Beeten, welche mit dem Rechen, F. 1687, bearbeitet worden sind, auf welche man eben den Anilsamen gesäet hat; wie auch den Anfang ihrer Bewässerung auf dem Beete P. Die Buchstaben T und R zeigen die Orte an, wo man diese

Beete

Beet schon unter Wasser gesetzt hat. Die Buchstaben S, T, V, Y, stellen die Art, wie man das Wasser der Rinne R ableitet, und das Mittel, dessen man sich bedient, es auf der ganzen Breite des Beetes P zu vertheilen, vor; s. S. 616.

A, Fluß.
B, Damm.
C, Fall des Strohmes.
D, Schleusenkessel.
E, Schleusen.
F, Schütze, oder Schutzbreter der Schleusen.
G, Canäle des Schleusenkessels.
H, Vertheilungskessel, von welchem sich das Wasser ausbreitet.
I, Oeffnungen oder Ausgänge der Vertheilungscanäle.
K, Bruchsteine, welche in den Vertheilungskessel als ein Dreyfuß gesetzt sind, um den Schuß des Wassers zu hemmen, damit es sich egal in die Oeffnungen I ausbreite.
L, besondere Canäle der Vertheilungskessel.
M, Haupt- oder gesellschaftlicher Canal, welchem die obern Indigplätze den Durchgang verstatten müssen, wenn es der Fall erfordert.
N, Kessel, von da aus eine weitere Vertheilung gemacht wird.
O, Haus des Damm-Aufsehers, nebst einem Magazine und zwey Negerhäusern.
P, Stück von einer Abtheilung, worauf sich ein Theil von drey Beeten befindet, welche mit dem Rechen, F. 1681, bearbeitet worden sind, und worauf man eben Indig gepflanzt hat.
Q, Stück von einem Beete, welches man bewässert.
R, Rinne, wodurch das Wasser auf das Beet q geleitet wird.
S, Ein Neger, welcher vermittelst eines Bündels Y, welches er quer über das Land zieht, das Wasser auf dem Beete q ausbreitet.
T, Oeffnung, welche an dem Rande des Beetes gemacht wird, das Wasser darauf zu leiten.
Y, Bündel von Bananasblättern, welches quer über das Beet geleget wird, um das Wasser auf demselben zu behalten, und zu vermitteln, daß es sich auf seiner ganzen Fläche ausbreite.

z, Hecken der Plantage.

Z, Gräben der Plantage; ſ. oben, S. 634.

Fig. 1695 a). Perſpectiviſche Vorſtellung einer Mühle, die getrockneten Anilblätter zu mahlen, wie es an einigen Orten in Indien gebräuchlich iſt.

Fig. 1695 b). Durchſchnitt von eben dieſer Mühle, wovon der Trog oder das Baſſin weggelaſſen worden iſt, um die Wirkung eines Rechens ſehen zu laſſen, welcher die Blätter, die ſich auf dem Boden des Troges befinden, herum rühret, und verſchaffet, daß diejenigen, welche an den Seiten liegen, in die Mitte fallen.

Fig. 1695 c). Grundfläche von eben der Mühle.

Die Kunſt des Indigobereiters, von Hrn von Beauvais Lafeau, ſt. im X Bande des von Hrn Prof. Schreber über Schauplatzes der Künſte und Handwerke. Lpz. und Klingb. 1772, gr. 4. S. 261 — 436, u 11 K T.

Ein Auszug daraus, ſt. in Hrn. Pr. Halle Werkſtätte der heutigen Künſte, 6 B. Brandenb. und L. 1779, 4. S. 1—40.

Le parfait Indigotier, ou deſcription de l'Indigo, par *Elie Monneron*. Nouvelle edition revuë, corrigée & augmentée par l'Auteur. à Marſeille, 1765. 12. 238 S.

Die Producte der Kunſt pflegen ſonſt um ſo vollkommener zu werden, je mehr ſie ſich von dem Zeitpuncte ihrer Entdeckung entfernen. Nur die Zeit und wiederhohlte Verſuche, bringen ſie zu ihrer Vollkommenheit. Es werden nun faſt 100 Jahre ſeyn, da der Indig und ſeine Zubereitung bekannt iſt. Der ſchnelle Abſatz, den die erſten Proben davon fanden, war die Urſache, daß man in allen Theilen der neuen Welt Indig-Manufacturen anlegte. Der Preis dieſer Waare iſt jetzt doppelt ſo hoch, als er vor 10 Jahren war; und dem ungeachtet ſind wir gezwungen, die Zeiten zurück zu wünſchen, da die Indig-Manufacturen noch in ihrem Anfange waren. Wenn man die jetzigen Indige mit den alten Proben von gleicher Güte vergleicht, ſo nimmt man einen ſehr merklichen Unterſchied in allen Kennzeichen wahr, welche einen guten Indig ausmachen. Dasjenige, was die Färber die Ausbeute, das Herausgehen der Küpe nennen, hat ſich ſeit einigen Jahren gänzlich geändert. Kurz, man muß

muß jetzt doppelt so viel ansetzen, als sonst, wenn man die nähmlichen Wirkungen haben will. Die übel angebrachte Sparsamkeit einiger Besitzer der Indigoterien, in Ansehung der Zurichtung und der Arbeiter, hat unstreitig viel Schuld an dieser auffallenden Veränderung, welche fast jedes Jahr zunimmt. Aber auch die uneigennützigsten Eigenthümer von Indigoterien fangen an, sich darüber zu beschweren, daß ihre Arbeiten weit schlechter belohnet werden als jemahls; daß die rohen Indigpflanzen ärmer an Farbetheilchen zu seyn, und weniger von den gährenden Theilchen, die zur Absonderung des Indigs so geschickt sind, zu besitzen schienen; ja es geschieht oft, daß ganze Haufen sich gar nicht scheiden lassen. Diese letzten Zufälle haben ohne Zweifel ihren Grund in Ursachen, welche eher, als alle Bearbeitungen des Indigs, vorhanden sind.

Der Indig, so wie alle andere vegetabilische Producte der neuen Welt, war wahrscheinlicher Weise bey seiner Entdeckung nur in geringer Quantität vorhanden, und hin und wieder zerstreuet, wie es immer die freywilligen Producte eines jeden Bodens zu seyn pflegen; der kostbare Theil, den man gleich für die Färberey daraus zog, machte das Land bald zu einem beträchtlichen Gegenstande der Bearbeitung und der Cultur. Diese frisch aufgerissene Felder, welche vorher noch mit Holz bewachsen waren, hatten anfangs einen sehr starken Trieb; die Bearbeitung war beynahe überflüssig. Damahls zogen die Eigenthümer der Indig-Plantagen unermeßliche Einkünfte aus ihren Besitzungen, und der Indig, welcher damahls verführt wurde, hatte die größte Vollkommenheit. Bald darauf mußten die mit Wäldern bedeckten Felder, welche durch ihr jetziges Product nicht mehr vor der Sonnenhitze geschützet wurden, schon dadurch vieles von ihrem Safte und ihrer Kraft verlieren. Ohne Unterlaß durchwühlt,

um

um neue Aerndten hervor zu bringen, und zugleich von den heißen Sonnenstrahlen, welche ihre Oberfläche aussogen, verbrannt, mußten sie natürlicher Weise gar sehr ausarten. Eine vorzügliche Bearbeitung würde allen diesen Unbequemlichkeiten vorgebeuget haben; allein, die einzige Cultur, welche man bis jetzt den Indigfeldern hat wiederfahren lassen, bestehet darin, daß man die Erde leicht mit der Hacke umreißt; und diese Arbeit ist den schwachen und entnervten Armen der Negern anvertrauet. Diese erste Felder, welche stets nur halb von Armen ohne Kraft umgearbeitet wurden, mußten also mehr und mehr ausarten, so wie ihre Producte. Die neuen Plantagen, welche man noch auf Kosten der Wälder anlegte, und woraus neue Indigoterien entstanden, lieferten noch einige Jahre Indig von der ersten Güte, oder gleichsam vom alten Schrot und Korn; auf die Zukunft aber darf man nicht mehr auf diesen Vortheil rechnen. An statt daß man von der Ausbreitung der französischen Colonien Verbesserung hoffen könnte, bemerkt man, daß sie sich nach dem Verhältnisse der Negern, welche man zu ihrer Bearbeitung gebrauchen kann, schon allzu weit ausgebreitet haben. Diese unglückliche Schlachtopfer werden von Tag zu Täge weniger. Man möchte sagen, daß auch ihre Quelle zu vertrocknen anfängt. Das einzige Mittel, welches einem so großen Uebel abhelfen könnte, und welches vielleicht die Gestalt aller Colonien veränderte, wäre dieses, daß man die jetzige Art, die Indigfelder zu bearbeiten, völlig fahren ließe, und die Hacken abschaffte, welche kaum einige Zölle tief in die Erde dringen, bey ihrer geringen Wirkung doch die äusserste Ansträngung der Kräfte erfordern, und, was ein noch größerer Fehler ist, eine beträchtliche Anzahl von Negern auf einmahl beschäftigen. Man müßte, statt eines so ungeschickten Werkzeuges, einen von unsern Pflügen, und so gar einen unserer

schwe-

schwersten, einführen. Man könnte hiergegen einwenden, daß aller Boden in Amerika von dem europäischen sehr verschieden sey, daß derselbe weit geschmeidiger sey, und daß folglich leichte Werkzeuge mehr Wirkung dabey hervor bringen können; kurz, daß, wenn der Verarmung des Bodens durch etwas hätte können abgeholfen werden, es längst durch die vortreffliche Düngung mit verfaultem Indigkraute geschehen wäre. Es ist doch aber nicht zu läugnen, daß ein jeder Boden, er sey sandig oder nicht, durch tiefes Umgraben sehr gewinne. Die Indigfelder würden um so viel mehr dabey gewinnen, da man den Indigsamen nicht säet, wie wir die Getreidearten, sondern ziemlich tiefe Gruben macht, und eine Anzahl Samenkörner hinein wirft. Wenn die vortreffliche Düngung, welche man zur Befruchtung des Bodens anwendet, wenig Wirkung thut, so kommt es gewiß daher, daß dieselbe nicht gehörig eingepflüget wird. Würde man mit dem Sechе unserer Pflüge diese wohl gedüngte Erde durchgraben, so könnte alsdann die fruchtbare Fettigkeit des Düngers, an statt daß sie von der Sonnenhitze ohne Unterlaß ausgesogen würde und verdunstete, in die Tiefe dringen, wo das Samenkorn zum Wachsthum ansetzt und sich entwickelt. Sie würde daselbst unmerklich ein neues, edleres und nahrhafteres Erdreich, als das erste war, bilden, und selbst unfruchtbare Ländereyen würden ihre Fruchtbarkeit wieder erhalten.

Die Bereitung des Indigs ist für die Gesundheit höchst nachtheilig. Denn bey dem Rühren des faulenden Krautes steigen unerträgliche Dünste auf, so, daß die Negern, welche diese Arbeit verrichten, aus dem Winde treten müssen, um nicht ihre Gesundheit dabey einzubüßen. Der auch bey dem Sieden des Indigs zu beobachtenden Vorsicht, ist oben, S. 568, Erwähnung geschehen.

In

In der Handlung unterſcheidet man folgende Arten des Indigs:

1. Serquiſſe-Indig, ſ. oben, S. 561; dieſer wird unter allen oſtindiſchen Sorten für den beſten gehalten, wiewohl ihm Einige den aus Java vorziehen. Er iſt platt, da ſonſt der oſtindiſche Indig in der Geſtalt halber Eyer formirt iſt, und daher von den Kaufleuten, die ihn nach Europa ſchaffen wollen, vorher klein geſtoßen wird, um ihn bequemer packen zu können. Der Golconda- und Agra-Indig geben dem ſerquiſſiſchen wenig nach.

2. Indigo-Lauro, oder Indigo de Bayane, heißt ein vorzüglicher oſtindiſcher Indig, von dem es, nach des Baldäus Berichte, dreyerley Sorten gibt: a) Vouthy; dieſer hat ein glänzendes Blau, welches in Violett fällt, wenn man es auf dem Nagel des Daumens an der Sonne ausdrückt. b) Gerry, nähert ſich dem Violett. c) Caséo, iſt die geringſte unter dieſen 3 Sorten, dunkelroth, und wegen ſeiner Härte ſchwer zu zerreiben.

3. Inde de Béampour, und Inde de Bengale, ſind die ſchlechteſten unter den oſtindiſchen Sorten.

Allen oſtindiſchen Indig, welcher nicht platt, wie der Serquiſſe-Indig, ſondern in halb-eyförmiger Geſtalt iſt, nennen die Franzoſen Inde en marons, oder Inde maron.

Aller weſtindiſcher Indig iſt in platten Täfelchen, und wird daher auch platter Indig, oder Platt-Indig, Indigo placto, genannt. Die beſte Sorte darunter iſt der Guatimala-Indig, welcher auch nur ſchlechtweg Guatimala genannt wird. Fr. Inde en Paſtel de Guatimala, wiewohl ihm der gute oſtindiſche vorgezogen wird. Er kommt in Kiſten mit rauchen Fellen überzogen, mit oder ohne Riemen, ingleichen in Serons, welche zuweilen in Matten eingewickelt ſind, zuweilen aber nicht; wie auch in Fäſſern oder Tonnen. Der St. Domingo-Indig hat keine ſo lebhafte

saste und kupferige Farbe als der von Guatimala, wird ihm aber, wenn er ganz rein ist, fast gleich geschätzt; so wie auch der Indig aus Jamaika. Der Indig von den antillischen Inseln, welcher insgemein schlechthin Indig aus den Inseln, Fr. Indigo des iles, genannt wird, ist, den von St. Domingo und Jamaika ausgenommen, geringer als andere westindische Sorten. Der Indig von den caraibischen Inseln, sowohl einigen andern Sorten des amerikanischen Indigs, wird nicht viel gesuchet, ausser daß man aus diesen letztern, mit Beymischung blauer und weißer Farbe, und Gummiwassers, eine Masse bereitet, welche gemeiner Indig, und von Einigen auch Platt-Indig genannt, und mehrentheils nur zum Zeichnen der Schafe gebraucht, von Betriegern aber auch für guten und wahren Indig verkauft wird.

Ein Indig, auf dessen Oberfläche, und auch im Grundig, ein Kupferroth bemerkt wird, wird kupferiger oder gefeuerter Indig, Fr. Indigo cuivré, genannt. Diese Sorte bedienen sich insonderheit die Seidenfärber.

Heutiges Tages kommt der meiste Indig aus Spanien, Frankreich, England, Portugal und Holland, als welche Nationen insgesammt Länder in Ost- und West-Indien besitzen, in welchen oberwähnter Maßen der Indig entweder selbst gemacht wird, oder doch durch die Handlung aus der ersten Hand zu haben ist. Nur allein die Holländer bringen aus Ost-Indien jährlich über 5 bis 600 Centner nach Deutschland, wovon ein guter Theil nach Deutschland und Rußland geht. Bey dem d. 29 Jul. 1773 in Guatimala vorgefallenen Erdbeben hat die Handlung mit dem Indig sehr gelitten. Guatimala lieferte diese Waare mit vorzüglicher Schönheit. Von da haben die Engländer den Indig nach Smyrna gebracht.

Der Preis der oben genannten Sorten von Indig, welche man in der Handlung führt, ist steigend und

fallend.

fallend. Damit man sich aber doch einen Begriff machen könne, wie dieselben im Preise von einander unterschieden sind, will ich diejenigen Preise davon hersetzen, welche Savary, im Dict. univ. de comm. Th. 2, S. 912, angibt. Nach diesem gilt zu Amsterdam das Pfund Serquisse-Indig 25 bis 35 Stüv. und wird in Bancogeld bezahlt, und nachdem Gewichte tariert; Indig von Guatimala, in Kisten, 50 bis 60 Stüv., Tara ist 45 ℔ für die Kiste; dito in Serons ohne Matten, am Preise gleich, Tara ist 2 ℔; dito in Serons mit Matten, gleicher Preis, Tara 30 ℔ auf jeden Seron; dito in Fässern oder Tonnen 45 bis 90 St., Tara was die Fässer wiegen; Indig von Java, 40 bis 75 St., Tara nach dem Gewichte; Indig von St. Domingo, 50 bis 60 St., Tara wie bey dem vorigen; Indigo Lauro, 14½ bis 15½ St., Tara wie vorher. Alle diese Sorten geben für das Gewicht und prompte Bezahlung für jedes 1. pro Cent vorher aber werden noch 2 p. C. für den Staub abgezogen. In Hamburg hat man eben diese Sorten und verkauft sie eben so wie in Holland, nach Beschaffenheit der Gattung und Güte, zu so und so viel Stüver flämisch, nur mit dem Unterschiede, daß in Hamburg die Bezahlung in Banco geschieht, 8 ⅓ p. C. Rabatt gegeben wird, und der Indig von Guatimala in Riemen 40, mit Riemen aber nur 42 ℔ Tara auf die Kiste gibt, wobey der Käufer oft sehr zu kurz kommt, indem die Kiste oft 50 ℔ wiegt.

Bey dem Einkaufe des Indigs, muß man auf Folgendes Eigenschaften sehen: 1. daß man ihn in platten und mittelmäßig dicken Stücken wähle; 2. daß er weder zu weich noch zu hart, sondern mittelmäßig fest, sey, und sich leicht zerbrechen lasse; 3. daß er sich leicht entzünde; 4. daß er auswendig dunkelblau, lebhaft und glänzend an Farbe sey, und in das Violett spiele, inwendig aber noch schöner als auswendig

endig aussehe, und gleichsam mit silberfarbigen Flim-
mern durchsäet sey, und wenn er auf dem Nagel gerie-
en oder geritzet wird, röthlich erscheine; wiewohl
uch der feste, und dunkel glänzende Indig, welchen
an hochgefeuert nennet, nicht zu verwerfen ist;
auptsächlich aber ist 5. dahin zu sehen, daß er leicht
ey, und auf dem Wasser schwimme; je tiefer er unter-
inkt, desto verdächtiger wird er wegen einer Beymisch-
ung von fremden Theilen. Wenn er demnach im Ver-
hältniß seiner Größe gar zu schwer ist, muß man seine
Beschaffenheit genauer untersuchen; denn da er oft in
ansehnlichem Preise steht, ist es gut, daß die Käufer
wissen, was für Betrug dabey vorgehen kann, und
wirklich vorzugehen pflegt. Der erste besteht darin,
daß man die Pflanze im Fäulungstroge allzu sehr rühr-
et, damit Blätter und Schale völlig aufgelöset wer-
den. Der zweyte Betrug besteht darin, daß man ihn
mit Asche, Erde, einem gewissen braunen und glän-
zenden Sande, vornehmlich aber mit gestoßenem
Schiefer, oder geriebenen Ziegelsteinen, vermenget.
Dieses alles thut man unter den Bodensatz in die Kü-
pe, indem solcher hinein fällt, und rührt alles wohl,
damit es sich recht unter einander menge, und der Be-
trug nicht leicht in die Augen falle. Dieser Betrug
aber geht viel leichter bey dem geriebenen Indig vor,
als bey demjenigen, den man in Täfelchen bekommt,
weil diese fremde Körper sich nicht so genau mit einan-
der verbinden, daß sie nicht an verschiedenen Orten
gleichsam Schichten von Materie mancherley Art for-
miren sollten, welche man leicht entdeckt, wenn man
Stücke von diesem Indig zerbricht. Beyde Arten
von Betrug aber lassen sich leicht erkennen, und zwar
der erste aus der Farbe und dem Gewichte des Indigs,
als welcher in solchem Falle schwärzlich, dick und schwer
wird. Den andern Betrug zu entdecken, kann man
sich folgender zwey Mittel bedienen; 1. daß man ein

Stück Indig in einem Glaſe mit Waſſer zergehen l
ſet, welches ſich denn, wenn er rein und unverfäl
iſt, völlig auflöſen muß, da hingegen die unechte B
miſchung in dem Waſſer zu Boden fällt; 2. daß m
ein Stückchen Indig anzündet, da denn der gute In
ganz und gar verzehret und zu Aſche wird, bey d
verfälſchten hingegen die beygemiſchte Erde, San
Schiefer ꝛc. ganz und zurück bleiben (*). Um m
verſchiedenen Sorten die beſte zu treffen, feuchtet m
dieſelben etwas an, macht damit einen Strich a
die Hand oder auf weiß Papier, und breitet di
Strich mit einem naſſen Finger weiter aus einand
je dunkler, reiner und ſchöner blau der Strich a
fällt, je beſſer iſt der Indig.

Ich habe oben, bey Beſchreibung der Verfe
ung des Indigs, geſagt, daß die Indigbereiter, n
ſie die Maſſe aus dem Setztroge gebracht haben, d
ſelbe in leinene Säcke thun, wo ſie dieſelbe einige
abtropfen laſſen, daß ſie alsdann den noch halb flü
gen Teig in viereckige Kaſten ſchütten, und wen
wenn der Indig zu einem feſten Teige geworden
dieſe mit einander verbundene Oberfläche mit beſon
dazu beſtimmten Meſſern in kleine Würfel, von ung
fähr 2 Z., welche man nun Indigſteine nennt, z
ſchneiden, die man hernach, wenn ſie genug abgetr
net ſind, ſo feſt und dicht, als möglich, in Fäſ
ſchlägt. Aus dieſen letzten Behandlungen des Ind
entſteht aber der größte Nachtheil, ſo viel Sorgf
man auch dabey anwendet. Alle dieſe Würfel ſind z
klein, als daß man ſie ordentlich in Fäſſer ſchlagen od
ſetzen könnte, ſondern man muß ſie nur ſo aufs Ger
ſchewohl hinein werfen. Dieſe unzählige Menge ro
Wü

(*) Nach Hrn. Dijonval's Verſuche, welchen ich weiter un
anführen werde, iſt dieſes letztere Kennzeichen der Güte d
Indigs ungegründet.

Winkeln und Oberflächen macht beynahe eben so viel leere Räume, welche durch das Reiben der Steine an einander noch vermehret werden. Daher erfolgt bey jeder Bewegung der Indigfässer eine Erschütterung, welche eine beträchtliche Anzahl Steine zermalmet. Da der Indig in der Färberey nicht anders, als gestossen, gebraucht werden kann, so würden nun zwar alle diese zerriebene Steine und aller dieser feine Staub, ohne Nachtheil seyn, wenn die Gefäße, welche den Indig halten, fest verpicht wären. Allein, die Fässer, in welchen die meisten Nationen diese so kostbare Waare aus ihren Colonien verführen, sind noch das rohe und unförmliche Werk der Negern; die Dauben sind schlecht zusammen gefügt, und verstatten dem sich innerhalb denselben formirenden und beständig anhäufenden Staube unzählige Schlupfwinkel, da auch die geschickteste und vollkommenste Verbindung nicht von langer Dauer seyn kann, indem allein flüssige Dinge die Eigenschaft besitzen, die Theile eines Fasses fest mit einander zu verbinden. Der geringe Zusammenhang dieser Theile unter sich verursachet also einen unersetzlichen Verlust der in ihm befindlichen Waaren. Allein, auch so gar die Gestalt dieses Gefäßes ist noch zu zwey großen Unbequemlichkeiten unterworfen. Erstlich, die cylindrische Gestalt dieser Fässer veranlasset sowohl in den Colonien, als auch in den Seehäfen, daß die Pack- und Kram-Knechte dieselben bey jedem Transporte, welcher mit ihnen vorgenommen werden soll, kollern. Es ist leicht zu erachten, daß dieses Rütteln die schon gebrochenen Steine sehr zermalmet, und daß diese Bruchstücke mehrere zerbrechen, und ins besondre, daß viel Pulver durch die Fugen der Dauben verloren geht. Dieses alles aber würde unterbleiben, wenn die Indigfässer eine andere Gestalt hätten. Hiernächst aber ist auch die gewöhnliche Gestalt der Fässer die unbequemste zur Befrachtung der

Schiffe, indem ein Drittel des Platzes, den die Fässer einnehmen, leer bleibt, und eine nähmliche Menge Waaren, welche z. B. in viereckigen Kisten enthalten wären, ein Drittel weniger Raum einnehmen würde. Wenn man bedenkt, daß der vornehmste Vortheil der Schiffsreeder von einer mehr oder weniger beträchtlichen Ladung ihrer Schiffe abhängt, und diese nie genug enthalten können, besonders auf ihrer Rückfahrt: so wird man gestehen müssen, daß alles, was der Verfrachtung schadet, sehr wichtige Folgen hat; nun aber sind alle, die das Schifffahrtwesen verstehen, darin eins, daß von der ganzen Ladung, die Fässer den größten Raum einnehmen, so vorsichtig man sie auch lade.

Die Masse, wenn sie aus dem Setztroge kommt, und in den Säcken gewesen ist, ist ein geschmeidiger Teig, dem man nach Belieben eine Form geben kann. Die in den Colonien gewöhnliche Methode, diesen Teig alsdann auf platten Kasten aus einander zu breiten, trocken werden zu lassen, und sodann in Würfel von der bekannten Größe zu zerschneiden; diese Methode, sage ich, machet es noch weit leichter, eine diesen Steinen beliebige neue Gestalt oder Größe zu geben. Man sollte daher billig die noch flüssige Masse, an statt der Würfel von 2 Zoll, in Quadrate von der nähmlichen Dicke, aber auf der Oberfläche von 6 Z., oder in Parallelepipeda von 6 Z. in die Länge und 4 Z. in die Breite, zerschneiden. Der Nutzen, welcher hieraus entstehen würde, ist, daß man nun die größern Indigstücke ohne Mühe mit aller möglichen Sorgfalt in die Fässer, darin man ihn verführen wollte, schlagen könnte. An statt der bisherigen Fässer, welche so vielen Ungemächlichkeiten unterworfen sind, könnte man viereckige Kasten von beliebiger Größe, von dem leichtesten und wohlfeilsten Holze, welches in den Colonien wächst, machen, die aber durch Leisten und Einzapfungen verbunden seyn müßten. Ferner sollte man

dieſelben, ehe man den Indig hinein packt, mit ſtarkem Papier, oder, welches vielleicht in gewiſſen Colonien weniger koſtbar ſeyn möchte, mit Matten auslegen. Hierdurch würde allen denjenigen Unbequemlichkeiten abgeholfen, welche bisher die Indigſteine zerrieben haben; und geſetzt, es würden auch einige zerſtoßen, ſo iſt doch nicht die geringſte Oeffnung für die flüchtigen Theile dieſer Waare vorhanden; ja, dieſes Verfahren iſt zugleich auch ein Mittel, den Indig in einem der Schifffahrt ſehr bequemen Raume zuverführen, und erfordert höchſtens nur dieſelbe Mühe und Koſten, als diejenigen Fäſſer, deren man ſich bisher bedient.

Sowohl das Waſſer als der Weingeiſt, ziehen aus dem Indig im Digeriren und Kochen eine roth- oder braungelbe Subſtanz heraus, welche Dijonval für eine harzige Subſtanz hält, die aber, eben wegen ihrer Auflöslichkeit im Waſſer, wenigſtens kein reines Harz ſeyn kann. Indeſſen hat doch Dijonval nach Abſcheidung dieſer Subſtanz den Indig weit ſchöner gefunden, und überhaupt wahrgenommen, daß derjenige Indig, welcher das Waſſer und den Weingeiſt am wenigſten gelb färbte, auch allezeit der beſte war. Er hält dieſes gelbbraune oder rothgelbe Weſen demnach für nichts anders, als für eine Beymiſchung, welche bey dem blauen Sedimente des Indigs von dem gelben Waſſer zurück geblieben iſt. Selbſt alsdann, wenn man das Waſſer, mit welchem man den fein zerriebenen Indig kocht, mit Kochſalz, Salmiak, Pottaſche oder Weinſteinrahm verſetzt hat, wird auſſer dieſer gelblichen Subſtanz aus dem Indig, nach Hrn. Bergrath Pörner's Erfahrungen, nichts heraus gezogen. Das feuerbeſtändige Alkali entbindet einigen alkaliſchen Geruch; der flüchtige alkaliſche Spiritus zieht eine gelblich bräunliche Tinctur, und

ätzendes Laugensalz mit Wasser verdünnt, mit der Zeit eine gelbe und in der Folge eine schöne rothe Farbe heraus. Doch verändern weder die flüchtigen, noch die feuerbeständigen Alkalien, die blaue Farbe des Indigs im geringsten, wiewohl nicht zu läugnen ist, daß das Einweichen des Indigs vor seinem Gebrauche, in Urin, dessen sich die Schönfärber bedienen, und das Einweichen desselben in einer Lauge aus Kalk und Soda vor seiner Zerstoßung und Anwendung bey dem Baumwollenfärben, zur Entwickelung seiner Theile sehr vieles beyträgt. Auch dem Kalkwasser theilt der Indig seine blaue Farbe nicht mit.

Die vegetabilischen Säuren, z. B. der Citronen-Saft und der Weinessig, ziehen eben so wenig aus dem Indig heraus, wiewohl der Essig nach dem Kochen mit dieser färbenden Substanz doch ein wenig in das Grünliche spielt. Die mit Wasser verdünnten mineralischen Säuren verändern die blaue Farbe des Indigs nicht. Am wenigsten wirkt die Salzsäure auf den Indig, wiewohl sie ein schwaches Aufbrausen hervor bringt. Ein Theil gefälltes Scheidewasser gab Hrn. Dijonval mit 2 Theilen Indig unter starkem Aufbrausen eine heidelbeerröthliche Farbe, und einen zähen kleberigen Teig, welcher mit einer saffranfarbigen Haut überzogen wurde. Drittehalb Unzen rauchender Salpetergeist zündete, nach Hrn. Woulfe's Erfahrungen, (Philos. Transact. Vol. LXI. S. 125.) eine Unze Indig an. Zwey Unzen der stärksten Salpetersäure, welche mit 8 Unzen Wasser verdünnet, und in einem hohen gläsernen Gefäße mit ½ Unze gepülverten Indig eine Woche lang in der Kälte, alsdann eine Stunde, oder darüber, in einem Sandbade digerirt, hierauf mit noch 4 Unzen Wasser vermischt, und endlich durchgeseihet wurden, gaben eben diesem Chemisten einen schönen gelben Liquor, welcher, wenn er mit 4 bis 5 Mahl mehr Wasser verdünnet wird, eine brauchbare

bare gelbe Farbe auf Leinwand und Seide hervor bringt, welche nach der kürzern oder längern Zeit des Absiedens heller oder dunkler ausfällt, und auch einen sehr guten Grund abgibt, wenn man gedachte Substanzen grün färben will, welches vermittelst der darauf gesetzten blauen Farbe des Indigs erhalten wird. Die stärkste Vitriolsäure löset den gepülverten Indig mit einigem Aufbrausen und Erhitzen auf, und gibt dasjenige, was die Färber den Ansatz nennen, und zu dem so genannten sächsischen Blau und Grün gebrauchen, welches aber doch noch den Fehler hatte, daß das sonst so feste Indigblau ganz flüchtig wurde, und auch selten durchfärbte, bis endlich Hr. Pörner eine Art, diese Farben auf Wolle recht fest zu setzen, entdeckte. Es nimmt Derselbe nähmlich auf 1 Th. gepülverten Indig, 8 Theile Vitriolöhl, die er in einem gläsernen Gefäße mit einem gläsernen Keulchen wohl durch einander reibet, 24 Stunden ohne beygebrachte Wärme stehen lässet, und alsdann mit nach und nach hinzu gegossenen 96 Theilen Wasser unter beständigem Umrühren vereiniget. Hr. Woulfe hingegen nimmt gegen 1 Th. gepülverten Indig 4 Theile Vitriolöhl, und setzt die Vermischung in einer gläsernen Phiole, unter fleißigem Umschütteln, 1 Stunde lang in ein Wasser-Bad, verdünnet sie hierauf mit 12 Theilen oder auch mehrern Wasser, rührt alles wohl durch einander, und seihet es endlich durch. Wenn man mit der vitriolischen Indigtinctur, welche gleichsam eine Art von kalter Küpe vorstellt, eine dauerhafte blaue Farbe auf Wolle hervor bringen will, nimmt man gegen 2 Theile von Pörner's gedachter Indigtinctur, 24 Theile siedendes Wasser zu 1 Th. in Wasser eingeweichter Waare. Man erhält eine sehr schwarzblaue luftbeständige Farbe, welche man dadurch lebhafter und heller macht, daß man die Waare 24 Stunden lang in eine durch Sieden gemachte und darnach etwas abgekühlte

kühlte Solution von 1 Th. Kochsalz und 48 Th. Wasser legt. Eine mit Alaun gebeitzte Waare gibt eine dunkelblaue echte, und eine in kalte Pottasch-Solution einige Stunden lang gelegte Waare eine noch dunklere Farbe. Auf seidenen Waaren gelingt das nähmliche Verfahren ebenfalls ziemlich gut; allein auf Waaren aus dem Gewächsreiche wird die Farbe nicht ganz beständig.

Wenn man die vitriolsaure Indig-Solution sehr lange und ruhig stehen lässet, erhält man davon, nach Hrn. Struve, einen sehr schönen rothen Bodensatz, und wenn man etwas von dieser Auflösung in einem flachen gläsernen Mörser eine Zeitlang rührt, und nach und nach Wasser hinzu gießt, so verliert sie ihre blaue Farbe, und wird violettroth.

Wenn man die vitriolsaure Indig-Solution mit Zucker und Gummi versetzt, und die Farbe nach Belieben mit mehrerm oder wenigerm Wasser heller oder dunkler lässet, so bekommt man eine brauchbare blaue Tinte, deren sich auch die Buchbinder zu bedienen pflegen. Mit sehr vielem Stärkmehl versetzt, gibt sie eine blaue Stärke für die leinene Wäsche; mit vielem geschlämmten Kalk versetzt, eine Art von grüner Farbe; mit der wässerigen Solution von feuerbeständigem Alkali gefällt, ein blaues Präcipitat, welches sich im Weinessig wieder auflöset, und eine besondere Art von Indig-Tinctur liefert, welche ebenfalls zum Färben gebraucht werden kann. Dijonval hat den Zusatz des feuerbeständigen Alkali zu der Vermischung von 1 Th. fein gestoßenem Indig, und 6 Th. Vitriolöhl, bis zu einer unter starkem Aufbrausen erfolgenden Sättigung, so nützlich gefunden, daß, als er die aufgequollene Masse zerrührte, und mit genugsamen kochenden Wasser vermischte, ein hierauf hinein gethanes Stück Zeug binnen 8 Minuten dick und feurig gefärbt, und ganz durchsetzet oder durchfärbet wurde. Struve hat durch

den

den Zusatz der Alkanade, die er aus einer Solution des Zinnes durch halb so viel feuerbeständiges Alkali gefället hatte, und mit einer aus 1 Th. Indig und 4 Th. Vitriolöhl durch Reiben im Mörser verfertigten Indig-Solution zusammen rieb, eine sehr milde blaue Farbe erhalten, welche Seide, Leder und Knochen zu färben vermögend ist, ohne sie allzu sehr anzugreifen und brüchig zu machen.

Sehr wenig von einer salpeterſauern Eisen-Solution, verändert bey seiner Vermischung mit der vitriolsauern Indig-Solution ohne einigen Niederschlag auch ungefähr 10 Minuten die dunkelblaue Farbe desselben in eine helle rothgelbe; die Zinn-Solution in Indigswasser hingegen bewirket ein weißes Präcipitat aus der vitriolsauern Indig-Solution. Aus 4 Unzen des besten Indigs erhielt Dijonval, vermittelst der Destillation aus einer Retorte, ein riechendes Wasser und ein flüchtiges Alkali, welches (vermuthlich mit dem Wasser zusammen genommen,) 2 Quent betrug, 3 Qu. von einem leichten, und 3 Qu. von einem schwerern grünlichen, brenzlichten Oehle, und 2½ Unzen von einer feuerbeständigen Kohle, welche bey ihrer feuer erfolgten Einäscherung 3 Qu. einer graulichen Asche hinterließ, welche mit keiner Säure brauſete, davon darauf gegossenem Weingeiste Eisen wurde, und auch dem Magnete sowohl, als bey dem Sublimiren mit Salmiak, Kennzeichen von Eisentheilchen zeigte.

Dijonval hat auch, bey der Destillation mit der pneumatisch-chemischen Vorrichtung, Luft daraus entbunden. Die beträchtliche Menge der Kohle, welche bey dieser Destillation übrig blieb, beweiset zur Genüge, daß dasjenige Kennzeichen der Güte des Indigs, welches einige Schriftsteller angeben, als ob nähmlich ein guter Indig im Feuer ohne einiges Rückbleibsel verfliegen müsse, ungegründet sey. Auch Hr. Bärner hat dieses bereits widerleget, nachdem er in seinen

Versuchen gefunden hatte, daß der bloße Judig
unter der Muffel, noch im freyen Feuer mit
lichten Flamme brannte, sondern nur verglomm,
allemahl etwas Erde, welche ziegelfarbig
und ihm nach seinen deshalb angestellten
eine eisenschüssige Alaunerde zu seyn schien,
ließ.

Chymische Untersuchung und Auflösung des Judigs, s
der Handlung und zum Gebrauche für Färber verfaßt
Aus dem Französischen des Hrn. Quatremere Dejonval,
geben, und mit einer Vorrede begleitet von D. Wilh.
Sebast. Bucholz, Weimar, 1778, 8. 9 B.

Per. Jos. Marquers chymisches Wörterbuch,
Hrn. Prof. Leonhardi, 3 Th. Lpz. 1781, gr. 8.

Carl Wilh. Pövner chymische Versuche und Beo
zum Nutzen der Färbekunst, 2 Th. Lpz. 1772, gr. 8.

Hrn. D. Heinr. Struvs Versuche über eine neue
aus dem Judigo, s. im 2 St. des 2 B. des bernisch
zins der Natur, Kunst und Wiss. Bern, 1779, 8.

Hrn. D. Wilh. Otto Struvs Versuche über den
in Hrn. Webers physik. chymischen Magazin
1780, 8. S. 32 sqq.

Man gebraucht den Judig hauptsächlich zum
tum, sowohl der Seide, als auch des leinenen
flächsenen Garnes oder Zwirnes und der
nenen Baumwolle, wie auch der Wolle und
Die zum Färben aus Judig bereitete blaue
wird die Judigküpe, oder Blaukküpe, Fr. Cuve
oder Cuve de bleu, genannt, zu deren verschi
Anstellung nach Regierung man im V Th. S. 623
656, die nöthigen Vorschriften findet.

Die Erfahrung hat gelehrt, daß der Judig nicht
nur ein durch eine Art von Gährung erhaltenes
Material, sondern auch ein solches ist, dessen
Theilchen durch eine in ihm aufs neue bewirkte,
durch allerley schleimige, urinöse und gashaltige
sätze, mit oder ohne Beyhülfe der Wärme unterhal
ne, hinwiederum aber durch mancherley die
Fäulniß desselben hindernde Mittel (z. B. Kalk, Alaun,

Es

Eisenvitriol, Sublimat, Pottasche ꝛc.) gemäßigte Gährung immer mehr und mehr entwickelt werden. Es beweiset es auch der besondere Geruch der Indigküpen, die aufsteigenden Bläschen, die kupferfarbige Haut und der blaue Schaum, welcher sich auf dem Liquor der Küpe, unter dem Nahmen der Blume, der Blüthe oder des Florirens, anhäufet, daß eine wirkliche Gährung in derselben vorgehe. Der Liquor der Indigküpen selbst ist, wenn sie gehörig angekommen sind, d. h. gut gegohren haben, grün, und alles, was man daraus färbet, ist, wenn es aus denselben heraus gezogen wird, ebenfalls grün. Zu der Entstehung dieser grünen Farbe scheint, nebst der Gährung, vorzüglich die Wirkung der alkalischen Theile des Indigs selbst, ingleichem die Wirkung der alkalischen Zusätze, das meiste beyzutragen. Ich schließe dieses vornehmlich aus Hrn. Hübner's Versuchen, a. ang. O., S. 337, aus welchen erhellet, daß ein zu wiederhohlten Mahlen mit 6 Mahl mehr Pottasche gekochter Indig zwar auf das erste Mahl nur eine bräunlichgelbe, hierauf den folgenden Kochungen und Digerirungen aber nur grüne Solutionen gibt. So wie aber der Schaum von dem grünen Liquor der Indigküpe, welcher der Luft ausgesetzt ist, blau ausfällt, so pflegt auch die aus der Indigküpe grün heraus gezogene Waare an der Luft zu vergrünen, d. i. ihre grüne Farbe mit der blauen zu vertauschen. Diese Veränderung der Farbe scheint nun nichts so wohl von einer plötzlichen Entweichung der aus dem Indig und seinen Zusätzen entwickelten flüchtig alkalischen Lauge, als vielmehr daher zu rühren, weil die in der Luft befindliche mephitische Säure die Wirkung des alkalischen Salzes unkräftig macht.

Aus der Indigküpe können auch Federn blau gefärbet werden; s. Th. XII, S. 388, f.

In den Apotheken wird der Indig, mit 4 Theilen Gelbwurz (Curcuma) vermischt, einige Fäden grün zu färben, gebraucht.

Zuweilen gebrauchen auch die Wäscherinnen den Indig ohne fernere Zubereitung, die Wäsche damit bläulich zu färben.

Man hat bereits vor einiger Zeit, in Deutschland und in Frankreich, die Frage aufgeworfen: ob es nicht möglich sey, in den europäischen Ländern eben so wohl, als an verschiedenen Orten Ost- und West-Indiens, den Indig zu verfertigen, oder wenigstens eine Farbe, welche demselben in allen Stücken gleich käme, ausfündig zu machen? Die Meinungen der Naturforscher sind, in Beantwortung dieser Frage, verschieden ausgefallen. Einige unter denselben, als: Hr. v. Justi und Schreber, haben die Möglichkeit, dieses zu bewerkstelligen, gar nicht in Zweifel gezogen, sondern vielmehr verschiedene Wege vorgeschlagen, wodurch man in beyden Fällen zu dieser Absicht gelangen möchte. Andere haben die Zubereitung eines wahren Indigs, in unsern Gegenden, zwar für unmöglich gehalten, doch aber zu behaupten gesucht, daß man, eine dem Indig gleiche Farbe ausfündig zu machen, gar wohl im Stande seyn möchte. Noch Andere haben die Möglichkeit, so wohl den wahren Indig, als auch eine demselben in allen Stücken gleiche Farbe zuwege zu bringen, gänzlich läugnen wollen. Wenn man erwäget, daß der Indig in sehr vielen Stücken von allen übrigen bekannten blauen Farben sich unterscheidet, so ist daraus leicht zu ersehen, wie schwer es fallen möchte, in unsern Gegenden sowohl einen echten Indig, als auch eine andere Farbe, welche die Stelle desselben in der Färbekunst vertreten könnte, zu verfertigen.

Die Liebhaber der Botanik haben sich bereits die Mühe gegeben, die so nutzbare Indigpflanze in unsern

gegenwärtig einheimisch zu machen; allein, man hat die Liebe kaum mit aller Sorgfalt, in den Glashäusern erhalten können, wo sie gar selten zur Blüthe, noch seltner aber zu reifem Samen gelanget. Und da dieses Kraut zu derjenigen Art von Pflanzen gehört, welche sich nicht vermittelst ihrer Wurzel, sondern bloß durch ihren Samen, erhalten lassen, indem dieselbe nicht über zwey Jahre dauert, und alsdann wieder gesäet werden muß, so läßet sich leicht schließen, wie wenig Hoffnung wir uns zu machen haben, in unsern Gegenden die Verfertigung eines wahren Indigs zu erwarten, auf welche man ohne diese Pflanze schwerlich bewerkstelligen wird. Gesetzt auch, daß man durch verschiedene Bearbeitungen, eine blaue Farbe aus einem bey uns bereits vorhandenen Kraute zuwege brächte, so würde dieselbe doch kein Indig, sondern nur eine dem Indig gleich kommende Farbe vorstellen, welche aber die Stelle eines wahren Indigs niemahls vertreten wird, wovon uns der Waid, welchen man, wie ich an einem Orte zeigen werde, aus dem so genannten Waidkraute, Isatis, verfertiget, einen ungezweifelten Beweis vor Augen leget, indem sich derselbe von einem wahren Indig in gar vielen Stücken unterscheidet, wovon ich jetzt nur die vornehmsten anführen will.

Der Indig hat nicht allein eine weit schönere und angenehmere Farbe, als der Waid, sondern man kann sich in der Färberey mit wenigem von demselben mehr, als mit einer beträchtlichen Menge von Waid, ausrichten. Hellot versichert, daß 12 bis 13 Pfund von dem besten französischen Waid kaum so viel, als 1 Pf. Indig, bewerkstelligen; und unsere Färber behaupten, daß sie mit einigen Pfunden guten Indig mehr, als mit einem Centner Waid, ausrichten im Stande wären. Man hat daher sowohl in Frankreich, als an andern Orten, durch Ausziehung der besten Theile aus dem Waid eine Farbe zu verfertigen gesucht, von welcher

cher man glaubte, daß ſie an ſtatt des Indigs in der Färbekunſt angewendet werden könnte; allein, ſie hat den vermutheten Endzweck noch nicht erreicht; ich glaube, daß, bey Verfertigung einer ſolchen Farbe vermöge des angegebenen Verhältniſſes zwiſchen der Kraft des Indigs und des Waids, mehr eingebüßt als erworben werden möchte, indem man aus einem ganzen Centner Waid nicht mehr, als einige Pfunde der vorzüglichſten färbenden Theile bekommen würde, und die erhaltene Farbe würde, nach Beſchaffenheit des Waids, doch die Stelle eines Indigs nicht vertreten können. Die Beſchaffenheit der ſo genannten Waidblumen, welche von den Färbern aus dem Grunde ihrer Waidküpe geſammelt worden, und die meiſten vorzüglichſten färbenden Theilen dieſes Krautes in ſich halten, dienen zu einem Beweiſe, wie wenig Hoffnung man ſich zu machen habe, aus dem Waid auf dieſe Weiſe eine dem Indig gleich kommende Farbe zu verfertigen. Denn ungeachtet dieſelben eine viel ſchönere blaue Farbe enthalten, als der Waid, ſo erhält man doch aus einer beträchtlichen Menge des Waids nur etwas weniges von dieſen vorzüglichſten färbenden Theilen; und die Erfahrung hat beſtätigt, daß dieſelben in keinem Falle, wo man ſich dieſes Indigs zu bedienen genöthigt iſt, für ſich allein anzuwenden ſeyn. Andere haben geglaubt, aus dem Waid eine Farbe zuwege zu bringen, welche in der Färberey eben das ausrichten würde, was der Indig bewerkſtelliget, wenn man nähmlich mit dem Waidkraute eben ſo, wie mit dem Anil, bey Verfertigung des Indigs, verführe. Aſtrüc hat ſchon vor 40 Jahren in der Naturgeſchichte von Languedoc, dieſen Vorſchlag gethan; und ich zweifle nicht, daß man denſelben in Frankreich auszuführen geſucht habe; allein, es iſt gar wohl bekannt, daß man in Frankreich, noch bis dieſe Stun-

de,

den Indig aus den Colonien in Amerika kommen lässet.

Endlich hat der Indig auch diese besondere Eigenschaft, daß man ihn so wohl auf leinenen und wollenen, als auch auf seidenen Zeug setzen kann, welches sich mit dem Waid nicht thun lässet, indem derselbe nur zu wollenen Zeugen gebraucht werden kann; und dieses ist ein hinlänglicher Beweis, daß die aus dem Waid gezogene, oder auf eine andere Art verfertigte, blaue Farbe, wie ich bereits gesagt habe, gleichfalls diese Eigenschaft behalten, und sich daher von einem wahren Indig gar merklich unterscheiden werde.

Daß, wie ich oben erwähnt habe, der Indig sich in sehr vielen Stücken von allen übrigen bekannten blauen Farben unterscheide, beweisen diejenigen Versuche, welche man in der Färbekunst mit denselben angestellt. Sowohl die Beschaffenheit des bey den Färbern hierzu gebräuchlichen Gefäßes, welches sie die Küpe nennen, als auch die Art und Weise in demselben vermittelst des Indigs, des Waids, und anderer hierzu nöthigen Stücke, die gewöhnliche blaue Farbe im Großen anzusetzen, ist im V Th. a. ang. O. beschrieben worden. Folgender Versuch, welcher alles dasjenige im Kleinen enthält, was man bey dem Färben in der Küpe zu beobachten hat, wird hinlänglich seyn, die Eigenschaften eines guten und wahren Indigs anzuzeigen, und denselben von allen übrigen Farben zu unterscheiden. Man verfährt hierbey folgender Maßen.

Erstlich gießt man ungefähr 10 bis 12 Quart Wasser in einen Topf, welcher eine gute Hand breit mit Asche ausgeschüttet werden muß, und lässet das Wasser bey gelindem Feuer heiß werden. Hierauf wirft man 2½ Loth Färberröthe, eine Hand voll Weitzenkleyen, und 6 Loth calcinirte Pottasche in das Wasser, rührt alles wohl unter einander, und lässet es eine Viertelstunde kochen, worauf man das Feuer wegnimmt, und etwas kaltes

Was-

Wasser zu der in dem Topfe befindlichen Lauge gie
damit der Sud sich ablösche, und die in dem W
vorhandene Färberröthe und Kleye zu Boden
Wenn dieses erfolgt ist, und die Lauge ungefähr ½ G
de gestanden hat, thut man 2 Loth fein geriebenen
dig hinein. Will man zugleich mit Waid, wie die
ber bey dem Ansetzen ihrer Küpe gewohnt sind, fär
so muß man noch über dieß 6 oder 8 Loth Waid
tzen. Hierauf lässet man diese zusammen gesetzte
be, wenn man sie vorher recht unter einander ge
hat, ungefähr 1 Stunde lang ruhig stehen. Be
man nach dem Verlaufe dieser Zeit, daß sich obe
derselben ein blauer Schaum zeigt, welches die F
bey ihrer Küpe ankommen nennen, so setzt man,
man sich nebst dem Indig zugleich des Waids be
etwas gelöschten Kalk hinzu; ist aber die Farbe
nicht angekommen, so rührt man dieselbe wohl
einander, und lässet sie abermahl eine Stunde s
Zeigt sich der gemeldete blaue Schaum, so setz
den Kalk zu; ist sie aber noch nicht angekomme
macht man den Sud wieder warm, da sie denn
iglich gleich ankommt, worauf man den Kalk
Alles dieses hat man ebenfalls zu beobachten,
man den Versuch nur mit Indig anstellt, nur daß
in diesem Falle keinen Kalk zusetzen darf. Wenn
sagter Maßen, die Farbe angekommen ist, lässet
sie noch eine Zeitlang stehen, und legt alsdann den
benen und wollenen Zeug, den man färben will, h
lässet es eine Viertelstunde darin liegen, und wäsch
endlich wohl aus.

Wem dieser Versuch, welcher eigentlich zeigt, wie
der Indig sich in der Küpe verhält, zu beschwerlich
scheint, der kann die Güte desselben auf folgende Art
ausfündig machen. Man nimmt 1 Loth Indig,
6 Loth Vitriolöhl und 1 Loth wohl geriebenen guten
Kobalt. Dieses alles lässet man in einem geräumigen
Glas-

[illegible] 16 Stunden lang stehen. Hierauf lässet man 6 Quart Wasser in einem Topfe warm werden, rühret die in dem Kalber befindlichen Species zu denselben, und rühret alles wohl unter einander. Wenn sich alles vermischt hat, und die gehörige blaue Farbe zum Vorschein kommt, legt man den seidenen und wollenen Zeug, den man zur Probe färben will, hinein, lässet ihn ungefähr ½ Stunde darin liegen, und wäscht ihn hernach in lauem Wasser wohl aus. Uebrigens kann man bey dem ersten sowohl, als auch bey diesem andern Versuche zu beobachten, daß man den Zeug, welchen man färben will, vorher mit lauem Wasser auswäsche, und hernach wohl ausringe, ehe man ihn in den Topf legt, damit derselbe eine gleiche Farbe annehme.

Wenn man nun von der Güte des zu diesen Versuchen angewendeten Indigs ein Urtheil fällen will, so ruhen die Kennzeichen desselben nicht nur auf der Schönheit der erlangten Farbe, sondern man muß auch zugleich beobachten, ob der seidene Zeug eben die schöne und hohe Farbe angenommen habe, die man bey dem wollenen beobachtet; ingleichem, ob die Farbe sich in kaltem Proben rein ausfarben lässet, dergestalt, daß nichts als das hierzu genommene Wasser übrig bleibt. Diese drey Stücke geben nicht nur die Eigenschaften eines guten und geringen Indigs zu erkennen, sondern sie unterscheiden auch den wahren Indig von allen übrigen zur Zeit bekannten blauen Farben.

Sollte man daher eine blaue Farbe ausfündig machen, welche in diesen angeführten Versuchen die Stelle des Indigs verträte, so kann man versichert [illegible], daß dieselbe gleichfalls so wohl in der Küpe, als auch bey andern Arten mit Indig zu färben, an statt des Indigs gebrauchet werden könne, dessen Möglichkeit aber in Zweifel zu ziehen ist. Indessen will ich nicht in Abrede seyn, daß man nicht eine blaue Farbe, wel-

welche vielleicht in der Färbekunst dem bekannten
noch vorzuziehen, und in einigen Stücken mit d
dig zu vergleichen wäre, ausfindig machen kön
mahl wenn man, zu dieser Absicht, verschieden
tabilien erwählte, und mit denselben eben so, w
der Zubereitung des Indigs, oder des Waids, v
re. Wenigstens hat man sich auf diesem W
man sein Unternehmen auf bereits bekannte
Fälle gründet, mehrere Vortheile zu versprech
wenn man sich bemühen wollte, aus verschiedenen
neralien dergleichen Farbe zuwege zu bringen,
dieß bekannt ist, daß solche Farben zwar wo
Arbeit der Mahler, die wenigsten derselben
Färbekunst genutzet werden können, indem sie
so gut, wie diejenigen, welche aus den Pflanz
reitet werden, mit den wollenen, leinenen und
Zeugen, wegen ihrer gröbern Theile, verbinden
folglich denselben keine reine, schöne und gleich
mittheilen.

Nach Anzeige des 5 Th. des Nouvelliste
litten a. d. J. 1755, S. 101, f. soll ein fra
Wundarzt auf der Insel Martinique, Mah
Saint-Pée, daselbst eine ganz neue Pflanze
ben, woraus er einen eben so schönen Indig,
dem bisher gewöhnlichen Anil, zu bereiten
hat. Diese neue Pflanze soll weder von den
noch von starkem Regen, Schaden nehmen,
beyde Stücke die Haupt-Unglücksfälle des bis
Anils gewesen sind. Es sollen auch verschiedene
Colonisten auf gedachter Insel diesen neuen Indig
bauen, und mit dem glücklichsten Erfolge zu
angefangen haben. Vermuthlich ist diese neue
Pflanze die Saphore, oder von einigen Kaufleuten
genannte Sappore. In Süd-Carolina hat der
Ueser Pflanze, seit 1 oder 2 Jahren, solchen Fort
gewonnen, daß die Stadt Charlestown allein von
Col

Colonie 200000 Pf. Indig von dieſer Pflanze nach England geliefert hat. Gleichwie nun auch ſchon in mehrern andern warmen Ländern und Provinzen eine einträgliche Plantage angeleget worden iſt, ſo wäre zu wünſchen, daß ausgemacht würde, ob nicht auch dieſe Indigpflanze kein gar zu zärtliches und weiches Gewächs ſey, und unter einem kälteru Klima, nähnlich in Europa, und gar in Deutſchland, gerathen wolle, oder zum Anbau zu bringen wäre.

Da der Anil bey dem Trocknen eine bläuliche Farbe annimmt, und auch die Blumen des kleinen Hornklees, oder kleinen Schotenklees, Lotus cornicularus, und des Wundkrautes, Anthyllis vulneraria, dergleichen Farbe im trocknen Zuſtande annehmen, ſo äuſſert Hr. v. Linné die Muthmaßung, ob nicht vielleicht auch aus dieſen eben dergleichen ſchöne blaue Farbe zu erlangen ſeyn dürfte.

Hr. Graf v. Bielke meldet, in den Abhandl. der Kön. ſchwed. Acad. d. Wiſſ., daß die Erbſen aus den Schoten eines ſibiriſchen oder tatariſchen Staudengewächſes, der ſibiriſche Erbſenbaum, Aſpalat s oder Caragana genannt, (ſ. Th. I, S. 196, fgg.) bey Verfertigung des Indigs ſehr wohl zu gebrauchen wären. Sollte ſich dieſes alſo verhalten, ſo wäre es eine herrliche Erfindung, indem dieſe Pflanze ſich in Deutſchland aus Samen, Wurzeln und Zweigen ſtark vermehrt, eine anſehnliche Staude macht, die Strenge der Witterung aushält, und keine beſondere Cultur erfordert.

In den nördlichen Gegenden von Sina wird die Persicaria foliis ouatis glabris, welche Steph. Kraſcheninnikow im 1 Th. der Nov. Comment. Acad. Sc. Imp. Petrop. 1750, 4. S. 373, fgg. beſchrieben hat, bey Verfertigung des Indigs gebraucht.

Wie aus den ſchwarzen Beeren des Hartriegels, Ligustrum vulgare L. eine Farbe, welche mit dem

Indig eine sehr starke Aehnlichkeit hat, zu bereiten
wird im Art Kainweide vorkommen.

Der nachgekünstelte Indig von gestoßenen U
rhenäpfeln, oder von der Scherwolle von blauem
che, mit Kalk und Urin, ist wohl der schlechteste.

Ausser dem Färben, gebraucht man den Indig a
zur Mahlerey, und zwar nimmt man dazu den
blauen am liebsten. Die Farbe, welche der In
bey der Mahlerey gibt, wenn man ihn unvermi
und allein gebraucht, ist, natürlicher Weise,
schwarz, weil sein Blau sehr dunkel und stur
Daher pflegen die Mahler denselben mit weiser
abzureiben, um ein schönes Blau dadurch zu er
Will man eine grüne Farbe haben, so reibt
mit Operment ab. Bey Wasserfarben braucht
ihn zum Blaßgrauen und zu Landschaften. Er
lange mit Branntwein gerieben, und mit
Wasser angemacht werden. Einige rathen,
ihn mit Urin abzureiben. Vor Erfindung des
Blau bediente man sich des Indigs auch in der
Mahlerey, und lasserte ihn mit Ultramarin; jet
muß er dem berliner Blau weichen, weil er,
trocken wird, seine beste Kraft verliert, und
Wie aus Indig eine schöne gelbe Tinte zu
igen sey, werde ich im Art. Tinte beschreiben.

Auch in Ansehung des medicinischen Gebrau
ist der Anil bey den Indianern und Portugiesen in
hohem Werthe; denn er dient zu den Wunden,
nigt und trocknet die alten Schäden, wenn er
eingestreuet wird; man bindet ihn auch
Kopfweh auf die Stirn. Die abgekochten
in der Kolik, welche von dem Nierenstein
nützlich seyn, und ein Brey umschlag aus den
verfertigt, und auf den Unterleib gelegt, den
ten Abgang des Urins wieder herstellen. Einige

en auch den Indig als ein anhaltendes Mittel gegen Bauchflüſſe und den allzu ſtarken Abgang der Kindbetterinnen Reinigung, ingleichem in der Gelbſucht heilſam, befunden haben.

Im 1 Th. des 50 B. der Philoſ. Tranſact. a. d. J. 1757, Art. 36, S. 296, erzählt Heinr. Baker einige zu Charlestown in Süd-Carolina beobachtete Wirkungen der Opuntiafrucht und der Indigpflanze, wodurch der Urin und die Milch bey Menſchen, und von letzterer bey Kühen, ſind gefärbt worden. Kühe ähnlich, die auf einem Indigfelde gehütet waren, gaben Milch, deren Rahm oder obere Haut ein ſchönes Blau hatte, und gleichſam aus einem Mittelpuncte farbige Strahlen ſchoß, woraus Bäter ſchließt, daß der öhlige Theil der Pflanze vielleicht dieſe hervor bringen möge. Unterwärts war die Milch klar und weiß, wie gewöhnlich.

Indigblau, ſ. oben, S. 547.

Indig-Raupe, ſ. oben, S. 666.

Indig-Pflanze, ſ. oben, S. 549.

Indig-Raupe, ſ. oben, S. 590, ſgg.

Indig-Wanze, ſ. oben, S. 592, f.

Indigenat, aus dem Lat. indigenatus, die Eigenſchaft, da jemand in einem Lande geboren, in demſelben einheimiſch iſt, und das Recht, welches ihm aus dieſer Eigenſchaft zufließt.

Von Ertheilung des Indigenates, oder von der Naturaliſirung, wenn ein Ausländer das Recht eines Eingebornen bekommt, und dadurch aller Freyheiten eines im Lande gebornen Bürgers, oder Edelmannes, fähig gemacht wird, welches in andern Ländern das Incolat, oder Incolatrecht, heißt, ſ. oben, S. 499, ſgg.

Indigorerie, ſ. oben, S. 573.

Indoſſament, Indoſſant, Indoſſat, Indoſſirung, ſ. das Folgende.

Indoſſiren, oder Endoſſiren, L. indoſſare, Fr. en-
doſſer deutſch übertragen, oder überweiſen, heißt
in Handlungs- und Wechſel-Sachen, einen Wech-
transportiren, d. h. wenn der Inhaber eines W-
ſels demſelben eine kurze Schrift hinzu füget, wodu-
die Macht und Gewalt, denſelben beyzutreiben, a-
jemand anders gebracht wird. Insgemein aber wi-
es in Wechſelſachen auf den Fall geſagt, wenn der-
nige, dem ein Wechſel zu gute geſtellet iſt, ſolchen a-
einen andern überträgt und bezahlen läſſet, und in di-
ſer Abſicht die Ueberweiſung auf den Rücken oder d-
linke Seite des Wechſels, ungefähr mit ſolchen Fo-
malien: Inhalt dieſes zahle der Herr für mich, e-
N. N. es ſoll mir valediren (validiren, valuir-
oder: es ſoll mir gute Zahlung ſeyn, ſetzt. Di-
kurze Schrift, wodurch die Macht und Gewalt, d-
Wechſel beyzutreiben, auf einen Andern gebracht wi-
oder wodurch die Macht und Gewalt eines Wechſ-
den ich in Händen habe, von mir einem Andern, um d-
ſelben beyzutreiben, völlig übergeben wird, wird die In-
doſſirung, oder das Indoſſament, L. Indoſſamen-
tum, oder Inductio, Fr. Endoſſement, genannt;
gleichwie derjenige, welcher ſeinen in Händen habe-
den Wechſel einem Andern indoſſiret, oder ihn beyz-
treiben überträgt, der Indoſſant, L. Indoſſans lit-
rarum cambialium, Fr. Donneur d'ordre, oder En-
doſſeur; und derjenige, an den ein Wechſelbrief in-
doſſiret worden, oder der einen Wechſelbrief von ei-
nem Andern übernimmt, um ſolchen beyzutreiben, der
Indoſſat, L. Indoſſatus litterarum cambialium, oder
Indoſſatarius, heißt. Endlich der Wechſelbrief ſelbſt,
welcher indoſſiret worden, oder von einem auf den an-
dern übertragen iſt, wird ein indoſſirter Wechſel-
Brief genennet. Alle dieſe Wörter: Indoſſiren,
Indoſſament ꝛc. haben ihren Urſprung von dem ita-
liäniſchen Worte Indoſſo, welches ſo viel als auf dem
Rücken

Rücken (in dorſo) bedeutet, weil nähmlich ein Indoſſament auf den Rücken, oder auf die linke Seite des Wechſels geſchrieben wird. Ein Mehreres von dieſer Materie wird im Art. Wechſelbrief vorkommen.

Indoſtan, Hindoſtan, und, wie es in Anſehung ſeines Beherrſchers ſonſt auch genannt wird, **das Reich des großen Mogols oder Moguls, das mogoliſche** oder **moguliſche Reich,** und **Mogoliſtan,** Lat. imperium magni Mogolis, Fr. l'Indoſtan, oder l'Indouſtan, l'Empire du Mogol, oder ſchlechtweg le Mogol, iſt ein großes Land in Aſien, und ein Theil von Indien, dem es eigentlich den Nahmen gibt. Gegen Norden wird es durch das Gebirge Imaus von der großen Tatarey geſchieden; gegen Morgen gränzt es an das Königreich Ava oder Aracan; gegen Mittag an den Golfo des Gangea, und an die Halbinſel Malabar und Coromandel; gegen Abend an Perſien, und zwar an die Provinz Candahar. Die Größe beträgt von Süden gegen Norden 240, und von Oſten gegen Weſten auf 300 deutſche Meilen. Dieſes weitläuftige Reich, welches den großen Mogol zum Beherrſcher hat, wird in verſchiedene Provinzen, deren über 40 ſind, und davon verſchiedene den Titel eines Königreiches führen, eingetheilet. Die vornehmſten ſind Agra, Dehly, Pengab oder Lahor, Guzarate mit der Halbinſel Cambaya, und Bengala. Unter den vielen Städten, welche ſich in dieſem Reiche befinden, verdienen hauptſächlich Agra, Surate, Amadabat, Bengala, Daman, Bacaim, Diu, Baroche, Boritſchia, Biſanagar, Pettan, Kaſembazar, Ongly und Satagan, angemerket zu werden. Von dieſen Reichen haben: 1. Der perſiſche Schach, ſeit 1739: Cabul, Multan, und ein Stück vom Königreiche Tata; ſind. 2. Die Portugieſen, die Stadt Diu in Guzarate; 3. die Engländer, einige Factoreyen; als: zu Amadabat und Surate in Guzarate; zu Calecutta, Kaſembazar,

Charnagur und Maldo in Bengala; in erſtern [illegible] haben ſie das Fort William und den einträglichen [illegible] 4. Ueberhaupt hat die engliſche oſtindiſche Compag durch den Lord Clive ſehr einigen Jahren ſo viel L gewonnen, daß ſie jährlich über 7 Millionen Pf Einkünfte ſteht. 5. Die Holländer haben Factore zu Agra, Surate, Chinchura nahe bey Dugli, a auch zu Kaſembazar und Maldo.

Von den Gewäſſern ſind vor andern zu merken: 1. Drey Meerbuſen, als: a. der guzaratiſche oder in diſche, b. der cambayiſche, und c. der bengaliſche 2. Drey Flüſſe, als: a. der Indus oder Send, welcher ſich durch verſchiedene Mündungen in den guzaratiſchen Meerbuſen ergieſſe; b. der Ganges, welcher ſich mit zwey Armen bey Chatigan und Chandernagor in den bengaliſchen Meerbuſen ſtürzt; und c. der Jemini, oder Jemna, welcher durch Dehly und Agra fließt, und in den Ganges fällt.

Der Boden iſt gegen Norden gebirgig und ſandig, und alſo nicht ſo fruchtbar, als gegen Süden, wo derſelbe mehrentheils eben und mit ſchönen Flüſſen durchwäſſert iſt. Gegen Weſten, Norden und Oſten iſt das Land von langen Reihen Gebirge von erſtaunender Höhe, deren Gipfel mit Schnee bedeckt ſind, umgeben, welche von wilden und verwegenen Nationen, als: den Mogamen, Padtanen und Balluchiern, bewohnet werden. Der nördliche Theil wird Kandel oder Imag, ſonſt Imaus, genannt. Die Halbinſel Cambaya hat das Vorgebirge Jaquette.

Die Witterung und Luft iſt gegen Norden etwas kalt, gegen Süden heiß und ein faſt beſtändiger Sommer. Die Winde gehen meiſtentheils ſehr ordentlich; 6 Monathe wehen ſie von Süden, und 6 von Norden. Von der Mitte des Jun. bis zur Mitte des Sept. fällt von Surate bis Agra ein faſt beſtändiger Regen,

in

in den übrigen 9 Monaten aber wird die Luft durch einen erquickenden Thau abgekühlet.

Einige Länder ſind unfruchtbar, andere hingegen fruchtbar; ja einige ſind es dermaßen, daß ſie an Fruchtbarkeit Aegypten übertreffen, und zwar nicht allein in Anſehung der zum Leben nothwendigen Dinge, ſondern auch in Anſehung einer großen Menge Waaren, wovon man in Aegypten gar nichts weiß. Die Naturproducte, welche Indoſtan hervor bringt, ſind 1. aus dem Gewächsreiche, nicht allein Reis, Weitzen, Gerſte, Haſer, Erbſen, Linſen, Bohnen, Hirſe, und Zuckerrohr in großer Menge, ſondern auch viel Cocosnüſſe, Feigen von verſchiedener Art, Seſaf, Hanf, Anieß, Baumwolle, Narden, Anil, Opium, Ingber, Zimmetrinde, Pfeffer, indianiſches Rohr, allerley Bau- Zimmer- Färbe- Arzeney- und wohlriechendes Holz, inſonderheit Adies- Sapan- Sandel- Aloe- Roſen- Calambar- und Caliatour-Holz, Pech, Harz, und andere Spezerey- Droguerey- und Arzeney-Waaren. 2. Die zahmen und wilden Thiere, welche Indoſtan hat, ſind: Ochſen, Schweine, Schafe, Ziegen, Rhinoceros, Tieger, Affen, Meerkatzen, Zibethkatzen, Biſamthiere und Schildkröten, (welche letztere in dieſem Lande oft ſo groß ſind, daß ein Mann eine allein nicht tragen kann,) indianiſche Hühner, Papageyen, Pfauen, Fledermäuſe, (welche letztere ſo groß ſind als ein Huhn, und von den Einwohnern gegeſſen werden,) Krokodille, Schlangen, Scorpionen, ſehr große Ameiſen, und Seidenwürmer, welche die köſtlichſte Seide in überaus großer Menge geben. 3. Von Mineralien findet man daſelbſt Gold, Silber, Eiſen, Stahl, die köſtlichſten Diamanten, Rubinen, Schmaragde, Sapphire, Hyacinthe, Chryſolithen, Amethyſten, Carneole, Topaſe, Granaten, Onyxe, Jaſpiſſe, Achate, Marmor, Blutſtein, Ambra, Salpeter ꝛc.

Die Einwohner ſind von Olivenfarbe, und haben ſchwarze glatte Haare. Zum Reiten und Fahren bedienen ſie ſich mehrentheils der Ochſen, welche eben ſo ſchnell laufen, als unſere Pferde. Die Hinduer, als die alten Einwohner, ſind am zahlreichſten. Deren 4 Stämme ſind: 1. Brahmanen, d. i. Geſetzgeber oder Prieſter. 2. Die Rajahen, d. i. Kriegsleute oder Adelige. 3. Banyanen oder Schutteris, d. i. Kauf- und Handelsleute, und 4. die Wiſen, d. i. das gemeine Volk. Die Brahmanen oder Braminen und Schutteris glauben die Seelenwanderung, und eſſen daher kein Fleiſch, ſondern Gewächſe, Milchſpeiſe, Früchte und ſüße Speiſen. Sie können nicht leiden, daß einem Thiere oder Wurme etwas zu Leide geſchieht, daher ſie zu Amadabat ein großes Hoſpital für Kühe, Pferde, Ziegen, Hunde, und andere kranke Creaturen haben. Ihre Todten verbrennen die Hinduer, die hinterlaſſenen Weiber laſſen ſich zugleich mit den verſtorbenen Männern lebendig verbrennen. Von den Heurath- und Hochzeit-Gebräuchen in Indoſtan, ſ. Th. XXIII, S. 368.

Die Sprache iſt mit der perſiſchen und arabiſchen verwandt. Indeſſen wird die perſiſche bey Hofe, und die arabiſche unter den Gelehrten geſprochen.

Die Religion der Moguln, Awganen und Paktanen, iſt die muhamedaniſche, von der Secte Sonni, welcher die Türken zugethan ſind. Die Hinduer oder Indianer und Parſi, ſind Heiden. Ihr Geſetzbuch oder göttliche Offenbarung heißt Vedam, von 4 Büchern, welche mit den 5 Büchern Moſis eine faſt ähnliche Einrichtung haben. Sie halten den Fluß Ganges heilig; daher ſie die vornehmſten Tempel (Pagoden) an denſelben gebauet haben, und im Fluſſe ſich öfters reinigen. Chriſten ſind hin und wieder. Die Mönche der mongaliſchen Muhamedaner ſind entweder Derviſche oder Fakiren. Letztere ſind Bettelmönche,

ſche, welche nichts anhaben als nur ihre Blöße zu bedecken. In Bengalen werden allein 20000 gezählt.

Was die Gelehrſamkeit betrifft, ſo iſt die Aſtrologie der Indianer vornehmſtes Geſchäft. In der Stadt Bennares in Bengalen, am Fluſſe Ganges, und zu Tata ſind hohe Schulen, wo die Jugend inſonderheit in der Theologie, Philoſophie und Politik unterrichtet wird.

Da dieſes Land, und die meiſten Königreiche, aus denen es beſteht, ſtark bevölkert iſt, ſo gibt es daſelbſt verſchiedene Provinzen und Städte, deren Einwohner, ungeachtet ſie ihrer Gemüthsbeſchaffenheit nach faul ſind, ſich theils aus Noth, theils aus andern Urſachen, auf Künſte und Manufacturen legen. Inſonderheit werden daſelbſt ſchöne Tapezereyen, Brocate, geſtickte Sachen von Gold und Silber, allerley andere ſeidene und baumwollene, theils weiße, theils gefärbte Gewebe von verſchiedener Feine, vom Segel-Tuch an bis auf die feinſten Mouſſeline, ingleichem Baſſetas, Zitze ꝛc. ferner ſehr feines, und inſonderheit das allerfeinſte geſponnene baumwollene Garn, verfertiget. Ueber dieß machen auch die Künſtler in Indoſtan verſchiedene ſaubere Goldſchmid-Juwelier- wie auch ſchöne Lackier- und ausgelegte Arbeit von Perlmutter und Schildkröten, und verſtehen das Kryſtall- und Edelſtein-Schneiden, ſo gut als die Europäer, wie es denn ihnen auch an Mahlern und Drechslern nicht fehlt. Das Lederbereiten verſtehen ſie ungemein gut, und ihre Weiber haben im Nähen und Sticken vor vielen andern Nationen vieles voraus. In verſchiedenen Königreichen, vornehmlich in Agra, Golconda, Bengala und Brampour, wird auch viel Indig bereitet; anderer weniger erheblicher Manufacturen nicht zu gedenken.

Was die Handlung nach Indoſtan betrifft, ſo könnte dieſes weitläuftige Reich, da es an allem dem-

jenis

jenigen, was zur Bequemlichkeit des Lebens gehört, ſo fruchtbar iſt, die Handlung mit auswärtigen Nationen gar wohl entbehren; allein, da die meiſten Einwohner dieſes Landes, und vornehmlich diejenigen in Bengalen ꝛc. welche man Banjanen nennet, zur Handlung ſehr geneigt ſind und ſich ungemein gut darauf verſtehen, wie ſie denn auch die Mittelsperſonen und Agenten im Handel ſind, und ſich als Dolmetſcher, Buchhalter, Mäkler, Commiſſionäre ꝛc. gebrauchen laſſen, ſo wird in dieſem Königreiche, ſonderlich auf den Küſten deſſelben, ein ſehr ſtarker Handel von den Ausländern, inſonderheit von den Holländern, Engländern, Portugieſen, Sineſern, Perſern und usbeckiſchen Tatarn getrieben, welche dasjenige dahin bringen, was den Indoſtanern in ihrem Lande noch fehlt. Dieſes ſind nun: 1. verſchiedene Spezereyen, Leder, Elephanten und einige andere Waaren, welche die Holländer aus Japan, Sina und den moluckiſchen Inſeln hohlen, oder mit den Schiffen, die aus Europa nach Batavia gehen, bekommen, und nach Indoſtan überbringen. 2. Zinn und allerley Tücher, welche ihnen von den Engländern gebracht werden. 3. Scharlach aus der Gobelins-Färberey zu Paris, welches einen Theil der Ladung der Franzoſen ausmacht. 4. Verſchiedene ſineſiſche Waaren, welche die Sineſer dahin bringen. 5. Pferde, welche die Perſer und die usbeckiſchen Tatarn ihnen zuführen. Hauptſächlich aber wird von allen dieſen Nationen, 6. ſowohl gemünztes als auch ungemünztes Gold und Silber dahin gebracht, welches, wenn es einmahl dahin gekommen iſt, von da, wenigſtens unverarbeitet, nicht wieder heraus kommt; wie denn, wofern man dem berühmten Bernier (*) glauben darf, dieſes Reich ein Ab-

(*) Voyages de *François Bernier*, contenant la deſcription des Etats du grand Mogol, de l'Hindouſtan, du royaume de Kachemire, où il eſt traité des richeſſes, des forces, de la juſtice, & des cau-

„Abgrund faſt aller Schätze iſt, welche Amerika und der übrige Theil des ganzen bekannten Erdkreiſes liefert. „Alles mexikaniſche Silber,“ ſpricht er: „und „alles Gold von Peru, nachdem es eine Zeitlang in „Europa und Aſien circuliert hat, langet endlich in „dem Reiche des Mogols an, von wannen das wenige „ſie wieder heraus kommt, weil die Ausfuhre des Goldes und Silbers, wenn es nicht etwann in Stoffen, „Tapeten und Goldſchmid- oder Juwelier-Arbeit, „oder ſonſt in den Fabriken und Manufacturen verarbeitet iſt, ſcharf verbothen iſt. Man weiß, daß ein „Theil des amerikaniſchen Goldes und Silbers nach „der Türkey kommt, um die Kaufmannswaaren, welche man von daher erhält, damit zu bezahlen. Aus „der Türkey kommt es über Smyrna nach Perſien, „für Seide und andere Waaren. Aus Perſien geht „es über Mocha, Babelmandel, Baſſora und Bender-Abaſſi, nach Indoſtan. Sonſt kommt auch „viel Gold und Silber unmittelbar aus Europa nach „Oſt-Indien in das mogoliſche Reich, inſonderheit „durch die Handlung mit den Holländern, Engländern, Portugieſen und Franzoſen, als welche alles „Geld, welches ſie aus Europa bekommen, dahin „ſchaffen. Ueber dieß bringen die Holländer faſt alles „Geld, welches ſie aus Japan und Sina ziehen, in „das Gebieth des Mogols. Man findet ſeine Rechnung dabey, das Geld da zu laſſen, und Waaren dagegen zu nehmen. Das mogoliſche Reich, wie herr-

„lich

cauſes principales de la decadence des Etats de l'Aſie, & de pluſieurs evénemens conſiderables; & où l'on voit, comment l'or & l'argent, après avoir circulé dans le monde, paſſent dans l'Hindouſtan, d'où ils ne reviennent plus. Le tout enrichi de cartes & de figg. en 2 Tomes. à Paris, 1670. 1671. à Amſt. 1699. 12. 1710. 8. 1724.

Engl. überſ. u. d. T. Memoirs of Mr. *Bernier*, concerning the empire of the G. Mogol; engliſh'd out of french. Lond. 1672. 8.

„lich und fruchtbar es auch ſeyn mag, erhält zwar, „bereits erwähnter Maßen, von einigen andern euro„päiſchen und aſiatiſchen Nationen allerley Sachen „und Bedürfniſſe, gemeiniglich aber nehmen die „Handwerksleute gegen alle dieſe Sachen andere Waa„ren, womit ſie ihre ausgeleerte Schiffe wieder bela„den. Alſo findet der gröſte Theil des Goldes und „Silbers in der Welt tauſend Wege und Canäle, wo„durch es in das Reich des großen Mogols fließen „kann, hat aber wenig Wege, wieder aus demſelben „zu kommen.“ Da Bernier das Laſter ſo vieler Reiſebeſchreiber nicht an ſich hat, und die Vortheile des mogoliſchen Reiches, wo er ſich ziemlich lange aufgehalten hat, nicht vergrößert, ſo darf man eben nicht glauben, daß er hierunter zu viel geſagt habe. Wenigſtens iſt dieſes gewiß, daß die Menge gemünzten und ungemünzten Goldes und Silbers, welche jährlich aus fremden Ländern nach Indoſtan geht, erſtaunlich groß iſt, und daß ſehr wenig wieder heraus kommt. Um ſich von der Handlung nach Indoſtan einen vollſtändigern Begriff machen zu können, werde ich einige die Handlung von Guzarate, Cambaya, Surate, Daman und Dia, betreffende Nachrichten hier anführen.

Guzurate, (Guzerat, Gutſcherat, Guſeran, Guſurate,) die Halbinſel zwiſchen Malabar und dem Fluſſe Indus, iſt ſeit 1565 eine Provinz des mogoliſchen Reiches, und das angenehmſte Königreich in Indoſtan. Ihre Einwohner werden für die geſchickteſten Kaufleute von Indien gehalten. Dieſes Land iſt durch die Handlung dermaßen in Aufnehmen gekommen, daß es über 30 herrliche Handelsſtädte hat. Es iſt auch, unter allen Königreichen in Indoſtan, keines, welches anſehnlichere Seehäfen hätte, und wo gröſſere Handlung getrieben würde, als in Guzurate. Es iſt faſt ganz mit der See umgeben, indem es eine Halbinſel

macht, welche zwiſchen dem Meerbuſen des Indus und von Cambaya hervor geht, und über 120 Meilen in den Küſten enthält. In dieſem Raume liegen die zwo Städte, Cambaya und Surate, von welchen ich hernach ſprechen werde. Die Portugieſen haben lange Zeit allein die ganze Handlung in dieſem Königreiche getrieben, von welcher ſie ſich durch die Feſtungen, die ſie zu Daman, Diu und Goa angeleget haben, und die ſie auch noch wirklich beſitzen, zum Meiſter gemacht hatten; weil aber ihre Macht daſelbſt nicht mehr ſo fürchterlich iſt, ſo kann ſie nicht verhindern, daß jetzt dieſe Handlung nicht allen europäiſchen und orientaliſchen Nationen offen ſeyn ſollte, welche alle Jahre ihre Schiffe nach Surate ſchicken, wo ſeit länger, als 50 Jahren, die ganze Handlung von Guzurate gleichſam vereinigt iſt, obgleich auch beſtändig zu Cambaya, Brochia, Brodera und Serquiſſe (Sirches), wo die Engländer und Holländer Comtoirs haben, eine ſehr anſehnliche Handlung getrieben wird. Als die Portugieſen Meiſter von der Handlung in Guzurate waren, brachten ſie ganz allein Zinn, Zinnober, allerley Sorten von Tüchern, Elfenbein, Sandelholz, Pfeffer, Cardamomen, Nelken, Porzellan, chineſiſche Zeuge, und goldene und ſilberne Gefäße dahin. Seit ihrem Verfall aber liefern verſchiedene Nationen den mogoliſchen Landen dieſe und viele andere Waaren; man ſieht in ihren Häfen und in ihren vornehmſten Städten nicht allein Franzoſen, Engländer, Holländer und Portugieſen, ſondern auch Juden, Türken, Perſer, Araber, und Kaufleute aus allen indianiſchen Städten, auſſer nur keine Chineſer und Japaner.

Die Stadt Cambaya, (Cambaja, Cambaye, oder Cambadia) in dem Königreiche Guzurate, iſt ihres Hafens und guten Handels wegen ſo berühmt, daß man ſie das indianiſche Cairo nennt; es wird nach ihr auch das Königreich Guzurate, Cambaya genannt.

Sie

Sie ſteht am Grunde eines Meerbuſens, (welchem ſie ihr den Nahmen führt, und ihr gegen Mittag liegt,) wo der Fluß Carari darein kommt, 16. Meilen von Brochia oder Boritſchia, und 30 von Surate. Der Hafen hat ſeines gleichen im ganzen Orient nicht; doch iſt die Ebbe zu gewiſſen Jahrszeiten allzu ſtark, daß die Schiffe zuweilen ſitzen bleiben. Die Handlung dieſer Stadt iſt ſehr beträchtlich, und gibt ſelbige darin leicht keiner andern etwas nach, auſſer nur Surate, der ſie es ſo gar ſelbſt noch zuvor thut, ehe leztere ſich den Verfall von Goa und den Ruin der Portugieſen zu Nutze machte. Die Engländer und Holländer haben hier Logen, wegen der Nähe von Surate, wo ſie ihr vornehmſtes Gewerbe in den Staaten des großen Mogols treiben, und wo ſie ein Comtoir haben, welches man als das zweyte von ihren Comtoirs in Indien anſehen kann. Die natürlichen Einwohner des Landes, inſonderheit die Banjanen (Banyanen, oder Benjanen,) welche ſich faſt insgeſammt der Handlung ergeben, ſind daſelbſt feiner und geſchickter, als irgend an einem andern Orte im Orient, aber auch verſchlagener und betrieglicher; inſonderheit haben ſie eine vorzügliche Kenntniß von den Edelſteinen. Die Handlung der Banjanen zu Cambaya iſt gemeiniglich auf Diu, Goa, Cochin, Achem, Batavia, Bantam, die Küſte von Coromandel, die von Bengala, Perſien, und das rothe Meer, gerichtet, wohin ſie Schiffe abſchicken, meiſtentheils aber mit holländiſchen Bothsleuten, welche ſie der Compagnie theuer genug abmiethen müſſen, indem die aus dem Lande im Seeweſen wenig erfahren ſind. Ob nun wohl die Verſendung ihrer Waaren an alle dieſe Oerter ein beträchtlicher Gegenſtand ihrer Handlung iſt, ſo iſt ſolches doch, in Vergleichung gegen diejenige, welche ſie mit den Fremden treiben, die alle Jahre zu Cambaya anlanden, für nichts zu achten, immaßen ſo leicht keine Nation in Indien

ſeyn

ſagt wird, von welcher man nicht ſo wohl, als aus Moſambique, Melinde, Arabien, und dem perſiſchen Meerbuſen, Kaufleute und Schiffe daſelbſt ſähe. Wie denn auch die Europäer zu jeder Mouſſonszeit eine Menge Schiffe dahin ſchicken, die aber gemeiniglich mehr mit Realen, Reichsthalern, Ducaten und Zechinen, als mit Waaren beladen ſind, weil Gold und Silber die beſte Ladung ſind, welche man für dieſe Küſte thun kann; die Spezereyen ausgenommen, welche die Einwohner von Cambaya ſo wenig, als die Guzurater, entbehren können. Die vornehmſten Waaren, welche man von Cambaya bekommt, ſind: ſehr feine Kattune, oder baumwollene Tücher von allen Arten, welche vollkommen gut fabricirt ſind, und die man nicht geringer, als die von der Küſte von Coromandel und von Bengala, ſchätzt, ob gleich die letztern in Indien und Europa in einem großen Rufe ſind; Canevaſſe, woraus man Segeltücher und Säcke macht; daneben vielerley Arten von ſeidenen Zeugen; Tulbandes oder Turbans, Gürtel, durchſichtige Zeuge oder Binden, womit die Weibsperſonen den Kopf und das Geſicht bedecken; Tapeten, Draps d'Or, Bettdecken von Seide und Baumwolle, ſo wohl geſteppte, als geſtickte; Zelte, Matratzen, Bettvorhänge, Cadels oder indianiſche Bettgeſtelle, Lehnſtühle, Bretſpiele, und ſonſt allerley Hausgeräth, wie man es in dieſen Ländern braucht; Indig, Salpeter, Borax, Kümmel, Ingber, Rhabarber, Mirabolanen, nebſt verſchiedenen andern Droguiſtereyen, Zucker, Oehl und Butter, ohne die mancherley Arten von Edelſteinen zu rechnen, welche entweder in Guzurate ſelbſt gefunden, oder von anderwärts dahin gebracht werden, womit den Banjanen, welche in einem von den drey großen Bazars (*) zu

(*) Bazar, Bazari, Bazaard, oder Baſar, iſt ein arabiſches Wort, und heißt ſo viel, als Kauf oder Tauſch der Waaren; in

zu Cambaya ihre Läden haben, ein ſehr einträgliches Gewerbe treiben, und bey welchen ſich die Europäer einen guten Profit machen können, wenn ſie gute Kenner davon, und gegen die Liſt und Kunſtgriffe der banjaniſchen Juwelier, wodurch ſie ſonſt gar leicht hintergangen werden können, wohl auf ihrer Hut ſind. Sie ſind in dieſem Stücke nicht weniger geſchickt, als in der Verfertigung ihrer Arbeit, beſonders von Achat, welche derjenigen, die in Europa gemacht wird, ſo wohl an Schönheit der Steine, als auch an Vollkommen-

in einem weitläuftigen Verſtande aber bedeutet es bey den Morgenländern insgemein einen Markt, und inſonderheit bey den Perſern eine ſehr große, breite, lange, und aus lauter Krangewölben und Kaufmannsläden beſtehende Straße. Einige ſind offene Plätze, wie die Märkte in Europa, und dienen zu gleichem Gebrauche; aber nur die geringſten und nöthigſten, und in großen Laſten beſtehenden Waaren daſelbſt zu verkaufen. Die andern aber ſind mit ſehr hohen und von gewiſſen Arten von Helmen oder Kuppeln (durch welche das Licht hinein fällt,) durchbrochenen Gewölben bedeckt. In dieſen letztern haben die Kaufleute, welche mit Edelſteinen, reichen Stoffen, Gold- und Silberarbeit, und andern dergleichen Waaren, handeln, ihre Läden. Bisweilen werden wohl gar die Sclaven daſelbſt verkaufen, wiewohl dieſer barbariſche Handel auch auf den offenen oder unbedeckten Bazars getrieben wird. Dieſe Benennung iſt auch bey allen oſtindiſchen Nationen ſo wohl, als bey denen in der Levante, gebräuchlich. Es bedeutet durchgängig in allen dieſen Ländern einen allgemeinen Ort, wo der Markt gehalten wird, ſo wohl die Victualien als auch andere Waaren zu verkaufen. Ein ſolcher Ort führt dieſen Nahmen, es mag nun ein freyer Platz, oder eine etwas breite Straße, und er mag auch bedeckt, oder nicht bedeckt, ſeyn; denn dieſes iſt nach den Oertern unterſchieden. Malacca war vormahls der General-Bazar in der indiſchen Handlung, nähmlich ehe die Portugieſen ihre Schiffahrt in dieſe Gegenden unternommen haben. Der Bazar oder Maidan zu Iſpahan iſt einer der ſchönſten Plätze von ganz Perſien, und übertrifft ſo gar alle die, welche man in Europa ſieht; ſeiner Koſtbarkeit unachtet aber muß man doch geſtehen, daß der Bazar zu Tauris der weitläuftigſte Platz iſt, welchen man nur kennen mag. Man hat auf demſelben öfters 30000 Mann in Schlachtordnung geſtellt. Er enthält über 1500 Kramläden. In letzterer Stadt nennt man den Edelſtein- und Juwelen-Bazar Kaiſerie, d. i. den königlichen Marktplatz. Siehe auch die Art. Maidan und Paſſer.

menheit der Arbeit, nichts nachgibt, und durch ganz Indien verführet wird. Ueberhaupt ſind die meiſten hierer Waaren, von welchen die Europäer die mehreſten einkaufen, gar nicht diejenigen, woraus ſie die Ladung ihrer nach Europa zurück gehenden Schiffe zuſammen ſetzen, ſondern ſie brauchen ſie nur, um dieſelben nach verſchiedenen Oertern in Indien zu bringen, und gegen andere Waaren, welche ſich für ſie ſchicken, zu vertauſchen. Dieſes kann man auch von den Korn- Hülſen- und andern Früchten, als: Weitzen, Reiß, Erbſen, Bohnen, Kichern, Hirſe, Gerſte, Pomeranzen, Limonien, Citronen, Mangoſtan und Cocosnüſſen, ſagen, wovon die Holländer unter andern alle Jahre eine anſehnliche Quantität wegnehmen, und wobey ſie groſſen Profit machen, da ſie ſolche an die Oerter, welche Mangel daran haben, führen. Dieſe Anmerkung kann auch zur Erläuterung über die Handlungsgeſchäfte der Holländer und anderer europäiſchen Nationen in ganz Oſt-Indien dienen. Die Holländer kommen erſt zu Ende des Septembers dahin, weil längſt der indianiſchen Küſte gegen Arabien zu, und inſonderheit in dem Meerbuſen von Cambaya, zu Anfange dieſes Monathes, wegen eines heftigen Weſtwindes, übel fortzukommen iſt, und weil bey demſelben ſich groſſe Gewölke aufziehen, die man Elephanten nennet, indem ſie eine ſolche Figur vorſtellen, da denn der Schiffbruch faſt unvermeidlich iſt.

Surate, Suratte, oder Surat, iſt die vornehmſte und berühmteſte unter allen Handelsſtädten in dem Reiche des groſſen Mogols, und zwar in dem Königreiche Guzurate, an dem in das perſiſche Meer ſich ergieſſenden Fluſſe Tapi, oder, wie Andere ſchreiben, Tapta, 6 Stunden von dem Eintritte dieſes Fluſſes in das Meer, unter dem 100 Grad der Länge, und dem 21 Gr. 40 Min. nördlicher Breite gelegen. Weil jetzt gedachter Fluß Tapta nicht bis an die Stadt für

große Schiffe ſchiffbar iſt, und nur leichte Fahrzeuge auf demſelben bis nach Surate kommen können, ſo werden alle Waaren der nach Surate handelnden Schiffe, entweder zu Swali, an der Mündung dieſes Fluſſes, oder auch an der 1 Stunde oberhalb Swali weiter nordwärts befindlichen Reede, bey den daſelbſt nahe an dem Meere befindlichen Niederlagen der europäiſchen Compagnien ausgeladen, und ſodann entweder in kleinen Schiffen, oder zu Lande auf Wägen und Karren, welche von Ochſen gezogen werden, nach Surate gebracht. Diejenigen Waaren, welche nicht für Surate, ſondern für die andern Comtoirs der europäiſchen Nationen beſtimmet ſind, werden in den vorher erwähnten, nur aus Bretern zuſammen geſchlagenen, Niederlagen der europäiſchen Compagnien ſo lange niedergeleget, bis die Zeit kommt, da ſie nach den andern Comtoirs abgeführet werden. Obengenanntes Swali, welches gewiſſer Maßen als der Hafen von Surate betrachtet werden kann, iſt eigentlich eine Art von einem Lager, welches auf einer Erdſpitze, oder einer halben Inſel, geſchlagen iſt, welche das Meer und die Mündung des Fluſſes Tapte machen, und welche ſehr bequem gelegen iſt, um daſelbſt einen Bazar oder Markt zu halten, auf welchem das Schiffvolk der auf der Reede liegenden Schiffe allerley Erfriſchungen findet, und wo ſich die an das Land gehenden Matroſen und Schiff-Soldaten ergetzen. Die Portugieſen nahmen dieſe Stadt im J. 1520 ein, und verwüſteten ſie. Da ſie aber ſchon damahls wegen ihrer Handlung ſehr berühmt war, wurde ſie bald wieder aufgebauet, indem alle indianiſche Nationen, welche dahin zu handeln gewohnt waren, ſich gleichſam vereinigten, ſie weit ſchöner, als ſie vorhin geweſen war, wieder her zu ſtellen. Es verging aber faſt noch ein ganzes Jahrhundert, ehe ſie das wurde, was ſie jetzt iſt, nähmlich der General-Stapel aller europäiſchen und oſtindianiſchen Waaren, welche

[illegible] derjenige Vortheil war, daß ſie, gleichſam zur Vergütung des ihr von den Portugieſen zugefügten Schadens, gezogen hat, als die Holländer in den indianiſchen Meeren erſchienen, den Portugieſen faſt alle ihre Plätze wegnahmen, und deren ganze Handlung zernich[illegible]. Seit dieſer Zeit ſorget auch der Mogol mit einer gleichen Wachſamkeit und Eiferſucht für die Erhaltung dieſes ſo wichtigen Platzes, deſſen Zölle ihm viele Millionen einbringen, daß er kein einziges fremdes Schiff weiter, als bis nach dieſer Stadt führenden Fluſſe leidet. Die Engländer haben daſelbſt ſchon im J. 1609, die Holländer 1616, und die Franzoſen erſt nach 1665, wo die franzöſiſchen Schiffe zum erſten Mahl nach Surate gekommen ſind, ihre Comtoire oder Logen angelegt. Der Franzoſen und Engländer ihre ſind längſt dem Waſſer, der Holländer ihres aber iſt ſehr weit in die Stadt hinein, und von dem Fluſſe abgelegen. Es nehmen dieſelben ganze Straßen und Quartiere der Stadt ein, indem ſie aus verſchiedenen Wohnungen, Stuben, Kammern, Gallerien, Niederlagen, Ställen und Werkſtätten beſtehen, in welchen ſie ſehr viele Handels-Bediente, Senſalen oder Mäkler, und Handwerksleute oder Künſtler, halten, welche zu der Verfertigung und zum Verkauf ihrer Waaren gebrauchet werden, auſſer einigen Soldaten, welche zu ihrer Vertheidigung im Nothfalle gehalten werden. Von andern Gebäuden unterſcheiden ſie ſich durch große Flaggen mit dem Wapen der Fürſten, deren Unterthanen ſie ſind, und welche oben auf jeder Loge gepflanzet ſind. Die ganze Handlung, welche die Europäer zu Surate treiben, geht durch die Hände der Banjanen, welche faſt alle ſehr reich ſind. Die Urſache, warum man ſie lieber zu Senſalen oder Mäklern nimmt, als die muhamedaniſchen Kaufleute, unter welchen es ebenfalls ſehr reiche gibt, iſt dieſe, weil alle Künſtler und Handwerker, mit welchen ſie zu thun haben, Götzendiener ſind, und folglich

mit einem Mäkler, welcher nicht von ihrem Glauben iſt, entweder gar nicht, oder doch nicht mit gleichem Vertrauen, handeln würden. Die europäiſchen Compagnien pflegen aber allemahl einen Ober-Genſal zu haben, welcher deren verſchiedene andere unter ſich hat; und dieſer entſcheidet mit den Vorgeſetzten der Comtoire und dem ihnen zugeordneten Rathe alles, was den Ein- und Verkauf der Waaren betrifft. Die Waaren, welche man zu Surate durch Vermittelung dieſer Mäkler kauft, ſind von verſchiedenen Gattungen, und werden auch nach verſchiedenen Reichen und Welttheilen verführet und daſelbſt verkauft. Diejenigen, welche ſich inſonderheit für Europa ſchicken, ſind: baumwollenes Garn, rohe Baumwolle, glatte, weiſſe und bunte Kattune, verſchiedene Arten ſeidener Zeuge, ſo wohl glatte, als auch geſtreifte, und mit Gold oder Silber durchwirket, wollene und ſeidene Teppiche, wie auch ſeidene mit Gold oder Silber durchwirket, gemahlte und gedruckte Zitze, rohe Seide, Indig von derſelben Gattung, Ingber, Aloe, Sapanholz, Laſt, Cauris aus den maldiviſchen Inſeln, die zur Handlung mit den Negern auf der Küſte von Guinea nöthig ſind, Weihrauch, Salpeter, Borax, Gummilack, Siegellack, welches aus dem Gummilack nach vorher ausgezogener Farbe gemacht wird, Myrrhen, Cummi, rothe Erde oder Bolus, Biſam, Bezoar, und zuweilen grauer Amber, Perlen von dem Cap Comorin oder aus dem perſiſchen Meerbuſen, rohe Diamanten aus den Brüchen in Golconda, einige andere weniger koſtbare Edelſteine, und endlich viel ſilberne Rupien, welche zur Handlung nach Bengala unentbehrlich ſind; ſiehe auch Balazées, im III Th. S. 443. Von den Engländern und Holländern werden in Surate insgemein diejenigen Schiffe geladen, welche ſie nach Perſien, dem rothen Meere, und dem glücklichen Arabien ſenden; wie denn auch daſelbſt die perſiſchen

Kauf-

Kaufleute zu Schiffe gehen, die an vorgedachten Orten die Waaren der Privatperſonen bringen, welche ſie von andern Kaufleuten als Stückgüter zuſammen bringen, und wobey ſie viel gewinnen. So gehen auch von Surate jährlich im May oder Jun. einige Schiffe der Engländer nach Quangcheu in China ab, welche im März des folgenden Jahres wieder zurück kommen. Ferner gehen von Surate jährlich zwey Schiffe mit mahumedaniſchen Pilgrimmen nach Mecca ab. Insgemein aber ſind ſie eben ſo ſtark mit Waaren für Rechnung des großen Mogols, als mit Pilgrimmen, geladen, und ſie bringen ſo reiche Retour-Ladungen auch zurück, daß ſolche nicht einen geringen Theil der Handlung ausmachen, welche zu Surate mit den Europäern in Waaren aus dem glücklichen Arabien getrieben wird. Die Türken von Aden und Mocha ſenden ebenfalls jährlich ein Schiff nach Surate, welches für Rechnung des türkiſchen Kaiſers geladen iſt. Die beſten Waaren, welche man nach Surate bringen kann, ſind: Gold, Silber, Kupfer, Zinn, Schildpattenſchale, Campher, Zinnober, Benjoe, Alquemy, und Tücher. Die Holländer bringen auch viel Zucker dahin, woran ſie unter allen ihren Waaren den meiſten Profit machen; wie auch Elfenbein, welches daſelbſt weit mehr geſucht wird, und ſtärkern Abgang findet, als ſonſt in einem Lande in der Welt.

Surate rechnet nach Rupien zu 16 Anas oder Annas, oder zu 32 Ponnes. 100000 Rupien heiſſen ein Lack, und 100 Lack heiſſen ein Couron. 100 Courons machen ein Padan, und 100 Padans ſind ein Kil.

Die wirklich geprägten Münzſorten ſind: goldene Rupien von 4 Pagoden, oder 14 Silber-Rupien, und Pagoden von $3\frac{1}{2}$ Rupien; im Silber aber: ganze, halbe und Viertel-Rupien, wie auch Mamaudiſtücke, wovon $2\frac{1}{2}$ gemeiniglich einer Rupie gleich geachtet werden.

den. Von Kupfer hat man die Pechas oder Pe
welche ſo groß ſind, als eine Rupie. Ein ſolcher Pa
gilt 68 Paden, oder bittere Mandeln, welche in
ſien auf einer Staude in Felſen wachſen, und hi
des Geldes gebraucht werden. Die Agien von
rate ſind 10 pro Cent theurer, als die bengeliſ
Von den ſpaniſchen Stücken von Achten paſſiren
Stück der mexikaniſchen für 217 $\frac{1}{4}$, und 100
der peruaniſchen für 218 Rupien.

Was den Münzfuß in Surate betrift, ſo
die Pagode 9 Vales, oder 240 Aſſe, und hält
Zehntel, oder 20$\frac{2}{3}$ Karat fein; die Rupie aber
30$\frac{1}{2}$ Vales, oder 240 Aſſe, und ſoll 15$\frac{1}{3}$ Loth
ſeyn. Die Rupie wird nach vorbeſchriebenem
zu 17.^{3} Aſſe fein Gold, und zu 238 Aſſe fein
mithin 1 Aß fein Gold zu 13.^{7} Aſſe fein Silber
würdiget. Die Pagode enthält .^{852} Ducaten
goldene Rupie aber ſoll 3.^{215} Ducaten Gold
ren; die Silber-Rupie hingegen iſt 26 Sch.
und die Mamoudi wäre 10 Sch. 8 Pf. hamb.
rantgeld werth.

Gold und Silber, jedes nach ſeiner Fein, hat
nen unveränderlichen und feſten Preis. Silber
allezeit auf Credit von 40 bis 120 Tage verkauft,
wenn der Käufer eher bezahlt, wird ihm für 30
$\frac{3}{4}$ p. C. zu gut gethan. Das Gold- und Silbergewicht heißt Tolas, und wird in 32 Vales à 3
à 6 Chouls getheilet. Ein vollwichtiges Stück
Achten wiegt 2 Tolas, 9 Vales, oder 78 Vales.
Rupie Sicca von Bengala wiegen 734 $\frac{1}{11}$ Vales.
Rupien von Surate wiegen 732 Vales. Die
zöſiſche Mark Silbergewicht iſt 646 Vales, und
engliſche Ounce Troy 82$\frac{1}{2}$ Vales ſchwer; die
iſche Mark beträgt 19$\frac{1}{4}$ Tolas, oder 616 Vales
Surate.

Der

Das Handelsgewicht beſteht, ſo weiden alle Waaren, die von Baumwolle und Seide verfertigten ausgenommen, hier nach dem Gewichte gekauft, welches folgende Eintheilung hat. 1 Candil hat 20 Mans, 800 Seyras, oder 24000 Paiſas, und ſoll 560 ℔ franzöſ. Poids de marc wiegen. 1 Man hat 40 Seyras, oder 1200 Paiſas, und wiegt 34½ ℔ franzöſiſch. 1 Seyra hat 30 Paiſas, und wiegt 13¾ franz. Onces. Der Mon von Surate rendirt 34 1/12 ℔ in Hamburg, oder 55 ℔ in Hamburg ſind gleich 63 Seyras in Surate.

Das Längen- oder Ellen-Maß, wonach ſeidene und baumwollene Waaren ausgemeſſen werden, iſt von zweyerley Art. Die lange Elle heißt Gueſſe, wird in 24 Taſſen oder Taſſots getheilet, und iſt 305.° franzöſ. Linien lang. Die kurze Elle heißt Covado, oder Cobido, und iſt 209. 7½ franz. Linien lang. 11 Gueſſen oder lange Ellen ſind gleich 16 Covados oder kurzen Ellen, und 324 Gueſſen ſind gleich 305 Aunes de Vitre; 613 Gueſſen ſind gleich 610 brabanter Ellen; 5 Gueſſen ſind gleich 6 hamburger Ellen. 19 Covados ſind gleich 13 brab. Ellen, und 23 Covados, gleich 19 hamb. Ellen. Die Laken, oder wollene Tücher, welche man aus Europa bringt, werden nach engliſchen Yards ausgemeſſen; doch werden für 105 Aunes 100 Yards bezahlet, und die Franzoſen geben 77 Aunes für 100 Yards. Solche Tücher werden nach 20 Tage Lieferung bezahlet; will man aber das Geld gleich haben, ſo wird 12 p. C. zum gewöhnlichen Disconto prätendiret, und ſo verhältnißmäßig, wenn der Termin länger iſt. Käufer und Verkäufer müſſen alſo auf die Bedingungen Acht geben, und dieſelben zu ihrem Nutzen nicht übertreten wollen, weil ſogleich Zinſerechnung zu calculiren anfängt, wenn Käufer die Waare nur 1 Tag ſpäter empfängt, oder Verkäufer

die Bezahlung auf den verabredeten Tag nicht pünktlich erhält.

Die Zölle für ein- und ausgehende Waaren, welche zu Surate von den europäiſchen Kaufleuten bezahlet werden, ſind ſehr erleidlich, und faſt um die Hälfte geringer, als diejenigen, welche die Landeskinder gebornen bezahlen müſſen, indem leztere dafür bis 35 pro Cent entrichten müſſen, dahingegen die Europäer nur 2 p. C. bezahlen.

Eine andere groſſe und volkreiche Stadt in der Provinz Guzarate, iſt Amadabat, Amedabat, Amadabas, oder Hamet-Ewat. Sie gibt an Gröſſe der Stadt Agra wenig oder nichts nach, und liegt unter 23 Gr. 32 Min. diesſeits der Linie, 18 Meilen von Cambaya, und 45 von Surate, an einem kleinen Flüſſe, welcher ſich in den Indus ergieſt. Ihre Handlung iſt ſowohl innerhalb als auſſerhalb blühend, indem ſie alle Jahre groſſe Caravanen nach Agra ſchikt, und nach Surate, Cambaya und Bocitſchi, die Zeuge von ihren Manufacturen, und eine Menge anderer Waaren verführen läſſet, welche theils das Land hervor bringt, theils die Caravanen mit zurük bringen. Man zählt ungefähr 25 groſſe, und über 3000 kleine Flecke unter der Gerichtbarkeit von Amadabat, deren Einwohner faſt alle beſchäftigt ſind, in den Manufacturen zu arbeiten. Die vornehmſten ſind allerley Arten von ſeidenen und baumwollenen Zeugen entweder bloß von einer und der andern dieſer Materien, oder von beyden mekirt, deren Fabricirung im Lande ganz beſonders iſt; als z. B die Tulbandes, die Allegias, die Baſſetas, und die Chilfes. Sie verfertigen auch Brocate, Draps d'Or und d'Argent, welche aber an Schönheit den perſiſchen nicht beykommen; ferner Damaſte, Atlaſſe, Taffete und Sammete von allen Farben; Alcatifs oder Teppiche mit einem Grunde von Gold, Silber, Seide und Wolle, wie auch allerley

für

ben von welchen dieſer gemahlten Kattunen, welche gen ihrer Feine, der Schönheit ihrer Deſſeins, und r Lebhaftigkeit ihrer Farben, den indianiſchen nichts chgeben. Die meiſten dieſer Arbeiten, welche man Amadabat verfertiget, inſonderheit die ſchönſten und beſten gearbeiteten, ſind für Surate beſtimmt. ie Binjanen, welche faſt die ganze Handlung von urate treiben, haben hier ihre Factors, welche dieſe Waaren, ſo bald ſie nur fabriciet ſind, wegnehmen; er ſind durch ihre Commiſſionärs ſelbſt die Entre preneurs von den meiſten Manufacturen zu Amadabat in den umliegenden Gegenden. Die Producte des Landes ſind: vortrefflicher Indig, welcher in dem Gebiethe dieſer Hauptſtadt, inſonderheit aber zu Ser kess oder Sircheß, einer kleinen Stadt, in Menge gebauet und zubereitet wird, wie denn auch eben dieſe Stadt Serquiſſe durch die vorzügliche Cultur und die vortreffliche Zubereitung dieſer Spezerey einen großen Ruf erlangt hat; Candis- und Caſſonade-Zucker, al lerley eingemachte Sachen, Kümmel, Honig, Lack, Opium, Borax, trockner und eingemachter Ingber, Myrabolanen, Salpeter, Salmiak, grauer Ambar, Muſam und Diamanten; dieſe drey letztern Waaren aber werden von auswärtigen Orten dahin gebracht, und daſelbſt wieder an die fremden Kaufleute verkauft. Für alle Waaren, welche man von Amadabat hohlt, wie auch alle diejenigen, welche mit den zurück kommenden Caravanen dahin gebracht werden, wird nicht der geringſte Zoll bezahlt, noch irgend eine andere Abgabe entrichtet, auſſer einer Art von einem Geſchenke, welches man daſelbſt dem Commiſſionär macht, ſo ſich aber nicht höher, als auf 15 Sols für die Ladung, ſo wohl eines Karrens, als eines Kameels, beläuft. Schießpulver, Bley und Salpeter, ſind die einzigen contrabanden Waaren, in Anſehung der Ausfuhre, welche daſelbſt verbothen ſind, wie-

wohl

wohl man auch gar leicht die Erlaubniß erhalten kann, ſie weg zu hohlen. Sonſt ſind die Kaufleute frey, und ſie können daſelbſt alles, was ihnen beliebt, und von wem, und an wen ſie es für dienlich befinden, kaufen und verkaufen. Der Maydan, oder der Markt-Platz in Amadabat, iſt einer der größten und angenehmſten in Indien, indem er auf beyden Seiten mit zwo Reihen Palm- und Tamarinden- mit untermiſchten Pomeranzen- und Citron-Bäumen beſetzt iſt, unter welchen die Kaufleute ihre Läden haben, ihre Waaren ausſtegen, und ihr Gewerbe treiben. Die Banianen thun daſelbſt große Dienſte mit Geldhandel; und es iſt keine Stadt in dem Reiche des Mogols, und ſo gar in Indien, welche nur von einiger Wichtigkeit iſt, wo ſie nicht Remeſſen hin thun können, welches für die Kaufleute ſehr bequem iſt, theils wegen der wenigen Sicherheit für die Reiſenden in ganz Indoſtan, wenn man nicht mit einer Caravane geht, theils wegen der malabariſchen Seeräuber, welche alle indianiſche Meere, wie die Corſaren aus der Barbarey das mittelländiſche und einen Theil des großen Weltmeeres, durchſtreifen. Die Engländer und Holländer pflegen, wenn ſie nach Amadabat reiſen wollen, die Caravanen, welche von Surate dahin gehen, und hernach die von Amadabat nach Agra, zu nehmen, wenn ſie in dieſer Hauptſtadt zu verrichten haben. Zu Amadabat laſſen auch die Engländer und Holländer ihre Leinwand färben und ihren Salpeter läutern. So kommt auch aus eben dieſer Stadt alle blaue Leinwand, welche nach Perſien, Arabien, dem Königreiche Abyſſinien, dem rothen Meere, der Küſte von Melinde, nach Moſambique, Madagascar, Java, Sumatra, Macaſſar, und den moluckiſchen Inſeln, geht.

Daman, oder Damaon, iſt eine Stadt, nebſt einem ſehr guten Hafen, in dem Königreiche Guzurate, nicht

Surate weit vom Meerbuſen von Cambaya, und nur ein
einen Kanonenſchuß weit von der See, zwiſchen Su-
rate gegen Mitternacht und Baſſaim gegen Mittag.
Die Stadt wird durch einen Fluß gleiches Nahmens
in zwey Theile getheilet. Der zur Rechten des Fluſſes
heißt Alt-Daman, und der zur Linken Neu-Daman.
Alt-Daman iſt faſt von lauter Heiden und Mohren
bewohnt, welche verſchiedene Handwerke treiben, und
alle ihre Läden haben; Neu-Daman hingegen iſt eine
ſehr ſchöne Stadt, ob ſie gleich nur wenig Einwohner
hat. Den Hafen formiret der Fluß zwiſchen dieſen
beyden Städten; es können aber weder große, noch klei-
ne, Barken eher in denſelben einlaufen, als bis die
Fluth ſteigt. Der Strohm iſt bey dem Abfluſſe ſo
reißend, daß man auch nicht einmahl mit Rudern über
denſelben kommen kann, ſondern Anker zu werfen ge-
nöthigt iſt. Nicht nur die gute Befeſtigung der
Stadt, nebſt ihrer vortheilhaften Lage, ſondern auch
die ziemlich gute Handlung, welche daſelbſt getrieben
wird, hat die Portugieſen veranlaſſet, dieſen ihnen
bis auf das J. 1740 gehörigen Ort höher, als irgend
einen andern von denen Plätzen, die ſie im Orient be-
ſitzen, zu ſchätzen, wiewohl ihr die Handlung zu Ba-
ſſaim (Baſſaim) nichts nachgibt. Doch muß man auch
geſtehen, daß dieſe beyde Plätze ſo wohl, als Diu,
ziemlich verfallen ſind, ſeit dem die Engländer, die
Holländer, und die übrigen europäiſchen Nationen,
Surate in Anſehen geſetzt haben. Ueber dieß haben
auch die Banjanen ſo wohl zu Daman, als in den
meiſten andern Städten, die den Portugieſen noch in
Indien übrig geblieben ſind, die daſelbſt zu entrichten-
den Zölle in Pacht, welche überhaupt von den einge-
henden Waaren 10 pro Cent betragen.

Diu, oder Dieu, eine kleine Inſel, nebſt einer
Stadt gleiches Nahmens, auf dem indiſchen Meere,
an der Küſte von Guzurate, gegen dem Meerbuſen von
Cam-

Cambaya. Dieſe Inſel gehörte ſchon ſeit dem J. 1535 den Portugieſen, welche ſie in ihrer Sprache Dive, d. i. eine Inſel, nennen. Sie hat einen vortrefflichen Hafen, welcher mit einer Kette verſchloſſen werden kann, und für die Schiffe ſehr bequem iſt. Die Einwohner ſind zum Theil Guzuraten, die von Cambaya entſproſſen ſind, oder Banias, heidniſche Kaufleute, und zum Theil Türken, oder Perſer, und andere Muhamedaner; die übrigen aber ſind portugieſiſche katholiſche Chriſten; und alle dieſe Nationen leben in der größten Religionsfreyheit bey einander. Es gibt zwar auf dieſer Inſel ſehr wenig Früchte; es kommt aber doch daſelbſt eine Menge Bohnen, Gurken, Rettige, u. d. gl. hervor. Man findet auch daſelbſt Ingber, Rindvieh, Schafe, und einen Ueberfluß an geſalzenen Fiſchen, welche die Einwohner der Inſel, wie die Europäer die Ochſenzungen, räuchern. Die Stadt Diu iſt ziemlich ſchön, voller Läden mit verſchiedenen Kaufmannswaaren, und mit ſtarken Mauern umſchloſſen, welche ſich an den beyden äuſſerſten Enden des Hafens endigen, wo lange Stufen von 50 Schritten ſind, auf welchen man dasjenige, was man aus den Schiffen bringt, und womit man dieſelben beladen will, hinauf zieht und hinab läſſet. Dem Hafen gegen über iſt das Zollhaus, und jenſeit deſſelben ſieht man einen großen Hof, und eine Menge Kammern, Waaren darein zu ſetzen. Die Handlung hat ſehr lange daſelbſt geblühet, und die Könige von Portugal haben von da her mehr Einkünfte, als aus irgend einer ihrer andern Städte in Indien, theils von den Zollabgaben, theils von den Gebühren wegen Viſitierung der Schiffe und Ertheilung der Päſſe, gezogen; immaßen vormahls alle mohriſche Schiffe, welche dahin kamen, viſtieret wurden, und ſelbige auch, zur Sicherheit ihrer Handlung, hier Päſſe nahmen. Es ſind aber dieſe Einkünfte gar ſehr vermindert worden,

ſeit

dem die Engländer, Holländer und Franzoſen einen großen Theil der Handlung nach Cambaya und Surate gezogen haben.

Die Münzen, welche man in Indoſtan hat, ſind theils ſolche, die der große Mogol ſchlagen läſſet, theils ſolche, die von den Königen und Rajas gemünzet werden, theils ausländiſche. Die erſten ſind: 1. Rupien von Gold; 2. dergleichen von Silber; 3. Mamoudis von Silber, und 4. Pechas oder Peſſas von Kupfer. Ihres Gehaltes und Werthes iſt bereits oben, S. 695, f. Erwähnung geſchehen, und ein Mehrers davon hat man unter beſondern Artikeln zu ſuchen. Dieſe Münzen ſind im ganzen Lande gangbar; der meiſte Handel aber wird in Rupien geſchloſſen, auſſer in Surate, wo die Mamoudis gangbarer ſind. Unter den Königen und Rajas, welche Vaſallen des großen Mogols ſind, läſſet der König von Matoucha, deſſen Land über dem Königreiche Agra gegen Norden liegt, ſilberne Münzen ſchlagen, welche nur 1 Qu. 19 Gran wiegen, und am Gehalte wie die Rupien ſind; ingleichem eine Kupfermünze, welche noch um die Hälfte ſchwerer iſt, als die Pechas des Mogols, doch aber nicht mehr gilt als dieſe. Der Raja von Ogen, deſſen Land zwiſchen Brampour, Seronge, und Amadabat, liegt, läſſet eine kleine Silbermünze ſchlagen, die am Werthe 7 Sols 6 Den. an franzöſ. Gelde gilt, und in welcher die Unze auf den Fuß von 3 Livr. 10 Sols, franzöſiſcher Währung, ausgeprägt iſt; ingleichem eine Kupfermünze, 6 Den. an franz. Gelde werth; beyde aber haben nur in ſeinem Lande Cours. Der König von Cheda und Pera ſchlägt in ſeinem kleinen Lande, wo ſich viele Zinnbergwerke befinden, nichts anders als Münzen von dieſem Metalle; ſiehe Cheda, im VIII Th. S. 51. Die ausländiſchen Münzen, die in dem Reiche des Mogols gangbar ſind, habe ich oben, in der Beſchreibung von Surate, angezeigt.

Das

Das Ellenmaß, deſſen man ſich in dieſem Reiche bedient, iſt verſchieden; an einigen Orten iſt es der Corbido, und deſſen Verkleinerung, der Torſſot, an andern hingegen der Cando. Das Gewicht, welches man in ganz Indoſtan gebraucht, iſt der Mein, und die Seere, die man auch Seer nennet; ingleichem das große und kleine Bahar, Tael und Cati; ſ. auch oben, S. 697.

Man betrachtet den ungeheuern Erdraum, welcher den Nahmen Indoſtan führt, wo ſo viele europäiſche Nationen Factoreyen, Colonien, ja ſelbſt große Provinzen beſitzen, gemeiniglich als dem großen Mogol unterwürfig; indeſſen geſchah es nicht eher, als unter der Regierung Auverzjeb's, daß der größte Theil dieſer Halbinſel die Oberherrſchaft des Delhiſchen Hofes erkannte. Der Einkünfte der indiſchen und mohriſchen Fürſten, die er ſich unterwarf, haben ſich ſeither die Unter- oder Vice-Könige bemächtigt, welche man ernannt hatte ſie zu verwalten. Die Staaten, welche der Mogol beſitzt, machen nicht mehr als den dritten, und am wenigſten geſchätzten Theil dieſes weitläuftigen Reiches aus. Bengalen, die kleinſte, aber fruchtbarſte Provinz, wird von einem Vice-König regiert. Die andere Abtheilung heißt Deckan, und erſtreckt ſich von Balaſore und Jagonaut, bis zum Vorgebirge Comorin; dieſe wird ebenfalls durch einen Vice-König beherrſcht, deſſen Macht auſſerordentlich iſt, und ſich über große Provinzen erſtreckt, in welchen er 7 Nabobs, Subadars, Statthalter oder Gouverneurs ernennt. In allen Theilen von Indien ſind noch große Diſtricte, welche, nebſt der Religion der Gentoos (*), auch die alte Regierungsform der indiſchen Könige oder Rajas beybehalten haben; als: Maiſſere, worin

Er-

(*) Gentoos, oder Gentiven, heiſſen die alten Ureinwohner in Indien, welche in gewiſſe Haupt-Familien oder Caſten eingetheilt ſind, wovon jede ihre beſtimmte Lebensart hat.

Seringapatam; und Tanjour, wo die Hauptſtadt gleiches Nahmens iſt. Auſſer dem ſind in den waldigen und bergigen Theilen des Landes, verſchiedene kleine Fürſten oder Oberhäupter, welche man Polygars nennet. Dieſe ſind insgeſammt den Nabobs zinsbar, die es wieder dem Vice-Könige ſind, deſſen Hauptſtadt Aurengabad iſt. Der erſte Miniſter des großen Mogols iſt der Jemadoddowlet. Auf ihn folgen 3 oder 4 Omraen vom erſten Range.

Das Kriegsheer iſt mehr wegen der Menge, als der Tapferkeit, fürchterlich. Es beſteht aus 30000 Reitern, und 400000 Infanteriſten, indem die Rajahen, als des Groß-Mogols Vaſallen, viele Hülfstruppen liefern müſſen. Die Commandeurs der ganzen Armee ſind ein Kriegs-Omra, und ein indianiſcher Rajah. Es iſt kaum zu begreifen, woher dieſe ungeheure Armee, mit der man in Indoſtan zu Felde zieht, ihren Unterhalt nimmt, zumahl da jeder Reiter noch zwey Bediente hat; einer, der für ſein Pferd Sorge trägt, und der andere, welcher Futter anſchaffen muß. Ueber dieß haben alle dieſe nicht allein ihre Weiber und Kinder bey ſich, ſondern es folgt auch allemahl eine bewegliche Stadt von Boutiquen dem Lager, wo man alles kaufen kann, wie in großen Städten; zu allem dieſen kommen noch einige hundert Elephanten, die nur allein zum Staat dienen, und eine Menge Frauenzimmer, die den Fürſten und den vornehmen Officiers gehören, mit ihrem zahlreichen Gefolge. Um nun alle dieſe zu verſorgen, wird das ganze Land in Bewegung geſetzt, und es werden die ſtrengſten Befehle gegeben, daß alle Lebensmittel in das Lager gebracht werden. Zwar werden hierdurch alle, nahe ſo wohl als entfernte Städte erſchöpfet, allein, dafür iſt auch das Lager mehrentheils im Ueberfluß verſehen. Die Fütterung wird auf folgende Weiſe verſchaffet. Der Pferdeknecht, welcher von dem Fürſten für jeden Reiter unterhalten wird, muß Torf ſtechen,

chen, und die Wurzeln davon waſchen, welches ſie für ein kräftiger Futter für die Pferde, als Gras, halten. Ein Regenguß verſchaffet in dieſem Lande innerhalb wenig Tagen eine friſche Proviſion; wenn aber das Wetter lange trocken bleibt, begeben ſie ſich weiter. Bisweilen füttern ſie dieſe Thiere mit Reiß, oder mit den Abgängen vom Fleiſche, welches ſie klein kochen, und mit Butter vermiſchen; auch gibt man ihnen Opium, welches ihren Hunger dämpft, und ſie zu Strapazen abhärtet.

Indrunk (v rlorner) nennt man, wenn das Vieh die Luſt zum Freſſen verliert, oder aufſtößig wird; ſ. Th. II. S. 779, f.

Indult, (der) aus dem Lat. Indultus. 1. In den Rechten und im gem. Leben, Nachſicht, Friſt, welche man jemanden zur Erfüllung einer Pflicht verſtattet; inſonderheit, eine von der hohen Landesobrigkeit ertheilte Urkunde, wodurch ein Schuldner wider ſeine Gläubiger auf eine gewiſſe Zeit geſchützet wird, bis er ſich erhohlen und Mittel finden könne, ſie zu befriedigen; ein Anſtandsbrief, L. Indultus moratorius; ſ. Th. II, S. 249, f. und den Art. Schulden.

2. In der römiſchen Kirche, überhaupt, die päpſtliche Verſtattung und Gnadenbewilligung einer Sache, welche ſonſt nach den gemeinen Rechten nicht erlaubt iſt; im mittlern Lat. Indultum, Fr. Indult, Ital. Indulto. Inſonderheit diejenige päpſtliche Begnadigung, vermöge deren jemand, der, ſeines Standes wegen, keine geiſtliche Pfründe genießen kann, deſſen fähig zu ſeyn erkläret wird, ingl. die Macht, jemand zu einer geiſtlichen Pfründe zu ernennen, vorzuſtellen, oder ihm dieſelbe zu ertheilen, dergleichen Macht der Papſt insgemein den weltlichen Fürſten, Cardinälen, Biſchöfen, u. a. m. verleihet.

Es gibt active und paſſive Indulte. Active Indulte, Fr. Indults actifs, ſind päpſtliche Gnadenverſtattungen, die den

den Cardinälen und einigen andern Collatoren der Pfründen wiederfahren, und vermöge deren diese Collatores die von ihnen abhangenden Pfründen innerhalb den von dem lateranischen Concilio ihnen zugestandenen 6 Monathen frey vergeben können, ohne daß ihnen von päpstlicher Seite (ex iure praeventionis) vorgegriffen wird. Die activen Indulte sind entweder ordentliche, oder ausserordentliche. Durch die ersteren wird den Cardinälen, oder andern Collatoribus ordinariis, das Recht ertheilt, in allen und jeden Monathen, und so gar denjenigen 6 Monathen, welche in Bretagne dem Papste vorbehalten sind, Pfründen zu besetzen, und Subjecte zu denselben zu ernennen und vorzustellen, ohne daß ihnen vorgegriffen werden kann, und ohne den apostolischen Vorbehalten unterworfen zu seyn. Es geschieht aber selten, daß der Papst diejenigen Collatores ordinarios, welche nicht zugleich Cardinäle sind, von der Prävention in Ansehung seiner selbst befreyet, sondern er pflegt sie nur von dem Präventionsrechte seiner Legaten und Vice-Legaten zu befreyen. Die ausserordentlichen activen Indulte sind Bullen, welche die Päpste den Cardinälen und andern Prälaten, wie auch weltlichen Fürsten, z. B. Kaisern, Königen von Frankreich, Herzogen von Savoyen ꝛc. ertheilen, und wodurch sie ihnen das Recht bestätigen, in den apostolischen Monathen Pfründen zu vergeben.

Passive Indulte, Fr. Indults passifs, sind päpstliche Gnadenbewilligungen, welche gewissen Personen in der Absicht wiederfahren, damit sie zu gewissen Pfründen gelangen können, wenn sie zu deren Besitz entweder selbst die erforderliche Fähigkeit besitzen, oder an ihrer Stelle geistliche Personen dazu präsentiren, welche hernach der König dem einen oder andern Collator in Frankreich vorschlägt oder ernennet. Diese Art Indulte sind eigentlich Anwartschaftsbriefe oder Expectanz-Decrete; und von dieser Art ist der Indult, welchen die Päpste dem pariser Parlamente verwilligt haben, und vermöge dessen 352 Parlamentspersonen das Recht haben, eine Pfründe für sich selbst zu verlangen, wenn sie die erforderlichen Eigenschaften dazu haben, im gegenseitigen Falle aber eine geistliche Person an ihre Stelle zu ernennen. In Ansehung der Parlamentspersonen, als Indultarien, ist ein solcher Indult passiv, in Ansehung des Königes aber, welcher den Indultarien Präsentationsbriefe an die Collatoren ertheilt, ist es ein activer Indult.

Ehedem wurde auch der Ablaß Indult genannt, daher es noch kommt, daß

3. in einigen oberdeutschen Gegenden ein Jahr-Markt noch jetzt Indult, oder Dult, genannt wird.

Endlich 4. heißt auch Indult, Fr. Indult, Indulte, oder auch Droit de bon passage, Ital. Indulto, eine Abgabe, welche der König von Spanien von den Waaren der Privatpersonen, die aus Amerika mit der Silberflotte und den Gallionen ankommen, ziehet. Dieser Zoll oder Abgabe besteht in 8 Stück von Achten und 2 Realen nach dem Ballen, welches ungefähr 2½ pro Cent beträgt.

Induratum, s. Stein-Verhärtung.

Indus, oder, wie es die Indianer aussprechen, Sindus oder Sind, auch Send, sonst auch von den Indianern Pang-ab genannt, Fr. le Sinde, ist ein großer Fluß in Asien, in demjenigen Lande, welches von ihm, oder vielmehr er von dem Lande, Indien heißt. Er entspringt auf dem Gebirge Imaus, welches Indien von der großen Tatarey scheidet. Seine Quelle ist nicht weit von der Quelle des Ganges, und sein Lauf ist in einer ziemlichen Weite parallel; hernach aber entfernen sie sich von einander, indem der Ganges seinen Lauf gegen Südost, der Indus aber den seinigen gegen Südwest nimmt, und Indien von Persien scheidet. Er verschlingt 19 andere Flüsse, ist an vielen Orten 1 Meile breit, und 15 Faden oder Klafter tief, daß er also schiffbar ist, und fällt durch verschiedene Einflüsse, deren eigentlich 7 sind, in das Indianische Meer.

Indusium, s. Hemd.

Industrie, aus dem Lat. Industria, und Franz. Industrie. In der gemeinen Sprache übersetzt man dieses Wort bald durch Geschicklichkeit, bald durch Arbeitsamkeit, Arbeitstrieb, Betriebsamkeit, Emsigkeit, Gewerbsamkeit, Kunstfleiß, u. d. gl. In der Finanz-

anſpeache aber erſchöpft keines dieſer deutſchen Wörter völlig den Begriff, den der Franzoſe mit dem Worte Induſtrie verbindet, nähmlich den Begriff eines erfinderiſchen Fleißes, wobey man alle Vortheile ſeiner Kunſt oder ſeines freyen Gewerbes zu der Abſicht anwendet, ſich vermittelſt ſeiner Arbeit ein ſolches Aequivalent zu verſchaffen, wodurch ſich alle Bedürfniſſe befriedigen laſſen. Man behält daher, wenn vom Finanzweſen und der Staatswirthſchaft die Rede iſt, gemeiniglich auch im Deutſchen das kräftigere Wort Induſtrie bey, und verſteht darunter den betriebſamen Fleiß der freyen Arbeiter und der Kaufleute, nebſt dem ſo genannten ſavoir-faire (*), oder der Geſchicklichkeit, aus allen ſich darbiethenden günſtigen Umſtänden den möglichſten Vortheil zu ziehen. Und in dieſem Sinne ſetzt man die Induſtrie dem wirklich vorhandenen Vermögens-Beſtande an Capitalien und liegenden Gründen (Fr. Fonds réels) entgegen. Die Induſtrie, Handlung und Gewerbe, aufmuntern, begünſtigen, mit Abgaben belegen.

Von der Induſtrie leben, Fr. vivre oder ſubſiſter d'induſtrie. Gemeiniglich bedeutet dieſe Redensart: ſich ſeinen Unterhalt auf die eine oder andere Art (es ſey nun durch Arbeit, oder durch unerlaubte und tadelnswürdige Mittel,) zu verſchaffen wiſſen. Man nennt daher im Scherze, allenfalls aber im übeln Verſtande, Chevaliers d'induſtrie, oder Chevaliers de l'induſtrie, Leute, die, da ſie kein eigenes Vermögen haben, ſich vom Spielen nähren, oder durch allerley Ränken, betrügliche Künſte, Fineſſen und liſtige Streiche, wobey ſie ſich aber das Anſehen ehrliebender Männer zu geben wiſſen, die Unerfahrnen zu betrügen ſuchen; auf groben Deutſch: feine Spitzbuben.

(*) Die Induſtrie iſt eine Geſchicklichkeit und eine feine Wendung des Verfahrens; das ſavoir-faire aber iſt Vortheil der Kunſt oder des Talentes. In der Noth hilft man ſich am geſchwindeſten durch Induſtrie, am ſicherſten aber durch ein gewiſſes ſavoir-faire.

Das Genie und die Industrie (Arbeitsamkeit) einer Nation ist das erste und wichtigste Beförderungsmittel eines blühenden Nahrungsstandes; und ohne dieselben kann man sich auf den Flor der Handlung und Gewerbe nicht die geringste Hoffnung machen. Ein blühender Nahrungsstand erfordert, daß das Land alle Arten von Gütern in möglichster Menge gewinne, und die Handlungs-Balanz (s. Th. XXI, S. 658, fgg.) mit andern Nationen auf seiner Seite habe; beydes aber ist ohne Genie und Industrie der Nation nicht möglich. Denn zu beyden wird ein großer Zusammenfluß von Arbeitern erfordert, die mit einander um den Vorzug eifern, durch ihre Geschicklichkeit und Arbeitsamkeit eine große Menge von Gütern und Waaren hervor bringen, und andern handelnden Nationen den Debit abgewinnen. In allen Ländern, wo der Nahrungsstand eine schlechte Beschaffenheit hat, wird man auch gar bald gewahr werden, daß es vornehmlich an diesem Genie und Industrie des Volkes mangelt. Es fehlt dem Volke an der Begierde und Fähigkeit, sich durch Geschicklichkeit, Fleiß und Arbeitsamkeit unter einander hervor zu thun, als welches eigentlich dasjenige ist, was man unter Genie verstehen muß; s. Th. XVII, S. 320, fgg. Alles befindet sich in einer gewissen Schläfrigkeit und Trägheit. Man begnüget sich mit den durch die Gewohnheit einmahl eingeführten Nahrungs- und Bearbeitungs-Arten, so schlecht dieselben auch beschaffen seyn mögen, und so kümmerlich und elend man auch dadurch seinen Unterhalt gewinnet. Niemand ist darauf bedacht, neue und vorzügliche Bearbeitungsarten zu erfinden, und niemand gibt sich Mühe, vorzügliche Geschicklichkeiten zu erwerben. Das ist der Zustand in Spanien, Portugal, Polen, und einigen andern nordischen Staaten; und eben dieses ist die Ursache, welche die meisten katholischen Staaten in Deutschland

Land hindert, zu einem blühenden Nahrungsstande zu gelangen.

Es ist aber der Einfluß und die Wirksamkeit, welche das Genie und die Industrie der Nation in einen blühenden Nahrungsstand haben, in der That überaus groß. Da der Flor des Nahrungsstandes auf Gewinnung der Handlungs-Balanz, und mithin auf einen großen auswärtigen Debit so sehr ankommt: so, ist das Genie der Nation und die Geschicklichkeit der Arbeiter eins der vornehmsten Mittel, wodurch man so wohl den in- als auch ausländischen Debit erlangen kann. Die Käufer werden vornehmlich durch wohl ausgesonnene und das Auge ergetzende Erfindungen, und durch eine große Mannigfaltigkeit in den Arbeiten, angereitzet. Da die Umstände, die Absichten und der Geschmack der Käufer fast unendlich verschieden sind, so hat sich eine Nation schlechten Absatz zu versprechen, die nur wenige Arten von Waaren auf eine einförmige Art bearbeitet. Diese große Mannigfaltigkeit in den Arbeiten aber, und die äusserlichen Schönheiten der Waaren, können nur durch das Genie und die Geschicklichkeit der Nation gewirket werden. Ja, es ist nicht einmahl zureichend, daß eine Nation geschickte Arbeiter hat; sie müssen auch bey den Ausländern in dem Rufe stehen, daß sie es seyn. Es hat hier mit einer Nation eben die Bewandtniß, als mit einem einzeln Künstler oder Arbeiter. Der Ruf von seiner Geschicklichkeit trägt eben so viel bey, daß er gesucht wird, als die Geschicklichkeit selbst; und wenn es möglich wäre, daß dieser Ruf ohne Geschicklichkeit entstehen könnte, so würde derselbe eben die Wirkung haben, als die Geschicklichkeit selbst. Wie viel aber bey einer Nation auf den Ruf von der Geschicklichkeit ihrer Arbeiter ankommt, das hat man seit einem Jahrhundert an dem Beyspiele von Frankreich genug wahrgenommen. Die französischen Waa-

ren, wenn sie auch vor diesen und jenen Waaren anderer Völker ihre Vorzüge hatten, sind allemahl wegen dieses Rufes mehr gesuchet worden. Eine weise Regierung muß also nicht allein auf die Geschicklichkeit ihrer Arbeiter aufmerksam seyn, sondern auch ihren Ruf zu unterhalten suchen. Eben so großen Einfluß in den Debit der Waaren hat die Industrie selbst. Der wohlfeile Preis der Waaren, dieses zweyte Haupt-Hülfsmittel des Absatzes, wird hauptsächlich durch eine große Menge von Arbeitern gewirket, die mit einander um den Vorzug eifern, und mithin alle ihre Industrie anstrengen, um durch einen wohlfeilern Preis andern den Vorzug abzugewinnen.

Es gibt nur zwey Hauptquellen oder zwey große Triebfedern, woraus alles Genie, Geschicklichkeit und Arbeitsamkeit einer Nation entsteht. Diese sind die Begierde, sich das Leben bequem und angenehm zu machen, und das Verlangen nach dem Vorzuge (*). Beyde sind den Menschen natürlich, und gleichsam angeboren, sie dürfen also nicht erst in den

(*) Eigentlich ist die Begierde nach dem Vorzuge die wahre natürliche Triebfeder, welche alle Menschen zur Geschicklichkeit und Industrie anreizt. Wenn es kein Vorzug ist, die Bequemlichkeiten und Annehmlichkeiten des Lebens zu genießen, so wird dieses sofort aufhören, eine Triebfeder zu seyn. Unterdessen wird hierzu eine große Weisheit des Gesetzgebers erfordert, wenn er die Begierde nach dem Vorzuge auf andere Gegenstände, als auf die Bequem- und Annehmlichkeiten des Lebens, lenken, und seinen Gesetzen die erforderliche Dauerhaftigkeit geben will. Lykurg besaß diese Geschicklichkeit; und die alten Römer fanden in den Bequem- und Annehmlichkeiten des Lebens nicht die geringste Triebfeder zu ihren Thaten. Selbst die Jesuiten in Paraguay dienen zu einem neuern Beyspiele, daß die Menschen ohne alle Bequemlichkeiten des Lebens zur Industrie ermuntert werden können. Allein, die Triebfedern, welche man alsdann brauchen muß, sind so außerordentlich, und, wenn die Gesetzgeber dieselben bloß ihres eigenen Nutzens halber gebrauchen, so verwerflich und verabscheuungswürdig, daß sie bey umgänglichen Völkern gar nicht brauchbar sind, sondern diese müssen sich zu einem bleibenden Nutzungsstande beyder Triebfedern zugleich bedienen.

den Menschen hervor gebracht werden; man darf sie nur recht leiten, und die Hindernisse, welche ihre Wirkung aufhalten, aus dem Wege räumen. Man würde die Menschen wenig kennen, wenn man behaupten wollte, daß sie von Natur einen Trieb zu arbeiten besäßen; sie haben aber alle einen natürlichen Trieb, sich das Leben bequem und angenehm zu machen. Dieser Trieb gründet sich auf die Eigenliebe, welche der weise Urheber der Natur einem jeden Menschen einpflanzte, um ihm seine Selbsterhaltung, als die schätzbarste und vorzüglichste Sache einzuprägen. Wenn nun keine andere Wege in einem Staate vorhanden sind, sich Vermögen und die Mittel zur Bequem- und Annehmlichkeit des Lebens zu verschaffen, als Geschicklichkeit und Arbeit, so werden dieselben allemahl als Folgen und Wirkungen von dem natürlichen Triebe der Menschen zu den Bequem- und Annehmlichkeiten des Lebens von selbst entstehen. Eben so natürlich ist das Verlangen aller Menschen nach dem Vorzuge, ungeachtet das ursprüngliche Wesen der Menschen eine so vollkommene Gleichheit in sich schließt. Die Eigenliebe, welche zu unserer Selbst-Erhaltung so nothwendig war, ist auch hiervon als der Grund anzusehen. Es kommt bloß auf die Obrigkeit an, diese Begierde der Menschen nach dem Vorzuge solcher Gestalt zu leiten, daß daraus ein Trieb zur Geschicklichkeit und Industrie entstehe. Es ist weiter nichts nöthig, als daß keine Wege in dem Staate vorhanden seyn, zu Vorzügen zu gelangen, als Geschicklichkeit und Industrie.

Diese beyde Triebfedern sind es demnach, durch welche das Genie, die Geschicklichkeit und Industrie einer Nation hervor gebracht werden können, und alle Maßregeln der Regierung können in nichts andern bestehen, als diese Triebfedern mehr zu spannen, und sie wirksamer zu machen. Dieses ist so gar nur selten nö-

thig. Diese Triebfedern sind an sich selbst überaus stark und wirksam. Es ist gemeiniglich weiter nichts nöthig, als daß die Regierung die Hindernisse aus dem Wege räume, welche die freye Wirkung dieser Triebfedern aufhalten.

Nichts kann so wirksam seyn, als der Trieb nach dem Vorzuge, wenn er keine Hindernisse in dem Staate antrifft. Dieser Trieb ist es, welcher alle Wissenschaften und Künste belebet, erhebet und zu ihrer Vollkommenheit bringt. Er ist so mächtig, daß er gar keiner Unterstützung bedarf. In den alten Zeiten sind alle Wissenschaften und Künste bloß durch denselben auf einen sehr hohen Grad der Vollkommenheit gediehen, ohne daß ihnen die Regierungen mit besondern Beförderungen zu Hülfe gekommen sind. Noch heutiges Tages ist derselbe eben so mächtig und wirksam, wenn er keine Hindernisse vor sich findet. Der Trieb nach dem Vorzuge, wenn er in seiner freyen Wirkung ist, strebt nach der Hochachtung seiner vernünftigen Nebengeschöpfe; und wenn diese Hochachtung gleichfalls frey ist, und durch die Einrichtung und Gestalt des Staates unter keinem Zwange steht, so wird sie ihr Urtheil über den Vorzug allemahl nach der Maße sprechen, als das Bestreben nach dem Vorzuge der bürgerlichen Gesellschaft nützlich ist, weil dieses allein der natürliche und in der gesunden Vernunft gegründete Maßstab der Hochachtung ist. Hierdurch aber wird eben das Bestreben der Menschen nach dem Vorzuge auf den rechten Weg geleitet, welcher zu der Uebereinstimmung mit dem gemeinschaftlichen Besten führt. Wenn demnach die Hochachtung der Menschen frey ist, so können die hauptsächlichsten Lebens-Arten in dem Nahrungsstande, als: die Landwirthschaft, die Manufacturen, Fabriken und Commerzien, mit keinem geringen Grade der Hochachtung angesehen werden, weil die Vorurtheile sehr groß seyn müssen,

sen, welche den Verstand dermaßen verfinstern, daß er ihren Nutzen in den bürgerlichen Gesellschaften verkennt. Die Begierde nach dieser Hochachtung wird demnach allemahl eine mächtige Triebfeder seyn, das Genie, die Geschicklichkeit und Industrie unter dem Volke zu verbreiten. Allein, an dieser Hochachtung fehlt es eben in den meisten Staaten. Die despotischen und aristokratischen Regierungen, oder vielmehr Tyranneyen des mittlern Zeitalters, welche den Nahrungsstand in einer sclavischen Unterdrückung erhielten, haben uns sehr unglückliche Vorurtheile wider die nützlichsten Beschäftigungen der Menschen hinterlassen; und ob sie zwar die gesunde Vernunft zu schwächen anfängt, so gibt es doch noch eine Menge nichtswürdiger Menschen, die sich gemeiniglich am meisten um die Personen der Regenten befinden, und welche, weil sie selbst unnütze Erdenlasten sind, und zum Nutzen der bürgerlichen Gesellschaft nicht das geringste beytragen, ihren Vortheil dabey finden, diese Vorurtheile zu unterhalten; denn sie erkennen leicht, daß sie ausser diesen Vorurtheilen nicht die geringste Hochachtung verdienen würden. Am meisten aber ist die despotische oder willkürliche Gewalt ein unüberwindliches Hinderniß gegen die Begierde nach dem Vorzuge, welche den Nahrungsstand beleben muß, wenn er blühend werden soll. Ein despotischer Regent und seine Minister, welche gemeiniglich eine große Unwissenheit mit ihrer willkürlichen Gewalt verbinden, (denn diese letztere ist fast allemahl eine Folge aus der erstern,) sind am wenigsten geneigt, den verschiedenen Lebensarten des Nahrungsstandes diejenige Hochachtung wiederfahren zu lassen, welche sie nach dem Maßstabe des Nutzens in der bürgerlichen Gesellschaft haben sollten. So lange also die Hauptzweige des Nahrungsstandes in keiner Achtung stehen, so lange diese unglückliche Vorurtheile nicht ausgerottet werden,

so lange man glaubt, daß Handlung und Manufacturen der Würde des Adels nachtheilig seyn, so lange diese nützliche Nahrungsarten für geringer gehalten werden, als die Wissenschaften und die Staatsbedienungen, wenn man die Sache nicht nach einzeln Personen, sondern im Ganzen betrachtet: so kann man sich keine Hoffnung machen, das Genie und die Industrie der Nation dermaßen zu befördern, als ein blühender Nahrungsstand es erfordert.

Die Folgen dieser geringern Achtung der Handlung und Manufacturen sind allemahl diese, daß die Kinder aller derjenigen, die bey den Commerzien, Fabriken und andern Gewerben, einiges Vermögen erworben haben, die Beschäftigung ihrer Väter verlassen, und die vorerwähnten, in mehrerer Achtung stehenden Lebensarten erwählen. Auf solche Art aber geht nicht allein das Geld aus den Commerzien, welches dem Staate darin so nützlich ist, sondern der Nahrungsstand kann auch niemahls blühend werden, weil dieser Flor auf die Menge der darin beschäftigten Personen, welche mit einander wetteifern, nicht wenig ankommt. Ich will deshalb den Wissenschaften den Vorzug nicht absprechen, in so fern sie ihren Endzweck erfüllen, und den wahren Nutzen der bürgerlichen Gesellschaft befördern; ich gestehe aber gern, daß bey mir, der ich die Hochachtung bloß nach dem Nutzen abmesse, den jemand der bürgerlichen Gesellschaft, in welcher er lebt, leistet, ein Kaufmann, welcher dem Staate nützliche Commerzien treibt, und durch seine Unternehmungen vielen Menschen Nahrung schaffet, in ungleich größerer Achtung steht, als ein Halbgelehrter, ja, so gar als ein Minister, welcher bloß zu seiner Bereicherung, zu Bedrückung der Unterthanen, und öfters zum Unglück des Staates, seine Stelle bekleidet. Wenn es aber Gelehrte gibt, die sich weit höher dünken, als ein dem Staate nützlicher Kaufmann und ein angesehener Fabrikant, und mithin solche schädliche Vorurtheile fortzupflanzen suchen, so verdienen sie selbst ein verächtliches Mitleiden. In einem wohl eingerichteten Staate sollte man die Gelehrten gar nicht als einen besondern Stand, oder Classe der bürgerlichen Gesellschaft, ansehen. Die Wissenschaften vertragen sich mit allen Ständen und Lebensarten. Sie sind die Vor-

bereit-

Vorbereitungen, Unterſtützungen und Hülfsmittel zu allen und jeden Geſchäften; und es iſt ſonderbar, daß man aus den Vorbereitungen zu allen Lebensarten einen beſondern Stand und Claſſe macht, und dadurch den andern Gliedern eine Menge Menſchen entzieht, die größten Theils dem Staate wenig zu Nutzen kommen. Die Alten waren von einer ſo ſeltſamen Einrichtung weit entfernt. Die größten Weiſen glaubten nicht, daß ſie ſich allein durch die Wiſſenſchaften nähren könnten. Solon trieb zugleich Kaufmannſchaft, und ließ ſich nicht einfallen, daß die Handlung für einen damahligen Gelehrten zu niedrig und unanſtändig wäre. Socrates, welcher für den weiſeſten unter den Menſchen gehalten wurde, übte zugleich die Bildhauerkunſt aus; und man wird keinen Gelehrten des Alterthums finden, (die cyniſche Secte ausgenommen,) der nicht neben den Wiſſenſchaften eine andere Beſchäftigung gehabt hätte, wenn er nicht von ſeinem Vermögen zu leben im Stande war.

Eben ſo wird auch die Begierde nach den Bequemlichkeiten und Annehmlichkeiten des Lebens natürlicher Weiſe von ſelbſt das Genie, die Geſchicklichkeit und die Indüſtrie wirken, wenn ſich ihr in den Verfaſſungen und in dem Zuſtande des Staates keine Hinderniſſe entgegen ſtellen. Die Menſchen werden hierzu aus einem doppelten Bewegungsgrunde angetrieben. Die Bequem- und Annehmlichkeiten des Lebens ſind ſchon an ſich ſelbſt reitzend; und hiernächſt ſind die Menſchen allemahl geneigt, ſich deshalb einen Vorzug beyzulegen, wenn ſie ſich mehr Bequemlichkeiten des Lebens verſchaffen können, als andere. Dieſe Triebfeder hat alſo eine doppelte Stärke. Allein, wenn dieſe Triebfeder alle ihre natürliche Wirkung thun ſoll, ſo müſſen erſtlich die Menſchen eine vollkommene Freyheit haben, ſich auf Nahrungsarten und Gewerbe zu legen, die ihnen gefällig ſind, und wobey ſie am beſten die Bequemlichkeiten des Lebens zu gewinnen meinen. Dieſe Freyheit iſt aber faſt in allen Staaten gar zu ſehr eingeſchränkt. Zweytens muß der Fleiß und die Indüſtrie in völliger Sicherheit ſeyn.

Jedermann muß überzeugt seyn, daß er die Früchte seines Fleißes genießen wird, daß ihm weder feindliche Ueberfälle, noch unerschwingliche Abgaben, noch Tyranney, Gewaltthätigkeiten, ungerechte Verfolgungen und Bedrückungen, die Früchte seines Fleißes entziehen werden; sonst verliert diese Triebfeder alle ihre Stärke. Hieran liegt es vornehmlich, warum in den despotischen Staaten sich so wenig Genie und Industrie des Volkes zeigt; und vielleicht gibt es sehr wenige bürgerliche Verfassungen, wo sich nicht etwas aus dieser Classe der Hindernisse findet. Die wichtigsten und gemeinsten Hindernisse aber in den meisten Staaten, die sich der natürlichen Wirkung dieser an sich selbst mächtigen Triebfeder entgegen stellen, sind, daß es ausser der Handlung und den Gewerben so viele andere und leichtere Wege gibt, Vermögen zu erwerben, und sich die Bequem- und Annehmlichkeiten des Lebens zu verschaffen. Ein jeder solcher Weg ist eine Pest, oder auszehrende Krankheit, welche den Nahrungsstand entkräftet, und dessen Flor verhindert. In einem weise eingerichteten Staate soll man daher äusserst aufmerksam seyn, die Wege, wodurch man auf eine leichtere, bequemere und schleunigere Art zu Vermögen gelangen kann, als durch Handlung und Gewerbe, zu verhindern.

Dergleichen Wege sind fast in allen Staaten in grösser Anzahl anzutreffen. Auch die reichlichen Besoldungen oder Accidenzien der mittlern Staatsbedienten sind darunter zu rechnen. Ich bin weit entfernt zu glauben, daß ein weiser Regent seinen Bedienten den Gehalt sehr genau zuschneiden müsse. Eine Regierung, welche ihren Bedienten nicht so viel gibt, daß sie ihrem Stande gemäß leben können, und welche verlangt, daß die Bedienten ihr eigenes Vermögen in Diensten des Staates zusetzen sollen, handelt nicht allein ungerecht, sondern raubet sich auch die Liebe ihrer Bedienten, welche ihr in vieler Absicht nützlich ist; ja, sie verursachet, daß die Bedienten zu allerley, den Unterthanen und dem gemeinen Besten nachtheiligen, Mitteln schreiten müssen,

um

muß sich ihren Unterhalt zu verschaffen, wenn sie nicht durch eine große Strenge abgeschrecket werden. Allein, dem ungeachter glaube ich, daß allzu reichliche Einkünfte, welche mit den mittlern Staatsbedienungen verknüpft sind, dem Flor des Nahrungsstandes gar nicht vortheilhaft seyn. Die Bedienungen werden, wegen der damit verknüpften grossern Achtung und Ansehens, allemahl mehr gesuchet, als die Handlung und Gewerbe; und das ist schon ein grosses Hinderniß wider den Flor des Nahrungsstandes. Wenn nun über dieß noch reichliche Einkünfte damit verknüpft sind, so wird den Söhnen der bemittelten Fabrikanten und Kaufleute das Gewerbe ihrer Väter desto ekelhafter, und fast alle verlassen diese Lebensart, und suchen Staatsbedienungen zu erhalten. In Ländern, wo die Gehalte der Staats-Bedienten sehr mäßig sind, finden sich schon viele Competenten, bey einer Stelle öfters einige hundert; zu einem Beweise, wie groß hier ein unnöthiger Zusammenfluß von Leuten ist, welcher dem Staate in dem Nahrungsstande viel nützlicher seyn würde. Was für ein Zusammenfluß muß sich also nicht eräugnen, wenn die Einkünfte reichlich sind! Dieses bestärkt meine obige Anmerkung, daß die Gelehrten neben den Wissenschaften sich noch auf andere Beschäftigungen befleißigen sollten. Dieses würde so wohl ihnen, als auch dem Staate, vortheilhafter seyn, weil die meisten dieser vielen Competenten, auf Hoffnung einer Bedienung, ihre ganze Lebenszeit in kümmerlichen Umständen zubringen.

Es ist schwerlich zu erwarten, daß es jemahls einen Staat geben werde, welcher alle diese Hindernisse gänzlich aus dem Wege zu räumen im Stande ist, damit die jetzt vorgestellten zwey Triebfedern vollkommen frey und ungehindert auf das Genie und die Indüstrie der Nation wirken könnten. Diese Hindernisse liegen zum Theil in der Natur der bürgerlichen Verfassungen, insonderheit der Monarchien und Aristokratien; und wenn eine Demokratie dieselben völlig zu heben im Stande wäre, so würde sie doch von Hindernissen von einer andern Art, wider den Flor des Nahrungsstandes, vornehmlich in Ansehung der innerlichen Parteyen und Bewegungen, nicht ganz frey seyn. Diejenigen Hin-

der-

dernisse also, die sich nicht ganz heben lassen, muß eine weise Regierung durch besondere Aufmunterungs- und Beförderungsmittel, das Genie und die Industrie der Nation rege zu machen, ersetzen. Ich werde die vornehmsten dieser Mittel anzeigen, vorher aber noch einige Betrachtungen über den Einfluß der Moralität in die Nahrung und das Gewerbe der Menschen anstellen.

Man bemerkt bey der Erdbeschreibung und Geschichte, daß diejenigen Nationen, welche am meisten barbarisch und ungesittet gewesen sind, auch die wenigsten Annehmlichkeiten und Bequemlichkeiten des menschlichen Lebens besessen, und sich zu verschaffen gewußt haben, und also eben so dürftig am Leibe als an der Seele gewesen sind. Der ehemahlige Grönländer, welcher meinte, es müsse auch wohl ein Grönländer gewesen seyn, der die Welt gemacht habe, welcher wenig Betrachtungen darüber anstellte, was recht und unrecht ist, und bey dem man kaum einige Spuren des gesellschaftlichen Lebens antraf, war nicht darauf bedacht, weder die wenigen Lebensmittel zu erlangen, die sein dürftiges Land hervor bringen konnte, noch sie von fremden Orten her zu hohlen, sondern zehrte so lange von einem Seehunde, bis er entweder einen andern fing, oder bis er verhungerte. Der wilde Amerikaner, welcher seine Gefangene auffraß, abgelebte Greise vollends todtschlug, und die Kinder hinweg warf, welche ihm nicht anstanden, aß, kleidete sich und wohnte eben so schlecht als er lebte, und streckte sich lieber müßig unter einem Baume aus, als daß er sein gutes Land bauete. Die Sache ist natürlich, und leicht zu begreifen, wenn man so wohl über eine gesunde Moralität, als über die Betriebsamkeit der Menschen sich die Güter des äusserlichen Lebens zu erwerben, einige Betrachtungen anstellt, und ihren Einfluß in einander erwäget.

Wenn

Wenn der Kalmücke sein Fleisch unter dem Sattel gar gemacht, indem er etwen halben Tag darauf geritten, und der Deutsche seinen Braten am Spieße gebraten und mit Speck und Butter begossen hat, so schmeckt die Mahlzeit wohl einem so gut als dem andern. Aber ist denn auch der Geschmack des einen so fein und gut, als des andern? Die Zufriedenheit ist eine Tugend und ein Glück, wenn jemand alles das Gute hat, welches ihm zu erlangen möglich gewesen ist; aber sie ist eine Faulheit und Dummheit, wenn er es besser haben könnte und sollte, und es entweder nicht versteht, oder sich keine Mühe darum gibt. Wir könnten auch von Eicheln und Kartoffeln leben, allein die Natur hat das nicht gewollt. Die wenigsten Sachen in der Welt sind bloß zur Nothdurft; das meiste ist zur Annehmlichkeit und zum Vergnügen des Lebens erschaffen. Die Natur wirft sie hin, wir aber, sollen sie aufheben und darnach greifen. Und da besteht nun die Nahrung, das Gewerbe und die Industrie eigentlich darin, daß wir alle Sachen, die zur Erhaltung, Bequemlichkeit und Vergnügen des Lebens gereichen, zu zubereiten, zu erwerben und zu genießen suchen. Speise, Trank, Kleidung, Wohnung, Hausgeräth, Pracht, Schönheit, tragen insgesammt etwas bey, uns unser Leben angenehm zu machen; und je mehr wir von diesen Sachen haben, je mehr angenehme Empfindungen sie uns machen, und je mäßiger wir sie genießen, desto glücklicher ist unser Leben. Ich setze voraus, daß wir mit den angenehmen Empfindungen hauszuhalten wissen, und uns nicht durch ein kleines Vergnügen einen großen Verdruß zuziehen. Alsdann aber ist ein bequemes und mit äusserlichen Gütern umflossenes Leben nicht Weichlichkeit, Wollust und Verschwendung, sondern weiser, dankbarer Genuß der Güter der Natur, welchen ihre Absicht erfordert.

Das menschliche Geschlecht macht eine grose Gesellschaft aus; und die Reiche, die Städte, die Dörfer, die Familien, sind die Glieder derselben, welche wieder unter sich in Verbindung stehen. Wenn nun ein jeder Mensch in denselben alles mögliche thut, die äusserlichen Güter des Lebens für sich selbst, und für diejenigen, die mit ihm verbunden sind, zu erwerben, so blühet die Nahrung und das Gewerbe. Der erste Trieb dazu ist die Selbsterhaltung. Ein jeder Mensch will leben, er will glücklich seyn, und von den äusserlichen Gütern so viel haben und geniesen, als er kennet und ihm zu erlangen möglich ist. Aber das allgemeine Wohl, ist das Wohl einer jeden Privatperson. Er muß also nicht allein für sich selbst arbeiten, sondern auch für andere, und zum Nutzen der ganzen Gesellschaft, von der er Schutz, Hülfe und Sicherheit erlangt. Er muß die Obrigkeit, welche das Beste der ganzen Gesellschaft besorget, mit seinen Diensten und Abgaben unterstützen. Er muß die Leute und Bedienten, welche sie braucht, Gerechtigkeit, Sicherheit, Ruhe und die gemeine Wohlfahrt zu erhalten und zu befördern, ernähren helfen.

Die Bedürfnisse der Menschen, und die Sachen die ihm nützlich sind, sind sehr mannigfaltig. Einige fordert die Natur, andere hat die Kunst ersonnen; und ein Mensch bedarf davon immer mehr oder weniger, als ein anderer. Keiner kann alles hervor bringen, was er nöthig hat, und was ihm bequem und nützlich ist. Keiner ist zugleich Ackermann, Schuster, Schneider, Tischler; denn die Hervorbringung einer jeden nützlichen Sache erfordert eine gewisse Kunst, und wer kann alle diese Künste auf einmahl lernen? Ein anderer der die Sache gelernt hat, macht sie viel leichter und geschwinder, als wer dazu nicht geschickt ist. Die Menschen haben also die Geschäfte des Lebens unter sich getheilt; einer arbeitet immer für den andern.

Zu

Du hast das nicht was andre haben,
Und andern mangeln deine Gaben.
Aus dieser Unvollkommenheit
Entspringet die Geselligkeit.

Gellert.

Der Ackermann bringt sich selbst sein Brod aus der Erde hervor; allein, er kann das Brod nicht sämmtlich verbrauchen, was ihm sein Acker trägt. Dagegen kann er sich nicht selbst Schuhe und Kleider machen. Er bedarf also den Schuster und Schneider, daß er ihn kleide; und diese haben ihn wieder nöthig, daß sie von ihm ihr Brod erhalten. Er bringt also die Güter des andern, durch ein Aequivalent von Geld, Waare oder Arbeit, an sich. Ein jeder arbeitet mit für andere, im Grunde aber für sich selbst, weil er von den Gütern des andern so viel wieder bekommt, als er von den seinigen weggibt. In diesen Einrichtungen, welche die Noth und der eigene Vortheil die Menschen gelehrt hat, liegt eine große Weisheit der Vorsehung, welche sie unter einander wie die Glieder einer Kette verbunden hat.

Es ist beynahe kein einziges Product der Natur, welches der Mensch ohne Arbeit nützen kann, weil wir zu einem thätigen und geschäftigen Leben bestimmt sind. Auch die frische Luft muß er in sein Zimmer herein lassen, wenn er sie haben will; zu dem Wasser muß er Brunnen graben und Wasserkünste anlegen; die Erde muß er bauen, die Bäume muß er pflanzen, wenn sie ihm Früchte tragen sollen. Ein Theil der Menschen empfängt die Güter der Natur gleichsam aus der ersten Hand. Das thut der Ackermann, der Gärtner, der Bergmann. Diese sind zum Theil sogleich brauchbar, als: das Obst, die Hülsenfrüchte, das Fleisch. Andere überliefert er andern Menschen, die den Stoff bearbeiten müssen, damit er nützlich werde. Den Flachs

und die Wolle empfängt von ihm die Spinnerinn, d
Weber, der Färber, der Schneider; und so gehen
durch viele Hände, ehe sie der Mensch brauchen kan
Ein jeder verdient daran Geld, und in dem Geld
Brod, Kleider, und andere Sachen, die er nöthig ha

Das Reich der Kunst hat sich mit dem Alter de
Welt sehr ausgebreitet, und den Producten der Natu
eine mannigfaltige Gestalt gegeben. Wie schön, wi
vielfach werden Wolle, Flachs, Seide und Metall
verarbeitet! Wer erstaunt nicht, wenn er auf eine
Messe oder auf einen großen Jahrmarkt kommt, und
die Menge von Sachen sieht, welche Menschenver
stand ersonnen, und Menschenhände gemacht haben,
und die alle zu unserm Nutzen, Bequemlichkeit und
Vergnügen gereichen! Die Künste, welche die Schön-
heit, die Pracht, und den Nutzen der Sachen in der
Welt ausbreiten und vervielfältigen, sind nicht über-
flüssig und verwerflich. Der Mensch muß nur so viel
Verstand und Mäßigung besitzen, daß er zuerst auf
das Nothwendige, und was zur Ausrichtung seiner
Pflichten erfordert wird, sehe; alsdann kann er auch
das Bequeme, das Angenehme und Prächtige hinzu
fügen. Er muß nicht sein Kleid mit Gold oder Sil-
ber besetzen lassen, wenn er kein Brod, und Schulden
hat. Aber, wenn seine Haushaltung mit allen Noth-
wendigkeiten versehen ist, und er hat alsdann noch
übrig, so kann er sein Haus mit Geräthe schmücken
und in einem bequemen Wagen fahren, wie es sein
Stand gestattet. Wohl dem, der ohne Verletzung
seiner Pflichten die Summe seiner angenehmen Em-
pfindungen vergrößern, und seinem Leben in der Welt
alle mögliche Freude erwerben kann!

Zur blühenden Nahrung und Gewerbe in einem
Lande wird erfordert, daß es volkreich sey, und wenig-
stens so viel Menschen umfasse, als seine Natürlich
erhalten können. Denn die Menschen bieten einan-
der

der die Hand, helfen sich fort, ernähren einander, wenn sie bequem bey einander wohnen, und vertheilen ihre Lasten auf viele Schultern. Das Mittel diesen Zweck zu erreichen, ist die Glückseligkeit und der allgemeine Wohlstand des Landes. Denn die Menschen sind wie die Bienen, sie fliegen dahin, wo sie Weide finden, und der Geruch eines blumenreichen Angers lockt sie an sich. Wer wollte nicht gern unter einem Fürsten wohnen, der ein Vater des Vaterlandes ist, seine Unterthanen liebt, sie schonet, ihnen nicht mehr zu thun und zu geben auferlegt, als das allgemeine Beste des Landes erfordert, und seinen ganzen Ruhm und Freude in dem Glücke seines Landes suchet! Ferner müssen die Landes-Producte und Naturalien jedes Ortes gehörig benutzet, und davon aller möglicher Vortheil gezogen werden. Ist in einer Gegend der Boden besonders fruchtbar, so muß der Unterthan das Feld ganz Ackermann seyn, und auch nicht eine Handbreit ungenutzt lassen. In Waldungen muß man gewisse Handwerker anstellen, die das Holz zu allerley Geräthschaften verarbeiten. Zur Fischerey, Viehzucht, Flachs-, Seiden- und Weinbau muß die Natur Anleitung geben. In Gegenden, die zum Kornbau nicht sehr geschickt sind, kann man Leinen- Wollen- Manufacturen und Eisenfabriken anlegen, damit die Leute hernach für ihre Waare, dem Ackermanne seine Früchte abnehmen. Ein jedes Land muß die größten und gemeinsten Bedürfnisse des Lebens selbst hervor bringen; folglich muß es seinen Acker so gut anbauen, als es die Natur desselben gestattet, seine Wolle und Flachs, so viel als möglich, selbst verarbeiten, die Viehzucht in den besten Stand setzen, allerley Manufacturen, Fabriken und Handwerke unter sich haben, die Waldungen schonen, und die Bäche mit Weiden bepflanzen. Mit den Ausländern muß man zwar gute Nachbarschaft halten; es ist aber doch besser, daß sie die Waa-

ren von uns, als daß wir sie von ihnen nehmen, um ihrer eigenen Güte willen. So gar ein jeder Land-Wirth muß die Lebensmittel und Kleidungsstücke, die er selbst hervor bringen kann, aus seiner eigenen Haushaltung nehmen, und dadurch die Geldausgaben ersparen. Wer irgend durch seine Profession Sachen hervor bringt, die allgemein brauchbar sind, muß ihnen alle mögliche Güte zu geben suchen. Seine Producte müssen von guten Materialien, auf die Dauer, mit Zierlichkeit und nach aller Kunst verfertigt seyn, damit sie Beyfall und Abgang finden. Denn schlechte Waaren verbiethen den Handel, und wer Geld ausgibt, der will gern was gutes dafür haben. Ein jeder muß also seine Kunst und Handwerk aus dem Grunde verstehen, und alle Stümper und Pfuscher müssen so viel möglich verbannet werden. Verfälschung der Waare, Uebertheurung, Ungerechtigkeit und Betrug, müssen für schändlich gehalten werden, wie denn auch in der That dieses alle brodlose Künste sind, die ihren Meister nicht ernähren. Es muß ein gewisser Wetteifer unter den Kunst- und Handwerks-Genossen erhalten werden, und wer es am besten macht, muß den Preis davon tragen. Niemand muß müßig seyn, und auch niemand schlechte Arbeit verfertigen.

Eine gute Oekonomie muß die erworbenen, von der Natur verliehenen und durch das Glück ertheilten, Güter so anwenden und austheilen, daß der allgemeine Wohlstand in Reichen, Städten und Häusern daraus erwachse. Niemand muß sich gewöhnen, Hunger, Blöße, Frost und Schande darum zu ertragen, weil er sich keine Mühe geben will, dieselben zu vermeiden, und lieber arm, als fleißig und geschäftig, ist. Jeder muß seinem Stande gemäß leben, sich kleiden und aufführen, nicht darüber und nicht darunter. Keiner muß sich das Nöthige und Anständige entziehen, und dabey Geld sammeln; keiner aber muß auch haben wollen,

wollen, was ihm nicht zukommt, und was er nicht bezahlen kann. Unreinlichkeit, Schmuz und Lumpen, müssen für schimpflich gehalten werden. Ein jeder muß einen Ueberschlag und Plan seiner Haushaltung machen, das Nöthige von dem Nützlichen und Angenehmen unterscheiden, was ihm fehlt, zu erwerben, und was er übrig hat, wohl anzuwenden suchen. Ist die Nahrung knapp, so muß man sich abziehen; ist sie reichlich, so kann man sich zulegen; ist sie nicht in der Nähe, so muß man sie in der Ferne suchen. Weil die Frauenspersonen vornehmlich zur Haushaltung gebraucht werden, so müssen sie von Jugend auf zu Wirthinnen gezogen, vor kostbaren Eitelkeiten und Thorheiten bewahret, und gewöhnet werden sich genügen zu lassen, und sich nach des Mannes Einkünften zu richten.

Aber lässet sich wohl das alles durch obrigkeitliche Befehle, Landesverordnungen und Polizeyanstalten bewirken? — Ich glaube es nicht. — Der Faulenzer, der Verschwender, der Bettlezer, weiß denselben zu entgehen, sich zu verbergen, und durch allerley Ausflüchte die Gesetze fruchtlos zu machen. Wie kann die Obrigkeit eine jede Haushaltung beobachten, und eines jeden Menschen Gange nachspüren? Sie lenket wohl das Schiff durch das Steuerruder, es muß aber auch ein Wind wehen, der es treibt, und seinen Lauf beschleuniget.

Wie der Mensch denkt, so handelt er auch, und sein ganzes Verhalten richtet sich nach den Grundsätzen, die er einmahl angenommen hat. Bey gesitteten Nationen aber macht die Moralität einen großen Theil ihrer Grundsätze aus; und wir richten uns doch in der Christenheit noch so ziemlich darnach, was wir für Recht und Unrecht erkennen, und nicht bloß nach äusserlichem Vortheil, Ehre und Vergnügen. Ich verstehe aber durch die Moralität die Einsichten und Ue-

herzeugungen der Menschen von ihrer Pflicht, die ihnen das göttliche Gesetz vorschreibt, daraus die Entschließungen dasselbe zu beobachten, und tugendhafte Gesinnungen entstehen; und ich bitte meine Leser um Erlaubniß, beweisen zu dürfen, daß dieselbe keinen geringen Einfluß in die Industrie, oder in die Nahrung und das Gewerbe der Menschen habe, und gar viel beytrage, auch die Erwerbung der äusserlichen Güter zu befördern.

Wir wissen, daß diese Güter, Gaben des gütigen Gottes sind, die er darum unter uns ausgetheilt hat, unser Leben auf der Welt angenehm und vergnügt zu machen. Er hat auf der Erde gleichsam ein großes Magazin für die Menschen angelegt, und dasselbe mit allem versehen, was zu unserer Nothdurft und Bequemlichkeit gehört; er füllet es auch ohne Unterlaß wieder an, wenn es einen Abgang erlitten hat. Unsere Schuldigkeit ist nur zu zugreifen, hinzunehmen und zu genießen, was er uns darbiethet. Er überreicht uns von den meisten Gütern des Lebens den rohen Stoff durch die Natur. Diesen sollen wir bearbeiten, und dadurch zu unserm Gebrauche geschickt machen, damit wir unsere Leibes- und Gemüthskräfte daran üben, durch ein geschäftiges Leben uns Vergnügen machen, und die Summe des Guten in der Welt vermehren, damit der Schöpfer seine Freude daran habe. Er könnte das Brod so gut auf den Bäumen wachsen lassen, als die Aepfel, aber was hätten wir alsdann in der Welt zu thun, und womit wollten wir uns beschäftigen? Ein mäßiger Gebrauch und Genuß des Guten in der Welt, ist Dankbarkeit gegen den Schöpfer, dürftige Trägheit aber eine Verachtung seiner Wohlthaten. Ein Christ, dessen Seele durch das Vertrauen auf Gott und die Freude an ihm aufgeheitert ist, hat eine innerliche Stärke, die ihn zu allen Arbeiten und Geschäften geschickt macht. Unzu-

frie-

Friedenheit und Verdruß schneidet gleichsam alle Nerven der Seele ab, macht sie stumpf, unthätig und rathlos, und umzieht sie mit einer Finsterniß, darin sie nichts finden kann, was ihr heilsam ist. Aber wer kann ohne die Ueberzeugung von einer gerechten, weisen und gütigen Vorsehung Gottes, welche die Welt regiert, und ohne das Bewußtseyn seines Wohlgefallens bey den ungewissen Abwechselungen des menschlichen Lebens wahrhaftig vergnügt seyn? Ein munterer, fröhlicher und durch das Vertrauen auf Gott gestärkter Christ wird allezeit, auch in irdischen Geschäften, mehr ausrichten, die Beschwerden seines Standes leichter ertragen, und bey allen Hindernissen standhafter bleiben, als ein kleinmüthiger Gottesverächter, welcher seine Schwäche fühlt, und von einem höhern Beystande verlassen ist. Von heimlichen Betrug, Unterschleif und Uebervortheilungen, die vor den Augen der Menschen verborgen bleiben, gleichwohl aber höchst schädlich sind, und das Wohl der menschlichen Gesellschaft untergraben, kann uns nichts abhalten, als die Furcht vor Gott, und die Vorstellung seiner Allgegenwart und Allwissenheit. Die Tugend erhebt die Seele zu einem edeln Bestreben nach Glück und Freude, wozu sie ein Recht hat, da hingegen das Laster verzagt und träge ist, und Unglück fürchtet, welches es verdient. Ich handle aus allen Kräften rechtschaffen, und verehre die Befehle meines Schöpfers, und also habe ich auch Antheil an aller Glückseligkeit, die er für seine gute Geschöpfe bestimmt hat. Ich darf mich mit Recht darum bemühen, ich kann dabey seines Segens und Beystandes versichert seyn, und er wird mir so viel davon geben, als mir nützlich ist. Und nun arbeite, schwitze, wache, und bestrebe ich mich mit frohem Muthe, bin vergnügt und dankbar, wenn ich etwas erwerbe, gelassen, wenn ich etwas verliere, und nie verzagt, wenn ich auch die größten

Hindernisse vor mir finde. Habet laborans collaborantem Deum.

Es ist nützlich, ja höchst nothwendig, daß Regenten die Industrie der Nation rege machen und aufmuntern. Die Regierung kann das Genie und die Industrie ihrer Unterthanen allemahl bilden, wozu sie will. Sie hat hierin gleichsam eine schöpferische Kraft. Sie darf nur ihre Achtung gegen eine Lebens-Art zu erkennen geben, und denjenigen, welche darin etwas vorzügliches leisten, Belohnungen und Gnaden-Bezeigungen wiederfahren lassen, so wird diese Lebens-Art häufig ergriffen werden, und geschickte Köpfe werden alle ihre Verstandeskräfte ansträngen, um die Achtung der Regierung auf sich zu ziehen. Diese schöpferische Kraft haben alle Regierungen, am meisten aber ein Monarch, welcher gleichsam der Magnet in seinem Staate ist, welcher alles an sich zieht, und um dessen Achtung sich alles bewirbt, welcher folglich durch seinen Beyfall die Unterthanen zu allem, wozu er nur will, aufmuntern kann. Wenn also die Regierung ihre Achtung für die Kaufleute, Künstler, Manufacturiers, Fabrikanten, geschickte und erfahrne Landwirthe zu erkennen gibt; wenn sie denjenigen, die darin etwas ausserordentliches und sehr vorzügliches leisten, Belohnungen, Gnadenbezeigungen, Titel und Würden angedeihen lässet, so wird es derselben niemahls fehlschlagen, das Genie der Nation solcher Gestalt zu bilden, als es zu dem Flor des Nahrungs-Standes erfordert wird. Ueberhaupt haben die Belohnungen in allen Dingen, wo es auf Fleiß und Geschicklichkeit ankommt, eine ausnehmende Wirkung. Gesetze, Befehle und Strafen können nur in solchen Fällen angewendet werden, wo es die Unterlassung dieser oder jener Handlungen betrifft.

Die Titel, welche man den Kaufleuten, Manufacturen- und Fabriken-Herren, und Künstlern ertheilt, müssen unterdessen allemahl mit ihrem Stande ein Verhältniß haben. Die Titel von Commerzien-Commissarien und Commerzien-Räthen, wozu man bey denjenigen, die man besonders vorziehen will, die Benennung von Ober-Commissarien und Räthen hinzu fügen kann, sind hier allemahl schicklich. Allein, den Kaufleuten die Titel von geheimen Stats-Justiz- und Hof-Räthen zu ertheilen, wie es in vielen Ländern geschieht, ist allemahl unschicklich.

Die vorerwähnten Belohnungen und auszusetzenden Prämien können den Cassen des Staates niemahls allzu beschwerlich fallen. Die Belohnungen müssen nur bey ausserordentlichen und wichtigen Erfindungen und Vorzügen ertheilet, die Prämien aber nur in solchen Umständen des Nahrungsstandes ausgesetzet werden, wo sich noch etwas mangelhaftes zeigt. Die antigallicanische Societät in England gibt in Ansehung der auszusetzenden Prämien sehr nachahmungswürdige Beyspiele; und dasjenige, was einer Gesellschaft von Privatpersonen nicht zu schwer fällt, kann wohl den Cassen des Staates keine zu große Last seyn. Ich werde, über diese Materie ein Mehreres zu sagen, im Art. Prämie Gelegenheit haben.

Hiernächst trägt die Art und Weise, wie die Jugend erzogen wird, zur Bildung des Genies und der Industrie der Nation gar viel bey; und diese wichtige Sache sollten alle Regierungen mehr zu Herzen nehmen, als es gemeiniglich geschiehet. Wenn die Jugend in grober Unwissenheit und Aberglauben erzogen wird, so kann man freylich dereinst wenig Genie, Fähigkeit und Geschicklichkeit in dem Nahrungsstande von ihnen erwarten. Vielleicht ist auch hierin eine Ursache des bisherigen schlechten Nahrungsstandes in den so genannten eifrig katholischen Staaten, d. i. in solchen Ländern, wo die Geistlichkeit noch so viel Gewalt hat, daß sie den gemeinen Mann in einer groben Unwissenheit und Superstition zu erhalten vermögend ist, zu suchen; und desto unschätzbarer und gesegneter ist der Nutzen, für das jetzige Zeitalter so wohl, als insonder-

heit auch für die Nachwelt, den Joseph der Weise durch die vorgenommene Reformation der Klöster und Schul- und Erziehungsanstalten stiftet.

Eine vernünftige Freyheit zu denken, die in solchen eigentlich katholischen Staaten gleichfalls gar sehr mangelt, trägt natürlicher Weise zur Bildung des Genies der Nation nicht wenig bey. Ein Gemüth, welches sich niemahls nach seiner eigenen Ueberlegung zu denken unterstehen darf, noch die Fähigkeit dazu hat, kann wohl schwerlich zu neuen Erfindungen und Bearbeitungen, die ein blühender Nahrungsstand erfordert, geschickt seyn. Dieses scheint auch die Erfahrung zu bestätigen. Man wird in den katholischen Landen in Deutschland bemerken, daß diejenigen, welche in ihrer Kunst und Hantierung etwas vorzügliches geleistet haben, entweder ehedem Protestanten gewesen seyn, welche sich aus andern Ländern daselbst niedergelassen, und die Neuen verändert haben, oder sie haben ihren Ruf protestantischen Gesellen zu danken gehabt, die noch dermahlen in ihrer Hoheit gestanden haben. Wie viel Joseph auch, in Ansehung einer vernünftigen Freyheit zu denken, durch die gestattete Preßfreyheit zum Wohl seiner Staaten beytrage, ist über alle Lobsprüche weit erhaben.

Die Beschaffenheit des Unterrichtes bey den Innungen und Zünften hat ebenfalls in das Genie der Nation gar großen Einfluß, und hier trifft man in den meisten Ländern noch sehr viel Mangelhaftes an. Man sollte durch öffentliche Prüfung einen Eifer unter den Lehrlingen zur Geschicklichkeit rege zu machen, überhaupt aber alle Kinder, von den ersten Jahren an, mehr zur Industrie anhalten, und ihnen die Arbeit gewohnt und beliebt machen. Wie dieses insonderheit bey der Landjugend zu bewerkstelligen sey, werde ich weiter unten zeigen.

Endlich muß man auch behaupten, daß der Luxus, welcher aus seiner rechten Quelle entsteht, die Industrie befördert. Der Luxus aber entsteht alsdann aus seiner rechten Quelle, wenn er durch die Thüre der Commerzien in den Staat eingeht, und wenn er bloß mit Landes-

des Waaren getrieben wird. Alle andere Quellen des Luxus, welche durch Regierungsfehler, oder im Kriege eroberte Reichthümer, wie bey den Römern, in den Staat eindringt, sind vielmehr das Verderben der Industrie, und ein wahrer Grund der Faulheit; jener Luxus hingegen dient der Industrie auf eine doppelte Art zur Triebfeder. Er unterhält nicht allein die Industrie, und gibt arbeitsamen Händen Beschäftigung, sondern, indem es die Arbeiter andern ihres gleichen in dem Luxus gleich thun, und gleiches Ansehen und Vorzug mit ihnen behaupten wollen, sehen sie sich genöthigt, ihren Fleiß desto mehr anzusträngen. Kurz, der Luxus ist, wie ich an seinem Orte beweisen werde, die Wärme des Staatskörpers, welche den Nahrungs-Stand und die Circulation in seiner Lebhaftigkeit und Flüssigkeit erhält.

Es ist aber zur Beförderung der Industrie nicht genug, Leute, welche ein Handwerk, eine Kunst verbessern, ein vollkommneres Werkzeug, eine bequeme Maschine, eine nützliche Manufactur erfinden, oder auch solche, die durch ihren Verstand, durch ihr Privatvermögen, die gemeine Glückseligkeit zu befördern suchen, durch verhältnißmäßige Ehrenbezeigungen, durch anständige Belohnungen und Prämien aufzumuntern, und in der Thätigkeit zu stärken, sondern die Regierungen müssen auch dafür sorgen, daß der Fleiß der Industriosen durch den Gewinn, den sie aus ihren Bemühungen ziehen, erhalten und vermehret werde. Wenn der Vertrieb oder Absatz desjenigen, was der Fleiß des Künstlers hervor bringt, erleichtert und beschützet wird, so kommen die Natur- und Kunst-Producte in Bewegung; diese Bewegung erleichtert und vermehrt die Vortheile des Arbeiters, welches ihn aufmuntert, seinen Fleiß, seine Geschicklichkeit, zu verdoppeln, um immer vermögender zu werden. Diese Erleichterung des Debites und Vermehrung des Gewins

winnes, wird durch verschiedene Mittel erhalten, wovon ich die vornehmsten anführen will.

Das erste und natürlichste Mittel zur Erreichung des verhabenden Zweckes, ist, den Eingang derjenigen Natur- und Kunst-Producte directe oder indirecte zu verhindern, welche man im Lande erzeuget, oder fabriciret. Das erste wird bewirket, wenn der Eingang schlechterdings verbothen ist; das andere, wenn der Eingang mit hohen Impoſten beleget wird.

Das zweyte Mittel besteht im Verboth der Ausfuhre solcher rohen Materien, die im Lande verarbeitet oder verschönert werden können. Es ist eine unverzeihliche, die Künstler niederschlagende und der Nation höchst schädliche Thorheit, wenn man ausländischen Kunst-Producten den Vorzug, und ihnen einen eingebildeten Werth gibt. Die Regierung muß aber zugleich dafür sorgen, daß es die inländischen Künstler den Fremden so wohl in der Güte, als auch im Preise, gleich thun, damit die Aufrechthaltung einiger Manufacturen und Fabriken nicht eine Contribution für die Nation werde.

Das dritte Mittel ist, die Erwerbung eines recht kindlichen Zutrauens zu der Gerechtigkeit und Billigkeit der Regierung, vermöge dessen jedermann gewiß und völlig überzeugt seyn kann, daß er Herr über seine Güter, Vermögen und Person ist, daß er hauptsächlich für sich und die Seinigen arbeite, und aus keinem andern Grunde zu den öffentlichen Lasten beytrage, als um seine Güter und Gerechtsamen desto sicherer besitzen zu können.

Das vierte Mittel, die Industrie zu vermehren, besteht in gelinden, gleichförmigen, gewissen Auflagen. Der Regent kann nur in der Maße Auflagen beziehen, nach welchen er die Unterthanen zu bereichern, oder ihnen Quellen, Vermögen zu erwerben, anzuweisen sucht; über dieß sind die Contributionen eine Last, welche

welche billig von allen und jeden Unterthanen mit gleichen Schultern getragen werden soll.

Hieraus folgt: 1. Daß die Auflagen den Vermögens-Umständen und Erwerbungsmitteln jedes Unterthans genau angemessen, und mit den Bedürfnissen des Staates in richtigen Verhältnissen stehen müssen; denn, so bald die Auflagen die Gränzen der Billigkeit und Gleichheit überschreiten, wird der Unterthan muthlos und faul, und geräth endlich in Verzweiflung, oder verlässet ein Land, in welchem er gemißhandelt wird. 2. Daß die Auflagen gewiß oder beständig seyn, und jeder Unterthan genau wisse, was er zu bezahlen hat, zumahl die willkürlichen und beständigen Auflagen nicht allein die Verfassung der Unterthanen in Unordnung bringen, sondern auch den Staatsbedienten ein weitläuftiges Feld zu Bedrückungen und andern Ungerechtigkeiten eröffnen. 3. Daß der Einnahme-Cassen wenig, und die Art Auflagen zu erheben, leicht und einfach seyn müsse, zumahl die vielen Einnahme-Bedienten und dabey gekünstelte Einrichtungen, die Lasten vermehren, ohne daß die Regierung dabey gewinnt, mithin nur die Versorgung müßiger Leute, die in andern Fächern nützlicher zu gebrauchen wären, begünstiget. 4. Daß die Auflagen auf die ersten Bedürfnisse sehr geringe, auf die Bequemlichkeiten mäßig, auf den Luxus oder gemachten Bedürfnisse stark seyn, niemahls aber auf die Natur- und Kunst-Producte, die von Fremden gesucht werden, und ausser Landes gehen, fallen sollen.

Das fünfte Mittel zur Vermehrung der Industrie, ist eine wohleingerichtete in- und ausländische Handlung, deren Grundsätze ich im XXI Th. S. 581, fgg. aus einander gesetzt habe.

Wer die Richtigkeit der vorgeschlagenen Mittel einsieht, und solche zum Glück einer Nation anzuwenden begehrt, der wird auch unerinnert begreifen, daß die in einigen Staaten noch nicht abgestellte Verpachtung der Finanzen die Quellen der Industrie vergifte. Ist es möglich, daß die Väter des Vaterlandes ihre Kinder der Raubsucht, der Plünderung einiger Finanz-Pächter übergeben können, um, wie man vorgibt, zu den

den Staatsbedürfnissen geschwinde und sichere Fo
zu finden? Durch dieses so ungerechte als unvernü
ige Verfahren werden einige Blutegel vom Fette
Nation gemästet, die sie nach und nach entnerven,
stören, und täglich neue Mittel ersinnen, das Joch
erschweren. Man kann als einen Grundsatz ann
men, daß alle Finanzpächtereyen die Länder entvölke
den Handel hemmen, den Credit schwächen, die
der wüste, den Künstler verdrossen, die Industrie ve
schwindend machen. Wenn eine Nation, bey welche
der Handel, der Ackerbau, die Künste und Wissenschaf
ten blühen, glücklich ist, so sind es gewiß deren Regen
ten auch, wofern sie keine Tyrannen seyn wollen; folg
lich muß man allen Zwang, alle Dienstbarkeit, alle
Bedrückung von Menschen entfernen, deren Industrie
man aufmuntern und gemeinnützlich machen will.
Wie glücklich würden die Nationen seyn, deren Regen
ten den Fleiß, die Geschicklichkeit, die Redlichkeit, ja
alle bürgerliche Tugenden in den Personen ehrten und
belohneten! Welcher Mensch würde so frech seyn,
sich den gegenseitigen Lastern zu überlassen, wenn er
versichert wäre, durch dergleichen schändliches Betra-
gen der Gegenstand des Mißfallens, der Verachtung
seines Oberhauptes und seiner Mitbürger, zu
werden?

Diesem füge ich noch einen Vorschlag hinzu, die
sonderheit die Landleute zur Thätigkeit und Beförderung des gemeinschaftlichen Nutzens zu ermuntern, und die Landjugend zur Industrie zu erziehen. Ein Hauptzug in dem Character sehr vieler Landleute ist dieser, daß sie nicht leicht vermocht werden können, neue Versuche in irgend einer Sache zu machen, oder überhaupt sich wirksam zu beweisen, wenn sie nicht sogleich einen augenscheinlichen Nutzen, als Belohnung ihrer Bemühungen, vor sich erblicken. Nun gibt es aber unzählige Verbesserungen bey dem

Feld-

Garten- und Landbau, welche entweder bloß zum Nutzen des Ganzen abzielen, oder, wo dieser erst nach Verlauf einiger Jahre sichtbar wird. Der Edeldenkende würde sich schon mit dem stillen Bewußtseyn begnügen, etwas zum Nutzen seiner Brüder oder Nachkommen beigetragen zu haben, und der Gedanke, daß ihm, ohne ihn zu kennen, die Nachkommenschaft den Genuß dieses oder jenes Vortheiles dankt, würde ihm schmeichelhaft und Belohnung genug seyn. Aber nicht alle denken also. Es scheint also nöthig zu seyn, auf Mittel zu sinnen, diese Unthätigkeit und unzeitigen Geldsucht bey so vielen abzuhelfen, und sie für den gemeinschaftlichen Nutzen geschäftig zu machen. Sollte nicht folgendes Mittel geschickt seyn, diesen Zweck einiger Maßen zu erreichen? Es müßten nähmlich die Vorsteher einer jeden Dorfgemeinde ein richtiges Verzeichniß von allen Verbesserungen führen, welche Jahr zu Jahre an ihrem Orte gemacht worden sind, und noch gemacht werden; wobey aber auch allezeit diejenigen treulich angemerkt seyn müßten, welche entweder ganz oder zum Theil diese Verbesserungen bewirkt haben. Würde nicht dieses nun viele andere zu ähnlichen Bemühungen aufmuntern, wenn alle Jahre, an einem bestimmten Tage, diese Verbesserungen der versammelten Gemeinde vorgetragen, der jetzige und künftige Nutzen gezeigt, und diejenigen öffentlich genannt und gerühmet würden, welche man als Verbesserer irgend einer zum Landbau gehörigen Sache in dieser Liste benannt fände? Wollte man nun hier und da neue Verbesserungen oder neue Versuche machen, den Nahrungsstand eines Ortes zu verbessern, so könnte man solche, welche ehedem ihren Eifer hierin bewiesen haben, zu Rathe ziehen, und ihre Urtheile darüber hören. Ja, wäre es erweislich, daß jemand sich vorzüglich ausgezeichnet hätte, so müßte man ihm gar gewisse Freyheiten ertheilen, etwann gewisse Frohnen erlassen,

ſen, oder, wo gewiſſe Stücke Gemeindewieſen,
nd ꝛc. an die Nachbarn überlaſſen werden, ihm die
ahl als einem Patrioten laſſen. Wahrſcheinlicher
eiſe würden viele ſich dadurch ermuntern laſſen, als
zum gemeinſchaftlichen Nutzen nicht nur beyzuſtra-
n, ſondern auch neue Verſuche zu machen. Denn
werden die härteſten Köpfe unter den Bauern durch
b und gewiſſe Vorzüge, die man ihnen vor andern
t, mehr, als durch die ſtrengſten Vorſchriften, zu
erwarteten Thaten angefeuert. Ein ſolches Ver-
chniß der Verbeſſerer des Landbaues, und überhaupt
s Ortes, müßte nun auch der Schullehrer jedes
ahl in Händen haben, und bey gewiſſen Gelegenhei-
die Beförderer des Nahrungs- und Wohlſtandes
s Ortes ſeinen Kindern rühmen, ihnen begreiflich
achen, wie viel Geld das Dorf nun jährlich mehr ge-
nnen könne, durch die Einführung dieſes oder jenen
ewächſes, oder durch die Anpflanzung einer gewiſſen
ahl Bäume, welche auf vorher nicht nutzbaren
aſenplätzen jetzt grünen, oder durch die Bearbeitung
wiſſer wüſten Oerter zu Land ꝛc. In dem Sohne
er Enkel würde jetzt früh ſchon der Trieb, ſeinen fleiß-
n Vorfahren ähnlich zu werden, ſich entflammen.
d ſollte es wohl unſchicklich ſeyn, wenn auch bey öf-
tlichen Leichenbegängniſſen in den Lebensumſtänden
Verſtorbenen mit angemerket würde, was der Ort
en an Verbeſſerungen oder neuen glücklich angeſtell-
Verſuchen zu danken habe? Sind nicht Fleiß und
riotismus zwey Pflichten, welche jeder rechtſchaffe-
Lehrer ohne dieß ſeinen anvertrauten Zuhörern
drücklich einſchärfen wird? Gewiß, wenn nicht
e oder ähnliche Mittel angewendet werden, den
mann thätig zu machen, ſo geht er, oft mit ſaurer
he, immer auf dem Wege fort, den ſeine Vorfah-
betraten, ohne daß etwas mehr gewonnen wird,
es zu ſchwer hält, ihn von der Nutzbarkeit neuer

Hand-

Handgriffe und Verfahrungsarten bey ſeiner Arbeit zu überzeugen, und weil er immer nur gar zu gern ſo gleich den guten Erfolg ſeiner Bemühungen ſehen will.

Die Indüſtrie eines Volkes hängt gewiß größten Theils von der erſten Erziehung ab. Welch ein Unterſchied iſt zwiſchen dem Genie eines Landvolkes, wo ſchon die kleinen Kinder zu allen Handarbeiten, zur Erfindſamkeit in kleinen Künſten, wenigſtens zur Verfertigung des Spielzeuges, gewöhnt ſind, und zwiſchen einem Volke, welches in Trägheit und Unthätigkeit erzogen wird! Dort findet man ein ganz anderes Geſchlecht von Menſchen; Leute, die weit munterer, klüger und vergnügter ſind, die in ihren Gewerben weit beſſere Umſchläge zu machen wiſſen, die auch in armen Ländern, auch bey noch ſo bedruckten Umſtänden, ihr Leben beſſer genießen, und dabey weit patriotiſcher geſinnet ſind, als Leute, die in einem noch ſo fruchtbaren und zu allem Ueberfluſſe ſo bequemen und in aller Betrachtung glücklichen Lande, großen Theils weit armſeliger, unreiner und mißvergnügter leben, von keiner Liebe zum Vaterlande das geringſte wiſſen, und deren ganze Klugheit in nichts als lauernden Tücken beſteht. Vergeblich predigt man den Alten vom Fleiße, vom Patriotismus, und von dem Pflichten des geſellſchaftlichen Lebens. Wie viele Anſtalten der Patrioten zur Vermehrung der Landes-Producte werden den gewünſchten Zweck verfehlen, bis die erſte Erziehung des Landvolkes durch wirkſame Mittel verbeſſert wird!

Zur Erziehung der Landjugend zur Indüſtrie wünſchte ich, daß jeder Schulmeiſter einige Kenntniß von den nöthigſten Handwerken, oder gar einige mechaniſche Geſchicklichkeit zu einer oder andern nützlichen Kunſt, oder wenigſtens einige Begriffe von der Gärtnerey, beſäße. Ein Haupt-Schulmeiſter in größern Dörfern wird zwar kein eigentliches Handwerk treiben können, meines Erachtens aber würde es ihm nicht nur

allenthalben sehr nützlich seyn, und viele Rechnung verschaffen, sondern es würde auch einen guten Einfluß auf die Schuljugend haben, wenn er z. B. nur seine Feldmessen verstände, oder kleine Modelle von Mühlen und andern Maschinen, oder Hausuhren machen, oder Taschenuhren reinigen, oder auch nur etwas drechseln könnte. In gewissen Gegenden würde es eine einträgliche Nebenarbeit für den Schulmeister seyn, wenn er in Winter-Abendstunden die erwachsene fahrende Jugend in den Gründen der Steuermanns-Kunst unterweisen könnte. So viel hat kein Schulmeister in noch so großen Schulen zu thun, daß ihm nicht genug Nebenstunden übrig blieben, darin er entweder in der Musik sich üben, oder andere darin unterrichten, oder sonst eine ihm bekannte Kunst übenkönnte; z. B. Zeichnen, Glasschleifen, Lackieren, Bücher binden, Futterale machen, Formschneiden, und überhaupt solche Uebungen, die eben keinen ununterbrochenen anhaltenden Fleiß erfordern, sondern in Nebenstunden zur Lust getrieben werden könnten. Ohne Zweifel würde ein solcher Schulmeister dem Lande weit nützlicher seyn, als einer, der sich in die Processe des Landvolkes mischte, oder sonst seine leere Stunden mit thörichten Grillen ausfüllte.

Zur bequemen Einrichtung des Schulwesens auf großen Dörfern wünsche ich nicht nur geräumige, luftige, dabey abgesonderte, und durch eine Thüre vereinigte Schulstuben für die Knaben und Mädchen, oder auch für kleine und große Schulkinder, daneben auch bequeme Anstalten bey jeder Schule zur Reinlichkeit der Kinder, wie auch Tafeln und Abbildungen der Buchstaben und Zahlen, ja gar, wo es möglich ist, große auf Breter geklebte Landkarten an den Wänden; sondern auch, indem ich wünsche, daß ein Schulmeister etwas Lust und Verstand zu der Gärtnerey haben möchte, so fordere ich in dieser Absicht, daß bey jeder

Schule

Schule ein geräumiger Garten sey, worin der Schulmeister Gelegenheit habe, den größern Knaben die Anlegung und Wartung einer Baumschule, das Pfropfen, Oculiren, Ablactiren, Copuliren und Beschneiden der Bäume, das Beschneiden lebendiger Hecken, die Bestellung der nöthigsten Küchengewächse, die Bereitung der Gartenerde, u. d. gl. zuweilen zu zeigen. Dieses würde ackerverständige Leute, auch gute Holzbauern bilden. Alsdann (und wenn auch vernünftige Maße und Ordnung hierin gehalten würde,) hätte ich nichts dagegen, wenn auch in einigen abwechselnden Stunden die Kinder zu ihrer eigenen Lust und Aufmunterung ihm in dem Garten einige kleine Handreichung leisteten; wenn z. B. die Schulmädchen ihm ein Gartenfeld gäteten, und dazwischen einen Gesang sängen, oder zur andern Zeit Gartensamen zu sammeln und zu verlesen hülfen, und die Knaben auch nach ihren Kräften, aber nicht mehr, als zum nützlichen Vergnügen, ihm einige Handreichungen in dem Garten thäten.

Wie nützlich würde es für ein Dorf seyn, wenn auch die Frau des Schulmeisters Geschicklichkeit und Lust hätte, auf die Mädchen einige Mitaufsicht zu führen, ihnen Handarbeiten oder Hausarbeiten zu zeigen, die sie in ihrer Aeltern Häusern nicht sehen, und überall sie zur Reinlichkeit, Hausordnung und zu kleinen Versuchen von Geschäften gesitteter Häuser zu ermuntern! Eine solche Frau würde aller Ehre würdig seyn. Auch würde es den Mädchen auf ihre künftige Lebenszeit höchst nützlich seyn, wenn eine erfahrne Frau im Dorfe sie zuweilen zu kleinen Hausdiensten aus der Schule forderte, und ihnen dagegen zeigen würde, Früchte zu trocknen, Apfelbier zu brauen, Birnen- Flieder- oder Pflaumen-Mus zu kochen, u. s. w.

Nach meiner Idee müßten selbst unter den Schul-Stunden nicht alle Kinder mit den Händen müßig

seyn. Wenn nähmlich der Schulmeister, an statt
sonst gewöhnlichen Buchstabier-Methode, einen
nen Schriftkasten auf Pappe gezeichneter Buch
hätte, und durch öffentliche Vorzeigung der Bu
ben, Sylben, Wörter, Ziffern, wie auch durch
Buchstabieren vorgesprochener Wörter ꝛc. gleic
ein Spiel für die kleineren Kinder veranstaltete,
das viele so genannte stille Ueberlernen der Kind
terbliebe: so könnten manche Kinder dazwischen
cken (knütten), Schnüre flechten (*), u. s. s.
könnte von einigen geschehen, indem ein Stück
heil. Schrift, oder ein Stück der Glaubenslehre,
eine biblische Geschichte laut vorgelesen, und dar
durchgefraget, oder den kleinen Kindern ein
Spruch, ein Gebeth, ein Stück eines Gesan
durch wiederhohltes lautes Hersagen beygebra
Ueberhaupt glaube ich, daß in demjenigen
Schulzeit, da die Kinder nicht sonst ihre
Hände zum lauten Lesen, Schreiben, Re
thig haben, ihre Hände nicht ganz müßig seyn

Die Neben-Schulmeister, besonders
sonst kein Eigenthum besitzen, hätten wohl
eigenen Unterhalte ein kleines Nebenwerk nöthig
versteht sich freylich, daß sie während den Sch
den es nicht so treiben, daß die Schularbeit selbst
über versäumet würde. Aber sie haben viele
Stunden, viele ganz freye Tage im Sommer.
wiß ist es besser, wenn sie fleißige Leute, als
Müßiggänger sind. Man hat wohl sonst zur
Versorgung der Neben-Schulmeister, an einig
wissen Orte den Vorschlag gethan, daß sie sich
auf die Land-Chirurgie legen möchten; dieses

(*) Insonderheit lassen sich aus Pferdehaaren allerley nützl
Sachen, als: Haarbeutel (s. Th. XX. S. 530 f.), Ha
Schleifen ꝛc. welche mit Nutzen in den Städten verkauft
den könnten, flechten.

ung aber bin ich nicht. Der Bauer auf geringen Dörfern barbiert sich selbst, oder seine Frau thut es. Die Wundarzeneykunst aber, und die ganze Arzeney-Wissenschaft muß keine Pfuscher haben. Ich sehe nicht, warum nicht ein Neben-Schulmeister ganz füglich z. B. ein Schneider, Leinweber, Strumpfweber, Korbmacher, Stuhlmacher, Schachtelmacher, Siebmacher, Bürstenbinder, Drechsler, oder dergleichen, seyn könnte. Es würde gewiß der Jugend nützliche Aufmunterungen geben, wenn er auch nur kleine hölzerne Geräthschaften zu verfertigen geschickt, erfindsam und fleißig wäre.

Mein Wunsch geht weiter. Vernünftige Schul-Meister und Kinderfreunde sollten die Kinder ermuntern, zu Hause und bey dem Hüten des Viehes, kleine Handarbeiten zum Spiele zu machen, die einer dem andern ablernen würde; z. B. geschnittene und gebeitzte Stöcke von Haseln und Dornen mit Figuren auf dem Knopfe, kleine Körbe, geflochtenes Binsenwerk, Strohteller, Strohhüte, Netze, Rohrpfeifen, Puppen, Drachen, Kinderwägen, Kinderschlitten, kleine Schiffe, Vogelbauer, gestrickte Bälle, Peitschen-Schnüre, u. d. gl. Vernünftige Aeltern müßten, wenn sie sähen, daß ihre Kinder zu irgend einem Spiel-Handwerke Lust hätten, ihnen kleine Geräthschaften dazu schenken. Wenn sie nun Proben ihrer Künste dem Schulmeister zeigten, und derselbe sie, wenn sie auch noch so roh wären, dafür lobte, mit kleinen Bildern, etwas rother Tinte, einer Farbenmuschel u. d. gl. belohnte, so würde das Nacheiferung erwecken, und es würde ein Mittel seyn, kluge und erfinderische Köpfe zu bilden. Wie manches große Genie auf dem Lande wird vor der Geburt erstickt!

Endlich wünsche ich auch noch, daß der Jugend, es sey von einem musikverständigen Schulmeister und Organisten, oder auch von einigen eigentlich dazu be-

stellten Musikanten, (welche dafür das Privilegium, bey Hochzeiten aufzuwarten, genießen könnten,) Lust zur Musik beygebracht würde, wäre es auch nur ein Lied auf einer gemeinen Flöte, Querpfeife, Schalmey ꝛc. zu blasen, oder ein Hackbret, eine Strohfiedel, oder sonst das leichteste Instrument gebrauchen zu können. Shakespear's Anmerkung: „Wenn ihr einen „Menschen sehet, der gar keine Empfindung von „der Harmonie der Töne hat, trauet ihm nimmer, „seine Seele ist so finster wie die Hölle," ist eine gewisse Wahrheit. Und was ist abscheulicher, als das Geheul tückischer Bauern? Man sage dazu, was man will; genug, ich halte die Musik für ein nothwendiges Mittel zur Verfeinerung der menschlichen Empfindungen und Gemüther. Hierbey wiederhohle ich den Wunsch, welchen schon Andere gethan haben, daß geschickte Liederdichter von Geschmack mehr auf leichte Lieder, nach der Sprache des Landvolkes, von guten moralischen Inhalte, nicht bloß geistliche moralische Lieder, sondern auch auf muntere und angenehme Lieder zum Zeitvertreib, kleine Land-Romanzen, ländliche Liebeslieder, natürliche Kinderlieder ꝛc. nach den leichtesten und muntersten Melodien gewöhnlicher, sonst abgeschmackter, Landlieder bedacht seyn möchten.

Ich gehe weiter. Ich verlange, daß auch die Spiele der Landjugend ihnen zu starken Leibesübungen und Aufmunterungen des Geistes, und auch zum Wetteifer kleiner Künste, dienen sollen. Auf den Kirchhöfen und Dorfplätzen müssen sie in den Zwischen- und Feyerabend-Stunden frey spielen, Ball schlagen, den Drachen steigen lassen, mit dem Bogen und Armbrust schießen, schleudern, u. d. gl. Wo bequeme Gelegenheit dazu ist, müssen sie oft baden und schwimmen; es hat keine Noth, daß sie dabey ertrinken, weit eher, wenn sie mit Zwang davon abgehalten werden. Wenn ich mir eine solche muntere, geschäftige,

…d, liebreich erzogene Landjugend vorſtelle, wie ſie bey …yerabenden und Feſttagen ſich (nach Art der Haller…chen Alpenbürger) auf dem groſſen Platze verſam…meln, bald in ſtarken Spielen wetteifern, bald in fröh…lichen bunten Reihen tanzen, bald in getheilten Chö…ren luſtige, dabey aber geſittete, Lieder ſingen, ſo falle …ich beynahe in eine poetiſche Entzückung.

Ich weiß noch ein Spiel, welches ich den Land…Knaben am liebſten gönnen möchte, wenn nähmlich …ein Beurlaubter oder Invalide, der ein Kinderfreund …wäre, die geſchickteſten unter ihnen, in den Spielſtun…den, in den leichteſten Soldaten-Bewegungen übte, …daß ſie z. B. ſich ſtellen, wenden, marſchiren, und …mit hölzernem Gewehre manoeuvriren, die gröſten …aber mit Feuergewehre nach dem Ziele ſchieſſen lern…ten. Dieſes würde, wenn es nur erſt eingeführt wäre, …ein angenehmſtes Spiel ſeyn; es würde Leibesgeſchick…lichkeit, Ordnung, Ehrbegierde einflöſſen, vielleicht …auch gar einige Funken patriotiſcher Tugenden auf…wecken. An Feſttagen, nach dem Gottesdienſte, müß…ten ſie, gleichſam als eine kleine Land-Miliz, mit ih…rer Dorf-Muſik, mit ihren eigenen Trommeln und …Pfeifen, einige mit uniformen Kitteln, mit bunten …Cocarden oder Sträuchen an den Hüten, mit ſelbſt …verfertigten hölzernen Degen und Flinten, und Fähn…lein, aufziehen, und von den Zuſchauern aufgemun…tert werden. Wenn dergleichen Spiele auf dem Lan…de eingeführt wären, würde daſſelbe nicht ſo viele …Lölpe, ungelenkſame Klötze zu Recruten liefern. —

Doch ich verliere mich zu weit von meiner Abſicht.

Ich muß endlich auch noch berühren, was ver…nünftige Landprediger, wenn ſie nicht durch die bisher…igen Hinderniſſe ſchlechterdings davon abgehalten wer…den, zur Beförderung der Erziehung zur Indüſtrie etwann beytragen könnten. Ich ſpreche nicht von der Hauptpflicht des Predigtamtes, von der Unterweiſung

der Jugend in der Religion, und von der Aufsicht, welche sonst über andere Schulübungen zu führen ist, dieses alles versteht sich von selbst. Auch sehe ich einen Prediger voraus, der da weiß, daß er keine müßig gehende Faulenzer, sondern arbeitende Christen erziehen helfen soll. Jeder, noch so feiner Hang eines Predigers zum fanatischen und zum pharisäischen Wesen richtet, so wie in allen Stücken, und insonderheit in Ansehung des Christenthumes selbst, so auch bis zu Verhinderung der Industrie eines Ortes, unglaublichen Schaden an.

Der Haupt-Einwurf, welcher hiergegen von Einigen gemacht werden könnte, möchte der gewöhnliche politische Grundsatz seyn: daß die Handwerke alle in den Städten getrieben werden müßten, und daß es zum Verfall der Städte gereichen würde, wenn die Landleute dazu gewöhnet und gar zu erfindsam gemacht werden sollten. Ich habe diese Materie im Art. Dorf-Handwerker, im R. Th. S. 405. figg. erörtert. Meiner Meinung nach, müßten zwar die feinern Künstler und zunftmäßigen Handwerker nur in den Städten wohnen; und was der Landmann zum Luxus haben will, und dann einige wenige nothwendige Bedürfnisse, Eisen- und alle metallene Geräthe, Theer, Pech, Thran, und was die Handlung mit fremden Ländern liefert, das muß er gegen seine Waaren, die er nach der Stadt bringt, wieder heraus hohlen; sonst aber halte ich es für ungeziemend, wenn der Landmann so gar sein hölzernes Hausgeräth, seine tägliche gemeine Kleidungsstücke, und was ihm seine eigene Handarbeit schaffen kann, aus Faulheit, Dummheit und Uebermuth aus der Stadt hohlet; dagegen verdient die Frugalität eines Landmannes immer Lob. Selbst die Einwohner in den Städten würden es mit Danke erkennen müssen, wenn sie von dem Lande geschicktere und gelehrigere Dienstbothen und Lehrlinge

chen bekämen; die zunehmende Industrie, und mithin auch die Wohlfahrt des Landes, würde nothwendig auch den Flor der Städte befördern.

12 St. des Hannov. Magaz. v. J. 1769.
v. Justi Policeywissenschaft, 1 B. Königsb. und L. 1760, 4. S. 687, fgg.
Hrn. geh. R. v. Pfeifer Grundriß der wahren und falschen Staatskunst, 1 B. Berl. 1778, gr. 8. S. 200, fgg.
Politey der Industrie, oder Abhandlung von den Mitteln, den Fleiß der Einwohner zu ermuntern, welcher die kön. großbritannische Societät d. Wiss. 1766 den Preis zuerkannt hat, verfasset von Phil. Pet. Guden. Braunschw. 1768, 8.

Von der Industrie der Landeseinwohner in auswärtigen Ländern, s. den Art. Holland-Gänger, im XXIV Th. S. 417, fgg.

Inevuca, s. unter Roche.

Infam, aus dem Lat. Infamis, Fr. Infâme, ehrlos, unehrlich, nennt man denjenigen, der seine Ehre oder seinen guten Nahmen verloren hat, es sey nun nach den Gesetzen, oder nach der allgemeinen Meinung des Publicum. Daher Infamie, L. Infamia, Fr. Infamie, die Ehrlosigkeit, die Unehrlichkeit, der Zustand einer durch die Gesetze für ehrlos erklärten, oder in den Augen des Publicum für ehrlos geachteten Person; und die Strafe der Ehrlosmachung, wenn jemand von der Obrigkeit für ehrlos erkläret, oder unehrlich und zum Scheim gemacht wird.

Vergrößerungsweise sagt man im familiären Styl infâm, an statt: garstig, unreinlich, unanständig. Er logiert in einer infamen Gasse, in einem unreinen, garstigen, engen Gäßchen, wo lauter schlechte Leute wohnen. Das ist eine infame Leinwand, d. i. von äusserst schlechter Beschaffenheit. Das Kleid sieht infam, schändlich, aus.

Man muß infam und Infamie, oder ehrlos und Ehrlosigkeit oder Unehrlichkeit, nicht mit unredlich und Unredlichkeit verwechseln. Jene entsteht nach den Rechten in einer bürgerlichen Gesellschaft, theils aus einer schändlichen, und die moralischen und bür-

ger-

gesetzlichen Gesetze verletzenden That, allein und an sich selbst, theils aber zwar auch daraus, doch nach einer besondern Anmerkung, welche deshalb die bürgerlichen Gesetze entweder unmittelbar, oder aber vermittelst richterlichen Ausspruches, geben, und dadurch der Person theils ihren ehrlichen Nahmen überhaupt, theils ihre besondere Achtbarkeit, welche ihr sonst der Unterschied der Stände in einem Staate gibt, abschneiden. Daher unterscheidet man in den Rechten Infamiam facti und Infamiam iuris. Infamia facti, Fr. Infamie de fait, entspringt aus einer an sich selbst verunehrenden Handlung, welche ihren Urheber, nach dem Urtheile aller ehrliebenden Leute, um seinen guten Nahmen bringt, oder wenigstens anrüchtig macht, ob gleich kein ausdrückliches Gesetz die Strafe der Infamie auf eine solche Handlung gesetzt hat. Infamia iuris, Fr. Infamie de droit, hingegen gründet sich auf die Autorität der Gesetze. Durch die schändliche und unzulässige That selbst, werden ehrlos, ohne daß es eben die Gesetze, oder ein rechtlicher Ausspruch, bemerket hätten, vorsetzliche Bankerottirer, churf. sächs. Polizeyordn. v. J. 1577, Tit. 23, §. 1. 2, die deshalb nach der leipz. Handelsordn. Tit. 22, mit einem gelben Hute einher gehen sollen; Concubinen und Concubinarii, nach dem Reichs-Absch. v. J. 1530, Tit. 33, Polizeyordn. v. J. 1550 ꝛc. Durch die Rechte werden unmittelbar wegen der schändlichen That für ehrlos und infam gehalten: Soldaten, welche infam gemacht werden; Hurenwirthe; öffentliche Huren; Leute, die sich wissentlich wegen in ein ehrliches Verlöbniß eingelassen haben; Ehebrecher; unehrliche Wucherer; Personen, die einen beschworenen Vergleich wieder anfechten und brechen; Notarien, welche wissentlich verbothene Instrumente machen. Mittelbar und durch richterlichen Ausspruch werden und können infam gemacht werden: Kalumnianten; Prävari-

varicatores, d. i. Sachwalter, welche mit dem Gegen-Parte colludiren, oder welche auf beyden Achseln tragen; diejenigen, welche Unzucht begangen haben; Diebe; Räuber; Injurianten; Betrieger, welche bey Vormundschaften, in Gesellschafts-Contract, bey Vollmachten, deponirtem oder anvertrauten Gute untreu gehandelt haben, und dessen überwiesen werden.

Die Strafe der Infamie, welche dem Menschen alle Aussicht raubet, auch in der fernsten Zukunft durch aufrichtige Reue, durch ein edles, gutes, thätiges, zum Besten der bürgerlichen Gesellschaft angewendetes Leben, die Gesellschaft wieder mit sich auszusöhnen, und das Andenken, den Flecken seines Verbrechens auszulöschen, kann, wenn sie gehäuft wird, der Gesellschaft sehr schädlich werden. Sie kann nicht aus Verbrechern gute Menschen, und würdige, nützliche Glieder der Gesellschaft machen. Vielmehr muß der ehrlos gemachte Böswicht, wenn er aus der Gesellschaft, aus aller Theilnehmung mit ihr sich ausgeschlossen und verstoßen sieht, nothwendig ihr Feind werden. Er wird einer Gesellschaft, die ihn auf ewig verfolgt, auch unauslöschlichen Haß schwören; er wird sie seine Rache fühlen lassen, und wo er nur immer kann, selbst bey minder als gewöhnlichem Grad der Wahrscheinlichkeit der Straflosigkeit, ihre Ruhe stören. Infamie also, anstatt den Endzweck aller Strafen, nähmlich Verhütung der Verbrechen, zu erreichen, wirkt vielmehr das Gegentheil; sie befördert, sie vermehrt die Verbrechen. Alle ehrlos gemachte Verbrecher irren umher, und hören nicht auf die öffentliche Ruhe zu stören, bis der Tod, oder undurchdringliche Gefängnisse, ihre Rache begränzen. Es ist über dieß, die schwersten Verbrechen ausgenommen, mit den Gesetzen der Menschheit unvereinbar, unsern Mitmenschen auf ewig zu brandmarken, ihm selbst die Rückkehr zur Tugend zu verschließen, und zu einer Zeit, wo er sein

Herz

Verbrechen durch edle, nützliche Handlungen wieder vergütet und aufgewogen hat, ihm, wenn er uns aus dem Abgrunde die Hand bietet, die unsrige zu versagen, sondern, fühllos gegen seine reuige Thränen, ihn darein zurück zu stoßen.

Das Resultat aller dieser Sätze ist, daß ein Gesetzgeber die Strafe der Infamie nur auf solche Verbrecher, bey denen alle Hoffnung zur Reue und Besserung verloren scheint, auf die schwersten Verbrechen, und auf solche, welche die Folge einer niederträchtigen Seele, einer schändlichen Gesinnung, und einer kalten überlegten Bosheit sind, einschränken müsse; und daß sie bey solchen Verbrechen, die, wie z. B. die so genannten fleischlichen Verbrechen, ihren Grund in menschlicher Schwachheit, oder in rascher Hitze, im Temperament, in Unbesonnenheit, in der Verwirrung eines einzigen Augenblickes, haben, nicht anwendbar sey.

Nach dem Rescript an das Criminal-Collegium, wegen Erkenntniß auf die Strafe der Infamie, d. d. Berlin, d. 10 Jul. 1756, welches in der Edictensamml. v. J. 1756, No. 64, befindlich ist, soll den zur Festung, Zucht- oder Arbeitshause condemnirten Inquisiten, Fama ausdrücklich reserviret, und wenn ja das Verbrechen so beschaffen wäre, daß solches, den gemeinen Rechten nach, eine Infamie nach sich zöge, dagegen mehrere Jahre zur Festung oder Zuchthaus-Arbeit erkannt werden.

Ob gleich der Landesherr einem jeden ehrlos gewordenen, und insonderheit auch Handwerksmanne, den ehrlichen Nahmen und Famam wieder restituiren kann, so will doch dieses sowohl, als die Auslöschung aller Anrüchtigkeit, und alle Legitimation der Landesherrschaft, von den Handwerkern für ungültig geachtet werden, und sie suchen daher doch Schwierigkeiten zu machen, solche Personen an- und aufzunehmen. Ueber dieses nun so wohl, als über die übrigen eigenmächtigen Anrüchtigkeiten, welche die Handwerks-Zünfte erdacht,

aber doch, ihrer Wirkung nach, der Infamie gleich beachtet, und sonst sehr weit ausgedehnt, oder zum Aufnehmen und zur Auftreiberey gemißbraucht haben, eifert insonderheit die neueste Reichs-Satzung Art. 13. §. Denn die Handwerker haben die Ehrlosachtung unter sich selbst, von langen Zeiten her, noch viel weiter und grausamer durch ihre besondere Artikel und Gebräuche, welche auch öfters bestätigt worden sind, ja so gar auf die Uebertretung ihrer Statuten, gesetzt und ausgeübt; ingleichen, wenn die Aeltern ehrlos werden, solches auch auf die Kinder wider alle Billigkeit, ja manchmahl gar die Ehrlosigkeit des einen Theiles unter Ehegatten auch auf den andern zu bringen gesucht, oder einen, denjenigen für ehrlos, oder der Ehre ihr Mitglied nicht seyn, für einen ehrlichen Meister, Gesellen, oder Jungen zu gelten, oder angenommen zu werden, unfähig geachtet, und ihn daher entweder nicht zu den Rechten dieser Personen bey ihrem Handwerke lassen, oder ihn, wann er sie schon gehabt hat, derselben wieder verstehen wollen, wenn eine That bekannt geworden ist, die sie nur für schändlich, oder ehrlos machend, unter sich erklärt haben, ob sie es auch gleich sonst an sich nicht war; oder wenn jemand nur mit einer infamen Person eine natürliche oder willkürliche Gemeinschaft hatte, oder von einem andern des Handwerkes nur gescholten und für unehrlich erklärt worden war, u. s. f. Diese hat man nun zwar nicht für eine Infamiam facti oder iuris auszugeben sich getrauet; man hat aber doch bey den Handwerkern, da sie einmahl eine besondere Ehrenachtung und Ehrsamkeit in dem Staate mit den Zunftrechten erhalten hatten, anfänglich so viel nachgesehen, daß sie wenigstens unter sich ihrer Ehrlos-Erklärung alle die Wirkungen zugeeignet haben, welche sonst Infamia facti und iuris hatten. Denn ungeachtet solche Personen sonst im Staate ehrliche Leute waren und blieben, so hat man solche doch

bey

bey den Handwerkern für ehrlos gehalten, wenigstens als Anrüchtige, oder solche angesehen, die einen Flecken an sich hätten, welcher ihnen nicht verstattete, unter gewissen Leuten fortzukommen, und welcher sie verhindere, daß sie nicht zu andern ehrlichen Verrichtungen berechtigt seyn oder werden könnten. Sonst aber ist anrüchtig seyn, und Anrüchtigkeit, wenn jemand wegen einer entweder wahrhaftig unfähigen, oder wohl sonst guten und nützlichen, oder nur nach der Meinung der Menschen unfähigen und verächtlichen Lebensart, oder wegen eines solchen Zustandes, darein er durch Unglück oder Geburt gesetzt worden ist, z. E. die Knechtschaft, oder von Knechten herkommen, nur verächtlich, und besonderer Ehren unwürdig geschätzt, keinesweges aber des allgemeinen ehrlichen Namens beraubet, oder für ehrlos und für einen schändlichen Menschen gehalten wird. Die Rechtsgelehrten haben es daher nur levem maculam, oder nur notam levis maculæ, genannt, insonderheit, wenn man an jemand gleichsam noch ein Merkmahl derjenigen Verächtlichkeit erblicken wollen, darin seine Vorfahren, oder eine Person, mit der er in Gemeinschafe ist oder lebt, eher als wann diese etwann nur der Verfahren wegen eine solche Notam an sich hätte. Dahin denn nun insgemein die Abdecker, Castratores, Schweinschneider, Scharfrichter, und Häscher, gerechnet werden. Zur Verwirkung aber hat man auch wohl die Verschwender (Prodigos), die ausser der Ehe gebornen (Spurios), die Zöllner, die Nachtarbeiter, öffentliche Spieler, ingleichem die Leibeigenen, oder von Leibeigenen herstammenden, darunter gerechnet, und bey diesen alten römische Gesetze, deutsche Sitten, und päpstliche Rechte und Rechtsmeinungen, unter einander gemenget, ja Meinungen und Irrthümer des gemeinen Mannes, in die Rechte gemischet, Infamiam aber öfters mit der levi macula verwechselt, nachdem etwann ein oder an-

ihrer Rechtsgelehrte gesinnet gewesen ist, und die Sache angesehen hat. Man darf sich also auch nicht verwundern, wenn die Handwerker untüchtige Personen, endlich wenigstens bey ihnen, und in Ansehung ihrer Zünfte, für ehrlose, oder der Ehre, ihr Mitglied zu seyn, unwürdige Personen, ja endlich gar bey ihrem Diffamiren, Schänden und Schelten, die von ihnen geschossenen für infam überhaupt gehalten, und sie als solche behandelt haben, zumahl da ihre Gewohnheiten und Gebräuche für Gesetze gehalten würden, und bey allen der Vorwand gebrauchet wurde, die Handwerke, als Gesellschaften ehrbarer, ehrengeachteter, ehrliebender, schöppenbarer, rechts- und gerichtsfähiger Leute, müßten an Ehren und Leumund als freye Leute so rein seyn, als wenn sie von Tauben gelesen wären. Daraus entstand nun eben die der Infamie und Ehrlosmachung, wo nicht immer, doch bey vielen solche Untüchtigkeit der Handwerker, vermöge welcher sie nicht nur 1. diejenigen, welche ein Verbrechen verübet hatten, weder zur Zunft liessen, noch darin duldeten, sondern ausstießen; 2. keinen von unechter Geburt; 3. keinen, der eine ausser der Ehe geborne, oder eine Person, welche zu Falle gebracht worden war, heurathete, 4. oder der von den ehemahls als Heiden, oder sonst den andern Deutschen, insonderheit aber Franken und Sachsen verhaßten Wenden und Slaven herstammete, 5. oder etwas verächtliches und schändliches that, oder von solchen Aeltern herstammete, oder mit einem solchen umging, aß, oder trank, oder etwann einmahl ein gleiches that, in der Zunft litten oder dazu liessen, sondern auch 6. alle diejenigen als ehrlos und eben so untüchtig hielten, welche eine Innung, ein Handwerk, ein Meister, ja auch nur ein oder mehrere Gesellen, wegen einer nichtswürdigen Sache, oder wegen Uebertretung ihrer Gebräuche, geschoken und für ehrlos erklärt hatten; als woraus eben die

Diffamation, die Auftreiberey, und der Aufstand, nicht weniger eines Handwerkes unter verschiedenen Zünften allerley Trennungen und Secten entstanden sind, da eine die andern für anrüchtig hält, und deswegen die Gesellen und Meister der einen nicht bey der andern zugelassen werden. Es ist zwar endlich, da die Thoren selbst viele üble Folgen dieser ihrer zu hoch getriebenen Ehrlichkeit fühlten, eines und das andere gemindert, und die Bestrafung mit Gelde beliebet worden; allein, in vielem ist es doch lange Zeit so geblieben. In diesem Zusammenhange nun haben insonderheit die ersten alten kaiserlichen Handwerke, welche Zunft-Rechte erhielten, und in die Städte gegeben wurden, wie auch geschenkte Handwerke waren, insonderheit theils andere damahls noch unzünftige Profession-Verwandte, theils auch, da diese ebenfalls zünftig wurden, anfänglich aber auch auf dem Lande nur, oder im Kriege, und unter den, den Städten gern aufsäßigen Edelleuten, und zwar noch von den Leibeigenen getrieben wurden, für anrüchtig, unehrbar, und nebst ihren Kindern, ihres Handwerkes oder ihrer besondern Gemeinschaft für unfähig, und dieser Ehre unwürdig, erkläret; nähmlich: die Müller, Bader, Leinweber, Todtengräber, Schäfer, Pfeifer, Trompeter, Barbierer, Zöllner, Landgerichts- und Stadt-Knechte, Scharfrichter, Gerichts-Frohn Thurm- und Feldhuter, Nachtwächter, Bettelvögte, Gassenkehrer, Bachstecher (*). Denn von diesen Hanthierungen wollten sie keine, auch nicht deren Kinder, zum Handwerke lassen. Ja, ob es sich gleich mit einigen darin änderte, weil, wie die Barbierer, welche sich auf die Wundarzeneykunst legten, die Trompeter und Pfeifer, welche die Musik excolirten, und ohne dieß

(*) d. i. Leute, welche sich zu Ausräumung der heimlichen Gemächer brauchen lassen.

dieß für keine Handwerker, sondern für freye Künstler geachtet werden, und endlich die Künstler überhaupt vornehmer seyn wollen, was auch etwas künstliches ist, solche Achtung leicht, vermöge einer natürlichen Neigung der Seele erlanget, die Zöllner aber Diener grosser Herren wurden, und nur aus einer affectirten Nachahmung der jüdischen Staats- und Kirchen-Sitten unter den Christen gehasset wurden, ob sie gleich keine Zoll-Pächter waren, und was etwann noch mehr Veränderungen hierin verursachte: so blieb doch diese Anrüchtigkeit eine lange Zeit noch in Ansehung der Müller, Leinweber und Bader, bis es endlich durch die Reichsgesetze mit Ernst abgeschaffet wurde. Eben so ist auch die Anrüchtigkeit der Wenden und Slaven nach und nach eine Chimäre geworden; die leichfertigen Diffamationen und Auftreibereyen aber sind auch, nebst andern unvernünftigen Anrüchtigkeiten der unehelichen Kinder, ingleichem derer, die eine Geschwächte heuratheten, und was dergleichen Dinge mehr sind, insonderheit in der neuesten Reichs-Satzung, v. J. 1731, scharf verbothen, und nur noch etwas weniges von einiger Anrüchtigkeit, in Ansehung der Schinder und Scharfrichter, gewisser Maßen mit einiger Wirkung zugelassen worden. Indessen dauern doch noch an einigen Orten, so wohl viele von diesen Mißbräuchen der Anrüchtigkeit, als auch diejenigen, die unter verschiedenen so genannten Secten der Handwerker einer Arbeit herrschen. Von diesen Mißbräuchen und Vorurtheilen, und den dagegen ergangenen Verordnungen, habe ich im XXI Th. S. 502, f. gehandelt. Ich habe daselbst erwähnt, daß durch einen neuern Reichsschluß, v. J. 1772, auch so gar die letztere Ausnahme in Ansehung der Schinder aufgehoben worden, und den Kindern der Wasenmeister, Schinder, und Abdecker vergönnt worden ist, Handwerke zu lernen, sie mögen die Abdecker-Arbeit schon getrieben

haben, oder nicht, wenn nur in letzterm Falle die Ehrenhaftmachung vom Kaiser, oder aus kaiserlicher Gewalt, oder von der Landesherrschaft, vorher geschehen ist. Wohin auch das kön. preuß. Edict, wegen Abstellung einiger Mißbräuche bey den Handwerkern, d. d. Berlin, d. 24 März 1783, gehört; in welchem, Art. 7, zum Besten des Staates und der Menschlichkeit hinführo gestattet und zugegeben wird, daß die Kinder und Abkömmlinge der so genannten Wasenmeister und Abdecker, welche die verwerfliche Arbeit ihrer Aeltern noch nicht getrieben haben, noch treiben wollen, zu den Handwerken und andern Gesellschaften, ohne daß es einer Legitimation bedürfe, zugelassen werden, mithin die Söhne solcher Leute zu den Handwerksmeistern, gleich anderer redlicher Leute Kindern, in die Lehre genommen, und für handwerksmäßig auch der Meisterschaft fähig angesehen werden, die Töchter aber, ohne den geringsten zu befürchtenden Vorwurf, sich an Handwerksleute und andere ehrliche Personen verheurathen können.

Von der Ausschließung der unehelichen Kinder von Zünften und Gewerken, und daß dieser Mißbrauch von der gesetzgebenden Macht gänzlich abzuschaffen sey, s. Th. XXVI, S. 829, fgg.

Infans, s. Kind.

Infant, (der) die Infantinn, Fr. Infant, Infante, eine aus dem Lat. Infans, noch in Spanien und Portugal übliche Benennung der königlichen Kinder männliches und weibliches Geschlechts, die Erbprinzen ausgenommen; denn der Erbprinz in Spanien wird Prinz von Asturien, und der in Portugal, Prinz von Brasilien, tituliret. Daher man auch ehemahls die Appanage, welche einem solchen Prinzen oder Prinzessinn gegeben wurde, Infantaticum, oder Infantaticum genannt hat. So wurde z. B. eine gewisse Gegend in Spanien, welche aus den Städten Alcozer, Salmeron,

Val

Val de olivas und verſchiedenen Burgaden beſteht, und den Titel eines Herzogthumes führt, ehemahls gemeiniglich den Infanten zur Appanage gegeben, und heißt daher Infantado.

Infante, (Zuckerbrod à l') ſ. unter Zucker-Brod.

Infanterie, aus dem Franz. Infanterie, Soldaten zu Fuß, das Fußvolk, die Fußvölker; ehemahls die Fußgänger oder Fußknechte genannt; im Gegenſatze der Cavallerie oder Reiterey. Im Ital. Infanteria, Fanteria.

Ob wir gleich dieſes Wort zunächſt unſern Nachbarn abgeborget haben, ſo iſt es doch, ſeinem Urſprunge nach, ein gutes altes deutſches Wort, welches von dem noch in Niederſachſen üblichen Fänt, Vent, ein junger unverheurathet er Menſch, und in weiterer Bedeutung ein Diener, ein Soldat zu Fuß, abſtammet. Das Isländ. Fant, das Ital. Fante, das Dän. Fiant, und das Schwed. Fant, haben eben dieſelbe Bedeutung mit dem Niederſ. Vent, und ſind ohne Zweifel auch mit dem Lat. Infans verwandt. Mit dem vorgeſetzten Ziſchlaute iſt Swein, im Angelſ. Swain, im Engl. und Suend im Däniſchen, ein Jüngling, beſonders ein junger Liebhaber, Siehe Trabant, welches ſeiner letzten Hälfte nach gleichfalls hierher gehört.

Infanticidium, ſ. Kinder-Mord.

Infel, oder Inful, L. Infula, Fr. Infule, hieß bey den alten Römern ein Hauptſchmuck der Pontificum oder oberſten Prieſter. Nach des Feſtus Bericht waren die Infulæ wollene Franſen und Troddeln, womit man die Prieſter, vornehmlich diejenigen, welche Opfer verrichteten, ausſchmückte. Viele Schriftſteller verwechſeln unrichtig die Infula mit der Mitra, Tiara, oder Mütze, welche die Prieſter trugen. Die Infula war eigentlich ein wollenes Band oder Bändchen, welches denjenigen Theil des Kopfes, welcher bis zu den Schläfen mit Haaren bewachſen iſt, bedeckte, und woran auf jeder Seite zwey Zipfel oder Schnüre (L. Vittæ herab hingen, mit denen jenes quer über den Kopf gehendes Band zugeknüpfet wurde. Die Infula

war bey den Priestern das, was bey den Königen das Diadem war, nähmlich ein Zeichen ihrer Würde und Autorität. Das Diadem war platt und breit, die Insel aber geschlängelt und rund. Mit der Insel wurden auch die Opferthiere, (indem ihnen dergleichen zwischen die Hörner gebunden wurden, von denen auch Vittæ an beyden Seiten bis an die Knie des Thieres herunter hingen,) wie auch die Tempel selbst, ausgezieret. Noch mehr aber waren die Infulæ auch Zierrathen der hohen obrigkeitlichen Personen, als: der Bürgermeister, der Statthalter, und Anderer. Wie denn auch wohl einige Kaiser mit solcher Infula beehret wurden, ob sie gleich das Amt selbst, welches dieselbe bedeutete, nicht bekamen, mithin nur so genannte Titulares wurden. Allein, es wurde dergleichen auch selbst den Kaisern in den Titeln mit beygeleget, und ihre Hoheit daher Infula maiestatis genannt.

Noch heut zu Tage wird der Haupt-Schmuck, den die Erzbischöfe und Bischöfe zu tragen pflegen, so wohl bey großen Solennitäten, wenn sie in ihrem Pontifical-Habite erscheinen, als auch über ihren Stiftswapen, eine Insel, oder Insul, genannt. Es hat derselbe die Gestalt einer hohen Mütze, (daher er auch mit mehrerm Rechte die Bischofsmütze, als der Bischofshut, genannt wird,) welche grün ist, oben spitzig zugeht, daselbst offen ist, und an jeder Seite einen breiten Streif mit sechs Quasten herunter hängen hat. Von den zwey spitzig zugehenden Blättern, soll das eine die Bedeutung des alten, das andere aber des neuen Testamentes haben. Einige Aebte, auch einige Stiftsherren, welche von dem Papste das Vorrecht erhalten, bischöfliche Ehrenzeichen, und also auch die Insul, zu tragen, werden daher Infulati, oder infulirte Aebte, genannt.

Die

Die Art, wie die Biſchöfe ihren Wapen die Biſchofsmütze und den Biſchofsſtab, als Zeichen ihrer Würde, beyfügen, ſtellt Fig. 1696 dar.

Von den Inſeln, und deren Gebrauche, ſ. *Schmeitzel* de coronis tam antiquis quam modernis, Sect. 4. C. 4. p. 202. und *Ads. Stegerus*, in diſſ. de Infulis, ſacræ dignitatis inſignibus.

Inſibuliren, L. Inſibulatio, Fr. Inſibulation, das Zuheften und Ringeln der Geſchlechtsglieder, heißt eine bey verſchiedenen afrikaniſchen und aſiatiſchen Völkern übliche Operation, welches die Erhaltung der Keuſchheit zur Abſicht hat. Es wird nähmlich den Knaben die Vorhaut oben und unten vorwärts gezogen und durchgebohrt; in die gemachten Löcher aber wird, nachdem ſie ſich genarbet haben, ein Ring geſteckt, welcher ſo lange an Ort und Stelle bleiben muß, als es demjenigen, der die Operation befohlen hat, gefällt; zuweilen das ganze Leben hindurch. An Mädchen geſchieht das Inſibuliren, ſo bald ſie auf die Welt gekommen ſind. Gewiſſe von der Natur getrennte Theile werden durch eine beſondere Art Naht, wozu man ſich eines Fadens von Amiant bedienen ſoll, ſo nahe an einander gebracht, daß nur eine ganz kleine Oeffnung für die natürlichen Ausleerungen übrig bleibt, das Fleiſch an beyden Seiten aber nach und nach zuſammen wächſt, ſo daß im Brautſtande erſt eine neue Inciſion geſchehen muß. Bey einigen Völkern wird es nicht zuſammen genähet, ſondern es wird nur ein Ring durchgeſteckt, welcher bey Unverheuratheten nicht abgenommen werden kann, bey Verheuratheten aber mit einem Schloſſe verſehen iſt, wozu allein der Mann den Schlüſſel hat. Siehe auch Neſtelknüpfen, und italiäniſches Schloß.

Inflammation, die Entzündung; diejenige Erſcheinung, da eine verbrennliche Materie ſich entzündet, oder in Flammen ausbricht.

Figürlich bedeutet Inflammation eine Schärfe und Hitze, die ſich an einem oder andern Theile oder

Glieder des thierischen Körpers äussert, wenn das Blut in den kleinern Gefäßen stockt, und wegen des übrigen darauf stoßenden Blutes eine größere Wärme in demselben Theile entsteht, worauf derselbe von aussen roth wird, und gemeiniglich etwas anschwillt. Jede Inflammation endigt sich auf eine oder die andere von diesen viererley Arten: entweder sie zertheilt sich allmählich, oder es wird ein eiterndes Geschwür daraus, oder es entsteht eine Verhärtung, oder der entzündete Theil stirbt völlig ab. Siehe Entzündungs-Krankheiten.

Informator, s. Hof-Meister.

Infrau, s. Inmann.

Inful, s. Infel.

Infundibulum, s. Trichter.

Infundiren, L. infundere, Fr. infuser, aufgießen, besteht, in dem allgemeinsten Verstande genommen, darin, daß man zusammengesetzte Körper in eine Feuchtigkeit bringt, welche dazu bestimmt ist, daß sie entweder in der Kälte, oder mit Beyhülfe einer gelinden und stets geringern Wärme, als die bey dem Aufwallen ist, sich mit einigen Bestandtheilen dieser Körper anfüllen soll. Das Infundiren ist eine der vorzüglichsten Arbeiten bey der Zerlegung der Körper durch Auflösungsmittel, eben so gut als das Abkochen, von dem sie als der erste Grad angesehen werden kann.

Man nimmt das Infundiren aus verschiedenen Absichten vor. Hauptsächlich aber kommt es darauf an, daß leicht zu entwickelnde oder auflösliche Theile in einem Körper seyn. Wenn nun diese von den andern, die sich schwerer entwickeln, zu scheiden sind, so bedient man sich des Infundirens, und nicht des Kochens, weil durch letzteres auch die schwer auflöslichen und schwer zu entwickelnden Theile heraus gezogen werden. Wenn man z. B. Färberröthe nimmt, und dieselbe mit heißem Wasser infundiret, alsdann eine Zeitlang warm digeriret, so bekommt man eine so-

rothe Brühe. Kocht man aber die Färberröthe mit Wasser, so wird man gewahr, daß die rothe Farbe immer mehr und mehr abnimmt, und sich in ein unangenehmes Röthlichgelb verwandelt. Untersucht man die Ursache dieser Veränderung, so findet man, daß durch das lange Kochen die sauer-erdichten Theile entwickelt werden, wodurch die erstern, welche als schleimichte mit etwas Sauerhlichtem verbundene Theile anzusehen sind, verändert werden, und also eine andere Farbe bekommen. Man gebraucht demnach das Infundiren nicht allein bey Körpern, welche riechen und flüchtige Theile enthalten, sondern auch da, wo lauter feuerbeständige sind, wo aber immer ein Theil leichter, als der andere, sich entwickeln lässet, und wo jede Art von diesen Theilen besonders erhalten werden soll.

Das Infundiren wird mit wässerigen, spirituösen, öhlichten, sauern oder alkalinischen Feuchtigkeiten verrichtet, je nachdem es die Beschaffenheit der Materien, die man ihm unterwirft, und die Beschaffenheit der Bestandtheile, welche man aus ihnen ausziehen will, erfordert. Es geschieht gemeiniglich, um Arzeneymittel dadurch zu bereiten, denen man den Nahmen Infusionen, oder Aufgüsse, L. Infusa, Fr. Infusions, gibt. Es werden nicht allein vegetabilische Körper dazu genommen, sondern man macht auch aus thierischen Materien, als: Bibergeil, Cochenille ꝛc. mit Wasser, und aus metallischen Substanzen, als: dem Eisen, mit Essig oder Wein, Aufgüsse. Aus dem Gewächsreiche sind es vorzüglich die gewürzhaften Pflanzen, und andere riechbare Materien, welche man infundiret, wenn man ihren riechbaren Bestandtheil behalten will, in welchem ihre Kraft besteht, und welcher allezeit so flüchtig ist, daß er bey der Siedehitze sich zerstreuen und verlieren würde. Damit man nun diese flüchtige Bestandtheile desto besser be-

halte, muß man nur die geringſte Wärme, die zum Ausziehen erfordert wird, anwenden, und dieſe Aufgüſſe in Phiolen, oder andern Gefäßen, welche man genau verſtopfen kann, bereiten.

Die vermittelſt des Infundirens ausgezogenen Beſtandtheile ſind, nach der Art des Auflöſungsmittels, mit welchem man es verrichtet, von ſehr verſchiedener Beſchaffenheit. Das reine Waſſer nimmt den Grundſtoff des Geruches, oder Spiritus Rector, und ſalzichte, ſeifenartige, ſchleimichte, ausziehbare Theile in ſich. Der Weingeiſt löſet den Spiritus Rector, die weſentlichen Oehle, die harzichten Materien, welche ein Oehl von der Art der weſentlichen Oehle zum Grunde haben, und den größten Theil der ſeifenartigen Subſtanz, auf. Dieſe mit dem Weingeiſte verfertigten Aufgüſſe führen, vorzüglich in der Apothekerkunſt, den beſondern Nahmen Tincturen, zuweilen auch Eſſenzen, Elixire u. ſ. f. ſo wie ſie ſich durch ihr äuſſerliches Anſehen, Geſtalt und Conſiſtenz, von einander unterſcheiden. Die Oehle löſen den Spiritus Rector und die öhlichten Materien auf, von welcher Art ſie immer ſeyn mögen. Die Säuren und die Alkalien löſen die erdichten Theile der Pflanzen und beynahe alle ihre andere Beſtandtheile auf; allein ſie verbergen und verändern dieſelben, und verurſachen durch dieſe Verbindung, daß ihre Kräfte merklich anders ausfallen; ſie werden daher zu dieſen Arten von Extractionen wenig gebraucht.

Die Subſtanzen, welche ausgezogen werden ſollen, werden vorher gröblich zerſtoßen, oder zerſchnitten, in eine Phiole oder in eine ſteinerne Kruke geſchüttet. Soll die Extraction mit Waſſer geſchehen, ſo gießt man dieſes kochend über die in der etwas erwärmten Kruke befindlichen Species, verbindet das Gefäß mit einer Blaſe, und ſtellt es an eine gelinde Wärme. Die Infuſionen, zu welchen Wein kommt,

hei-

heißen arzeneyische Weine, Vina medicata. Sollen sie aus Wasser und Wein bestehen, so gießt man das Wasser zuerst kochend auf die Species, und nachher den Wein kalt hinzu, und läßet dieses, fest verbunden, eine Zeitlang in einer gelinden Wärme stehen. Ist Wein allein vorgeschrieben, so muß dieser kalt aufgegossen, und hernach digeriret werden. In diesem Falle kann man, ehe der Wein aufgegossen wird, die Species mit etwas kochendem Wasser einbrühen, alsdann den Wein hinzu gießen, und die verbundene Kruke in das Marienbad setzen. Dieses muß der Apotheker aber nur alsdann thun, wenn es der Vorschrift des Arztes nicht gerade zuwider ist. Denn sonst, wenn dieses Mittel nicht innerhalb 1 oder 2 Tage fertig seyn darf, kann man den Wein kalt aufgießen, und an einem kalten Orte, wohl verstopft, 5 bis 6 Tage stehen lassen.

Nachdem die Infusion lange genug, nach der Vorschrift des Arztes, in der Wärme gestanden hat, oder kalt digerirt worden ist, läßet man dieselbe durch ein leinenes Tuch laufen, ohne sie stark auszudrücken. Sie muß darauf eine Weile ruhig stehen, damit die Theilchen, welche sie trübe machen, zu Boden sinken, und sie ganz hell und klar abgegossen werden kann, weil sie sonst dem Kranken beym Einnehmen leicht Ekel erregen könnte.

Infusion, L. Infusum, Fr. Infusion, ein flüssiges Arzeneymittel, welches entweder in der Kälte, oder in einer sehr gelinden Wärme, welche nie bis zu dem Grade des Kochens ausgedehnet werden muß, einige Bestandtheile zusammen gesetzter Substanzen in sich genommen hat. Siehe den vorhergeh. Artikel.

Infusions-Thierchen, L. Animalia infusoria. Da dieser Nahme in den neuern Zeiten mancherley kleinen, nur durch das Vergrößerungsglas wahrzunehmenden, und in verschiedenen Feuchtigkeiten sich zeigenden Thierchen

chen beygeleget werden ist, hat der [illegible] Prof. Müller, das letzte Thiergeschlecht, [illegible] Ritter Linné Chaos genannt hat, darum [illegible] jedoch auch eine Art besonders mit diesen [illegible] legen wollen. Hr. Staatsrath Müller [illegible] den Nahmen Infusions-Thiere, da [illegible] mehr eine besondere Classe der Würmer [illegible] Nahmen, und erinnert, wie die meisten [illegible] Gegenstände des Vergrößerungsglases wie [illegible] her auch von Einigen mikroskopische Wes[illegible] werden. Doch soll man diese zwey Nahmen [illegible] gleichbedeutend, oder als Synonymien, [illegible] indem es Infusionsthierchen gibt, welche [illegible] mit bloßen Augen sehen kann, hingegen aber [illegible] ser den Infusionsthierchen andere, die man [illegible] Hülfe des Vergrößerungsglases erblicken k[illegible] um der Ritter dieses Geschlecht Chaos, und [illegible] Thiere der Verwirrung, genannt habe, so [illegible] felhaft zu seyn. Eine Verwirrung könnten [illegible] chen machen, da man noch nicht weiß, wofür [illegible] halten solle; oder sie sind Chaos, als ein Urst[illegible] aus fernere Bildungen entstehen können. [illegible] gehörige Thierchen sind freye, einförmige, auf[illegible] ungemein kleine Körperchen, an welchen ganz [illegible] keine Gliedmaßen wahrgenommen werden k[illegible] daher auch die Abtheilung derselben in verschiede[illegible] gen, und die Merkmahle, wodurch eine von der [illegible] deren unterschieden sey, schwerlich genau zu bestim[illegible] und anzugeben sind. Linné hat 5 Arten dieser Thier[illegible] angenommen.

Die erste nennt derselbe Chaos redivivum, filiforme, utrinque attenuatum, und im Deutschen Kleister-Aal oder Kleister-Aelchen. Hierunter versteht man die

(*) Vermium terrestrium & fluviatilium, seu animalium infusoriorum, helminthicorum & testaceorum non marinorum, succincta historia, Auct. Oth. Frid. Müller. Hafn. & Lpf. 1773. 8. 4.

jenigen Geschöpfe, welche in verdorbenem Essig, Buchbinderkleister, Stärke, Sauerteige u. d. gl. gleichsam durch eine lebendig machende Kraft aus einem vieljährigen Tode, nach vorhergehender Einweichung, Erwärmung und Gährung, entstehen. Wenn diese Thierchen aus der Nässe in das Trockne versetzet werden, sterben sie, und würden auch niemahls wieder aufleben, wenn sie nicht über kurz oder lang, durch gebrachte neue Feuchtigkeit und Gährung, ein neues Leben erhielten; und dergleichen Sterben und Leben kann in dem nähmlichen Thierchen mehrmahls abwechseln, und es kann solches Spiel, nach Willkür der Menschen, mehrmahls wiederhohlet werden. Wenn sie todt sind, kann man sie ganz und gar nicht wahrnehmen; wenn sie aber leben, erscheinen sie, unter dem Vergrößerungsglase, als fadenförmige, an beyden Seiten zugespitzte Schlängelchen oder Aelchen, welche in einem Tropfen Wasser hurtig herum schwimmen, und ein sonderbares Schauspiel darstellen, über dieß Eyer und lebendige Junge von sich geben, und sich zusehends häufig vermehren. Wenn man dieses Aelchen durchschneidet, verschütten sie oft 100 Junge, deren jedes in einem Ey eingeschlossen ist, welche aber sofort heraus kriechen, und, gleich den Alten, leben, herum schwimmen und wachsen. Andere, vielleicht mehr zufällige als bestimmte Umstände haben die Beobachter dieser Thierchen noch angemerkt, daß z. B. der Essig-Aale sehr lang, und aus zwey, parallelen, dunkeln Linien, mit dazwischen kommenden durchsichtigen Körpern, zu bestehen scheinen; ingleichem, daß dieselben einen doppelten oder gespaltenen Schwanz darstellen, und daß die Anzahl der enthaltenen Eyerchen oder Jungen zuweilen nur geringe, ein ander Mahl aber sehr groß sey. Die Beschaffenheit des Vergrößerungsglases, und das mehr oder weniger gewohnte Auge, müssen bey allen diesen Untersuchungen in

in Erwägung gezogen, und daher muß nicht alles sogleich geläugnet werden, was ein Anderer nicht wahrgenommen hat. Man muß hierbey der Herren Baker, Needham, Rösel, Ledermüller, von Gleichen, Müller, und Göze, und Anderer neuere Beobachtungen nachlesen. Uebrigens kann man dergleichen Aelchen nicht zu allen Zeiten, auch nicht in jedem Kleister, Sauerteig und Essig, finden und wahrnehmen. Je älter und sauerer alles dieses ist, worin sie sich aufhalten, je gewisser wird man sie antreffen.

Der unermüdete und glückliche Naturforscher, Hr. Past. Goeze, äusserte, im 1 St. des Naturforschers, S. 25, f. die Muthmaßung, daß die Kleister-Aelchen von den Essig-Aelchen ganz verschiedene Art wären. Der Abt zu Casanova, D. Roffredi, hat solches in seiner Abh. über die Entstehung der Würmer im gichtigen (rhachitischen) Getreide (Bled rhachitique) und im Mehlkleister, welche in der Samml. brauchbarer Abhandlungen aus des Hrn Rozier Beobachtungen über die Natur und Kunst, 1 B. die 9te ist, bestätigt. Unter andern hat er gezeigt, daß Ledermüller die Essig-Aelchen, und die im Buchbinderkleister befindlichen, aus Mangel eines guten Mikroskopes, und also ohne Grund für einerley gehalten habe.

Roffredi fand im Kleister 4 verschiedene Arten von Aelchen. Seine Methode den Kleister zu bereiten, und zur Erzeugung der Aelchen fruchtbar zu machen, ist vielleicht die einzige, welche unter allen Umständen und zu allen Jahrszeiten gelingt. Die erste Art ist am häufigsten zu finden, die 3 übrigen seltener. Bey der ersten hat er den Unterschied des Geschlechtes, und so gar ihre Begattung wahrgenommen. Die zweyte Art bringt nie lebendige Junge zur Welt, und legt bloß Eyer, ist kleiner als die erstere, und hat einen längern Schwanz. Die dritte kann man füglich die allgemeine nennen, weil man sie auch in dem brandigen und gekeimten Getreide antrifft. Ihr Schwanz geht spitziger zu, als bey den Aelchen in den reifen Körnern des gichtigen Weitzens. Der Beobachter will so gar 2 Zitzen bemerkt haben. Er hält sie gleichwohl nur für Eyerlegende. Die vierte Art ist überaus klein, und wird selten gefunden. Diese Aelchen sind der Länge nach von den Jungen der übri-

gen

Arten nicht wohl zu unterscheiden; sie sind aber viel dünner, und bewegen sich auch weit lebhafter, als jene.

Von der Aehnlichkeit und dem Unterschiede der Kleister- und Essig-Aale heißt es überhaupt: 1. daß diese letztern eben so wohl lebendige Junge gebären, als auch Eyer legen; 2. daß bey diesen der Schwanz viel länger und feiner, und ihre Bewegung auch unendlich lebhafter, als bey jenen, ist; 3. daß diese bey dem Anfange des Schwanzes eine kleine hervor stehende Zunge haben, welche sie aber auch zurück ziehen können; 4. daß sie innerlich in Ansehung der Lage der Eingeweide den Kleister-Aalen ähnlich sind.

Die Bestätigung der meisten dieser Erfahrungen, hat Hr. Past. Göze durch seine eigene Beobachtungen über die Kleister-Aale gefunden, und die Art und Weise, wie er zu den Kleister-Aalen gekommen ist, ist sehr seltsam. Er berichtet davon, im 9 St. des Naturforschers, S. 180, fgg. Folgendes:

„Es war der 26 Sept. 1775, da mir Hr. Justitzrath Mahling (*) in Kopenhagen, ein sehr geübter und erfahrner Beobachter, etwas vertrockneten Kleister mit darin zugleich vertrockneten Aalen überschickte. Des andern Morgens gegen 7 Uhr that ich ihn in ein Gläschen, und goß etwas lauliches Wasser darauf, da denn gegen 12 Uhr schon einige Aelchen lebendig waren, sich aber noch sehr langsam bewegten. Des andern Tages waren schon mehrere vorhanden, die in dem Wasser herum spielten, und die Todten schwammen wie weiße gerade Fäserchen im Wasser herum, von denen einige ganz ohne Bewegung waren, andere zuckten, andere sich schon etwas mehr zu bewegen schienen. Ich habe sie durch meine stärkste Vergrößerungen in einem reinen Wassertropfen, den ich ganz flach ziehen konnte, um dadurch die Bewegungen des Thieres etwas zu hemmen, genau beobachtet, und folgende Umstände an ihnen entdeckt: 1. Sie schienen zu der ersten Art des Roffredi zu gehören.

(*) Fr. Chr. Mahlings Schreiben aus Kopenhagen, v. 27 März 1759, die Betrachtung einiger Infusionsthierchen betreffend, st. im 25 St. der Fränk. Samml. Nürnb. 1759, 8. S. 45—56, und in den von C. H. Mengel aus dem Dänischen übers. Oeconom. Gedanken, 2 B. 2 Th. Kopenh. und L. 1760, gr. 8. S. 121—125.

hören. 2. Ich habe darunter einige mit lebendige Jungen im Leibe, andere mit Eyern angetroffen, und bey dem Kleiserschnitt wahrgenommen, daß die Jungen eben so schneckenförmig, als bey den Essig-Aalen, in eine zarte netzförmige Haut eingeschlossen waren, aus welcher sie, fast auf gleiche Art heraus zu kommen, sich bemüheten, und wenn sie sie zerrissen hatten, munthig fortschwammen. 3. Ich habe bey ihnen folgende Unterscheidungszeichen in Absicht der Essig-Aale bemerkt. Die Kleister-Aale sind weit kürzer, und nach dem Kopf-Ende zu dicker, als die Essig-Aale. Der Kopf ist kolbenförmig zugerundet, und oben auf dem Rücken haben sie einen runden dunkeln Schild, der mit einem weißlichen Zirkel eingefaßt ist. Die Bewegung ist weit langsamer und ungeschickter, als bey den Essig-Aalen. So geht auch der Schwanz bey jenen nicht so spitzig zu, als bey diesen. 4. Eine der artigsten Wahrnehmungen war diese, die ich zuletzt anführen will, und womit sich diesmahl das ganze Phänomen meiner Kleister-Aale endigte. Auf einsame Art durch eine Reise übers Meer hatte ich sie bekommen; auf eine seltsame Art hatte ich sie aus ihrer Erstarrung aufgeweckt, und auf eine seltsame Art sollte ich sie auch wieder verlieren. Ich that nähmlich ein Par solcher Aale in ein Essigtröpfchen. Es dauerte keine Secunde, so krümmten sie Krämpfe und verschieden. Hierauf goß ich nicht mehr, als 4 bis 6 Tropfen guten Weinessig in das Wasserglaschen, worin der vertrocknete Kleister aufgelöst war, und binnen wenigen Minuten fingen sie alle an, ganz langsam zu schwimmen, und bald gar zu erstarren. Ein offenbarer Beweis, daß die Essig-Säure weit stärker, als die Kleister-Säure, und ihnen also tödlich sey. Gleichwohl hat der Abt Roffredi bey der Zubereitung seines Kleisters, das Wasser, worin das Weitzenmehl zu Kleister gekocht werden sollte, mit etlichen Tropfen Essig vermischt. Wie viel ist also nicht noch an diesem Thierchen zu beobachten! So viel wissen wir nun mit Gewißheit, daß das Chaos rediviyum *Linn.* aus ungleich mehrern Arten bestehe, als der Ritter darunter begriffen hat. Zwar setze ich nicht das mindeste Mißtrauen in die vortrefflichen Beobachtungen des Abts; allein manches scheint mir doch mit den Theilen anderer Thiere, als den beyden Zitzen, zu analogisch. Eben so dünkt mich, daß die vorgegebene Begat-

tung

wiederhohlte Erfahrungen und Bestätigungen erfor-
."

Die zweyte Art nennet Hr. v. Linné Chaos Pro-
us, gelatinosum, polymorpho-mutabile. Nach der
abelgeschichte war Proteus ein Meergott und Sohn
s Oceans, und zugleich ein Sinnbild der Unbeständ-
keit. Weil nun diese Art ein gallertartiges Geschöpf
, welches vielerley verschiedene Gestalten in der gröss-
n Geschwindigkeit annimmt, hat der Ritter diesen
ahmen, und Hr. Müller im Deutschen Unbestand
wählet. Dieses Geschöpf besteht aus vielen großen
nd kleinen, hellen und durchsichtigen Kügelchen, die
e mit einander wunderbar durch einander beweget
erden, wodurch in dem Ganzen immerfort eine ande-
und unbeständige Gestalt erscheint. Es gleicht die-
be, in natürlicher Größe, bald einem Senfkorne,
ald einem Kleeblatte, bald einem Hirschgeweihe,
ald einer andern Figur. Dieses Geschöpf besitzt das
ermögen, sich der Länge nach auszudehnen, sich wie-
er einzuziehen, sich in zwey Theile zu theilen, und
ieder in einer Kugel mit einem Halse zu vereinigen,
us welcher endlich eine unsägliche Menge kleiner Kü-
elchen heraus fahren. Wenn dieses erfolgt, und die
leinen Kügelchen ausgeschüttet worden sind, verschwin-
et das ganze Geschöpf. Ob dieses wirklich zum Thier-
eiche gehöre, will Houttuyn zweifeln, und diese
ügelchen lieber aus dem Pflanzenreiche herleiten,
nd für öhlichte Materie halten, welche durch die Fäul-
iß in Wärme, und durch die Wärme in eine Bewe-
ung gerathen wäre.

Der Schwammstaub, Chaos fungorum, macht die dritte Art aus. Dieser Staub ist der wahre Same der Schwämme, welcher, wenn er in das Wasser kommt, gleichsam ein Leben oder vielmehr nur eine Bewegung zeigt, sich endlich irgendwo

fest ansetzt, und wieder in einen neuen Schwamm verwandelt. Hr. v. Münchhausen hat zuerst behaupten wollen, daß die Schwämme mehr in dem Thier- als Pflanzen-Reiche ihren Platz einnehmen sollen, wovon im Art. Schwamm ein mehreres vorkommen wird.

Das Brandkorn, Chaos Vstilago, ist die vierte Art. Ich habe bereits bey dem Brande, im VI Th. S. 392, fgg. angemerkt, daß in den Gräsern, dem Bocksbarte und andern Pflanzen, sich zuweilen ein schwarzes Pulver zeige; und dieses soll nach Hrn. v. Münchhausen mit dem Vergrößerungsglase angestellten Wahrnehmungen, und wenn es eine Zeitlang in warmen Wasser eingeweicht worden ist, sich in längliche durchsichtige Thierchen verwandeln, welche sich, mit Aelchen, darin bewegen. Nach Hrn. Baker Beobachtungen gibt auch das innere weiße Wesen des Mutterkornes, wenn man dasselbe einweichet, dergleichen längliche und sich bewegende Aelchen. Es will derselbe aber auch bemerket haben, daß die noch weichen Körner, wenn sie nur mit Wasser angefeuchtet wurden, dergleichen Geschöpfe lebendig darstellen; wenn sie aber einige Zeit gelegen haben, und dadurch hart geworden sind, müßten sie lange Zeit im Wasser liegen, um sie vollkommen aufzuweichen, in Bewegung zu bringen, und unter dem Vergrößerungsglase als lebendige Thierchen zu betrachten. Hieraus will Ledermuller (*) folgern, daß diese Geschöpfe mit dem Getreide in das Mehl, und mit dem Mehle in den Sauer-Teig, Kleister und Essig, um so eher kommen könnten, je leichter sie und ihre ungemein viele Eyerchen, zwischen den Mühlsteinen, wegen ihrer ungemeinen Kleinigkeit unzerstört, durchlaufen können. Und gesetzt, sagt

(*) In seiner mikroskopischen Belustigung, S. 34.

sagt er ferner, es würde auch ein so kleiner Aal von dem Mühlsteine getroffen und zerstücket, so geschieht alsdann eben das, was bey der Zerschneidung vorgeht, nähmlich eine Geburt vieler jungen lebendigen Aale und befruchteten Eyer, welche doch insgesammt mit in das Mehl kommen; woraus wir denn natürlich folgern müßten, daß alles Mehl dergleichen Thierchen enthalte und gleichsam davon belebt sey, und daß daher diejenigen Beyfall verdienten, welche unsern Körper als ein Behältniß von unzählich vielen dergleichen Thierchen ausgeben wollten. Wir wollen indessen immer Mehl und daraus bereitete Speisen genießen, und uns vor dergleichen Würmerheere nicht fürchten. Hrn. Staatsrath Müller's Lehrgebäude von Erzeugung der Infusionsthierchen scheint Ledermüller's angenommene Sache zu bestätigen; und je sinnreicher dasselbe ausgedacht worden ist, je mehr ist es aller Betrachtung würdig. Zuvörderst bemerkt derselbe, wie er ehedem geglaubt habe, daß die kleinen Thierchen in den Infusionen, welche anfangs wie Bläschen aussehen, aus der Luft hinein kämen. Nachdem er aber gefunden, daß die Krystallkügelchen der Schwämmchen, unter der Blasenhaut der Infusion, sie sey animalisch oder vegetabilisch, sich aufhaltenden Thierchen sehr ähnlich seyn, und sich oft in viele Fäden auszögen, habe er endlich durch viele mühsame Versuche wahrgenommen, was er nicht glauben wollen, und was Needham und Wrisberg schon vor ihm bemerket haben, nähmlich wie die kleinen runden Bläschen der Infusionshaut, welche als die kleinsten Pünctchen erscheinen, eines nach dem andern, auch wohl einige zusammen, von der Haut abgehen, zittern und beweglich werden; wie diese Bewegung in kurzem immer stärker werde, und bald nach verschiedenen Richtungen geschehe; woraus derselbe ferner folgert,

daß der Same aller Thiere mit solchen Thierchen a gefüllet sey, und die animalischen und vegetabilische Theile durch eine Decomposition, wie Hr. Müller s ausdruckt, in blasenartige Häutchen aufgelöset werde deren Bläschen oder Kügelchen so wohl, als die Kr stallkügelchen der Schwämme, von der allgemeine Masse allmählich abgehen, und in gewisse Fadeng webe, wie die Spinnen machen, ausgezogen, leben dig werden, und die Infusions- und Samen-Thier chen vorstellen. Diese aus rohen Klümpchen, welch unsern Sinnen gar nicht organisch vorkommen, ent standene, ganz einfachste und kleinste Thierchen unter allen, sind von den übrigen mikroskopischen Wesen s wohl in der Substanz, als auch in der Organisation, verschieden. Es sind gleichsam die, nach den von dem Schöpfer vorher gesehenen Absichten, präformir ten Fötus, welche durch die Menge solcher Thierchen entwickelt werden sollen, und also fähig zu seyn schei nen, alle Gestalten der Thiere und Gewächse hervor zu bringen. Es sey also, schließt Hr. Müller ferner, nicht ganz unwahrscheinlich, daß aus diesen Thier chen, wenn sie mit mehr oder weniger erdhafter Ma terie vermischet würden, die festen und flüssigen Theile der Körper entständen. Blieben sie aber frey und ohne Vermischung, so machten sie den Nerven Saft und die animalischen Geister aus, vermehrten das Wachsthum, je mehr ihrer aufs neue zusammen kämen, und unterhielten das Leben; stürbe aber dieser oder jener Körper, so würden sie gleichsam befreyet, fingen aufs neue an, vor sich zu leben, fingen auch wohl, nach veränderten Umständen, ihr voriges Ge schäft wieder an, und auf solche Weise würde durch einen beständigen Zirkel aus roher Materie eine or ganische, und aus der organischen wieder eine rohe, u. s. f.

Die

Die eigentlich so genannten Infusionsthierchen, Chaos infusorium, machen die letzte Art aus. Hierunter versteht man alle diejenigen Geschöpfe, welche unter dem Vergrößerungsglase entdeckt werden, wenn man auf Pflanzen und deren Theile, als: Getreidesamen, Gras, Heu, Blätter, Blumen oder Früchte, etwas Wasser gießt, und beydes mit einander einige Zeit an einem laulichen Orte stehen lässet, und alsdann einen Tropfen davon unter das Vergrößerungsglas bringt, da sich denn ein ganzes Meer voll Wunder zeigt, nähmlich Geschöpfe, welche oft Millionen Mahl kleiner, als ein Sandkörnchen sind, sehr schnell durch einander fahren, wieder umkehren, sich wälzen, an einander anhängen, wieder los reissen, und fast nicht zu beschreibende Bewegungen machen. Alle haben fast immer einerley Gestalt; doch haben die Beobachter auch zuweilen Verschiedenheiten, als: drahtförmige, ringartige, traubenförmig mit einander verbundene, u. s. w. angemerket, welche aber vielleicht nicht so wohl diesen Geschöpfen eigen sind, als vielmehr von der verschiedenen Vollkommenheit des Vergrößerungsglases, und von der Geschicklichkeit des Beobachters selbst, herzuleiten seyn dürften. Es liegt auch viel an dem rechten Grade der Fäulniß und Gährung, welche erfordert wird, diese Geschöpfe aus ihrem trocknen Zustande zu entwickeln, und zur Bewegung fähig zu machen. Infusionen auf Theilen von Thieren bringen ähnliche Geschöpfe hervor. Ob nun diese Geschöpfe wirklich ein Leben besitzen, und sich aus eigener Kraft bewegen, oder ob hierbey eine andere Ursache Statt finden möchte, darüber sind die Naturforscher nicht einerley Meinung. Man will die Bewegung der Luft, die Wärme des Zimmers, die Feuchtigkeiten in dem Auge des Zuschauers, ein Stoßen am Tische, die Einbildung, und was dergleichen

chen mehr ist, als die Ursache der Bewegung dieser Geschöpfe annehmen. Die neuesten Beobachter aber haben alle diese Einwürfe gründlich widerleget, und Hr. Staatsrath Müller führt triftige Gründe für das thierische Wesen dieser mikroskopischen Körperchen an, wenn er von ihrem Bemühen, sich in den schon vertrocknenden Tropfen zu erhalten, von ihrer Aengstlichkeit gegen ihren Untergang, von ihrem matt werden und wieder aufleben, von ihrer Vorsicht, Gefahren auszuweichen, u. d. gl. redet. Indessen haben diese Gründe doch dem Hrn. Prof. Müller nicht hinreichend geschienen, diese Körperchen für lebendige Creaturen oder Thiere anzunehmen, wie aus den Zweifeln erhellet, welche Derselbe über den vermeintlichen thierischen Ursprung der so genannten Thierpflanzen erreget hat, und welche ich bey der allgemeinen Betrachtung der Thierpflanzen anführen werde. Spallanzani (*), welcher wirklich über diese Geschöpfe neue und wichtige Bemerkungen mitgetheilt hat, schreibt in der Vorrede zu dem Bonnet: „Eine unrichtige Philosophie hat uns bereden wollen, die Infusionsthierchen wären gleichsam eine Art Bastarte „in der Natur, und würden nicht so, wie die andern „und

(*) *Lazz. Spallanzani* Saggio di osservazioni microscopiche concernenti il sistema della generazione de Signori Needham e Buffon. (Modena) 1765. 4.

Programme ou Précis d'un ouvrage sur les reproductions animales, par Mr. l'Abbé *Spallanzani*, traduit de l'Italien, à Geneve, 1768. 8.

Nouvelles recherches sur les decouvertes microscopiques, & la génération des corps organisés. Ouvrage traduit de l'Italien de Mr. l'Abbé *Spallanzani*, par Mr. l'Abbé Regis, avec des notes, des recherches physiques & métaphysiques sur la nature & la religion &c. par Mr. *de Needham*. à Londr. & Par. 1769.

„uns bekannten Thiere, erzeuget. Es wäre indessen „gut, wenn Andere hiervon noch so viel Beweise, als „möglich, sammleten. Die natürliche Theologie „würde es ihnen nicht wenig Dank wissen, und das „von einer gesunden Philosophie so sehr unterstützte „System der Entwickelung hätte viel Vortheil davon. „Das gegenwärtige Problem aufzulösen, wird indes„sen fast mehr, als menschliche Genauigkeit und Vor„sichtigkeit erfordert. Ich weiß keine Art von Unter„suchung, die von den Naturforschern eine strengere „Logik heischete. Man muß unaufhörlich zweifeln, „ob man recht sieht, und sich nicht durch den Schein „betriegen lassen. Man muß, so zu sagen, alles, „was man von den großen Thieren weiß, wieder ver„gessen."

Hr. v. Linné erinnert zuletzt, daß vielleicht noch verschiedene belebte Theilchen in der Welt vorhanden seyn, welche zu diesem Geschlechte gerechnet werden könnten; weil aber solche noch nicht gehörig untersucht worden, auch nicht füglich angegeben und bestimmet werden möchten. Er nennt deren sechs, als: 1. die Ansteckung derjenigen Krankheiten, welche mit einem Ausschlage auf der Haut verbunden sind; 2. den Zunder der hitzigen Fieber; 3. das Gift der Liebesseuche; 4. die von Lecuwenhoek entdeckten Samenthierchen; 5. das Flockengewebe, welches im Frühlinge in der Luft hängt, wozu Hr. Müller noch die Kerbfäden rechnen wollte; 6. alles dasjenige, was die Gährung und Fäulniß verursachet.

Nach Hrn. Bonnet sind einige der Infusions-Thierchen den Glocken-Polypen so ähnlich, daß man sie dieserhalb zur Classe derselben rechnen muß. Andere sind rund, länglich, ohne sichtbare Gliedmaßen; andere gleichen den Zwiebelgewächsen, mit langem

fadendünnen Schwanze; und diese letztern scheinen ins besondre zur zahlreichen Classe der Polypen zu gehören. Andere, welche kugelicht ausfallen, haben vorn gleichsam einen krummen Schnabel; noch andere sind sternförmig, u. s. w. Alle aber sind durchsichtig wie Blasen, und bewegen sich mit mehr oder weniger Geschwindigkeit. Ueberhaupt sind sie ausserordentlich klein, und darunter sind einige so klein, daß man sie mit den stärksten Linsengläsern nicht entdecken kann. Andere, deren Größe nicht so sehr abfällt, können durch ein mittelmäßiges Vergrößerungs-Glas gesehen werden. Diese sind von den obern, oder ersten, jene von den untern oder letzten Ordnungen. Es scheint fast unmöglich, Thierchen, deren specifischer Unterschied sich im unendlich Kleinen verliert, unter gewisse Classen zu bringen; und doch ist Hr. Staatsrath Müller so glücklich gewesen, über 100 Arten derselben zu characterisiren.

Es macht Derselbe von den Infusionsthierchen folgende Eintheilung:

I. Ohne äusserliche Werkzeuge oder Organen.

A. Häutige oder membranöse.

a. Das eyförmige.
b. Das längliche.
c. Das winkelichte.
d. Das gekrümmte.
e. Das hohle.

B Etwas dickere.

a. Das punctförmige.
b. Das kugelförmige.
c. Das walzenförmige.
d. Das längliche oder ausgedehnte.

II. Mit äusserlichen Werkzeugen.

A. Geschwänzte.

a. Das bloße.
b. Das gehaarte.
c. Das gefranzte.

B. Gehaarte.

C. Gewimperte oder gefranzte.

a. Das bloße.
b. Das schalige.

Alle diese Arten mikroskopischer Wesen haben einen eben so regelmäßigen Ursprung, als die größern Thiere unsers Erdbodens. Ihre äusserste Kleinheit verstattet nur höchst selten, daß man die Körperchen oder Keime, woraus sie entstehen, wahrnehmen kann. Bloß dieses weiß man für gewiß, daß die Art, wie sich eine jede Gattung vervielfältiget, gewissen, beständigen und unveränderlichen Gesetzen unterworfen ist, und daß sich dabey nicht das mindeste von der Erzeugung durch Fäulniß findet, welche die Alten so durchgängig angenommen, und die Neuern zum Theil wieder aufgebracht haben.

Man kann leicht erachten, daß so kleine, ganz blasenhafte und fast gallertartige Thierchen überaus zärtlich seyn müssen. Die von den untern Ordnungen dürften es noch weit mehr seyn. Und wie zart müssen nicht ihre Keime seyn! Wie lässet es sich begreifen, daß diese dem Ansehen nach so zarte Keime die Hitze des siedenden Wassers aushalten, da die Thierchen selbst bey dem 34sten Grad Wärme des reaumürischen Thermometers umkommen! Hier betriegt man sich sehr, wenn man über die Natur Muthmaßungen anstellet. Die Keime der Thierchen von den obern

Ordnungen sterben, oder entwickeln sich wenigstens nicht, bey einer Wärme von 28 Grad.

Die Infusionsthierchen sind Wassergeschöpfe, welche nur in dem Wasser, so lange es flüssig bleibt, leben können. Sie haben die Kälte des Wassers weit weniger, als die davon entstehende Gefrierung, zu fürchten. Das Wasser kann unter gewissen Umständen auf 9 Grad unter dem Frostpuncte kalt werden, ohne seine Flüssigkeit zu verlieren. Die Thierchen, welche eine bis zu diesem Grade erkaltete Infusion bewohnen, sterben darin nicht, sondern bewegen sich nur langsamer. Die Keime dieser Thierchen können einen noch weit beträchtlichern Grad von Kälte aushalten; wenigstens sterben sie bey dem 15ten Grad unter Reaumür's Null durchaus nicht. Und wie wahrscheinlich ist es, daß sie einer noch weit größern Kälte widerstehen! So viel Kälte und Wärme aber diese Thierchen aushalten, so plötzlich werden sie von einem durchdringenden, spirituösen, oder auch flüchtigen Geruche getödtet. Auch vom Oehle kommen sie um; und diese so wohl als andere Erfahrungen haben ihre thierische Natur völlig ausser Zweifel gesetzt. Das bloße Ausströhmen der elektrischen Flüssigkeit schadet diesen Thierchen im mindesten nicht, der elektrische Funke aber tödtet sie auf der Stelle und zerstücket sie. Einige leben im luftleeren Raume einen ganzen Monath lang, bewegen, nähren und vermehren sich darin; andere halten in demselben kaum 2 Tage aus.

Die in Wasser eingeweichten Fruchtkörner setzen darin einen Schimmel an, und dieser besteht aus wirklichen Pflanzen. Die Haarfäden, oder die äusserst kleinen Zweige dieser mikroskopischen Pflanzen haben an ihrer Spitze einen rundlichen Kopf, worin

die

die Samenkörnchen enthalten sind. An diesen Pflänzchen hängen sich oftmahls die kleinen Thierchen an, deren Kopf dem Schimmelköpfchen sehr ähnlich, und der Leib dünn wie ein Faden ist. Und mehr bedurfte es nicht, einen berühmten Beobachter, Hrn. Needham, auf die Gedanken zu bringen, daß der Schimmel sich in Thierchen verwandelte. Wenn die Getreidekörner sich im Wasser auflösen, so vertheilt sich ihre Substanz in Bläschen. In diese setzen sich, der Nahrung halber, solche Thierchen, und theilen ihnen Bewegungen mit, welche Hrn. Needham und Hrn. Muller auf die Meinung brachten, daß die Bläschen belebet würden, und nach und nach eine thierische Beschaffenheit annähmen.

Die Fortpflanzungsart, nach welcher verschiedene Polypen-Arten sich durch stete Zertheilungen vermehren, ist den Infusionsthierchen sehr gemein, und in mancherley Absicht merkwürdig. Viele dieser Thierchen pflanzen sich fort, indem sie sich quer durch in zwey Stücke theilen. Gerade in der Mitte ihrer Länge entsteht eine Abbindung, welche alle Augenblicke zunimmt, so, daß beyde Theile zuletzt nur durch einen sehr feinen Faden zusammen hängen. Diese Theile sind nunmehr zwey Thierchen, welche man in der Begattung glauben sollte. Sie machen beyde mancherley kleine Bewegungen, wodurch ihre Trennung befördert wird. Von der Art ist die Vermehrung gewisser kleiner, runder oder länglicher Thierchen, in deren Naturtriebe sich etwas besonderes bemerken lässet. Gewöhnlicher Maßen stoßen sie in ihrem schnellen Laufe nicht an einander, und wissen sich sehr geschickt auszuweichen. Wenn aber eines von ihnen im Vermehrungsgeschäfte begriffen, und es mit der Theilung schon weit gekommen ist, werfen sich andere

von

von ihnen zwischen die beyden Thierchen, um ihre Absonderung zu beschleunigen.

Die mikroskopischen Polypen, welche sich durch natürliche Theilung vermehren, trennen sich beständig in zwey Stücke, doch einige schief abgerissen, andere in der Mitte der Länge nach. Bey einer Art derselben eräugnet sich hierin etwas ganz neues, welches den Hrn. de Saussüre, der es zuerst bemerkte, sehr aufmerksam gemacht hat. Dieses Thierchen findet sich in der Infusion vom Hanfsamen. Es gehört zu denjenigen, welche vorn einen krummen Rüssel haben; dabey ist es länglich und sehr munter. Wenn es im Begriffe ist, sich zu vermehren, setzt es sich unten am Boden der Infusion fest, zieht den gebogenen Rüssel ein, und nimmt die Gestalt einer kleinen Kugel an. Unmittelbar darauf fängt es an, sich um sich selbst zu drehen, dergestalt, daß der Mittelpunct seiner Bewegung fest bleibt, und das Kügelchen sich nicht von der Stelle rücket. Diese Bewegung geschieht mit der größten Regelmäßigkeit, wiewohl nicht beständig nach einerley Richtung; denn das Thierchen dreht sich anfänglich von der Rechten zur Linken, sodann von vorn nach hinten, weiter von der Linken zur Rechten, und zuletzt von hinten nach vorn, u. s. w. Alle diese Bewegungen nehmen stufenweise in der Geschwindigkeit zu, und man entdeckt anfänglich nicht die Absicht davon. Nach kurzer Zeit aber wird man auf der zusammenhängenden Oberfläche des Kügelchens zwey kleine Streifen gewahr, welche daselbst das Ansehen eines Kreutzes machen. Das Kügelchen sieht alsdann ziemlich wie eine Kastanienschale, welche sich eben öffnen will, aus; und in der That ist nun der Augenblick da, wo das Thierchen sich theilen wird. Es bewegt sich schnell, schüttelt sich und trennt sich in vier andere Thierchen, die dem erstern, wovon sie herkommen,

men, völlig ähnlich, nur weit kleiner, sind. Diese wachsen schnell, theilen sich wieder in vier Stücke, und so gehen diese fernere Theilungen ohne Ende fort.

Die zahlreichen Einwohner der Infusionen haben, gedachter Maßen, auch ihre Polypen, und diese sehr kleine Polypen vermehren sich nach Art der Glocken-Polypen, so daß, der Länge nach, aus einem ihrer zwey entstehen. Bey den meisten fängt die Theilung vom vordern, bey einigen andern aber vom hintern Ende an; und wenn in diesem Zustande die Theilung bis zum Kopfe gekommen ist, so sieht das Thier wie ein zweyleibiges Monstrum aus. Diese zwey Leiber an Einem Kopfe machen mancherley seltsame und schnelle Bewegungen. Doch vermehren sich alle Infusions-Polypen nicht auf die Weise, daß sie sich der Länge nach theilen. Bey einer Art derselben geschieht es fast eben so, wie die Flechten sich zu vermehren pflegen. Diese Art hat einen rundlichen Körper, und einen kleinen fadendünnen Schwanz. Zur Zeit der Vermehrung sondert sich vom untern Theile des Körpers ein Stückchen ab, welches sich beständig und mit großer Behendigkeit bewegt. Dieses ziemlich gestreckte Stückchen ist der Anfang eines neuen Thierchens. In einigen Stunden ist es demjenigen, wovon es sich absonderte, völlig ähnlich. Noch trifft man in den Infusionen kleine, sonderbare Geschöpfe an, deren Vermehrung mit den jetzt angezeigten Vermehrungsarten wenig oder gar keine Aehnlichkeit hat. Dieses sind kleine, beseelte Kugeln, aus einer Menge von Kügelchen zusammen gesetzt, welche sich nach und nach von einander absondern, und solcher Gestalt ihre Art fortpflanzen.

Man hat also bey unsern Infusionsthierchen schon einige Arten der Vermehrung, welche sich insgesammt sehr verschiedentlich auszeichnen. Ohne Zweifel gibt es deren noch weit mehrere, welche sich durch neue Untersuchungen dem Naturforscher darstellen werden. Denn vornehmlich in diesem Bezirke der unendlich kleinen Geschöpfe zeigt sich die erstaunende Fruchtbarkeit der Natur. Zuletzt vermehren sich die Thierchen in den Feuchtigkeiten, eben so wie die vollkommenern Thiere, durch Eyer, und durch lebendige Junge. Man hat gesehen, daß sie Eyer legen, und auch wie die Blattläuse gebären. So gar unter denen Arten, welche sich durch natürliche Theilung vermehren, gibt es einige, welche Eyer legen, wohin unter andern die mit krummen Schnäbeln gehört. Bey dem Austritte aus dem Eye ist das Junge kugelförmig; bald darauf wird es länglich, und der krumme Schnabel kommt zum Vorschein. Das Zwitter-Geschlecht ist vornehmlich bey den Infusionsthierchen anzutreffen; und daraus lässet sich beurtheilen, wie sehr weit es ausgebreitet sey. Niemahls hat man diese Thierchen sich begatten gesehen, und wenn eyerlegende, oder lebendig gebärende Arten in der genauesten Einsamkeit gehalten worden sind, so haben sie sich darin beständig vermehret. Verschiedene Arten dieser Thierchen können, wie die mikroskopischen Polypen, im Wasser einen kleinen Wirbel erregen, welcher allerley Körperchen, wovon sie sich ernähren, zu ihrem Munde hinreisset. Etliche von ihnen haben daher am Munde kleine Bartfäden, welche sie sehr geschwinde bewegen. Viele Arten von ihnen sind fleischfressende Thierchen, und verschlingen selbst einander (*). Andere verschlucken ganze lebendige Thierchen,

(*) Infusionsthierchen, die andre fressen, beschrieben von Joh. Aug. Ephr. Goeze, n. 13 Figg. ff. im 3 B. der Beschäftig.

chen, die sich noch eine Zeitlang im Innern des gefräßigen Räubers bewegen; manchmahl aber sind die erhaschten Thierchen so glücklich, aus ihrer Gefangenschaft zu kommen.

Das Begattungswerk hat man, wie gesagt, bey den Infusionsthierchen noch nicht beobachtet; doch will man männliches und weibliches Geschlechtes angetroffen haben. Ein sonderbares, und seiner Eigenschaften wegen ganz außerordentliches Geschöpf, zeigt uns hierin ein eigenes Verhalten. Wenn man aus einem Haufen Getreidekörner eine Handvoll nimmt, so finden sich darin öfters etliche schwarzbräunliche, gleichsam mißbürtige, höckerige Körner, welche ein mangelhaftes, unvollkommenes Wachsthum erreicht zu haben scheinen. Ihre Substanz ist weißlich, schleimig, und hat weder mit dem brandigen, noch mit dem Mutter-Korne etwas gemein. Zerschneidet man diese Körner, und thut einen Wassertropfen darauf, so wird man unter einem Vergrößerungsglase in der Feuchtigkeit augenblicklich eine Menge der feinsten Fäden, wie kleine Aelchen, gewahr, welche sich nach verschiedenen Seiten hin und her schlängeln. Anfangs sollte man zweifeln, daß diese Wesen, die, ohne Leben zu zeigen, im Samenkorne, und folglich in der Erde begraben lagen, durch das bloße Berühren mit Wasser so schnell ein wahrhaftes Leben bekommen haben. Eine fernere Beobachtung aber zeigt deutlich, daß es lebendige Aelchen sind, in denen man so gar Männchen, Weibchen, die Geschlechtstheile bey einem und dem andern, im letztern den Eyerstock, und in diesem die Eyer nach der Reihe, und in diesem endlich das lebendige Junge unterscheid-

schäftig. der berlin. Gesellsch. naturforsch. Freunde, Berl. 1777. gr. 8. S. 375—384.

scheidend wahrnehmen kann. Diese so feine Bemerkungen haben die Herren Rossredi und Fontana angestellet, und ihren reitzenden Anblick, vornehmlich vermittelst des Sonnen-Mikroskopes, genau beschrieben. Sie haben zugleich bewiesen, daß diese Thierchen sich in dem ausgetrockneten Getreide an 27 Jahre lang erhalten, und ihr Leben nach einer so langen Zeit, wie gewöhnlich, wieder annehmen können. Sie finden sich nicht allein im Korne, sondern auch im Hafer, in der Wurzel, und selbst in der Erde, aus welcher sie ohne Zweifel in Wurzel, Halm und Samenkorn hinüber gehen, und in letzterm ihre Vollkommenheit erreichen. Besonders zeigt sich diese Eigenschaft des Wiederaufslebens an den vom mittlern Alter, welche etwann $\frac{1}{3}$ Linie lang, und den 179sten Theil einer Linie breit sind. Die Franzosen nennen die Körner, worin diese Thierchen, durch das Befeuchten mit Wasser, sich finden, gichtiges Getreide (Bled rhachitique), welches man für nichts anders, als für mangelhafte Getreidekörner, halten kann. Wir haben dazu keinen eigentlichen Nahmen im Deutschen; und man ist auch ungewiß, ob es sich bey uns findet. Denn der Character, daß die Substanz dieser Körner schleimicht und weißlich sey, passet gar nicht auf unsere bekannte Schmachtkörner. Diese sind nur deshalb flach, kurz und geringe, weil es ihnen an Nahrung gefehlt hat, sonst würden sie eben so viel Mehl, als die vollkommenen Körner, enthalten; und ihr weniges Mehl ist, der Substanz nach, jener ihrem gleich. Es scheint, daß wir hier zu Lande weder im Weitzen, noch im Rocken, dergleichen rhachitisches Getreide haben, und es steht dahin, ob nicht Rocken sollte gemeinet seyn, weil die Franzosen und Italiäner dasselbe dem Mutterkorne (Ergot oder Bled corno) entgegen setzen, als welches nur unter dem Rocken allein

allein zu finden ist; es wäre denn, daß die französischen Naturalisten, welche gemeiniglich auf die Wort-Krämerey der Ausländer schimpfen, zu wenig Genauigkeit bey manchen Wörtern gebrauchten, da ihrer viele unter Nielle nichts anders, als unsere Raden, Radel, Nichel u. s. w. verstehen, und nicht den Brand. Daher wäre es der Mühe werth, daß ein deutscher Beobachter diese Thierchen im Getreidekorne aufsuchte, und alsdann die Beschaffenheit solcher Körner richtiger bestimmte. Große Aehnlichkeit mit diesen Aelchen aus dem mangelhaften Getreide, in Absicht der Beschaffenheit und der Wiederauflebung, hat ein anderes bekanntes Thierchen, welches den Nahmen des Räderthierchens (Vorticella) führt, und welches noch unsterblicher, als ersteres, zu seyn scheint. Es ist dieses auch eigentlich ein Wasserthierchen, ungeachtet es sich gewöhnlich im Staube der Dächer und der Dachrinnen aufhält, wohin es die Winde bringen. Wenn man diesen Staub mit einem Tropfen Wasser befeuchtet, wird man das Geschöpf in aller seiner Munterkeit erblicken; so wie aber das Wasser ausdunstet, zieht es sich mehr und mehr zusammen, wird unförmlich, als ein Stückchen trocknes Pergament, und liegt wie todt. Es nimmt aber sogleich wieder Leben und Bewegung an, so bald man es im trocknen Zustande von neuem befeuchtet; voraus gesetzt, daß es nicht gänzlich nackend abgetrocknet ist. Denn ehe es abtrocknet, muß man es mit Staub oder Erde bedecken. Unter dieser Vorsicht erhält es sich lange Zeit, und lebt nach geschehener Befeuchtung, schneller oder langsamer, allemahl wieder auf, dergleichen man zu eilf verschiedenen Mahlen versucht hat. Ob nun gleich diese sonderbare Erfahrung vom Wiederaufleben so kleiner Thierchen, zur Zeit noch nicht an den Polypen, ingleichem bey den

Infusionsthierchen, angestellet worden ist, so darf man deswegen noch nicht denken, als könnten beyde das Austrocknen nicht aushalten. Wenn Gräben, Moräste, Teiche u. s. w. durch die Sonnenhitze austrocknen, so sind sie in dem Zustande ganz mit Polypen und Infusionsthierchen, im weitläuftigen Verstande, angefüllt, und leben wieder darin, wenn sich ihr Wasser wieder durch anhaltenden Regen anhäufet. Es ist daher zu vermuthen, daß sich diese Thierchen selbst, oder ihre Samen und Keime, im trocknen Schlamme erhalten haben, und daß die Natur durch dieses besondere Mittel für die Erhaltung ihrer Arten in verschiedenen Gegenden gesorget habe. Es wäre gar auch wohl möglich, sagt Herr Bonnet, daß die Infusionsthierchen, oder ihre Keime, in die vegetabilischen und animalischen Substanzen hinein treten, sich daselbst im trocknen Zustande, wie die Aelchen in dem mangelhaften Korne, erhalten, und sich zuletzt in diesen Infusionen, worin man sie in großer Menge antrifft, entwickeln.

Doch, ich muß abbrechen, theils, weil die zu jedem Theile dieses Werkes bestimmte Bogenzahl erfüllt ist, theils und vornehmlich, weil ich den gerechten Vorwurf einer allzu großen Ausschweifung in das Gebieth der Physik und Naturgeschichte befürchten müßte. Indessen durfte ich diese Materie nicht ganz mit Stillschweigen übergehen, um die Erwartung derjenigen meiner geneigten Leser, welche dieselbe in gegenwärtigem Werke suchen möchten, nicht zu täuschen; und ich hoffe, daß dasjenige, was ich darüber beygebracht habe, zu einiger Befriedigung ihrer Wißbegierde hinreichend seyn werde.

Ich

Ich könnte noch eine beträchtliche Anzahl Schriften über die Infusions- und mikroskopischen Thierchen nahmhaft machen; ich will aber zu den in vorstehender Abhandlung angezeigten, nur noch folgende hinzu fügen.

Mart, Terechowsky diss. zoologico-physiologica de Chao infusorio Linnaei, Argent. 1775.

Ein Auszug daraus, u. d. T. Mart. Terechowsky Abhandlung von den Infusionsthierchen, st. im 2 St. des 2 B. der Sammlungen zur Physik und Naturgeschichte, Lpz. 1780, gr. 8. S. 128—174.

Wilh. Fr. Freyherrn v. Gleichen genannt Russwurm, Vorschlag zu einer gesellschaftlichen Beobachtung der Infusionsthierchen, st. im 4 Jahrg. der neuen Mannigfaltigk. Berl. 1777, gr. 8. S. 481—487, und 491—500.

Eb. Dess. Abhandlung über die Samen- und Infusions-Thierchen, und über die Erzeugung; nebst mikroskopischen Beobachtungen des Samens der Thiere, und verschiedener Infusionen. Mit 33 zum Theil illum. Kupfert. Nürnb. 1778, gr. 4. 22 B.

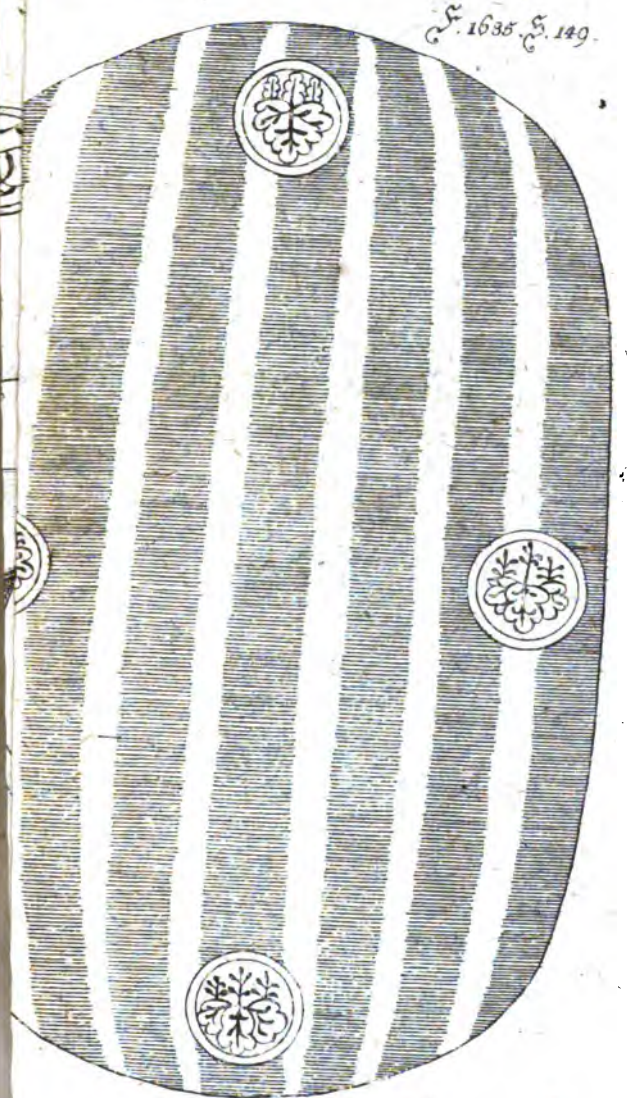
Ende des neun und zwanzigsten Theiles.

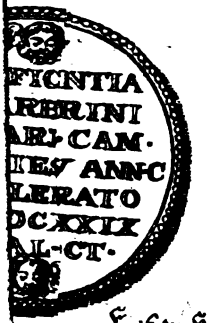
Nachricht für den Buchbinder.

Die Kupfer werden, nach der Ordnung der oben auf je
Platte zur rechten Hand befindlichen Zahlen, hinten
das Buch, an ein Blatt Papier, damit sie bequem h
aus geschlagen werden können, angekleistert.

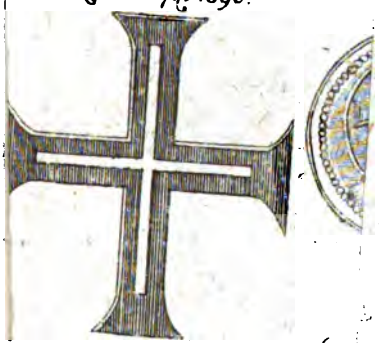
Anno 1639. S. 151.

Anno 1635. S. 149.





Cf. 1647. S. 396.

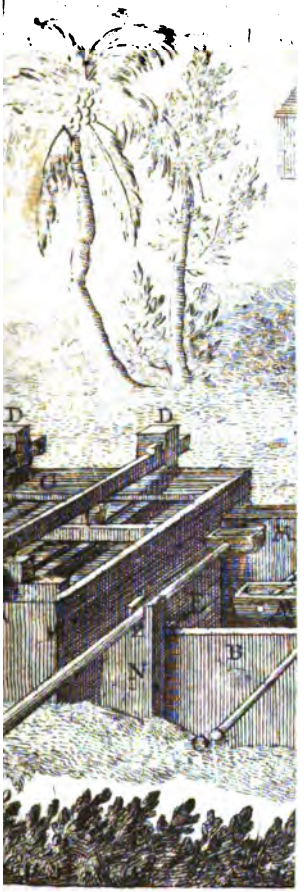


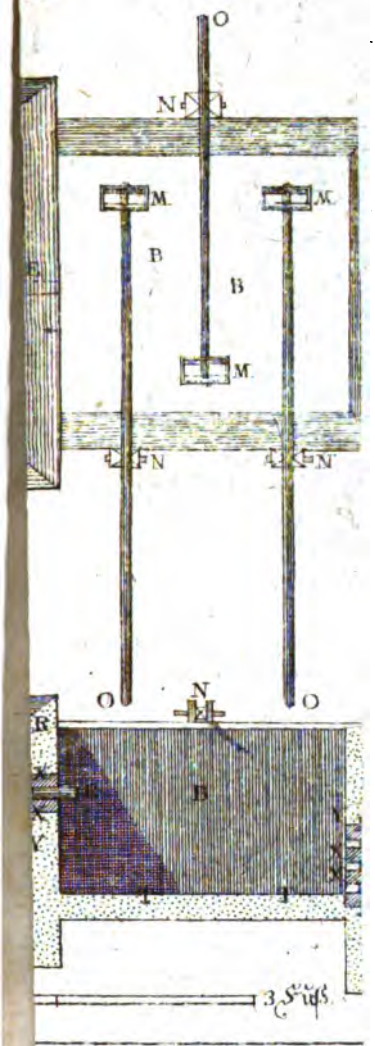
649. S. 347.

(N. 1658 c) (S. 520.

(N. 1658 d).

(N. 1658 e)


D
D
C
B
N


O
N
M.
M.
B
B
M.
N
N
O
N
O
R
B
3 Fuß.

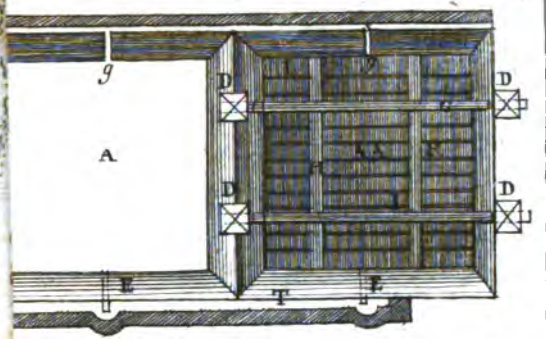


Fig. 1674 a). §. 644.

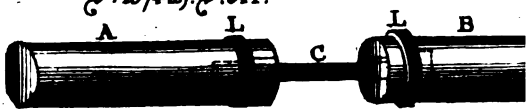
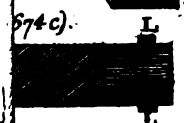


Fig. 1674 d).

674 c).



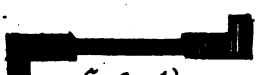
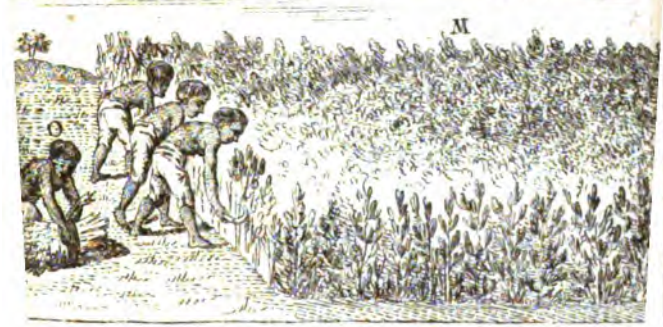


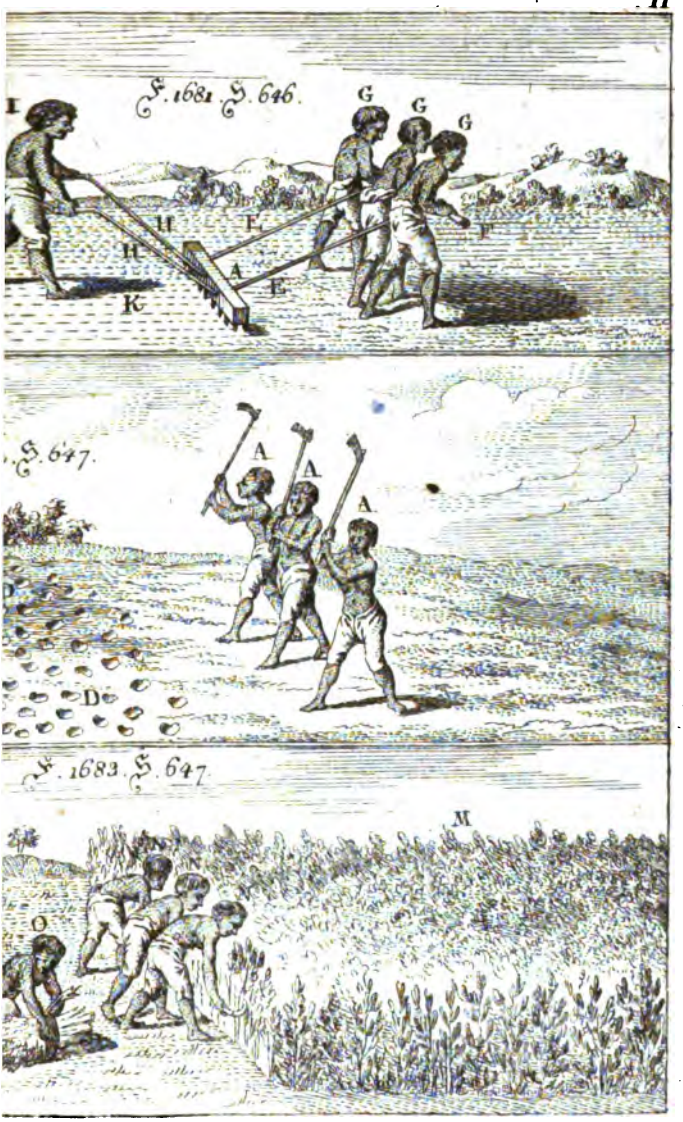
Fig. 1674 b).

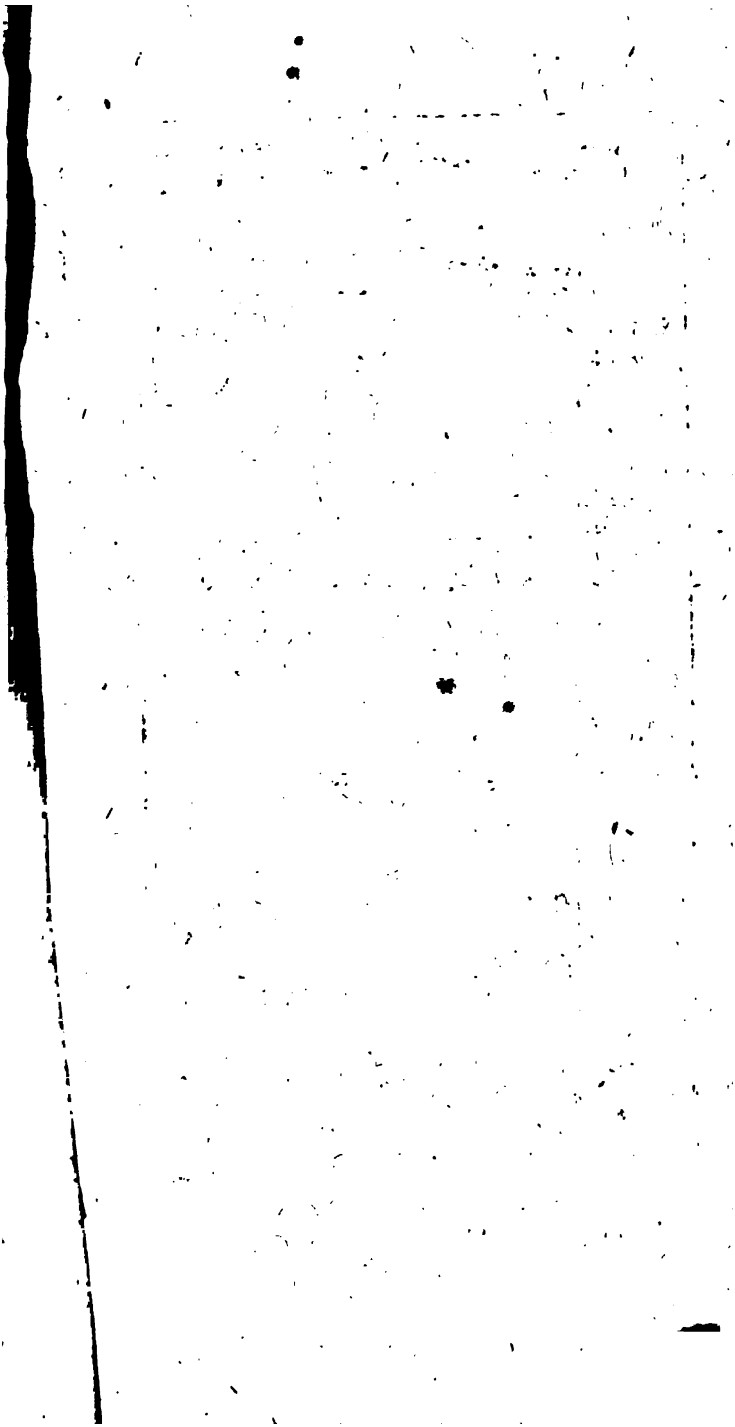
F. 1681. S. 646.

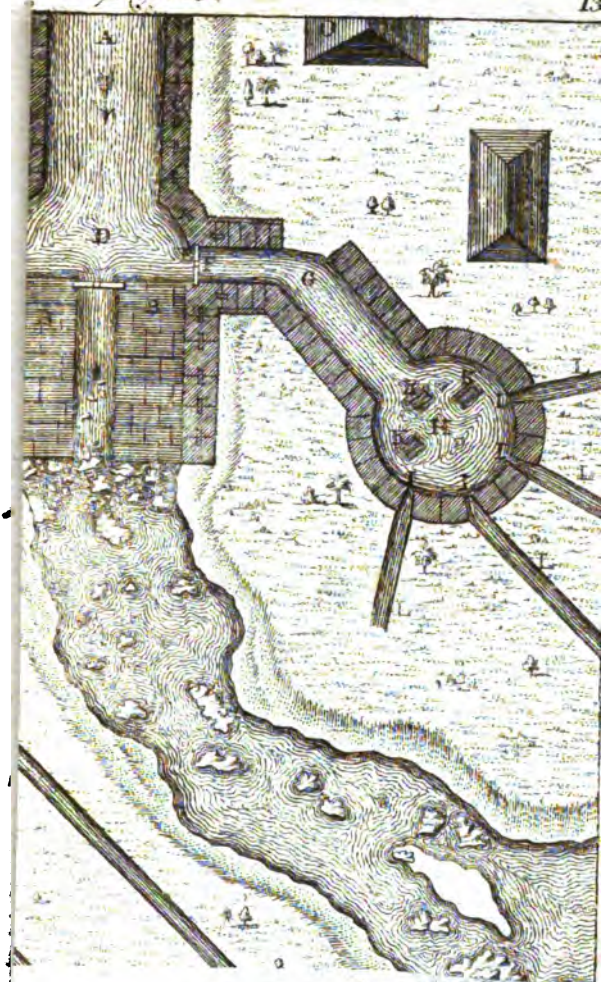
S. 647.

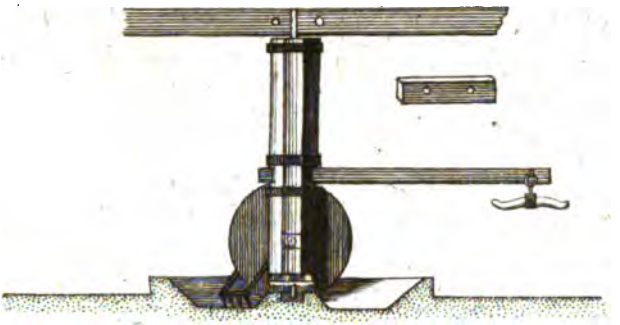
F. 1683. S. 647.

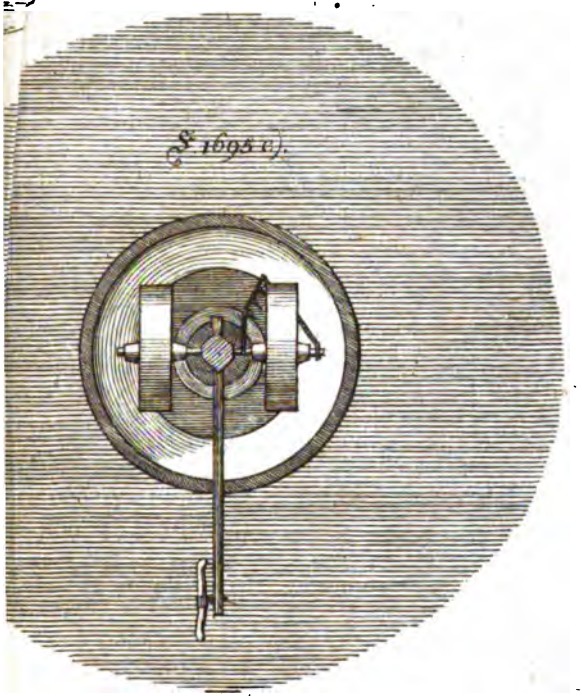


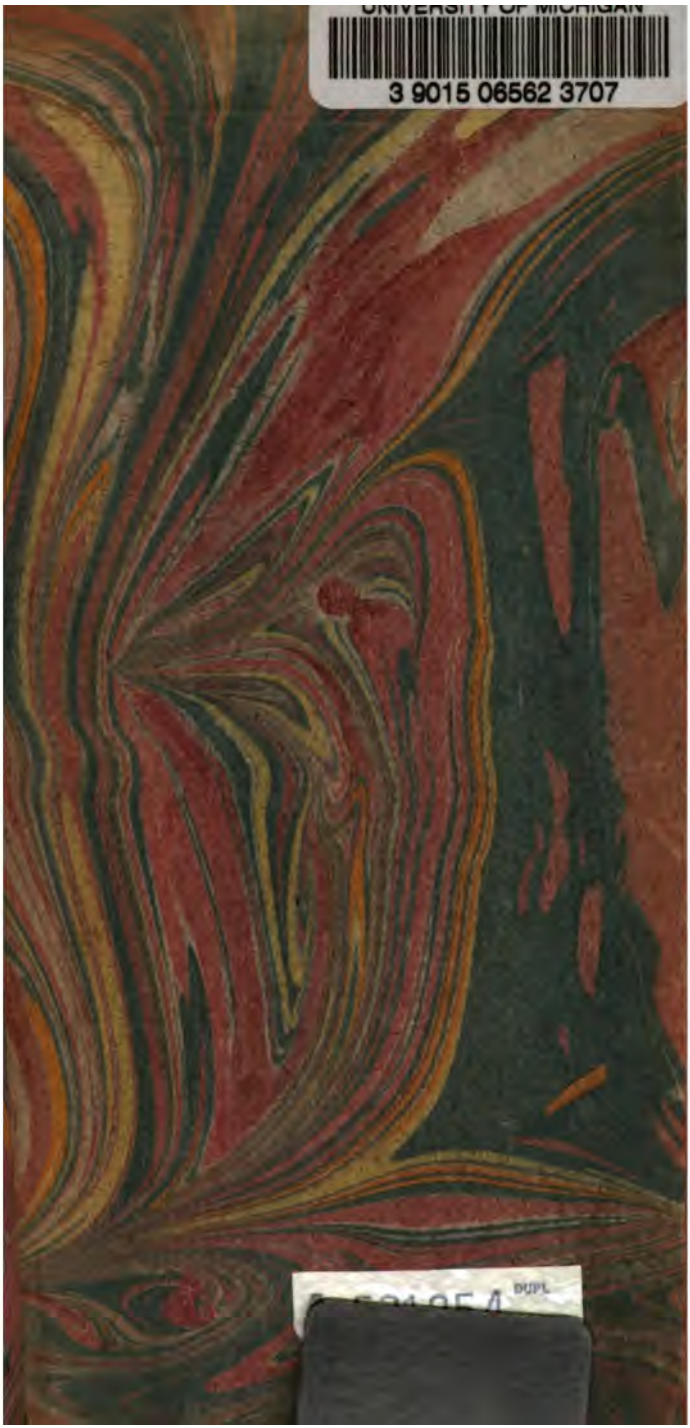

F. 1681. S. 646.
I
G
G
G
H
H
F
A
E
K
S. 647.
A
A
A
D
F. 1683. S. 647.
M
O




A
B
D
G
L
L
L






UNIVERSITY OF MICHIGAN
3 9015 06562 3707
DUPL